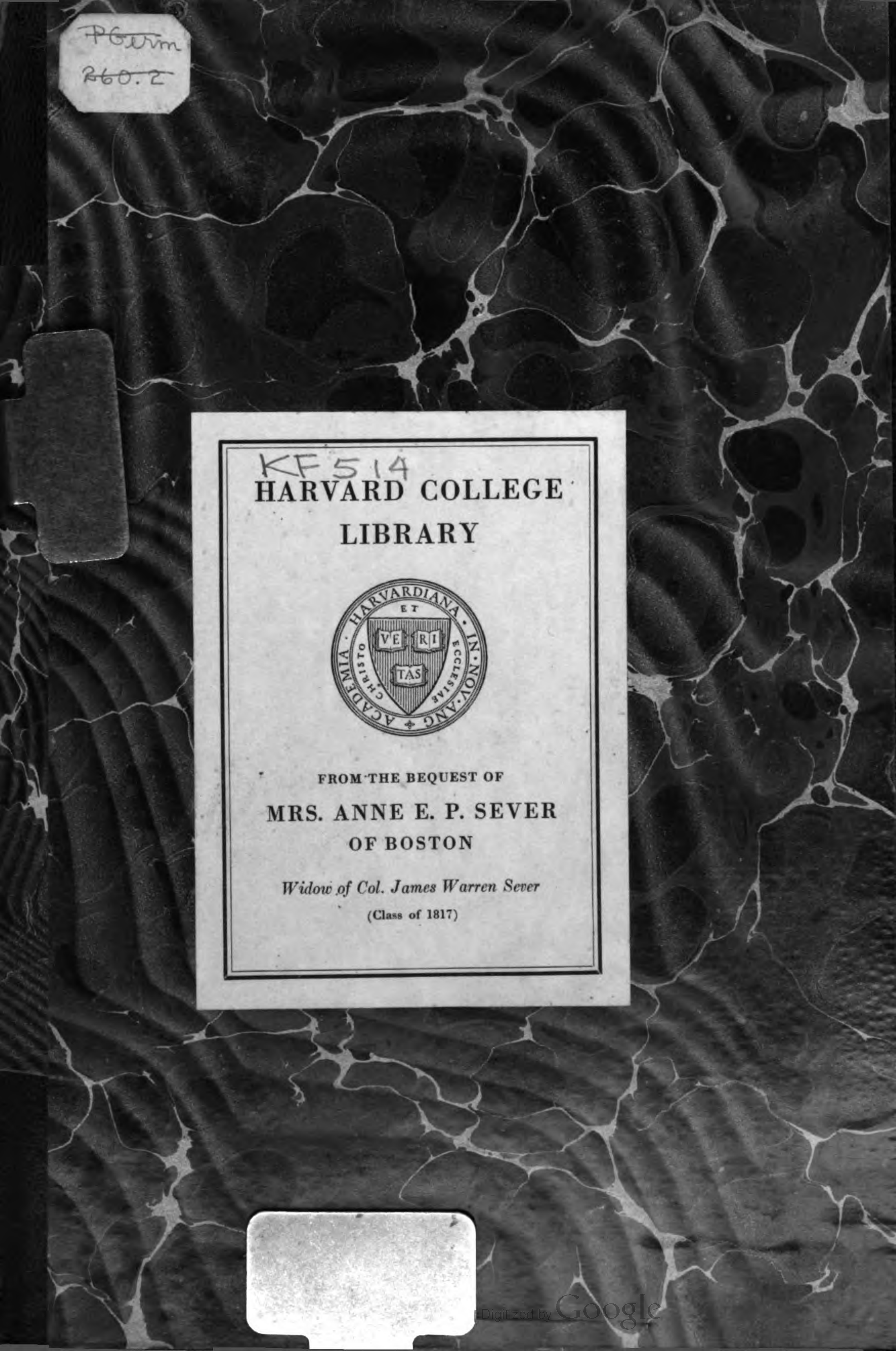
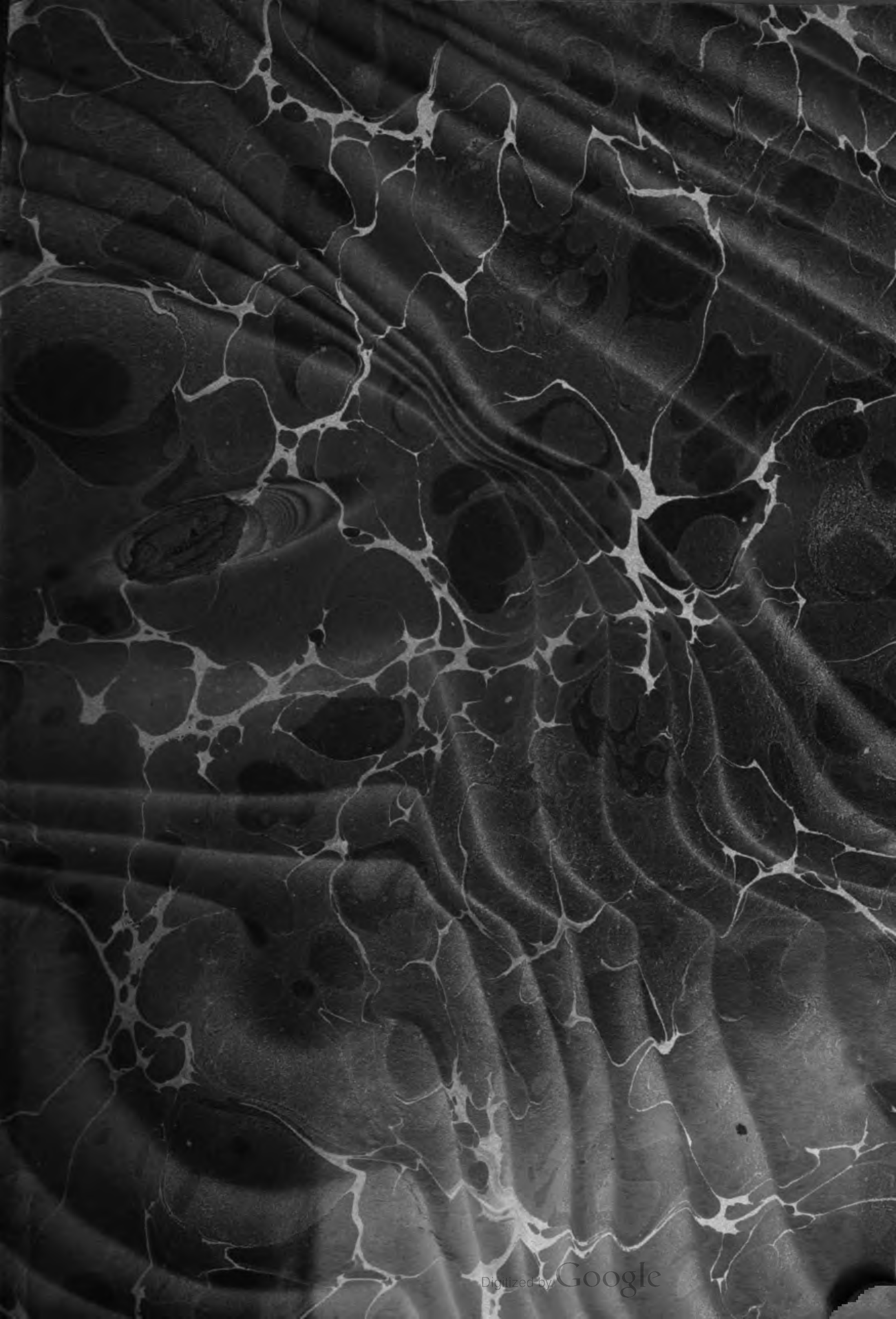

HD WIDENER
HW XQDS K



PGerm 260.2
KF 514
HARVARD COLLEGE
LIBRARY
HARVARDIANA ET VE RI TAS
ACADEMIA IN NOV ANG CHRISTO ECCLESIAE
FROM THE BEQUEST OF
MRS. ANNE E. P. SEVER
OF BOSTON
Widow of Col. James Warren Sever
(Class of 1817)
Digitized by Google



DIE KULTUR

VIERTEL-JAHR-SCHRIFT F. WISSEN-SCHAFT · LITERA-TUR UND KUNST.

HERAUSGEGEBEN

VON DER



VERLAG DER LEOGESELLSCHAFT WIEN
IX. SCHWARZSPANIERSTRASSE 6.



Shakespeares Beziehungen zu Österreich.

Vortrag

bei der Generalversammlung der Leogesellschaft am 11. November in Wiener-Neustadt gehalten von **Dr. Richard von Kralik.**

Indem ich über Shakespeares Beziehungen zu Österreich hier in Wiener-Neustadt sprechen will, bietet sich sogleich als erste Beziehung ein Fall dar, der mit dieser Stadt und mit deren Gründung wenigstens in entfernter Beziehung steht. König Richard Löwenherz wurde ja bekanntlich auf der Rückkehr vom Kreuzzug im Jahre 1192 durch Herzog Leopold V. den Tugendhaften oder den Tapferen in Erdberg bei Wien gefangen genommen wegen mancher Übergriffe des Engländers, besonders wegen der Beschimpfung der österreichischen Fahne bei Akkon. Mit dem reichen Lösegeld wurden die Mauern der neugegründeten Neustadt erbaut. Aber der Herzog hatte durch seine Tat sowohl den Nationalstolz der Engländer aufs tiefste gedemütigt als auch den kirchlichen Bann wegen Vergewaltigung eines Kreuzfahrers auf sich gezogen. Ein englischer Abt klagt darüber: „Wo hätte sich jemals ein verruchteres Volk gefunden! O Land der Barbaren, das du wohl verstehst, Männer von riesiger Größe des Körpers zu erzeugen, doch ohne Sinn für Tugend!“ Und König Richard klagte selber dem Papst, er sei vom Herzog erniedrigt und verkauft worden wie ein Ochse oder ein Roß. Man faßte einige Naturereignisse in Österreich und den gewaltsamen Tod des Herzogs in Graz 1194 als Strafe Gottes auf.

Da ist es denn nicht zu wundern, daß sich auch die englische Nationalpoesie für die Beschimpfung Englands durch Österreich zu rächen sucht. Shakespeare schildert in dem ersten seiner historischen Dramen, in „König Johann“, die Wirrnisse nach dem Tode des Löwenherz. Er dichtet in Widerspruch mit der Geschichte, daß sich auch der Herzog von Österreich nach Frankreich begibt, um als Sühne für den Tod des Löwenherz, den er verschuldet hat, nun das Recht seines rechtmäßigen Erben Arthur zu verteidigen. Dafür wird er vom Bastard Richards, der für den unrechtmäßigen Johann eintritt, geschmäht als „der Hase, der einen toten Löwen keck am Barte zupft“. Er habe wie der Esel in der Fabel sich Herkules' Löwenhaut umgehängt (2, 1). Als der österreichische Herzog dann des Friedens wegen Arthurs Sache aufgibt, wird er wieder von Arthurs Mutter Konstanze geschmäht als „klein von Taten, groß an Büberei! Du immer stark nur auf der stärkern Seite! Fortunas Ritter, der nie ficht, als wenn die launenhafte Dame bei ihm steht und für ihn sorgt. Du in der Haut des Löwen? Weg damit und häng' ein Kalbsfell um die schnöden Glieder!“

Bald darauf überredet der Herzog von Österreich den König von Frankreich, auf Rom zu hören und den papstfeindlichen König Johann zu verlassen (3, 1). In der folgenden Schlachtszene tritt dann der Bastard mit dem Kopf des Herzogs auf (3, 2).

Shakespeare charakterisiert im Grunde trotz der dreifachen Sinneswandlung den Österreicher nicht ungünstig. Österreich steht zuerst auf Seite des Rechts, dann auf der des Friedens und der Versöhnung, endlich auf der der päpstlichen Autorität. Auch Shakespeare selber läßt zum Schluß diese Autorität triumphieren; er läßt keinen Zweifel darüber, daß König Johann im Unrecht ist und daß durch sein Unrecht „Englands Leben, Recht und Treue zum Himmel aufflog, so daß für Jahrhunderte nichts blieb als Balgen und Zerren" (4, 3. Schluß).

Shakespeare schließt die Reihe dieser tragischen Ereignisse mit „Heinrich VIII." als dem letzten Königsdrama ab. Auch hier steht wieder der damalige Fürst von Österreich, der deutsche Kaiser Karl V. als Neffe der ungerecht verstoßenen Königin zugleich mit dem Papst im Hintergrund, als stille Mahner, daß die Kette der Unrechtmäßigkeiten noch immer nicht abgerissen sei.

Shakespeare macht die Stadt Wien zweimal zum Schauplatz seiner Handlung. Der eine Fall, mit dem ich beginne, ist weniger bekannt oder bewußt; es ist das Zwischenspiel im „Hamlet". Um seinen Oheim des Mordes zu überführen, bittet Hamlet die Schauspieler, ein Drama aufzuführen, das den Titel hat „Die Ermordung des Gonzago" (2, 2), und eine Rede von einem Dutzend Zeilen darin einzulegen. Hamlet erklärt dann während der Aufführung (3, 2), das Stück sei die Vorstellung eines in Wien (Vienna) geschehenen Mordes. Gonzago sei der Name des Herzogs, Baptista der seiner Gattin. Sein Neffe Lucianus gießt Gift in das Ohr des schlafenden Herzogs. Der Herzog wird sonst König genannt. Das Stück oder die Novelle, auf der es beruht, soll italienisch geschrieben sein. Man könnte darum im englischen Namen „Vienna" für Wien eine italienische Stadt vermuten; es gibt aber keine dieses Namens. Allenfalls könnte es das französische Vienne sein, das bis 1349 die Hauptstadt der Dauphinée war; aber deren Beherrscher waren kleine, von Frankreich abhängige Grafen, nicht Herzoge mit Königsgewalt, bei denen es sich um Staatsaktionen handelte. Das Fürstengeschlecht der Gonzaga hat allerdings weder mit Wien noch mit Vienne etwas zu tun in vorshakespearischer Zeit. Gonzago dürfte auch hier nur als Taufname, nicht als Familienname aufzufassen sein. In unseren Zweifeln gibt uns die erste Quartausgabe des Hamlet Licht. Sie nennt den Herzog auch „Albertus" und beweist wohl damit, daß dies der ursprüngliche Name war, der aus irgend welchen Rücksichten von der Quartausgabe zum Teil, von den späteren Ausgaben ganz verdrängt wurde. Unter den österreichischen Herrschern mit dem Namen Albert oder Albrecht ist nun der dramatisch interessanteste Herzog Albrecht VI., der nach langen Fehden mit seinem kaiserlichen Bruder Friedrich III., nach der grausamen Hinrichtung des Bürgermeisters Wolfgang Holzer plötzlich im Jahre 1463 starb unter Umständen, die den Verdacht einer Vergiftung möglich machten (ADB 1, 290). Er bekam, wie die Leichenschau feststellte, große schwarze Beulen unter den

Armen; das erinnert sehr an den durch Vergiftung hervorgerufenen Aussatz des alten Hamlet. Albrechts Gemahlin heißt allerdings nicht (Johanna) Baptista wie im Hamlet, sondern Mechthild, sie war die Tochter des kunstliebenden Pfalzgrafen Ludwig III., Witwe des Grafen Ludwig von Würtemberg, der 1458 gestorben war, nachdem ihm Mechthild den bekannten Eberhard „im Bart“ geboren hatte. Ihre zweite Ehe mit Albrecht von Österreich war unglücklich und kinderlos. Sie kehrte dann als „Fräulein von Österreich“ nach Würtemberg zurück, verkehrte viel mit Dichtern und wurde mit ihrem Sohne Eberhard Mitstifterin der Tübinger Universität (1477). Albrechts Leben und Tod sowie die Gestalt des Fräuleins von Österreich konnte wohl den Novellisten und Dramatikern reichlichen Stoff geben. Vielleicht verschmolz man damit auch Erinnerungen an die Ermordung König Albrechts I. durch seinen Neffen Johannes Parricida. Jedenfalls war der Tod Albrechts VI. eine große, für Österreich entscheidende Staatssache. Es handelte sich wirklich um wichtige Staatszwecke, wie Hamlet verkündet.

Wien bildet aber außerdem von Anfang bis zu Ende den Schauplatz des Shakespearischen Schauspiels „Maß für Maß“. Das ist um so bemerkenswerter, als in den Quellen für dieses Drama der Schauplatz schwankt. In der einen Fassung ist die Stadt Innsbruck, der Herrscher Kaiser Maximilian I., in der andern heißt die Stadt Julio, die vorübergehend unter der Herrschaft des Corvinus von Ungarn steht. In der Tat war Matthias Corvinus von 1485 bis 1490 Herr von Wien, und der Name Julio mag aus Juliobona verkürzt sein, was für Vindobona vorkommt. Aber die Rolle des Herzogs bei Shakespeare stimmt besser zu Maximilian, dem abenteuerlustigen, sich gerne leutselig in alles mengenden, volkstümlichen Herrscher. Auch das strenge Sittengebot, das zum dramatischen Konflikt führt, mag eine historische Beziehung haben. Nachdem nämlich im Jahre 1495 die französische Seuche im Heere König Karls VIII. in Italien zuerst ausgebrochen war und sich sogleich verheerend überall verbreitete, hielt man dies für eine gerechte Strafe Gottes und Maximilian I. erließ noch im selben Jahre mit Bezug darauf strenge Gesetze auf dem Reichstag zu Worms gegen Gotteslästerung.

Der von Shakespeare eingeführte Staatsrat Escalus gehört ebenso wie der Fürst Escalus in Romeo und Julie zur Familie der Scaliger. Diese Familie hatte in der Tat zu jener Zeit neben andern Familien Italiens ihr Haus in Wien.

Sehr merkwürdig ist, daß Shakespeare für sein Drama ganz die politischen Verhältnisse seiner eigenen Zeit, und zwar die der Jahre 1604 bis 1606 im Auge hat, die Zeit, wo abgesehen von dem einsiedlerischen Kaiser Rudolf II. in Prag die österreichischen Erzherzoge mit ihrem Haupt Matthias sich gegen die ungarischen und türkischen Händel wehren mußten. Shakespeare läßt den Herzog von Österreich in Fehde sein mit dem König von Ungarn. Wenn es nicht friedlich ausgetragen wird, dann werden, sagt er, alle Herzoge über Ungarn herfallen (1, 2). Das ist die Lage der österreichischen Erzherzoge Matthias, Maximilian und Ferdinand in Österreich und Steiermark gegenüber den aufständischen Ungarn und den angreifenden Türken. Am merkwürdigsten ist aber folgender Umstand: Im Kerker zu

Wien liegt in Fesseln ein gefangener Rebell, der „höchst notorische Pirat Ragozine" (4, 3). Das kann sich wohl nur auf Sigismund Rakoczy beziehen, der im Jahre 1607 vorübergehend Fürst von Siebenbürgen unter türkischer Oberhoheit wurde, aber schon 1608 zurücktrat und bald darauf starb. Das Drama kann daher nicht früher als 1608 geschrieben sein, also nicht 1604, wie eine gefälschte Notiz besagen will. Erst in jenem Jahre wurde der Name Rakoczy so allgemein bekannt, daß ihn auch ein englischer Dramatiker als notorisch bezeichnen konnte.

Wenn ferner der Herzog sagt, daß er eine Reise nach Polen vorgegeben habe, so erinnert man sich dabei an die höchst abenteuerlichen Versuche des Erzherzogs Maximilian 1588, sich die polnische Königskrone zu erwerben, was aber zu seiner langen Gefangenschaft in Polen führte. Vielleicht hat Shakespeare in seiner Phantasie den „Erzherzog" Max mit dem „Kaiser", dem letzten Ritter, zusammenfließen lassen.

Wenn Shakespeare also in manchen Zügen eine überraschend gute Kenntnis der damaligen Verhältnisse zeigt, so wird man auch die ganze Charakterisierung Wiens in „Maß für Maß", jene krasse Mischung von Frivolität und Strenge, ferner die ungeheuer realistische Schilderung des Wiener Kneipenlebens mit noch viel eingehenderen Details, als es etwa in den Falstaffszenen geschieht, und mit Aufzählung einer reichen Liste von Kneipbrüdern voll würdigen müssen.

Aber zur Zeit Shakespeares lebte das eigentliche Haupt Österreichs und des Deutschen Reiches nicht in Wien, sondern in Prag. Diesem, dem Kaiser Rudolf II., wenden wir uns nun zu; denn gerade auf diesen bezieht sich Shakespeare mehr oder weniger deutlich in einigen weiteren Dramen.

Shakespeares Jugenddrama „Die beiden Edelleute von Verona" spielt allerdings in der erhaltenen Fassung zwischen Verona und Mailand. Aber es weisen manche Spuren darauf hin, daß es ursprünglich zwischen London und dem Kaiserhof spielte. Die Stadt der beiden Edelleute, also jetzt Verona, liegt an einem Meerhafen, an einer Rhede, wo Seeschiffe nur bei Flut landen und abfahren können (2, 3). Das paßt ganz zu London, gar nicht zu Verona. Das ursprüngliche Ziel der Reise ist, wie einige aus Versehen stehen gebliebene Stellen verraten, der Kaiserhof, nicht Mailand. Viermal wird in derselben Szene (1, 3) „des Kaisers Hof", „des Kaisers Gunst" erwähnt. Damit konnte also nur des Kaisers Rudolf Hof in Prag gemeint sein, denn das Stück spielt in der Gegenwart. Ich vermute als Zeit seiner Entstehung das Jahr 1595, andere setzen es noch früher. Meine Gründe werde ich an anderem Ort entwickeln. Kaiser Rudolf hatte Engländer in seinem Dienst. 1594 hatte er ohne Prozeß den Georg von Lobkowitz eingekerkert und seinen entflohenen Bruder Ladislaus aller Güter beraubt. 1595 erhielt ein schottischer Oberst vom Kaiser eine goldene Gnadenkette. Rudolf war wie Shakespeares Herzog Liebesabenteuern nicht abgeneigt. Shakespeare erwähnt ein Bierhaus, das auch viel besser zu Prag als zu Mailand stimmt. Der Wald mit den Verbannten ist also ursprünglich auch nicht in Italien, sondern in den böhmischen Wäldern besser motiviert. Den Gregoriusbrunnen müßte man dann im berühmten St. Georgsbild auf dem Hradschin wiedererkennen. Auch die Kenntnis fremder Sprachen, die die Räuber

haben sollen, paßt besser hieher. Und so weiter. Aber wir werden sogleich sehen, daß Shakespeare wirklich etwas von Prag ausdrücklich zu sagen wußte.

In dem Lustspiel „Was ihr wollt“ bemerkt der Narr, daß „der alte Einsiedler von Prag, der niemals Feder noch Tinte anschaute,“ einmal sehr sinnreich zu einer Nichte des Königs Gorboduc gesagt habe: „Das was ist, ist“ (4, 2). Zur Erläuterung dieser Stelle ist zu sagen, daß es ein älteres Drama über diesen altbritischen König Gorboduc gab, von Thomas Sackville im Jahr 1561 verfaßt. Nun gab es aber auch einen englischen Komödianten Thomas Sackville, der als wandernder Schauspieldirektor seit 1591 in Deutschland herumzog. Er hatte vielleicht jenen vornehmen Dichternamen nur angenommen, weil er etwa auch den König Gorboduc spielte.

Wer ist aber der alte Einsiedler von Prag? Die Erklärer halten ihn entweder für eine willkürlich erfundene Figur oder für einen wirklichen Eremiten, der, wie Schlegel falsch und ungenau übersetzt, weder lesen noch schreiben konnte. Nein, ganz im Gegenteil, es war Kaiser Rudolf, der weltberühmte Einsiedler auf dem Hradschin, der sich bekanntlich hartnäckig aller Regierungsgeschäfte entschlug und Stöße von Akten unerledigt ließ. Die englischen Komödianten, die 1595 auch nach Prag kamen, wie wir aus einer Notiz schließen können (Goedeke 2, 526), haben wohl diese Worte aufgeschnappt, die der Kaiser an ein Mitglied ihrer Truppe richtete. Ja, es scheint aus der ganzen weiteren Rede des Narren hervorzugehen, daß diese Unterredung mit dem Kaiser sich auf das Wesen und den Sinn des Dramas, auf Sein und Schein, auf Wirklichkeit und Kunst bezog, also auf die Grundfragen der Ästhetik und Dramaturgie. Jener von ihm ausgesprochene Satz, den der Narr ins Lächerliche zieht, ist bekanntlich der philosophische Grundsatz der Identität, den der hochgebildete, aber schrullenhaft verbohrte Fürst wohl gern im Munde führen mochte. Der Narr spielt schon zu Beginn der ersten Szene des vierten Akts darauf an, indem er den Satz ironisch in den des Widerspruches umkehrt und sagt: „Nichts, was so ist, ist so.“ Er spielt auch ferner mit der Philosophie, indem er bald darauf den Malvolio examiniert über die Seelenwanderungslehre des Pythagoras. Er zitiert schon 1,5 den Quinapalus (?), der da sagt, besser sei ein weiser Tor als ein törichter Weiser. Er weiß ferner, daß vier Verneinungen zwei Bejahungen machen (5,1). Der berühmte Monolog Hamlets über „Sein oder nicht sein“ geht, nebenbei bemerkt, von ähnlichen Gedanken aus.

Die Komödie „Was ihr wollt“ dürfte etwa 1601 verfaßt sein als Gegenstück zu „Wie es euch gefällt“, das sicher ins Jahr 1600 zu setzen ist. Kaiser Rudolfs krankhafter Abschließungswahn begann besonders seit 1598 überhandzunehmen. Der Bruderzwist mit Matthias war noch nicht offen ausgebrochen, aber es soll doch nicht unerwähnt bleiben, daß auch das Drama Gorboduc einen Bruderzwist der Königssöhne Ferrex und Porrex schildert.

So wie Shakespeare also im Jahre 1601 den Kaiser Rudolf als den „Einsiedler von Prag“ erwähnt und scharf charakterisiert, so verlegt er wohl nicht ohne Absicht im Jahre 1611 den Schauplatz der idyllischen Szenen des „Wintermärchens“ in das „schöne Böhmen“, wie er

den Chorus sagen läßt. In der Novelle nämlich, die Shakespeare als Quelle des Wintermärchens benutzte, ist das Verhältnis ein anderes. Dort ist Sizilien, was bei Shakespeare Böhmen ist, und umgekehrt. Shakespeare muß einen guten Grund gehabt haben, den Schauplatz zu vertauschen. Er hielt es offenbar für passender, den tyrannischen, eifersüchtigen Ehemann nicht zum König von Böhmen zu machen, sondern lieber den nun unbeweibten Witwer, der sich in der Verteidigung hält, der zurückweicht. Es stimmte das besser zu dem gegenwärtigen König von Böhmen, zu Rudolf II., an den jeder Hörer des Schauspiels gewiß denken mußte. Vielleicht war ihm auch daran gelegen, anstatt des schon abgespielten bukolischen Siziliens das realistischere Böhmen zum Schauplatz der Hirtenszenen des vierten Aktes zu machen. Endlich löst sich so auch am besten die vielbesprochene Schwierigkeit mit der Meeresküste von Böhmen, wenn man sich ganz auf den Standpunkt jener Zeit versetzt. Tatsächlich beherrschte der damalige König von Böhmen, Rudolf II., als deutscher Kaiser von Prag aus ganz Österreich und Deutschland bis ans Meer.*) Einem Engländer, der damals den Kontinent bereiste, konnte es gar nicht anders erscheinen. Ob der diebische Autolykus, halb Zigeuner, halb kesselflickender Slowak, auch schon mit dem alten Volkswitz vom „böhmischen Zirkel" zusammenhängt, wage ich nicht zu entscheiden.

Zur Zeit, da Shakespeare das Wintermärchen aufführte, 1611, war das tragische Schicksal über Kaiser Rudolf schon hereingebrochen, aber der Dichter machte keinen stärkeren Gebrauch davon. Rudolf II. war von seinem Bruder Matthias im Jahre 1608 aus der Regierung von Österreich, Ungarn und Mähren verdrängt worden, aber erst 1611, also im Jahr des Wintermärchens, wurde er auch in Böhmen entthront. In diesen Wirren hatte Rudolf 1609 den bekannten Majestätsbrief unterzeichnet, der den Protestanten Religionsfreiheit versprach und dadurch gewiß den Kaiser in England sehr populär machte, so daß man selbst seine krankhaften Sonderheiten in verklärendem Licht betrachtete. Es war auch ein englischer Abenteurer, der protestantische Oberst Gunderot, bei dem Rudolf in äußerster Not, nachdem er schon abgedankt hatte, Hilfe suchte. Er starb 1612. In diesem Jahr ist wahrscheinlich Shakespeares phantastisches Schauspiel „Der Sturm" geschrieben. Es soll im Februar 1613 zum erstenmal aufgeführt worden sein. Mit Benutzung italienischer Motive gibt es doch in der Hauptsache die Ereignisse jenes „Bruderzwistes im Haus Österreich" wieder, nicht historisch wie Grillparzer, sondern in eine phantastische Sphäre gehoben. Daß man in dem fürstlichen Einsiedler auf der Zauberinsel Züge des Kaisers Rudolf erkennt, ist schon lange zugestanden. Die Zaubereien Prosperos entsprechen den magischen Versuchen des Kaisers, bei denen ihn gerade zwei Engländer unterstützten, John Dee und Edward Kelley. Rudolf machte mit ihnen Experimente, die denen Prosperos mit Ariel und Caliban entsprechen. Der Dämon, mit dem die Zauberer dieser Zeit operierten, hieß Uriel. Prospero wird von seinem Bruder aus Mailand, seinem rechtmäßigen Herzogtum, vertrieben, wie Rudolf II. von Matthias auf ganz ähnliche Weise.

*) Über Shakespeares Böhmen im allgemeinen vgl. meinen Aufsatz im 37. Jahrgang des Jahrbuches der deutschen Shakespeare-Gesellschaft (1901), S. 230 ff.



Prospero hat dem Bruder zuerst die Führung des Landes anvertraut, denn er selber war nur der freien Künste beflissen, in denen er als ohnegleichen galt. So wurde er „verzückt und hingerissen in geheimes Forschen, seinem Lande fremd", das die Krone aller Herzogtümer war (1,2). „Sein Büchersaal war ihm Herzogtum genug." Der Bruder hält ihn darum „für weltlich. Regiment ungeschickt", verbindet sich mit Freunden, wirbt ein Verräterheer, entthront den Bruder. Diesem bleiben nur die Bücher, die ihm der mitleidige Gonzalo verschafft. Zu beachten ist auch, daß hier Mailand ebenso den Decknamen für den Kaiserhof bildet wie in den „beiden Veronesern". Das Jugendwerk Shakespeares zeigt den jüngeren Kaiser, der spätere „Sturm" den gestürzten Greis. Was die Tochter des Herzogs von Mailand in den „Veronesern" wie im „Sturm" betrifft, so sind auch Kinder des unvermählten Kaisers bekannt; eine Tochter Elisabeth Konstantia trat in das von Rudolfs Schwester gestiftete Königskloster in Wien ein.

* * *

Das also sind die Beziehungen zu Österreich, die wir in den Werken des großen englischen Dichters finden; nicht viele und nicht sehr eingehende, aber doch immerhin mehr, als zu erwarten war, mehr, als etwa die Beziehungen auf andere Länder außer England, auf Frankreich, Spanien, Italien, das übrige Deutschland, Rußland, die Türkei und der Orient bieten, wenn wir von den französischen Kriegen u. dgl. absehen. Wir können für diese österreichischen Beziehungen zwei Gründe anführen.

Erstens war die Stellung Österreichs in jener Zeit von größtem politischen Interesse für ganz Europa. Es war schon zu Shakesspeares Zeit klar, daß sich das Schicksal der großen Kirchenspaltung von Österreich, von Prag aus entscheiden müsse. Alle Blicke waren auf den Kaiserhof und auf die rätselhafte Gestalt des Kaisers gerichtet. Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß der „Sturm" wahrscheinlich als Festspiel zur Hochzeit der Prinzessin Elisabeth mit dem Pfalzgrafen Friedrich, dem späteren Winterkönig von Böhmen, zuerst aufgeführt wurde. Auch daran ist zu erinnern, daß schon 1567 über eine Heirat der Königin Elisabeth von England mit Erzherzog Karl, dem Bruder des Kaisers Maximilian, verhandelt wurde; aber das Projekt scheiterte an den religiösen Schwierigkeiten.

Der zweite Anlaß lebhafter Beziehungen Englands zu Österreich waren die Wanderungen der englischen Komödianten. Ich habe schon von dem wandernden Theaterdirektor Sackville gesprochen, der 1591 von England nach Deutschland zog. 1595 empfahl der Landgraf Moritz seinem Agenten in Prag die Komödianten, die sich von seinem Hof weiter begeben wollten (Goedeke 2, 526). Wahrscheinlich werden sie in Prag wirklich gespielt haben. Wir finden sodann die hessische Truppe englischer Komödianten unter Leitung des katholischen John Green 1607 als österreichische Haustruppe in Graz. Sie werden wohl auch in der Zwischenzeit reichliche Beschäftigung in Österreich gefunden haben, nur daß wir zufällig keine Dokumente darüber haben. Am Hofe Rudolfs II. in Prag war damals (1590—93) der berühmte Arzt Bartholomäus Guarinoni; dieser lobt in seinem Hauptwerk „Die Greuel der Verwüstung menschlichen Geschlechts" das Theater

und auch die „engelländischen Komedianten", weil sie die Melancholie heilen und moralisch wirken. Guarinoni mag dem melancholischen Kaiser Rudolf diese Schauspiele als Heilmittel angeraten haben.

Shakespeare kann alljährlich durch diese hin und wieder wandernden Kunstgenossen das Neueste, das in Österreich geschah, gehört haben. Ob er auch selber einigemale mitgezogen ist auf diesen Tournées, ist freilich gänzlich unbeweisbar, doch erscheint es mir nicht unmöglich. Das 44. Sonett, das ich ins Jahr 1594 stellen möchte, scheint auf eine Reise jenseits des Kanals zu zielen. Als mögliche Stationen dieser Reise oder anderer früherer Reisen ließen sich etwa nach den hinterlassenen Spuren in den Werken Helsingör in Dänemark, Wittenberg, Prag, Wien, Verona, Venedig und Pola bezeichnen. In Pola nämlich mit seinen imponierenden antiken Altertümern scheint mir das bereits behandelte Lustspiel „Was ihr wollt" zu spielen. Über all das werde ich in ausführlicheren „Shakespeare-Studien", die ich vorbereite, eingehender berichten.

Jedenfalls war das Interesse für das englische Drama dieser Zeit im Hause Österreich fast lebhafter als in England selber. Wenigstens haben wir über das Treiben der englischen Komödianten am Grazer Hof des sonst so verschrieenen Ferdinand und über ihr Repertoire durch zufällig erhaltene Berichte der Erzherzogin Maria Magdalena so ausführliche und lebensprühende Nachrichten, wie wir sie nicht für London haben. Wir wissen, daß die englischen Komödianten „auf gnädigstes Begehren" Ferdinands nach Graz kamen, daß er sie aber auch auf seinen Reisen nach Passau und zum Regensburger Reichstag mitnahm und wieder nach Graz zurückgehen ließ, um den ganzen Karneval 1608 zu spielen (Johannes Meißner, Die englischen Komödianten zur Zeit Shakespeares in Österreich, Wien 1884).

Als eine Folge dieser starken Einwirkung englischer Kunst darf man wohl die Blüte der österreichischen Volksbühne betrachten, die außer einem sonstigen reichen Repertoire auch das Volksschauspiel vom Doktor Faust zeitigte mit seiner romantischen Mischung von Tragik und Komik, die uns endlich auch einen dramatischen Klassiker schenkte, der Shakespeare vollkommen ebenbürtig ist. Ich meine damit nicht so sehr den mehr in den Spuren der Klassizisten wandelnden Grillparzer, bei aller Verehrung für ihn, sondern ich meine in diesem Zusammenhang Ferdinand Raimund, den echten Erben Shakespearischen Geistes, unsern eigentlichsten nationalen Dichter. Er hat so die Beziehungen Shakespeares zu Österreich glänzend aufgenommen und uns die gerade Bahn gewiesen, auf der Gegenwart und Zukunft weiterzuschreiten hat.





Fragmente

aus dem Nachlasse des ehemaligen Staatsministers Grafen Richard Belcredi.

Mitgeteilt von Dr. **Ludwig Grafen Belcredi**, Schloß Lösch, Mähren.

VI.

(Schluß *).

Die Reise des Kaisers in den Orient kann doch offenbar nicht allein zu dem Ende vorgenommen worden sein, um durch die kaiserliche Anwesenheit der Feier der Eröffnung des Suezkanales eine höhere Bedeutung zu geben. Er ist ja der einzige Souverain, der dabei erschien, und es ist doch noch sehr fraglich, ob gerade Österreich, speziell Triest, dabei den größten Vorteil finden werden, nachdem ja unser Verkehrs- und Transportwesen noch so im argen liegt, daß der durch den Kanal veränderte Handelszug wohl eine andere Richtung nehmen dürfte. Daß die Kaiserin der Franzosen dabei gegenwärtig war, erklärte sich — abgesehen von der höheren, nicht bloß kommerziellen, sondern auch politischen Bedeutung des Kanals für Frankreich (gegenüber England) — aus dem Umstande, daß man dieses großartige Unternehmen, wie Napoleon in seiner letzten Thronrede sagte, „der Beharrlichkeit und dem Genie eines Franzosen verdankte“.

Die Reise des Kaisers sollte gewiß dem Herrn von Beust Gelegenheit geben, den ganzen Zauber seiner Persönlichkeit zur Ausgleichung des Konfliktes zwischen dem Sultan und dem Vizekönige von Egypten zu verwerten. Denn auf die Reise des Sultans zur Kanaleröffnung wurde doch sicherlich gerechnet,

*) Bei Veröffentlichung des letzten Fragmentes aus dem Nachlasse des ehemaligen Staatsministers Grafen Richard Belcredi im Oktoberhefte der Kultur VII wurde das bevorstehende Ende dieser Publikationen angekündigt, jedoch noch einiger kleiner Miszellen Erwähnung getan, welche zum Anschlusse an das bisher Publizierte geeignet sind. Diese sollen nun in der Tat noch nachfolgen, weil sie in einem gewissen inneren Zusammenhange mit den vorangegangenen staatsrechtlichen Erörterungen stehen. Bei Besprechung der Angriffe, welche die liberale Presse unter der Beustschen Aera gegen die Legalität des im Jahre 1865 von dem Ministerium Belcredi kontrahierten Anlehens richtete, wird noch einmal die Sistierung begründet. Deshalb schließt sich diese Polemik einesteils dem Artikel vom Oktober v. J. an, während sie anderenteils durch ihren finanziellen Inhalt und die neuerliche Erwähnung des Domänenpfandbriefanlehens vom Jahre 1867, welches im letzten Ministerrate Belcredis eine Rolle spielte (s. Kultur, VII, 8.), eine wertvolle Ergänzung der vorangehenden Publikationen bildet. Daß bei dieser Art und Weise der Herausgabe von Teilen aus dem schriftlichen Nachlasse Belcredis manche Wiederholungen in der Darstellung nicht zu vermeiden waren, möge der gütige Leser verzeihen. Es wurde schon in der Einleitung zu diesen Veröffentlichungen gesagt, daß Belcredi



da es ja eigentlich nicht einmal anständig ist, daß der Kaiser von Österreich ohne gleichzeitige Anwesenheit des wirklichen Souverains von Egypten, des Sultans, einer solchen Feierlichkeit beiwohne.

Die Reise des Sultans stand auch ursprünglich fest, wurde aber im letzten Moment vereitelt, und zwar, als unser Kaiser bereits die Orientreise angetreten hatte, durch den Einfluß der Westmächte, namentlich Frankreichs, welches den Vizekönig protegierte und einen Skandal durch sein ostentatives Fernhalten von der Feierlichkeit und dadurch eine Schärfung des Konfliktes vermeiden wollte.

Es wäre wohl diplomatisch klug gewesen, nun auch die Reise nach Wien anzutreten, ohne der Kanaleröffnung beizuwohnen.*) Die dalmatinischen Wirren allein gaben hiezu schon genügenden Anlaß. Jedoch ein Beust läßt sich durch gar kein Fiasko abschrecken, immer wieder als Vermittler aufzutreten. Also nach Kairo!

Die Pester Korrespondenz, ein offiziöses Blatt, erklärt in etwas gewundener Weise (Beilage der Presse vom 1. Dezember 1869), daß das Fiasko in Konstantinopel **und** in Kairo eine Tatsache ist, und fügt bei, daß die türkische Regierung nur aus Rücksicht für die Anwesenheit unseres Kaisers und anderer hoher und höchster Personen in Egypten noch nicht mit den schärfsten Maßregeln gegen den Vizekönig vorgegangen ist, „seine Absetzung noch nicht offiziell ausgesprochen hat".

Also der Kaiser mußte durch seine Anwesenheit in Egypten einem Pascha des Sultans — denn das ist der Vizekönig eigentlich —, **der wegen Widerspenstigkeit gegen seinen Souverain mit der Absetzung bedroht ist**, noch den Nimbus erhöhen und ihn in seiner Widerspenstigkeit bestärken.

Dabei spricht man aber gleichzeitig von unserer besonderen Freundschaft für die Türkei und unserem erfolgreichen Einflusse, die Differenzen zwischen Konstantinopel und Kairo auszugleichen.

Der gute Freund, der Sultan, wurde durch uns gedemütigt, indem durch die Reise des Kaisers nach Egypten auch die des Sultans dahin provoziert wurde, dieser aber auf französisches Geheiß schön zu Hause bleiben

---

diese Aufzeichnungen meistens unter dem Einflusse eines bestimmten Impulses niederzuschreiben pflegte, sie leider selbst niemals in eine zusammenhängende Form brachte, ja aller Wahrscheinlichkeit nach auch einer späteren Durchsicht nicht unterzog. Für den Zweck der gegenwärtigen abrißweisen Publikationen erschien es nicht empfehlenswert, an der Darstellung Belcredis etwas zu ändern. Es hätte ihre Ursprünglichkeit und Eigenart nur allzuleicht empfindlichen Schaden leiden können. — Die folgenden Aufzeichnungen sind in der Form belassen, in welcher sie sich in Belcredis Nachlasse vorfanden. Sie sind niedergeschrieben in den Monaten April, November und Dezember des Jahres 1869. Den Anfang bildet ein Exkurs über zweifelhafte diplomatische Erfolge des Baron Beust, eine kurze Erwähnung eines von einem liberalen ungarischen Abgeordneten im ungarischen Reichstage getanen Ausspruches, welcher wegen seiner unwiderleglichen, noch heute leider verkannten Wahrheit nicht unterdrückt wurde; dann folgen die besprochenen finanzpolitischen Erörterungen. Zum Schlusse werden zwei Rundschreiben beigegeben, welche Belcredi an sämtliche Landeschefs richtete und in welchen neuerlich die Sistierung berührt und von dem Geiste Zeugnis abgelegt wird, welcher Belcredi bei seiner administrativen Tätigkeit leitete. L. B.

*) Der Kaiser war damals auf dem Rückwege von seiner Reise nach Jerusalem.

mußte. Zu dieser Demütigung des Souverains, die zunächst auf unser Konto kommt, trat aber auch noch die abermals durch uns veranlaßte Steigerung des Stolzes eines widerspenstigen Vasallen und Paschas hinzu. Statt auszugleichen, hat die österreichische Diplomatie den Konflikt auf das äußerste verschärft. Gelingt es noch, den Frieden zu erhalten, so geschieht dies doch offenbar trotz Herrn von Beust durch den in Konstantinopel imponierenden Einfluß der Westmächte.

* * *

Der Abgeordnete (Linke) des Pester Reichstags Emmerich Ivanka hat vor wenigen Tagen, als er den schlechten Zustand der höheren, namentlich technischen Schulen (bei Gelegenheit der Bankdebatte) schilderte, ein sehr wahres Wort gesprochen, indem er den Ministern zurief: „Schaffet Männer von Geist und Tatkraft her und sei es woher immer; die Sache ist wichtiger als die Sprache!"

* * *

Der Konflikt zwischen der Türkei und Egypten ist vorläufig ausgeglichen, indem der Khedive Ismael Pascha nachgegeben hat. Bemerkenswert ist, daß die Wiener Trompeten des diplomatischen Ruhmes des Herrn von Beust sich bisher ganz still verhalten; ein deutliches Zeichen, daß nicht Herr von Beust, sondern das energische Einschreiten Frankreichs und Englands die Katastrophe beschworen habe.

Der Reichsrat ist am 11. Dezember eröffnet worden. Carlos Auersperg hat als abermaliger Herrenhauspräsident wieder eine Rede zum besten gegeben, die an sinnlosem Wortschwall seine früheren Gelegenheitsspeeches womöglich noch überbietet. Er meint, die Ausdauer, der Weg des Beharrens (!) sei vor allem angezeigt. Das wird die Opposition jedenfalls beherzigen! Die Thronrede ist mir noch nicht bekannt, so will ich einstweilen die Anregung benützen, die mir die Wiener Blätter, namentlich die „Presse", eben bieten.

In der französischen Kammer wurde unlängst über eine Petition verhandelt, in welcher man sich über die Besteuerung der Titel des 1865er österreichischen Anlehens beschwert. Die „Presse" findet es nun „hochkomisch", von Entschädigung gerade bei einem Anlehen zu sprechen, daß zum Zwecke eines Staatsstreiches in völlig illegaler Weise und Form kontrahiert worden sei und „dessen Besitzer Gott danken sollen, daß sie mit den Inhabern legaler österreichischer Papiere auf eine Stufe gestellt sind".

Es ist nicht hochkomisch, sondern hochtragisch, wie man in Wien noch immer ängstlich bemüht ist, die Begriffsverwirrung über Recht und Unrecht, Legalität und Illegalität zu nähren, während eine Klärung der Ideen ja die erste Bedingung einer Wendung zum Besseren ist, welche die „Presse" selbst angeblich anzubahnen bestrebt ist.

„Staatsstreich" heißt die gewaltsame Änderung einer zu Recht bestehenden Staatsverfassung.

Eine solche war aber Österreich im Jahre 1865 nicht so glücklich zu besitzen, da die Voraussetzungen hiezu fehlten, und zwar sowohl die allgemeinen

(Annahme durch das Reich) wie die besonderen, im Februar-Patent selbst bezüglich der Bestandteile der Reichsverfassung und bezüglich Ungarns normierten. In Beachtung dieser Voraussetzungen — deren Nichtbeachtung ja eben die trostlosen Folgen der Schmerlingschen Politik verschuldete — wurde das Februar-Statut der ungarischen und kroatischen Vertretung zur Annahme vorgelegt und dadurch der Staatsstreich zu sanieren gesucht, der Ungarn gegenüber zweifelsohne in der Oktroyierung und unmittelbaren Ausführung des Februar-Statuts lag. Dieser Schritt bewies im Gegenteil den konstitutionellen Sinn der Regierung. Nur in Ungarn hatte bis zum Jahre 1848 wahrhaft konstitutionelles Leben existiert; dieses hatte man durch den Scheinkonstitutionalismus unter Schmerling gewaltsam erstickt, einen Scheinkonstitutionalismus, der, da er die Völker abstieß, statt sie anzuziehen, bei weiterer Fortsetzung naturnotwendig zum Absolutismus führen mußte. Dieselben Wiener Politiker, die diesen Schmerlingschen Konstitutionalismus verdammen, werfen mir vor, daß ich durch Sistierung dieser Komödie den Konstitutionalismus „erstickt" hätte. Wie würde man den Mann wohl nennen, der, um einem Lande die Wohltaten einer blühenden Industrie zuzuwenden, damit anfinge, die in einem Teil des Landes bereits vorhandene gesunde, kräftige Industrie zu unterdrücken und sich sodann, von jeder Störung befreit, der Pflege einer industriellen Treibhauspflanze hinzugeben? Dem Nachfolger, wenn er auf Vernunft Anspruch machen will, bleibt ja gar nichts anderes übrig, als die törichte Treibhauszucht aufzugeben, jene naturwüchsige Industrie wieder zu beleben und sie für das ganze Land wieder fruchtbringend zu machen.

So habe ich gehandelt, und das wird mir heute noch als Verbrechen vorgeworfen. Daß der Scheinkonstitutionalismus mit dem Reichsrat so innig und genetisch verbunden war, daß der eine ohne den anderen nicht abgetan werden konnte, will man noch immer nicht einsehen, während es doch leicht zu begreifen ist, daß die verfehlte Grundlage eines Baues nimmermehr durch eine prunkhaftere Möblierung und Ausstattung der inneren Räume verbessert werden kann.

Kaiserfeld hatte es zwar in seiner Rede im Abgeordnetenhaus im Dezember 1864 ausgesprochen, daß die ganze Reichsratstätigkeit sich nur in „Fiktionen" bewege, welche die Wahrheit nicht ersetzen können, weil sie eben die Wahrheit nicht sind. Man sollte nun glauben, daß diese Aufrichtigkeit Kaiserfelds es auch nicht übelnehmen werde, wenn die Konsequenzen aus diesem Ausspruch gezogen werden. Ist diese Reichsratstätigkeit eine Unwahrheit, und zwar nicht bloß rechtsphilosophisch, sondern, wie Kaiserfeld dies meinte, nach den Bestimmungen des Reichsratsstatutes selbst, dann ist ja auch das vermeintliche Recht dieses Reichsrates eine Unwahrheit, indem es nach den allgemeinen und besonderen Voraussetzungen noch nicht lebendig geworden ist, — und die Rückkehr zur Wahrheit, die offene Anerkennung derselben ist doch offenbar keine Rechtsverletzung, sondern das einzige Mittel, um nach langer Irrfahrt endlich zum Recht zu gelangen, welches als ethischer Begriff sich von der Wahrheit niemals trennen läßt. Jene Herren hatten aber die Inkonsequenz, Herrn v. Schmerling diese Fiktion vorzuwerfen, die sie doch selber mit ihm großgezogen und so verhängnisvoll gemacht hatten. Sie selbst waren unschuldig wie die Lämmer und in dieser Unschuld wurzelte „ihr Recht".

Sie duldeten daher auch bei anderen keine vernünftige Schlußfolgerung aus den eigenen Thesen. Jetzt sagt das Wiener Tagblatt, wie die „Presse" vom 31. Dezember 1869 berichtet (ihre Mißstimmung über diese Ansicht konstatierend): „Meint der Herrenhaus-Präsident Fürst Auersperg, daß das konstitutionelle System von nun an in Österreich nicht mehr geändert werden dürfe, so wird ihm jeder Liberale aufrichtig beipflichten. Aber innerhalb dieses Systems sind Wandlungen allerdings zulässig, ja sie müssen vorgenommen werden, wenn von ihrer Notwendigkeit die Majorität überzeugt ist. Eine Verfassungsform als die allein mögliche, als die unabänderliche, nicht überschreitbare, einzig richtige proklamieren, heißt zugleich den Konstitutionalismus selbst in Frage stellen".

Das sind wohl schon Symptome einer beginnenden besseren Erkenntnis, allein von der Einsicht, daß das Übel in den Grundlagen der Verfassung selbst liegt, ist man noch weit entfernt.

Die Herren Liberalen haben ganz eigens organisierte Köpfe; sie sind, mit Ausnahme einzelner, — die aber, um ihren Einfluß nicht zu gefährden, mit einstimmen —, noch heute der Meinung, daß ein Ausgleich mit Ungarn bei dem Fortbestehen des Februar-Reichsratsstatutes ganz gut möglich war. Und doch liegen die Dinge für den schlichten Menschenverstand so unendlich einfach. Mit der Anerkennung des Reichsrates, wie er im Jahre 1865 bestand und sich als rechtsgültige Legislative für das Gesamtreich betrachtete, war doch naturnotwendig auch die Anerkennung der vollen Rechtsbeständigkeit der Februarverfassung gegeben. Diese letztere schloß aber — wie dies Giskra selbst im Jahre 1863 im Reichsrat zugestand — prinzipiell die Anerkennung der Rechtsbeständigkeit der ungarischen Verfassung aus. Diese letztere Anerkennung war aber wieder von Ungarn wiederholt und feierlichst als conditio sine qua non einer Wiederaufnahme von Ausgleichsverhandlungen ausgesprochen worden. Wer sich nicht die Wundertätigkeit zutraut, prinzipielle Widersprüche ohne Schädigung des Prinzips auszugleichen, mußte notwendigerweise zwischen einer und der anderen Anerkennung wählen, und nur ein Feind des Konstitutionalismus konnte sich bei dieser Wahl für die Fortsetzung der Reichsratspolitik und damit für den Scheinkonstitutionalismus — der nicht in den Personen, sondern in den Verhältnissen lag — und für die Erstickung des wahren, lebensfrischen Konstitutionalismus in Ungarn erklären. Wenn der Reichsrat als rechtmäßig wirksam anerkannt und daher während der Ausgleichsverhandlungen mit Ungarn (angenommen, deren Wiederbeginn wäre unter solchen Umständen, bei den Erfahrungen und dem tiefen Mißtrauen der Ungarn und der Anwesenheit der Siebenbürger in Wien überhaupt denkbar gewesen) wirksam geblieben wäre, so mußte — wenn man auch die Forderung der konsequenten Deutschliberalen, Mühlfeld an der Spitze, fallen ließ, daß die ungarischen Deputierten vor allem im Reichsrat erscheinen müssen, — das Vertragsresultat, also der Beschluß der ungarischen Legislative, als Gutachten der allein in Verfassungsfragen zu legislativen Beschlüssen berechtigten Wiener Versammlung von Reichsvertretern zur Entscheidung vorgelegt werden. Glaubt denn wirklich jemand, daß die Magyaren als die politisch herrschende Partei unter solchen Umständen überhaupt einen Beschluß im Landtage in Ausgleichsangelegenheiten gefaßt hätten, außer mit der Klausel,

„daß er null und nichtig sein solle, sowie er noch einer anderen Ingerenz als der des Königs unterzogen wird“? Wenn man auch von aller unbesiegbaren Zähigkeit und Widerstandskraft der Ungarn absehen will, so muß man sich doch fragen, ob denn Ungarn sich überhaupt einer solchen Prozedur des Landtagsgutachtens für eine fremde Legislative unterwerfen konnte, ohne sein ganzes Staatsrecht zu verleugnen und sich selbst den Boden unter den Füßen wegzuziehen.

Nicht weiser ist die Ansicht der Liberalen bezüglich der Legalität und Illegalität der Staatsschuld. Die im Herbst 1865 von der Regierung kontrahierte Schuld ist illegal. Gut! Welche Schulden sind denn legal? Offenbar jene, welche in den Jahren 1861—65 mit Zustimmung des Reichsrates kontrahiert wurden, wird uns jeder liberale Verfassungsfreund antworten. Wir akzeptieren auch dies, bitten uns aber dann die Frage zu beantworten, welche Staatsschulden denn die Ungarn als legal anerkannt haben und auf welcher Grundlage der Ausgleich im Jahre 1867 punkto Staatsschuld zur Ausführung kam? Wird hier geleugnet werden können, daß die Ungarn alle Staatsschulden, die ohne Zustimmung der ungarischen Legislative kontrahiert wurden, für illegal, für nicht bindend erklärt haben?

Die Ungarn haben ja diese Erklärung ausdrücklich abgegeben und sie speziell auch auf die vom Reichsrat genehmigten Anlehen bezogen, bei welchen die Rechtswidrigkeit des Vorganges, wonach eine Volksvertretung außerhalb Ungarns durch ihre Beschlüsse dieses Land verpflichten wollte, besonders klar hervortrat, während bezüglich der von der Regierung selbstständig kontrahierten Anlehen nur derselbe Vorgang eingehalten wurde, der auch früher, zur Zeit der vollen Wirksamkeit der ungarischen Verfassung, beobachtet ward und darin seinen Grund hatte, daß Ungarns Vertretung mit Ausnahme der Steuerbewilligung auf die Feststellung des Budgets überhaupt keinen Einfluß nahm.

Die Form des Vorganges war daher keine neue, keine so verletzende als die zur Zeit des Reichsrates. Ungarn erklärte ausdrücklich, nicht aus Rechtspflicht, sondern nur aus Wohlwollen für die anderen Länder, welche allein unter der Schuldenlast erliegen mußten, an der Erfüllung der durch die Staatsschulden begründeten Verpflichtungen teilnehmen zu wollen, ohne Unterschied der Zeit und Art des Abschlusses derselben.

Der Wiener Reichsrat hat im Jahre 1867 gegen diese Anschauung keinen Widerspruch erhoben, er hat die Frage der Legalität oder Illegalität der Staatsschuld fallen lassen und hat auf der Grundlage, welche die Ungarn als annehmbar bezeichneten — nämlich jener des Nutzens und Interesses des Gesamtreiches —, die Vereinbarung in betreff der Staatsschuld getroffen. Wenn nun der Reichsrat nachträglich das Moment der Legalität einzelner Anlehen aufgreifen und von ihm allein die Zahlungspflicht abhängig machen wollte, so würde er ja offenbar die ganze Vereinbarungsgrundlage mit Ungarn zerstören und dieses direkt ermächtigen, auch seinerseits die Legalität zum alleinigen Maßstab seiner Zahlungspflicht zu machen, sonach vor allem die vom Reichsrat votierten Anlehen zu perhorreszieren.

„Ihr habt von den Ungarn die Indemnität für die in der Reichsratsperiode gemachten Schulden entgegengenommen“ — kann man unseren

Herren Deutsch-Liberalen zurufen — „und nun wollt Ihr im grellsten Widerspruch damit die in jener Periode abgeschlossenen Anlehen als die für das ganze Reich, also auch für Ungarn, allein legalen erklären?" Für Zisleithanien wurde ja bekanntlich auch im Herbste 1865 die Schuld nicht abgeschlossen. „Wie kommt es denn," ist man wohl weiter zu fragen berechtigt, „daß der im Jahre 1867 berufene Reichsrat über solche Akte zu Gericht sitzt?" — Gegen meine früher gebrauchten Argumente läßt sich ja nur das eine geltend machen: daß der 1867er Reichsrat nicht mehr das ganze Reich vertreten hat, sich im Gegenteil gleich von Anbeginn als Vertretung der nichtungarischen Länder konstituiert hat und daher keinen direkten Beruf hatte, den Reichsrat der ersten Periode, der als Vertretung des ganzen Reiches fungierte, bezüglich der Legalität seiner Handlungen zu verteidigen. Woher nimmt aber dann derselbe Reichsrat des Jahres 1867 das Recht, die Legalität eines Aktes abzusprechen, welcher für das ganze Reich vollzogen wurde, lange ehe Zisleithanien erstand? Nachdem er gleich von vorneherein darauf verzichtete, in die Rechte und Funktionen des sogenannten weiteren Reichsrates zu treten, und seine Resignation soweit trieb, ohne irgend welche Intervention in der allerwichtigsten Verfassungsfrage, der königlichen Sanktion des österreichisch-ungarischen Ausgleichgesetzes, still und stumm zuzusehen, — wie kann nun dieser Reichsrat sich berufen fühlen, Finanzakte, die jedenfalls nur den weiteren Reichsrat berührt hätten, seiner nachträglichen Entscheidung zu unterziehen? Man sagt vielleicht: „Auf eine Ingerenz in Verfassungsfragen hat man mit Rücksicht auf Ungarn wohl verzichtet, nicht aber auf eine Ingerenz in Finanzsachen." Dieser Einwand ist nichtig. Der Reichsrat konstituierte sich im Mai 1867 als Vertretung der nichtungarischen Länder auf Grund des Februar-Patentes. Das letztere spricht aber einer solchen Versammlung eine berechtigte Ingerenz in Finanzsachen, in Angelegenheiten des Staatsschuldenwesens, gerade so ab wie in Betreff der Verfassungsfrage.

Von einer rechtlich wirksamen Verzichtleistung oder Nichtverzichtleistung kann nur dort die Rede sein, wo überhaupt eine Berechtigung gesetzlich feststeht. Vom Momente der Konstituierung als Vertretung eines Reichsteiles, unter Berufung auf das Februar-Patent, hatte man auch keinen Schatten eines Rechtes für sich, weder bezüglich der Reichsverfassungsfrage noch der Reichsfinanzfrage, unter welche auch jener Anlehensabschluß zu subsumieren war. Der spätere Dezember-Reichsrat ist bezüglich der hier besprochenen Agenden, namentlich der Finanzen, eine neue Schöpfung, die doch ihre Berechtigung zur Mitwirkung in Finanzsachen nicht zurückleiten kann auf eine Zeit, wo sie selbst und das gegenwärtige Finanzgebiet noch gar nicht existiert haben.

Die Übernahme der gesamten Staatsschuld auf die nichtungarischen Länder hat allerdings übergroße Lasten, aber keine anderen Rechte als die im Verfassungsgesetz selbst ausgedrückten mit sich gebracht, und diese können doch über den Zeitpunkt der Entstehung des Gesetzes selbst nicht hinausgehen.

Ist es daher nicht vielmehr „höchst komisch", von einer Illegalität und noch nicht erteilten Indemnität zu sprechen, da über die erstere sich jedenfalls nur Ungarn mit den anderen Ländern, nie aber diese

letzteren allein auszusprechen hätten (die Quote, die Ungarn für die Staatsschuld zahlt, bezieht sich auf den ganzen Schuldenstand im Jahre 1866, ohne irgendwelche Trennung von Schuldkategorien), und eine Indemnität nach konstitutionellen Begriffen überhaupt nur dasjenige Parlament erteilen kann und darf, welches nach dem Gesetz zur Mitwirkung bei dem betreffenden Akte berufen war, was ja für den gegenwärtigen Reichsrat in keiner Weise geltend gemacht werden kann. Das „Komische" ist aber damit noch nicht erschöpft. Es wird nun das Anlehen vom Jahre 1865 fortwährend beanständet, welches doch nur zu dem Zwecke geschlossen wurde, um die zur Reichsratszeit aufgelaufenen dringenden Auslagen zu decken und eingegangene Verpflichtungen zu erfüllen, da ferner unabweisbare innere und äußere Gründe die unmittelbare Anbahnung eines besseren Verhältnisses zu Ungarn notwendig machten und dies mit einer fortgesetzten Wirksamkeit des Reichsrates und Verpflichtung Ungarns durch den Reichsrat absolut nicht vereinbar war.

Es ist möglich, daß unter Mitwirkung des Reichsrates ein günstigerer, die Finanzen weniger belastender Preis des Anlehens erzielt worden wäre; gegen eine solche Möglichkeit läßt sich mit Erfolg nicht streiten.

Gewiß ist aber, daß eine Anerkennung des Reichsrates als legale Vertretung des Gesamtreiches durch die neue Regierung diese von vorneherein in dieselbe Stellung zu Ungarn gebracht hätte wie das Regiment Schmerling-Zichy, d. h. mit anderen Worten: der Konflikt, welcher die Existenz der Monarchie bedrohte, wäre als unlösbar abermals in das politische System aufgenommen worden mit dem Losungswort „Wir können warten", und dies zu einer Zeit, wo der äußere Krieg unmittelbar drohte und der Feind in diesem ungelösten Konflikt eine seiner wichtigsten Stützen suchte.

Die Rücksichten für die Staatsexistenz wiegen doch jedenfalls schwerer als ein um einige Prozent gesteigerter Anlehenskurs. Und daß die Situation im Jahre 1865 politisch eine so gefahrvolle gewesen, die keine andere Wahl ließ, das hat eben das vorangegangene System der Regierung zu verantworten.

Es ist aber immerhin bemerkenswert, daß, während man andere Maßregeln der Sistierungsperiode, auch wenn sie die Finanzen betreffen — z. B. die Gesetze über Zucker- und Branntweinsteuer, Eisenbahnbauten auf Grund von Staatskonzessionen und Subventionen ꝛc. —, als giltig akzeptiert, man das Anlehen vom Jahre 1865, dessen Verwendung für Staatsbedürfnisse man doch nicht ungeschehen machen kann und will, für Bedürfnisse, die gerade ihre Begründung in der vorangegangenen Reichsratsperiode finden, als ungiltig und einstweilen aus besonderen Gründen „geduldet" proklamiert. Derselbe Vorwurf — aus anderwärts entwickelten Gründen — träfe ja das Domänen-Pfandbrief-Anlehen vom Jahre 1867, welches nach meinem Austritt von den Herren von Beust und Becke unmittelbar vor Zusammentritt des Reichsrates abgeschlossen wurde. Eine Bemerkung möchte ich hier noch beifügen: formell ist der gegenwärtige Reichsrat gar nicht berechtigt, die Indemnität für ein Anlehen auszusprechen, welches für die Bedürfnisse des Gesamtreiches, das im Reichsrate gar nicht vertreten ist, abgeschlossen wurde.

Materiell ist aber die Indemnität oder vielmehr die Anerkennung der Giltigkeit jenes Anlehensgeschäftes bereits erfolgt durch die Besteuerung

der betreffenden Anlehenspapiere zu gunsten des Staatsschatzes. Denn der Staat kann nur dasjenige Ertragsobjekt besteuern, dessen giltigen Besitz und giltigen Ertrag er anerkennt, indem er diesen beiden Momenten seinen Schutz zuwendet, aus dem sich die Steuerpflicht ergibt. Besteuerung eines illegalen Besitzes und Einkommens wäre die Statuierung eines unlösbaren Widerspruchs. Entweder ist die Besteuerung illegal oder, wenn man das nicht zugestehen will, ist das besteuerte Einkommen legal.

* * *

Die Wiener Blätter vom 15. April 1869 klagen über das ungewöhnlich hohe Agio von Silber und Gold und sprechen von „Kriegskursen" ungeachtet der beglückenden neuen politischen Aera.

Die Wiener Zeitung „Merkur" weist nach, daß vor wenigen Tagen die Devise London schon 128 notierte, also nur 5% weniger als am Tage nach der Schlacht von Königgrätz. Dagegen ist an diesem selben Tage (April 1869) das Goldagio in Italien auf 3% und in Rußland auf 9% zurückgegangen, trotz der ungünstigen Finanzverhältnisse in diesen Ländern. Warrens erklärt in seiner „Montagszeitung" dieses hohe Agio vorzugsweise dadurch, daß das Ausland kein Vertrauen habe, die Haussebewegung in Werteffekten an der Wiener Börse für einen „Schwindel" halte, daher massenhaft österreichische Papiere zum Verkauf bringe. Dieses Argument ist jedenfalls gewichtig. Die „Neue Freie Presse" vom 15. April benützt aber die Frage nach den Gründen des hohen Agios zu einem Hieb auf das „Sistierungs-Ministerium," indem sie bemerkt, daß unter diesem Ministerium im Jahre 1865 das Agio am allerniedrigsten war, nämlich durchschnittlich nur 8.70% betragen habe. Die politischen Verhältnisse könnten daher unmöglich der Grund sein, indem in dieser „unheilvollen Periode" nicht nur die „Verfassung" suspendiert war, sondern auch „im Auswärtigen die Katastrophe von 1866 vorbereitet wurde" und endlich der Kredit so sehr erschüttert war, daß das Ausland der Regierung nur gegen 10% Geld borgte. Die Beschuldigung der „Vorbereitung der Katastrophe von 1866", nämlich der verlorenen Schlacht von Königgrätz, wäre gar zu dumm, wenn sie nicht so äußerst perfide wäre. Denn die große Menge der gedankenlosen Leser glaubt wirklich, daß die damalige Regierung die Schuld an der verlorenen Schlacht trage. Hat diese Regierung wirklich vielleicht dem General Benedek Unterricht im Schlachtenverlieren gegeben? Und wie steht es mit den Siegen unter demselben Regime im Süden des Kriegsschauplatzes bei viel ungünstigeren numerischen Verhältnissen als im Norden? Hat dieses Regime denn auch diese „Siege vorbereitet"?

Die Perfidie ist aber um so größer, als solche hingeworfene Bemerkungen die Leser glauben machen, daß erst die im Jahre 1865 an das Ruder gelangte Regierung den Krieg mit Preußen unvermeidlich gemacht, daß es in ihrer Macht gestanden sei, denselben zu vermeiden.

Eine so furchtbare Anklage einer Regierung zuzuschleudern, obwohl man von ihrer Grundlosigkeit vollständig überzeugt ist, obwohl der Ankläger — diese selbe „Neue Freie Presse" — bis zur Schlacht von Königgrätz tagtäglich die Unvermeidlichkeit des uns von Preußen

aufgedrungenen Krieges behauptete und dieselbe Regierung nur der zu großen Zaghaftigkeit in Ergreifung des Schwertes anklagte, — ein solcher Vorgang zeigt nur den hohen Grad sittlicher Schlechtigkeit, zu welchem es die Wiener Presse bereits gebracht hat.

Diese selbe Presse war ja vor dem Kriege von einer unerschütterlichen, ja überschwänglichen Siegeszuversicht trotz des Regimes und der damaligen Heeresverfassung und Bewaffnung. Nach ihrer damaligen, tausendmal wiederholten Ansicht konnte die Regierung nur einen „Sieg“ gegen Preußen „vorbereiten“ und dieser konnte auf das Agio natürlich nur günstig einwirken.

Die wirkliche Vorbereitung des Krieges — natürlich nicht seines von keinem Menschen vorherzusehenden Ausganges, für den niemand verantwortlich gemacht werden kann als der Feldherr und sein Generalstab — erfolgte aber gerade in einer Periode, welche die „Neue Freie Presse“ fortan glorifiziert, nämlich in der Reichsratsperiode 1863—1865. Die Vorbereitung erfolgte nach außen insoferne, als der Streit mit Preußen in dieser Zeit soweit gelangt war, daß der Krieg als die einzig mögliche Lösung noch vor meinem Amtsantritt feststand und mir am Tage meiner Beeidigung vom Kaiser zu meinem Entsetzen verkündet wurde. Der Krieg wurde in dieser Periode aber auch sehr wirksam im Inneren „vorbereitet“, — und diese Vorbereitung hatte selbst auf den Ausgang desselben einen gewichtigen Einfluß, — indem die Stimmung in Ungarn immer mehr verbittert und gegen Österreich gereizt, dem äußeren Feinde eine nur allzu große Förderung seiner Pläne zugewendet wurde. Gleichzeitig wurde aber von diesem selben Reichsrat durch seine Haltung und seine Beschlüsse — als ob dem Staate ein ewiger Friede blühen werde — die Armee in Folge der Mannschaftsreduktionen und ausgedehntesten Beurlaubungen und in Folge der unterlassenen Nachschaffung der nötigen Monturen und Armaturen ganz entschieden geschwächt und geschädigt und dies alles, ohne dem Budget eine große Erleichterung zuzuwenden. Diese „Vorbereitung“ fällt vollkommen jener glorifizierten Reichsratsperiode zur Last.

Ich erinnere mich wohl, daß mich General Manteuffel, als ich mich im Jahre 1865 als Statthalter von Böhmen zur Aufwartung bei König Wilhelm in Karlsbad befand, interpellierte, wie es denn komme, daß die österreichische Regierung sich zu so ausgedehnten Reduktionen und Beurlaubungen in der Armee bestimmt finde; ob man denn nicht bedenke, daß dies nur auf Kosten der Kriegstüchtigkeit und Schlagfertigkeit des Heeres geschehen könne, welches dann, der großen Mehrzahl nach aus Soldaten bestehe, die der Fahne entwöhnt sind; er glaube, daß für Österreich gewichtige Gründe vorliegen, seine Wehrkraft nicht zu schwächen. Diese letzten Worte hat Manteuffel besonders betont. Ich habe damals noch keine Ahnung von den Dimensionen gehabt, welche der österreichisch-preußische Konflikt angenommen hatte und konnte mir daher die politische Bedeutung dieser Worte erst später klar machen. Manteuffel war stets ein Gegner der Bismarckschen Politik und ein Freund Österreichs; er wußte ohne Zweifel schon damals, mit welchen Gefahren die Bismarckschen Pläne Österreich

bedrohten, einen Krieg in der nächsten Zukunft unvermeidlich machten; er benützte daher jede Gelegenheit, um Österreich vor einer Schwächung seiner Wehrkraft zu warnen. Mit welcher Schamlosigkeit die deutschliberale Partei in Österreich nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges ihren kurz vorher in der Kriegsfrage eingenommenen Standpunkt verleugnete, um aus dem Unglück politisches Kapital zu schlagen und die ganze Schuld der ihr mißliebigen Regierung aufzubürden, ist sattsam bekannt. Diese Schamlosigkeit ging so weit, daß, als die Vorzüglichkeit der preußischen Schußwaffe sich durch die Erfahrung bewährt hatte, die Organe jener Partei sich nicht scheuten, den Kriegsminister Franck dafür verantwortlich zu machen, daß er im Kriegsrat die Notwendigkeit einer Neubewaffnung der Armee nicht nachdrücklichst zur Sprache gebracht habe, da die Vertretung ja gewiß bereitwillig auf die Durchführung einer solchen Maßregel eingegangen wäre. Kriegsminister Franck machte mich auf diese Stimme — wenn ich nicht irre, so war es der Abgeordnete Dr. Gschirr aus Eger, der besonders in dieser Richtung für die Einsicht und patriotische Opferwilligkeit in der Presse plaidierte, — mit dem Bemerken aufmerksam, daß es doch gar zu hart sei, bei allem erlittenen Mißgeschick auch noch im direkten Widerspruch mit dem wahren Sachverhalt der Sorglosigkeit angeklagt zu werden. Die Notwendigkeit einer Verbesserung der Schußwaffen in der österreichischen Armee war längst anerkannt, wenn man auch von der Vorzüglichkeit gerade des preußischen Hinterladers vor dem Kriege noch nicht überzeugt war. Es war auch über die finanzielle Seite der Frage eine Ausarbeitung im Kriegsministerium bereits vollendet, allein bei der im damaligen Kriegsrat herrschenden Stimmung, welche nicht allein jeder Reform in der Armee, die das Budget erhöht hätte, auf das feindlichste entgegentrat, sondern selbst die noch weit dringendere Ergänzung der Monturvorräte mißkannte und sich solchen Anforderungen gegenüber entschieden ablehnend verhielt, konnte er es gar nicht wagen, mit einer nach Millionen zählenden Geldforderung hervorzutreten. Ich gehörte damals selbst dem Abgeordnetenhause an und kann nur bestätigen, daß eine solche Forderung die entschiedenste Zurückweisung im Abgeordnetenhause erfahren hätte. In der gemeinsamen Delegation im Jahre 1868 erklärte Kriegsminister Kuhn ganz richtig: es wäre im Jahre 1866 wohl möglich gewesen, die Armee durch Aufstellung weiterer 100.000 Mann zu verstärken, aber was hätte es genützt, da es ja an den nötigen Vorräten, an Montur und Rüstung fehlte? Das war die Folge der unvernünftigen Sparsamkeit des Kriegsrates. Wie selbst die bittersten Erfahrungen hier nichts nützen, lehrte die Haltung des Reichsrates im Jahre 1867 in der Frage der Befestigung Wiens. Von den tüchtigsten Militärs wird diese Befestigung für unbedingt notwendig erklärt und auf die Erfahrungen des Jahres 1866 hingewiesen, indem die Niederlage bei Königgrätz nicht jene verderblichen Folgen gehabt hätte, wenn Wien schon damals in einem verteidigungsfähigen Zustand gewesen wäre. Das Abgeordnetenhaus hatte aber 1867, ohne auch nur diese militärisch-politischen Rücksichten zu würdigen, nichts Eiligeres zu tun, als vom „liberalen" Standpunkt eine solche Pression auf die Regierung auszuüben, daß diese von der Ausführung der bereits in Angriff genommenen

Befestigungswerke abstand, obgleich damit ein namhaftes Opfer an Entschädigungsgeldern verbunden war.

Die allgemeine Augsburger Zeitung hat vor wenigen Tagen aus Anlaß des jetzt bestehenden hohen Agios einen Artikel gebracht, in dem sie auf das „Sistierungsministerium“ und namentlich auf die „verdammenswerteste aller seiner Maßregeln,“ nämlich die Emittierung von 300 Millionen Staatsnoten, als Quelle der Agiokalamität hinweist. Es ist sehr leicht, solche Maßregeln zu verdammen und sich dadurch der herrschenden Partei populär zu machen, wenn man diese Verfügung aus ihrer inneren Verbindung mit den damals bestehenden politischen Verhältnissen herausreißt und sie isoliert, rein theoretisch und in abstrakter Weise zum Gegenstand der Beurteilung macht. Kein vernünftiger Mensch wird leugnen, daß eine Ausdehnung der „Zettelwirtschaft“ finanziell schädlich und verwerflich sei. Die Grundsätze der Finanzpolitik waren ja bei dieser Maßregel in erster Linie gar nicht entscheidend. Es war eine bittere, unausweichliche, politische Notwendigkeit, welche die Regierung zu diesem Schritte erklärtermaßen gezwungen hat, nämlich die rasche Herbeischaffung der nötigen Geldmittel zur Führung eines dem Staate von Preußen aufgedrungenen Verteidigungskrieges. Nur wer diese letztere Tatsache zu leugnen vermag — und das kann kein wahrheitsliebender Mensch — könnte sich bestimmt finden, auch ihre Konsequenz, jene Finanzmaßregel, zu verdammen. Da sich die oberwähnte Tatsache eben nicht wegdisputieren läßt, so war auch alle Welt darüber einig, daß die Emittierung von Staatsnoten das einzig mögliche und praktisch zu rechtfertigende Mittel sei, den Anforderungen der Situation zu genügen. Alle die Redensarten von den verderblichen finanziellen Folgen eines solchen Schrittes, von der Verletzung des Bankprivilegiums 2c. sind vollständig wertlos gegenüber dem Faktum absoluter Staatsnotwendigkeit. Not kennt kein Gebot, — diesem Grundsatz mußte die Regierung damals willig oder unwillig in finanzieller Beziehung folgen und einer solchen Situation gegenüber hört jeder Streit, der sich um Paragraphe des Bankprivilegiums dreht, von selbst auf. Oder sollen die Regierungen vielleicht die unversehrte Existenz des Bankprivilegiums höher stellen als die Existenz des Staates selbst? Wäre mit dem Staat nicht jedenfalls auch das Bankprivilegium vollständig vernichtet worden?

Die Verletzung des Bankstatuts konnte durch eine nachträglich zugewendete Entschädigung saniert werden; bei der Vernichtung der Staatsexistenz hört aber jede nachträgliche Sanierung auf, ebenso wie bei der damit verbundenen Vernichtung des Bankprivilegiums. Übrigens ist es mindestens streitig, ob durch die Tatsache der Emission von Staatsnoten zu 1 Fl. und 5 Fl. — also unter 10 Fl. — das Bankprivilegium verletzt wurde, da dasselbe ausdrücklich nur dahin lautet, daß die Nationalbank ausschließlich berechtigt sei, Noten zu 10 Fl. und darüber auszugeben. Ob ferner dieses Privilegium den Sinn habe, daß auch der Staat auf sein Hoheitsrecht zur Ausgabe von Geldzeichen für die Privilegiumsdauer verzichte oder nur der Nationalbank garantiert habe, daß während dieser Zeit keine andere Bank in Österreich mit dem gleichen Recht der Notenemission ausgestattet werden solle, ist gleichfalls zum mindesten zweifelhaft. Im ganzen Bankstatut kommt kein

Wort davon vor, daß der Staat einen solchen Rechtsverzicht geleistet habe, und man sollte meinen, daß, wenn dies beabsichtigt war, es bei der Wichtigkeit und hohen Tragweite der Sache jedenfalls auszusprechen gewesen wäre. Man weist auf die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses hin, welche eine solche Verzichtserklärung annehmen ließen. Allein bei der Auslegung eines Gesetzes hat man sich zunächst an den Text desselben zu halten und bei unklaren Stellen können die Verhandlungen eines einzelnen Gesetzgebungsfaktors — die Reden einzelner Abgeordneten, die Motivenberichte von Ausschüssen — nicht entscheiden und daraus, daß einzelne Reichsratsabgeordnete dem Gesetze eine bestimmte Deutung geben, daß ein Ausschuß des Hauses oder sein Referent diese Deutung akzeptierten, folgt noch nicht, daß die Majorität des Hauses, welche die Bestimmungen des Bankprivilegiums annahm, durch diesen Beschluß auch die von einzelnen ausgesprochene Meinung und Auslegung des Statuts akzeptiert habe. Das Gegenteil tritt sehr oft ein; die Motive, welche bei der Abstimmung entscheiden, sind oft ganz verschiedener Art und speziell in diesem Falle ist mir bekannt, daß eine Fraktion des Abgeordnetenhauses — Eugen Kinsky, Skene 2c. — für das Bankstatut stimmte, obgleich sie durchaus nicht die Absicht hatte, das Recht des Staates zur Ausgabe von Noten unter 10 Fl. preiszugeben. Es ist ferner bemerkenswert, daß der damalige Finanzminister Plener, der doch allen Verhandlungen im Reichsrat und in den Ausschüssen über das Bankprivilegium beiwohnte, bei seinem Austritt seinem Nachfolger Larisch diese Maßregel der Emission von Staatsnoten ausdrücklich empfahl (wie er dies auch in seiner dem Kaiser im Jahre 1866 überreichten Beschwerdeschrift gegen die durch Larisch gegebene Darstellung der vergangenen Finanzperiode besonders hervorhebt und sich gleichsam ein Verdienst daraus macht, zu dieser Verfügung geraten zu haben).*) Diese Maßregel empfahl Plener schon Ende Juli 1865. Die Regierung hat aber von diesem Rat, weil sie die finanziellen Bedenken einer solchen Verfügung vollkommen zu würdigen wußte, damals keinen Gebrauch gemacht. Erst als der Ausbruch des Krieges mit Preußen ganz unzweifelhaft war, am 5. Mai 1866, erschien das Gesetz, welches die Emission von Staatsnoten anordnete.

Wie konnte nun Plener überhaupt einen solchen Rat erteilen, wenn das Bankprivilegium seine Ausführung unzulässig machte? Dieses Privilegium begründete ja ein Vertragsverhältnis mit der Bank, konnte daher, auch bei Mitwirkung des Reichsrates, nicht geändert werden ohne Zustimmung der Bank; daß diese aber gegen ihr offenbares Interesse eine solche Zustimmung nie geben würde, war Herrn von Plener sehr wohl bekannt. Er konnte jenen Rat daher nur in der Überzeugung erteilen, daß seine Ausführung eine Verletzung des Bankprivilegiums nicht involviere.

*) Aus dieser Rechtfertigungs-Beschwerdeschrift vom 18. Juni 1866 des früheren Finanzministers Edlen von Plener gegen den amtlich publizierten alleruntertänigsten Vortrag de dato 30. Mai 1866 des Finanzministers Grafen Larisch über den Bericht der Staatsschulden-Kontrollkommission finden sich in Belcredis Nachlasse besondere Aufzeichnungen, welche der obigen Darstellung zu Grunde liegen. Desgleichen ein Auszug aus einem Vortrage des Fürsten Colloredo Mannsfeld, Präsidenten der Staatsschulden-Kontrollkommission an S. M. den Kaiser, der die schwierige Finanzlage des Sistierungs-Ministeriums in aller Schärfe darlegt.

Die später zwischen Regierung und Bank getroffene Vereinbarung (wonach die letztere der Regierung die erforderliche Summe in Banknoten vorschoß gegen Rückerstattung durch die sukzessive annullierten Staatsnoten), die in den unüberwindlichen technischen Schwierigkeiten, in der gegebenen kurzen Zeit höhere Summen von Staatsnoten anzufertigen, ihren Grund hatte, war mit dem Bankstatut allerdings nicht zu vereinigen, weil nach diesem alle Finanzgeschäfte der Bank mit dem Staate zu unterbleiben hatten.

Übrigens hat die Bank die bei Emission der Staatsnoten ihr zugestandene, für sie sehr wertvolle Begünstigung, von der Verpflichtung der Einlösung ihrer Noten gegen Bargeld in dem im Statut festgesetzten Termine losgezählt zu sein, bestens akzeptiert, ohne je über diese Verletzung des Privilegiums zu klagen. Darin lag wohl eine für die Bank nicht wertlose Gegenkonzession, und die ihr später — 1868 — unter Finanzminister Brestl zugestandene Kapitalsreduktion läßt sich ja auch nur unter dem Gesichtspunkt einer Entschädigung einigermaßen rechtfertigen. Übrigens hat die Emission der Staatsnoten alle die Folgen nicht gehabt, die man bezüglich der Steigerung des Agios überhaupt und der Entstehung einer alle Geldverhältnisse verwirrenden Wertdifferenz zwischen Staats- und Banknoten befürchtete. Das Agio ist durch die gefahrvolle Lage gesteigert worden, nicht aber durch die Notenemission (der höchste Stand war unmittelbar nach der Schlacht von Königgrätz 33 %), und ein Disagio hat auch nicht einen Tag lang bestanden. Die Erklärung liegt darin, daß durch diese Emission zugleich einem dringenden Verkehrsbedürfnis entsprochen wurde und die Summe von 300 Millionen ohne eine Überfüllung im Geschäftsverkehr ihre willige Aufnahme und Verwendung fand. Es wird ja jetzt schon übereinstimmend anerkannt, daß das Bankstatut vom Jahre 1862 (wobei Dr. Herbst, der jetzige Justizminister, als Abgeordneter und Ausschußreferent den größten Anteil hatte) in nationalökonomischer und daher indirekt auch finanzieller Beziehung ein entschiedener Mißgriff war, da die Einziehung der in Umlauf befindlichen Banknotenmenge nach jenem Statut in einem zu ausgedehnten Maße und in zu kurzen Terminen stattfand, so daß im Jahre 1865 die noch zirkulierende Summe weit unter dem effektiven Bedarfe war und es dem Geschäftsverkehr an den nötigen Zahlungsmitteln fehlte. Diese Kalamität war umso bedenklicher, als die überaus hohe Steuerlast dadurch noch drückender und unerträglicher wurde. Die Voraussetzung, daß im Verhältnis zur Verminderung der Papierwährung das Metallgeld dem Verkehr zuströmen würde, hat sich als unbegründet erwiesen und es wäre auch ohne Krieg jedenfalls die Notwendigkeit eingetreten, eine auf Vermehrung der Geldzeichen abzielende Maßregel zu treffen, um der Industrie und dem Handel die unbedingt erforderliche Erleichterung zu verschaffen. Die Kalamität hatte noch während der Tätigkeit des Reichsrates diese Höhe erreicht, sie hätte bei einer Fortsetzung dieser Wirksamkeit nur zunehmen können, da dann ein Abschluß des inneren staatsrechtlichen Streites völlig aussichtslos gewesen wäre und diese trostlose Lage in der Geschäftswelt kein Vertrauen in die Zukunft aufkommen ließ.

Was nun die Steuern anbelangt, so hat die damalige Regierung jedenfalls das Verdienst, die in der früheren Zeit, und zwar unter Mitwirkung des Reichsrates, erfolgte Überbürdung des Steuerträgers, namentlich

bezüglich der Realsteuern, anerkannt und diese Anerkennung in dem redlichen Streben nach Herabminderung der Ausgaben in der Militär- und Zivil-Verwaltung sowie in der freilich verschwindend kleinen Herabminderung des Grundsteuer-Voranschlags ausgedrückt zu haben.

Der Grund war gelegt, um bis zum Jahre 1868 das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben herzustellen; die verhängnisvolle Kriegskatastrophe hat diese Hoffnungen zu nichte gemacht. Durch die Herabminderung der Grundsteuer wollte die Regierung zunächst nur ihren guten Willen und die Einsicht zu erkennen geben, daß in diesem Steuerzweige nur an eine Herabminderung, nimmermehr aber auf eine weitere Erhöhung gedacht werden könne. Der Effekt konnte nur ein moralischer sein und war es auch; materiell konnte nur der kleinste Realitätenbesitz diese Maßregel als eine Erleichterung verspüren. Die finanziellen Zustände gestatteten es nicht, hierin weiterzugehen. Doch auch diese Verfügung wurde von den Gegnern zu einer Anklage benützt: das Ministerium habe nämlich dadurch eine Bevorzugung des Großgrundbesitzes beabsichtigt. Durch eine Steuerverordnung, die sich nur nach Kreuzern berechnen ließ, soll man den großen Grundbesitz gewinnen! Diese Absicht, wenn sie vorhanden gewesen wäre, konnte ja vom Großgrundbesitz nur als Hohn aufgefaßt werden und durch Verhöhnung kann man doch keine Freunde gewinnen.

Eine zweite wichtige Maßregel dieser Regierung war die Einführung des Pauschalierungssystemes für die indirekten Steuern. Man hat mit Unrecht diese Maßregel als von Larisch ersonnen ausgegeben.

Ich hatte diesen Antrag dem Kaiser gestellt, noch bevor eine Berufung an Larisch erging, in das Ministerium einzutreten. Ich hatte diese Maßregel mit Savenau, einem praktisch erfahrenen Mann, schon in meiner Eigenschaft als Statthalter in Böhmen besprochen und der Umstand, daß Savenau meiner Ansicht beistimmte, war mit ein Grund seiner Berufung ins Finanzministerium als Sektionschef. Die Verfügung wurde jedoch nicht früher getroffen, als bis eine aus Industriellen und Fachmännern — darunter die entschiedensten Gegner des Ministeriums — zusammengesetzte Enquete, welche im Finanzministerium ihre Beratungen hielt, sich bezüglich der Branntwein- und Zuckersteuer mit großer Majorität für das Pauschalierungssystem aussprach; bezüglich der Biersteuer lautete das Votum der Enquete negativ und aus diesem Grunde blieb es hier auch bei der früheren Besteuerungsart. Man hat auch aus *dieser* Maßregel eine Waffe gegen das Sistierungsministerium geschmiedet und behauptet, daß Larisch, welcher selbst große Brennereien und eine Zuckerfabrik hat, sich durch diese Verfügung einen Vorteil zuwenden wollte. Dies ist eine niedrige Verdächtigung, der jeder Grund mangelt. Larisch hat in dieser Sache, wie gesagt, nie die Initiative ergriffen; er hat allerdings ihren praktischen Wert erkannt, aber eben, weil er dabei persönlich beteiligt war, sich jeden entscheidenden Einflusses enthalten und der ganze Vorgang der Regierung, die Berufung der Enquete, in welcher den Gegnern des Ministeriums die freieste Meinungsäußerung eingeräumt war, zeigt doch wohl zur Genüge die in dieser Frage bewahrte Objektivität. Man hat die Regierung auch für den finanziellen Entgang verantwortlich gemacht, da der

Ertrag der Branntweinsteuer in den nächsten Jahren ein geringerer war als früher. Man hat aber verschwiegen, daß das in der Reichsratsperiode unter Plener beliebte fiskalische System bezüglich der erwähnten Steuerobjekte diese Produktionszweige im Jahre 1865 einem vollständigen Ruin entgegengeführt hatte (Zeugen: die Verhandlungen des Reichsrats im Abgeordnetenhaus und Herrenhaus), und daß bei Festhaltung jener Besteuerungsgrundsätze das bezügliche Staatseinkommen durch die bevorstehende Einstellung der meisten Brennereien weit mehr geschädigt worden wäre. Das Verlassen jenes ultrafiskalischen Standpunktes hat diesen Industriezweig erst wiederbelebt. Man hat ferner übersehen, daß ohne diese Systemänderung jene sehr wesentlichen Ersparnisse in der Finanzregie, wie sie unter dem Sistierungs-Ministerium Platz griff, gar nicht möglich gewesen wäre. Die Steuerpauschalierung hat eine bedeutende Reduktion des Finanzwachpersonales möglich gemacht — und diese Ersparnis muß denn doch in Anschlag gebracht werden, wenn man das reelle Staatseinkommen, welches durch die Branntweinsteuer vorher und nachher erzielt wurde, richtig beurteilen will.

Der moralische Vorteil wird von den Gegnern, die sich ja selbst jeder sittlichen Regung verschließen, freilich ganz ignoriert. Er war aber sehr bedeutend, indem nach den früheren Grundsätzen ein Heer schlechtbesoldeter, bestechlicher Finanzorgane durch ihre sogenannte Überwachung dem Produzenten jede freie Bewegung raubte und selbst den rechtlichsten zwang, um nur überhaupt die Produktion fortsetzen zu können, durch Anwendung unerlaubter Mittel ein gutes Einverständnis mit jenen Finanzaufsehern zu erzielen. Eine solche systematische Demoralisation, die ihre Veranlassung im Gesetze selbst und in den Vollzugsvorschriften der Regierung fand, schafft aber einen auch politisch so verderblichen Zustand, der überdies nebstbei mit großem materiellen Verlust für den Staat verbunden ist, daß dessen Behebung auch materielle Opfer verdient. Man hat endlich auch unbeachtet gelassen, daß die Branntwein-Erzeugung eine mit der Landwirtschaft verbundene industrielle Nebenbeschäftigung ist, die auch fiskalisch nie von der ersteren losgelöst werden sollte, am allerwenigsten dort, wo die Grundsteuer, wie in Österreich, eine exorbitante Höhe erreicht hat. Eine Erleichterung bei der Besteuerung dieses landwirtschaftlichen Nebenzweiges stärkt die Steuerfähigkeit des Urproduzenten und umgekehrt. Nun waren aber die Verhältnisse bei Einführung eines Pauschalierungssystemes für den Grundbesitzer die allerungünstigsten, da eine mehrjährige schlechte oder doch nur mittelmäßige Ernte bei gleichzeitiger, fortgesetzter Steigerung der Grundsteuer und ein rapides Sinken des Agios seine Zahlungsfähigkeit in der bedenklichsten Weise erschüttert hatten.

Von Seite aller Fachmänner in Mähren, Böhmen und Schlesien, wo die Branntwein-Industrie die größte Bedeutung hat, wird bis zum heutigen Tage das Pauschalierungssystem als rationell und zweckmäßig verteidigt und es verdient bemerkt zu werden, daß Regierung und Parlament auch bis jetzt nicht gewagt haben, es aufzuheben, obwohl sie allein deshalb, weil die vorangegangene Regierung diese Maßregel getroffen hat, keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, um ihren Tadel über diese „verfehlte" Einrichtung auszusprechen.

Zur Zeit meiner Amtsführung ist nur ein Anlehen im Jahre 1865 mit Pariser Häusern*) geschlossen worden, um dem noch aus der Reichsratsperiode stammenden, völlig ungedeckten Bedarf von 90 Millionen zu genügen. Der Reichsrat, welcher sich durch 4½ Jahre fast ausschließlich mit Finanzangelegenheiten befaßte und dabei jedes Jahr zu neuen Steuern und neuen Anlehen seine Zustimmung gab, war im Jahre 1865 dahin gelangt, ohne jede eigene Übersicht über Bedarf und Bedeckung im Monate Juni durch den Finanzminister Plener mit der Erklärung „überrascht" zu werden, daß nicht weniger als 90 Millionen noch zu beschaffen seien, um den Anforderungen des Jahres 1865 zu genügen. Daß diese Eröffnung völlig unerwartet kam, beweisen die stenographischen Protokolle des Reichsrates, beweisen alle der Reichsratsmajorität dienenden Preßorgane jener Zeit. Was läßt sich aber in finanzieller Beziehung von einem Parlamente erwarten, welches nach einer fast fünfjährigen Tätigkeit in dieser Weise „überrascht" werden kann? Kann man in der finanziellen Welt einer solchen Versammlung überhaupt noch ein Gewicht beilegen? Einer Versammlung, die selbst alles dafür getan hat, die Finanzzustände des Reiches in den schwärzesten Farben zu malen und mit Vorliebe zu betonen, daß Österreich „keinen Kredit mehr habe" und auch keinen mehr haben könne! Der Bankerott wurde ja in dieser Versammlung unzählige Male in sichere Aussicht gestellt. Man lese nur die stenographischen Protokolle über die Verhandlungen des Reichsrates namentlich in der letzten Periode 1864/65, um sich von der Richtigkeit dieser Bemerkung zu überzeugen. (Bezeichnend ist auch, was mir Kuranda einmal aus Anlaß der Verhandlungen über § 13 des Reichsratsstatuts**), angeregt durch den galizischen Belagerungszustand im Jahre 1864 sagte. Er meinte, dieser § 13 sei insolange nicht so übel, als ja der Staatsbankerott ganz unvermeidlich sei. Solange dieser Paragraph bestehe, könne die Regierung allein, ohne Reichsrat, den Bankerott vollziehen, das ganze Odium der doch unabweislichen Maßregel auf sich nehmen, während eine wesentliche Modifikation dieses Paragraphen auch den Reichsrat in diese fatale Notwendigkeit hineinziehen würde. Nach vollzogenem Bankerott könnte dann jene Bestimmung, welche der Regierung allerdings allzufreie Hand läßt, entfernt werden.) Gesetzt nun aber auch, jenes Anlehen wäre unter Mitwirkung des Reichsrates unter billigeren Bedingungen zustande gekommen (denn der sehr hohe Preis kann nicht in Abrede gestellt werden, wozu übrigens die damals überhaupt ungünstige Disposition des europäischen Geldmarktes und die bedenkliche Spannung zwischen Preußen und Österreich mit französischem Hintergrunde nicht wenig beitrug), so war die Regierung absolut nicht in der Lage, diesen Weg einzuschlagen, ohne alle Hoffnung auf eine Vereinbarung mit Ungarn von vorneherein gründlich zu vernichten. Das Recht des damaligen

*) Es ist dies das Anlehen auf Grund des Gesetzes vom 23. November 1865, von welchem Fürst Colloredo-Mannsfeld in dem erwähnten Vortrage spricht und es als das erste bezeichnet, „welches seit der Sistierung des Grundgesetzes und ohne die in demselben sowie in dem Allerhöchsten Handschreiben vom 17. Juli 1860 und Artikel II des Diplomes vom 20. Oktober 1860 geforderte Zustimmung des Reichsrats kontrahiert wurde".

**) Anm. d. Herausgebers: Jetzt der berühmte § 14 des Staatsgrundgesetzes vom Jahre 1867.

Reichsrates zur Belastung des Gesamtstaates anerkennen, hieß gleichzeitig die Verfassungsrechte Ungarns für konfisziert betrachten. Eine Regierung, die diesen Standpunkt einnahm, war nur eine Fortsetzung der Schmerlingschen und mußte naturnotwendig zu denselben Konsequenzen gelangen. Ich denke aber, daß der wirklich erzielte Ausgleich mit Ungarn — selbst in der jetzt bestehenden unter Beust verdorbenen Form — jenen Vorteil einiger Perzente in der Geldbeschaffung tausendfach überwiegt.

Das Domänen-Pfandbriefanlehen wurde im Jahre 1867, wenn man seine gute Hypothek in Betracht zieht, zu keinen günstigeren Bedingungen als das ersterwähnte abgeschlossen. Es wurde in höchst perfider Weise auch dem Sistierungs-Ministerium zugeschoben, während es doch erst nach meinem Austritte abgeschlossen wurde. Ich habe bis zum letzten Tage meiner Amtsführung gegen den Abschluß — als finanziell unnötig und bei dem ungünstigen Preis sowie der in naher Aussicht stehenden Bildung einer zur Mitwirkung kompetenten Vertretung geradezu unverantwortlich — gekämpft und eben dieser mein Austritt hat es den Herren von Beust und von Becke, die seit Monaten den Abschluß mit auffallender Hast betrieben hatten, möglich gemacht, zum Anlehensabschlusse zu schreiten. In den Finanzkreisen, und selbst in den ehrenwertesten (z. B. die Direktion der Wiener Eskomptebank), wurde ganz offen davon gesprochen, daß Beust und Becke jeder eine halbe Million für den Abschluß in Empfang genommen haben, und ich muß gestehen, daß Beusts Vorgang dabei ganz danach angetan war, dem Gerüchte Glaubwürdigkeit zu verleihen.

Wie die weitere Handlungsweise dieser Männer zu charakterisieren sei, welche dann bemüht waren — in direktem Widerspruche mit der Wahrheit —, das Anlehen dem Sistierungs-Ministerium in die Schuhe zu schieben; wie sich der Reichsrat und die zisleithanische Regierung samt dem ehrlichen Brestel dazu hergeben konnten, diese Lüge als Wahrheit zu akzeptieren, das Sistierungs-Ministerium wegen dieses Anlehensabschlusses offen anzuklagen, gleichzeitig aber (als Liebesblick für Beust) dieses selbe Anlehen von der neuen Kuponsteuer zu befreien, weil, wie Brestel sagte, dasselbe auf Grund und Boden versichert sei, — also weil die Gläubiger ohnehin schon den großen Vorteil der Sicherheit haben, sollen sie gegenüber den anderen auch noch das weitere Vorrecht der Steuerbefreiung genießen, — dies alles will ich hier nicht näher erörtern, denn es richtet sich selbst.

In national-ökonomischer Beziehung hat das Sistierungs-Ministerium zuerst den richtigen Weg mit Konsequenz verfolgt und die Bedingungen des Aufblühens der heimischen Industrie nicht in neuem engherzigen Abschließen gegenüber der Produktion anderer Länder durch hohe Eingangszölle, sondern in dem möglichst freien Verkehr der industriellen Erzeugnisse aller Länder gesucht. Die frühere Regierung hatte wohl auch dort, wo die Not dazu drängte — wie z. B. in dem Zollvertrage mit Deutschland infolge der erfolgten Erneuerung des Zollvereines mit Ausschluß Österreichs —, die Maßregel der Zollermäßigung ergriffen, aber es blieben dies immer nur einzelne, durch spezielle Verhältnisse abgedrungene Schritte ohne jedes Prinzip und System, da die ererbte Vorliebe für den Schutzzoll eine freiere Auffassung nicht aufkommen ließ. Das größte Übel, an dem unsere Industrie krankt,

liegt in den persönlichen, geschichtlich großgezogenen Eigenschaften der Industriellen und erst in zweiter Linie in unseren politischen und finanziellen Verhältnissen, dem hohen Preis des Geldes, den ungenügenden Verkehrs- und Transportmitteln rc. Es fehlt an ausdauernder Arbeitslust, an Sparsamkeit und Genügsamkeit im Leben, es fehlt an Gewandtheit im Geschäft, an jener Beweglichkeit des Geistes, welche den wechselnden Bedürfnissen und Geschmacksrichtungen gerecht zu werden sucht. Die Wünsche der Kunden sind für die Industriellen nicht maßgebend, sondern umgekehrt: die Kunden sollen sich dem Willen und dem Geschmack der Industriellen unterwerfen. Der Einfluß eines allzu lange währenden Schutzsystems, verbunden mit nationaler Schwäche, haben zu diesem traurigen Resultate geführt. Alle Belehrungen, alle Argumente sind diesem starren, unverständigen Egoismus und dieser Indolenz gegenüber machtlos; nur die tief empfundene Not kann hier Heilung bringen. Der Ausgleich mit Ungarn, welches der Natur seiner Verhältnisse nach dem Freihandel zuneigt, kann in dieser Richtung günstig wirken, eine heilsame Pression ungarischerseits auf die schutzzöllnerisch gesinnte deutsche Partei der anderen Länder ausgeübt werden. Dem damaligen Handelsminister Wüllerstorff kann man das Verdienst nicht streitig machen, einen gesunden Geist in das Handelsministerium gebracht zu haben und eifrig bemüht gewesen zu sein, die Handelswelt für richtigere Ideen empfänglich zu machen. Ein Vorfall während seiner Amtsperiode war charakteristisch. Die Seifensieder Wiens klagten über die Flauheit ihres Geschäftes. Wüllerstorff bemühte sich, ihren Erzeugnissen einen neuen Markt im Orient zu gewinnen. Es war auch bereits ein günstiger Erfolg gesichert, wenn die Erzeuger in den Formen ihrer Gewerbsprodukte der Geschmacksrichtung jenes Absatzgebietes Genüge leisten würden. Den Repräsentanten dieses Gewerbszweiges wurde dies bekanntgegeben. Was antworteten sie jedoch? „Wir erzeugen nur in dieser einen bestimmten Form; wem sie recht ist, der möge bei uns kaufen, wem diese Form eben nicht gefällt, für den arbeiten wir nicht.“ Es ist kein Zweifel, daß Österreich keinen Überfluß an Kapitalien hat. Damit diese sich aber im Lande ansammeln können, ist vor allem nötig, daß der Fleiß mit Sparsamkeit vereint, die Betriebsamkeit mit Einsicht gepaart sei. Die Indolenz, die vorherrschende Neigung zu einem üppigen Leben werden es immer unmöglich machen, daß das für produktive Zwecke verwendbare Kapital sich mehre. Die überaus günstige Ernte von 1867 bei gleichzeitiger Mißernte in anderen Ländern hat naturgemäß auch auf die Industrie einen belebenden Einfluß geübt. Wie hat man diese günstigen Verhältnisse benützt? War man vor allem bemüht, die vermehrten Geldmittel neuen produktiven Zwecken zuzuwenden? Keineswegs: man hat sich vielmehr kopfüber in Börsen-Spekulationen gestürzt und in der Winterperiode 1868/69 Hunderte von Millionen dem Börsenschwindel geopfert. Der Zoll- und Handelsvertrag mit Frankreich, der mit den früheren engherzigen Anschauungen in nationalökonomischen Fragen nichts mehr gemein hat, wurde vom Sistierungsministerium geschlossen, und die Verhandlungen hierüber auch erst unter diesem Ministerium begonnen. Ein ähnlicher Vertrag mit England, worüber unter der vorhergegangenen Regierung lange Zeit resultatlos verhandelt worden war, wurde gleichfalls unter dem Sistierungsministerium ab-

geschlossen und infolge des durch den Ausgleich bedingten Handelsübereinkommens zwischen Ungarn und Zisleithanien nach Zustimmung der Vertretungskörper sanktioniert: er ist aber bis heute nicht zur Ausführung gelangt; da die in einer Nachtragskonvention aufgenommenen Ausführungsbestimmungen bis jetzt in Ungarn noch nicht in Verhandlung genommen, im Wiener Parlament aber verworfen wurden, mit der gleichzeitigen Aufforderung an die Regierung, eine neue Konvention zur Ausführung des Vertrags mit England zu schließen.

Die Verhandlungen über den Zoll- und Handelsvertrag mit dem Zollverein wurden auch schon zur Zeit meiner Amtsführung soweit geführt, daß der definitive Abschluß unmittelbar bevorstand; nur die preußischerseits im letzten Augenblick wieder beanständete Herabsetzung der Weinzölle bildete ein Hindernis, welches erst später beseitigt wurde. Auch ähnliche Verträge mit Italien und mit der Schweiz wurden schon zu meiner Zeit angebahnt und die Verhandlungen waren mit den besten Aussichten schon weit fortgeführt, als die Regierungsveränderung eintrat. Es wurde aber durchaus nicht verkannt, daß bei einer vermehrten Konkurrenz des Auslandes auch dem heimischen Markt — gleichzeitig durch Erleichterung des Verkehres, Vermehrung der Verkehrsmittel — für die inländische Industrie eine Unterstützung gewährt werden müsse. In dieser Richtung ist nun von der Regierung, welcher ich angehörte, in Berücksichtigung der kurzen Regierungsperiode und der besonderen Ungunst der Verhältnisse in diesem Zeitraum weit mehr geschehen als in der vorangegangenen fast fünfjährigen Friedensperiode des reichsrätlichen Regimes. Die Franz Josefs-Bahnverbindung zwischen Wien—Gmund—Tabor—Prag und Wien—Budweis—Pilsen—Eger wurde zwar durch das Konzessionierungsgesetz bereits im Jahre 1865 noch vom Reichsrat (und zwar im Abgeordnetenhaus in der 88. Sitzung am 15. Juli 1865) beschlossen, allein, wie der über den Ausbau dieser Linie, beziehungsweise die neuerliche Subvention aus Staatsmitteln, zusammengesetzte Ausschuß des Abgeordnetenhauses im Jahre 1869 (April) selbst eingesteht, war die „Annahme", welche der Berechnung des zu garantierenden Zinsenerträgnisses zugrunde gelegt wurde (daß die Aktien und Prioritätsobligationen der Bahn zu einem Durchschnittskurse von 85 begeben werden würden), schon zur Zeit jener Beschlußfassung des Abgeordnetenhauses im Jahre 1865 eine wenig berechtigte. Der Ausschußbericht erkennt die Zweckmäßigkeit der Maßregel des vielverschrieenen Sistierungsministeriums vollkommen an, wonach der Gesellschaft Vorschüsse von 5 und 1½ Millionen Gulden gewährt wurden, welche nach Vollendung des ganzen Bahnnetzes in Aktien zum Parikurse zu refundieren waren. Der Ausschuß erkennt ferner an, daß durch diese „Maßregel" die Gesellschaft in die Lage gesetzt wurde, die Strecke Pilsen—Budweis zu bauen und in Betrieb zu setzen sowie ferner den Bau der Strecke Budweis—Wien der nahen Vollendung entgegenzuführen. Da sich nun die Gesellschaft, „gestützt auf diese Resultate", abermals um einen Staatsvorschuß bewarb, um damit auch die übrigen Strecken ihres Bahnnetzes, Gmünd, Prag, Pilsen und Eger, ebenso rasch ausbauen zu können, so kam diese Angelegenheit im Jahre 1869 abermals im Reichsrat zur Verhandlung und nach dem Antrag des Ausschusses wurde in der Sitzung des Abgeordneten-

hauses vom 26. April 1869 ohne Debatte ein weiterer Staatsvorschuß von $4^1/_4$ Millionen dieser Bahn bewilligt.

Ferner kam zur Zeit meiner Amtsführung das große, wichtige Unternehmen der Rudolfsbahn zustande, ebenso die Bahn Brünn—Olmütz und Prerau (Konzession der Nordbahn) und endlich wurde erst in dieser Regierungsperiode den Staatsbahnen die Konzession zum Bau einer Eisenbahn erteilt, welche vom Wien-Raaberbahnhof ausgehend, eine Verbindung mit Brünn und Prag (an irgend einem Punkte der Prag-Brünner Staatsbahn einmündend) herstellt. Diese Konzession gab schon der früheren Regierung Anlaß zu langwierigen, aber immer resultatlosen Verhandlungen, weil es die damaligen Regierungsmänner nicht wagten, den Prätentionen der Nordbahn und ihrer mächtigen Patrone — welche in jeder wie immer gearteten neuen Eisenbahnverbindung Wiens mit Brünn eine Parallelbahn und daher eine Privilegiumsverletzung erblickten — mit Entschiedenheit entgegenzutreten. Warrens hat vor wenigen Tagen — Mai 1869 — in seiner Montagszeitung mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß auch die Wiener Handelskammer mit samt ihrem so gefeierten Präsidenten Winterstein in der wichtigen Frage des Nordbahnmonopols ihrer Pflicht in keiner Weise genügt habe, sondern mehr das Interesse der Bahngesellschaft als das des Handels vertreten habe.

Was damals in Jahren nicht erreicht wurde, hat das Sistierungsministerium in wenigen Monaten bewirkt. Die Nordbahn drohte mit einer gerichtlichen Klage wegen angeblicher Privilegiumsverletzung, hat es aber bis jetzt unterlassen, diese Drohung auszuführen.

Auch der Abschluß der Verhandlungen wegen des wichtigen Hafenbaues in Triest und die Sicherstellung dieses Werkes sowie endlich die für den Verkehr höchstwichtige Maßregel der Herabsetzung und gleichmäßigen Fixierung des Briefportos auf 5 Kreuzer für die ganze Monarchie ist das Verdienst des Sistierungsministeriums, welches man freilich nicht gerne anerkennt, während man doch seine Konsequenzen sehr willig hinnimmt.

* * *

Es werden hier zwei ausführliche Rundschreiben des Ministers Belcredi angefügt, von welchen das erste dem Herbste 1865, das zweite offenbar der Zeit der Wiedereinberufung der Landtage (Kaiserliches Patent vom 14. Oktober 1866) angehört. Beide sind an sämtliche Landeschefs (das zweite mit Ausnahme des Landeschefs von Venetien) gerichtet.

Sie erscheinen aus dem Grunde zur Angliederung an die Fragmente geeignet, weil sie einen Einblick in den Geist der administrativen Tätigkeit Belcredis sowie in die Ideen und Absichten, welche ihn bei der Sistierung leiteten, gewähren.

Das erste Rundschreiben lautet:

E. E.! Ich habe in meinem Antrittsschreiben bereis die allgemeinen Gesichtspunkte angedeutet, die mir bei Besorgung des administrativen Dienstes vorzugsweise maßgebend erscheinen. Ich verkenne durchaus nicht die Schwierigkeiten, die sich bei Durchführung so mancher dieser Anordnungen ergeben werden, und ich weiß wohl, daß nur ein fester, unbeugsamer Wille, ein beharrliches Verfolgen der bezeichneten Bahn dahin führen kann, das gesprochene Wort zur lebendigen Tat zu machen. Diese Überzeugung wird alle meine Schritte leiten und ich bitte es wohl zu beachten,

daß, wenn ich keine Anordnung treffe, ich auch einen wahren, erfolgreichen Vollzug derselben fordere und pflichtgemäß fordern muß.

Selbstverständlich könnte ich mich daher mit einem bloß formellen Vollzug durch amtliche Verständigung der untergeordneten Organe, ohne jede weitere Verfolgung und wirkliche Betätigung des Verständnisses für jene in meinem ersten Schreiben ausgesprochenen Gedanken, nicht zufrieden stellen.

Mir sind aber auch die Schwierigkeiten sehr wohl bekannt, welche sich der Ausführung nach verschiedenen Richtungen entgegenstellen. Sie liegen teils im amtlichen Personale, seinen bisherigen Anschauungen und festgewurzelten amtlichen Gewohnheiten, teils in den Verhältnissen, welche Land und Leute darbieten.

Ich will diese Schwierigkeiten hier einer genauen Erörterung unterziehen und sodann hieran jene weiteren Erwägungen und Anordnungen knüpfen, welche in mehrfacher Beziehung dasjenige vervollständigen sollen, was in meinem ersten Schreiben nur im allgemeinen angedeutet wurde. Die Wirksamkeit eines pflichtgetreuen Beamten ist gewiß heute wie ehedem in staatlicher Beziehung eine hochwichtige, seine Stellung eine ehrenvolle und hochachtbare und alle meine den Beamtenstand berührenden Maßregeln werden von dieser Auffassung geleitet sein. Hiedurch ist aber zugleich zweierlei gegeben. Erstens, daß der pflichttreue Beamte von seinen Vorgesetzten der gerechten Würdigung und Anerkennung sicher sei, dagegen der seine Pflicht verletzende oder in der Erfüllung derselben lässige Beamte nach der vollen Strenge des Gesetzes gestraft werde. Dies fordert sowohl das öffentliche Interesse als auch das Interesse des Beamtenstandes selbst, denn die Bevölkerung wird nur denjenigen Stand achten und ehren, welcher sich selbst zu ehren weiß.

Es tritt übrigens noch ein zweites, sachliches Moment hinzu, welches in der eben angedeuteten Richtung von Bedeutung ist, nämlich die amtliche Wirksamkeit selbst, welche, wenn sie sich in so weit ausgedehnten Grenzen bewegt, wie dies gegenwärtig der Fall ist, nicht allein den Interessen des Dienstes und des Beamtenstandes nachteilig ist.

Das Amt übernimmt eine Verantwortlichkeit, welcher es nicht zu genügen vermag, weil seine Kräfte hiezu nicht ausreichen, und mag auch die Intention, von welcher das Amt bei seiner Tätigkeit ausgeht, oft die beste sein; der geringe oder gänzlich fehlschlagende Erfolg kann auf das Ansehen des Amtes nur höchst ungünstig zurückwirken und muß endlich auch die tüchtigste Kraft schwächen und entmutigen Dieses Streben, die Grenzen der administrativen Tätigkeit möglichst zu erweitern, mußte ferner wesentlich dazu beitragen, dem Formalismus in der Geschäftsbehandlung eine immer größere Bedeutung zu vindizieren; denn die Unmöglichkeit, eine übergroße Zahl der Geschäfte meritorisch und mit praktischem Erfolge der Erledigung zuzuführen, bringt es notwendig mit sich, daß man an der formellen Geschäftsbehandlung Genügen findet und endlich die Erhaltung einer äußeren Ordnung für die Lösung der Amtsaufgabe hält. Dieser Stand der Dinge kann und darf sowohl im allgemeinem Interesse als in jenem des Beamtenstandes kein dauernder bleiben und ich muß darauf bestehen, daß mit allem Nachdruck dahin gewirkt werde einer heilsamen Reform die Wege zu bahnen.

Die Schwierigkeiten, welche die Anschauungen und Gewohnheiten eines großen Teiles der Bevölkerung bieten, stehen mit den zuerst bezeichneten Hindernissen in inniger Verbindung.

Die Bevölkerung ist ja systematisch daran gewöhnt worden, in allem und jedem die Hilfe der Regierungsorgane anzurufen, daher jetzt das teilweise hervortretende mindere Geschick, die geringere Neigung zur Selbständigkeit, Selbsttätigkeit ganz unvermeidliche Erscheinungen sind, die aber nicht im mindesten dazu berechtigen, der Fortsetzung des jetzigen Systems das Wort zu reden. Es wird dadurch nur der Ernst der Aufgabe erhöht, durch die Beseitigung der Hemmnisse der Selbsttätigkeit, unabhängige Kräfte für eine heilsame Reform der Zustände in wahrhaft freiheitlichem Sinne wirksam zu machen, und es liegt die Beseitigung dieser Hindernisse teilweise jedenfalls in der Macht der Behörden.

In dieser Richtung ist demnach dem Amtspersonal und seinem Wirken eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Beamte, die sich mit dem Geiste der neuen Institution nicht vertraut machen können, sind nicht geeignet, im administrativen Dienste eine erfolgreiche Wirksamkeit zu entfalten, und es kann bei Beurteilung der Eignung eines Beamten selbstverständlich immer nur das allgemeine Interesse in erster Reihe entscheiden. Die Rücksichten für persönliche Interessen können in ihren Motiven sehr achtbar sein, allein, wenn sie mit dem Staatsinteresse kollidieren, werden sie zu einem schweren Vergehen und äußern die verderblichsten Folgen. Der finanzielle Gesichtspunkt ist dort, wo höhere Rücksichten vorwalten und erworbene Rechte zu achten sind, gewiß nicht entscheidend. Allein derselbe fällt sehr ins Gewicht, wo die höheren Dienstesrücksichten durch die weitere Verwendung einzelner Beamten nicht gewahrt erscheinen oder einzelne Posten ohne Gefährdung des Dienstes auch unbesetzt bleiben könnten, da diejenigen Persönlichkeiten, welche dieselben einnehmen, wenig oder nichts leisten und man denselben nur das „Ausdienen“ ermöglichen will. So weitgehende Rücksichten kann ich unmöglich walten lassen; hier sind es die Interessen des Staates und des Staatsschatzes, welche namentlich in der Gegenwart ein ernstes Einschreiten gebieterisch fordern.

Ich muß E. E. daher angelegentlichst ersuchen, die Personalfragen nach den gegebenen Andeutungen einer gründlichen Erwägung zu unterziehen und mir im Hinblicke auf die unabweisliche Notwendigkeit der äußersten und schleunigst zu erzielenden Ersparnisse Ihre Anträge mit vollster Freiheit für alle mit der Administration betrauten Behörden zu erstatten.

Es steht diese Frage mit jener der Geschäftsbehandlung und Geschäftsvereinfachung im innigstem Zusammenhange; denn nichts hat zu der Masse der (formellen) Geschäfte so sehr beigetragen als die große Anzahl der Beamten. Solange diese nicht herabgemindert ist und die Beamten selbst nicht genötigt sind, an Zeit und Kraft zu sparen, bleiben alle beabsichtigten Geschäftsvereinfachungen eitle Wünsche. Daher ich nochmals darauf zurückkomme, daß den Personalfragen das größte Gewicht beizulegen ist. Nach den Erfahrungen, die ich selbst reichlich gewonnen habe, erfordert das Geschäft nur deshalb eine so große Anzahl von Beamten, weil — wenigstens in vielen Ländern und bei vielen Behörden — die Förmlichkeiten alles überwuchern, weil wenig oder nichts geschieht, ohne die Feder in die Hand zu nehmen und ein gewöhnlich auch noch recht weitläufiges Schriftstück zu verfassen, welches dann durch seine Numerierung, Protokollierung ꝛc. viele Hände beschäftigt.

Was sich nur immer mündlich abtun oder doch bis zur Schlußerledigung mündlich verhandeln läßt, muß auch in dieser Art behandelt werden. Die Gelegenheiten, welche die sogenannten Amtstage sowie auch die außerhalb des Amtsortes

vorkommenden Kommissionsverhandlungen zum mündlichen Verkehr und zur Erledigung so vieler Geschäfte bieten, werden nur sehr selten zum Besten des Dienstes benützt. Bei den Amtstagen beschränkt man sich in der Regel darauf, den versammelten Gemeindevorstehern amtliche Verlautbarungen allgemeinen Inhalts vorzulesen, in eine Verhandlung über spezielle Fragen wird fast nie eingegangen; und doch ist gerade hier die günstige Gelegenheit geboten, Zeit und Kraft des Amtes und des Gemeindevorstandes in einer dem Dienste entsprechenden, praktisch erfolgreichen Weise zu verwerten, die Äußerungen und Aufklärungen der Gemeindevorsteher in kurzem Wege entgegenzunehmen, wenn es erforderlich ist, auch Parteien hiezu vorzuladen und auf diese Weise Geschäfte in wenigen Stunden abzutun, die auf dem gewöhnlichen schriftlichen Wege sich oft monatelang hinschleppen. Ist eine schriftliche Aufzeichnung notwendig, so kann die Äußerung des Gemeindevorstands auf dem Aktenstück selbst kurz angemerkt und erforderlichenfalls mit der Unterschrift des Gemeindevorstehers versehen werden; oder in wichtigen Fällen kann eine kurze Protokollaufnahme stattfinden.

Die in vielen Gegenden sich äußernde Abneigung der Gemeindevorsteher, sich an Amtstagsverhandlungen zu beteiligen, ist leider zu berücksichtigen, weil man eben die Amtstage nicht zur Erleichterung der Bürde, welche auf den Schultern eines Gemeindevorstands ruht, zu benützen versteht, diese vielmehr durch den bureaukratischen Formalismus nur erhöht. Es liegt doch klar vor, daß ein mündliches Verfahren dem Verständnis der meisten Gemeindevorsteher weit mehr zusagt als der schriftliche Verkehr, und daß sich die Geschäfte nicht allein in kürzerer Zeit, sondern auch gründlicher erwägen lassen, denn zur Gründlichkeit gehört doch vor allem andern Verständnis der Sache, welches sich durch den unmittelbaren, mündlichen Verkehr leicht wecken läßt.

Gegenwärtig wird bekanntlich wegen der geringfügigsten Sache oft drei und mehrere Male zwischen Amt und Gemeindevorstand hin und her geschrieben, bis ein halbwegs befriedigendes Resultat erzielt wird. Welche Zeit und Kraft wird hiedurch auf beiden Seiten vergeudet! Wie müssen auf diese Weise die Schreibgeschäfte, die Geschäftsnummern anwachsen! Unter solchen Verhältnissen ist es allerdings nicht zu verwundern, daß über Mangel an Arbeitskraft geklagt wird. Daß bei Gelegenheit von Kommissions-Verhandlungen viele die Bevölkerung des Kommissionsortes berührenden Geschäfte gleichfalls abgetan oder doch Behelfe dazu gesammelt, Parteien vernommen werden könnten rc., ist selbstverständlich und es würde dies von der Bevölkerung, welcher hiedurch viel Geld und Zeit erspart würde, nur dankend entgegengenommen werden. Leider wird aber diese Vereinfachung des Geschäftsganges ganz vernachlässigt. Die Einwendung, daß der entsendete Beamte bei der geringen Entschädigung für Reiseauslagen mit der Zeit geizen müsse, ist nur teilweise berechtigt, nämlich für umfangreichere und zeitraubende Geschäfte. Es gibt viele Amtshandlungen, und gerade diese bilden bei den Bezirksämtern die Mehrzahl, welche in einer sehr kurzen Zeit abgetan werden können, ohne daß hiedurch die Reisekosten für die entsendeten Beamten erhöht werden.

Ich will nicht auf die unnützen und geradezu vorschriftswidrigen Korrespondenzen näher eingehen, welche bei einzelnen Bezirksämtern zwischen dem Vorsteher und den ihm untergeordneten Beamten (z. B. schriftliche Kommissionsaufträge, die als Geschäftserledigung behandelt werden rc.), zwischen der politischen und judiziellen Abteilung vorkommen und wobei es sich von selbst versteht, daß dieser Art künstlich

heraufbeschworenen Geschäftsvermehrungen mit Strenge entgegengetreten werden muß und daß ein Amtsvorsteher, welcher diesen Vorgang duldet, sich selbst ein Zeugnis sehr geringer Befähigung ausstellt. Allein es gibt noch Geschäftserleichterungen, die, so nahe sie auch liegen, doch bisher sehr wenig beachtet wurden. Dahin gehört die Ausfertigung der Erledigungen in mundo, gleich von Seite des Konzipienten. Die Approbation besteht in der Unterschrift des Vorstehers und ein gut geführtes Geschäftsprotokoll genügt für die Erhaltung der Geschäftsevidenz. Die große Mehrzahl der Erledigungen bei den Bezirksämtern und größtenteils auch bei den Landesbehörden läßt sich in dieser Weise behandeln und eine Fülle doppelter Schreiberei wird dadurch entfallen. Auch ist in Erwägung zu ziehen, ob die direkte Zustellung der Entscheidung der höheren Instanz an die Partei sich nicht gegenüber der jetzigen Gepflogenheit der Zustellung durch die Bezirksämter empfehle. Wo das Bezirksamt zu keinem Vollzug der Entscheidung zu schreiten hat, ist der bisher beobachtete Geschäftsgang nur ein Anlaß zur Verzögerung und Vermehrung der Schreiberei.

Die Berichte, welche von den Unterbehörden über jeden Rekurs an die Landesbehörden erstattet werden, können in der Regel ganz entfallen. Der Rekurs soll vorschriftsmäßig bei jenen Behörden eingebracht werden, gegen deren Entscheidung derselbe gerichtet ist. Nun genügt es vollkommen, wenn diese Behörde einfach die bezüglichen Akten aus der Registratur aushebt und mit dem Rekurs und einem kurzen Aktenverzeichnis der höheren Instanz einsendet. Bei der letzteren ist es die Sache des betreffenden Referenten, die Akten zu lesen. Kommen im Rekurse Daten vor, welche durch die Akten nicht beleuchtet werden, so werden in der Regel die auf die Rekursschrift selbst gleich in mundo anzusetzenden Bemerkungen für die Aufklärung der höheren Behörde gewiß genügen.

Ich glaube hiedurch schon genügend angedeutet zu haben, in welcher Weise Vereinfachungen möglich sind und wie ich wünsche, daß die Geschäfte formell behandelt werden. Wird in diesem Geiste vorgegangen, wie ich es entschieden fordern muß, dann wird nicht allein der Dienst selbst gewinnen, sondern es werden auch noch weitreichendere Ersparnisse als bisher eingeführt werden können.

Die Gemeindevorstände haben sehr häufig wenig oder gar kein Verständnis für einen schriftlichen Verkehr, sie fühlen sich daher durch eine ihnen gänzlich fremde Geschäftslast überbürdet, die ihnen ihr Amt von vorneherein verleiden muß. Dem Gemeindevorsteher erübrigt daher wohl nichts anderes, als sich in allen Fällen erhaltener ämtlicher Aufträge an die wenigen oder oft an das einzige schreibende Individuum in der Gemeinde (gewöhnlich irgend ein Winkelschreiber) zu wenden, und dies hat zur Folge, daß solchen häufig sehr bedenklichen Elementen in der Gemeinde, durch den Vorgang des Amtes selbst, eine Macht in die Hände gespielt wird, die kaum je zum Guten, sehr häufig aber zum Nachteil der Regierung und der Gemeinde gebraucht wird. Die Aufgabe eines tüchtigen Amtsvorstehers muß es sein, den mündlichen Verkehr, soweit es nur immer tunlich ist, zur Erteilung von Aufklärungen und Weisungen sowie zur Einholung von Auskünften und zu ämtlicher Benützung dienlicher Daten zu verwerten.

Nun liegen aber noch viele Erschwernisse des Dienstes in der Art des Verkehrs mit den Hilfsbehörden, der in der Regel noch schriftlich vermittelt wird, was doch nur in den seltensten Fällen nötig ist, und in den auf bestimmten Normen beruhenden Geschäftskomplikationen.

E. E. werden mich zum Danke verpflichten, wenn Sie die Frage der Geschäftsvereinfachung und möglichster finanziellen Ersparnisse einer eindringlichen, von allen anderen Rücksichten freien Erörterung unterziehen und auch in Bezug auf die durch bestehende Vorschriften veranlaßte überflüssige Geschäftsgebarung sich frei und unumwunden aussprechen. Es dürfte in dieser Beziehung geeignet sein, die Frage kommissionell durch Beiziehung der tüchtigsten Kräfte der Landesbehörden und allenfalls auch erfahrener Beamten der Unterbehörden zu behandeln, hiebei alle Dienstes-zweige durchzugehen und auf Grund eines solchen Beratungsresultates Ihre Anträge zu stellen.

Schließlich bemerke ich, daß aus Anlaß der teilweise bereits vorliegenden Resultate der unter meinem Vorsitz tätigen Budget-Kommission E. E. demnächst einige auf Ersparnisse abzielende spezielle Weisungen zugehen werden. Hier will ich nur noch des Umstandes erwähnen, daß bei den gemischten Bezirksämtern die Arrestanten-Verpflegskosten eine der wesentlichsten Ausgabsrubriken bilden. Der Grund liegt aber vorzugsweise darin, daß von den Amtsvorstehern auf die gesetzliche Verpflichtung des Rückersatzes der Kosten von Seite des Verpflegten eine geringe oder oft gar keine Rücksicht genommen wird. Vergleicht man die Aufrechnungen verschiedener Bezirke, so wird man sich leicht überzeugen, daß oft kleine und auch in den gerichtlichen Agenden unbedeutende Bezirke vergleichsweise viel höhere Summen zu diesem Zwecke in Aufrechnung bringen als Bezirksämter von einem ausgedehnteren Geschäftsumfang.

Es liegt dies offenbar nur in der Persönlichkeit und dem Vorgang des Amtsvorstehers. Ich muß E. E. daher ersuchen, auch diesem Gegenstand, welcher für die Finanzen sehr schwer wiegt, Ihre volle Aufmerksamkeit zuzuwenden, die zweckdienlichen Maßregeln zur Regelung dieser Angelegenheit zu treffen und gegen lässige Amtsvorsteher ein strenges Disziplinarverfahren unnachsichtlich einzuleiten.

* * *

Zweites Rundschreiben: An sämtliche Herren Landeschefs mit Ausnahme des Statthalters von Venedig.

E. E.! Bei der nahe bevorstehenden Eröffnung der Landtage sehe ich mich umsomehr veranlaßt, E. E. über die Haltung des Regierungsvertreters einige Mitteilungen zu machen, als die Tätigkeit der Landtage unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine erhöhte Bedeutung gewinnt.

Zur Orientierung haben zunächst folgende Gesichtspunkte zu dienen: Die Landesordnungen bestehen in voller Kraft und Wirksamkeit, da die Sistierungsmaßregel sich nicht weiter erstrecken sollte und konnte, als dies durch die rechtliche und faktische Notwendigkeit begründet ist, was einzig und allein bei dem Reichsratsstatut — im Hinblick auf die wieder ins Leben gerufenen ungarischen Verfassungsgesetze — der Fall war. Bezüglich des Oktoberdiplomes konnte in formeller Beziehung von einem unmittelbaren Einfluß dieser Maßregel deshalb keine Rede sein, weil allgemeine Grundzüge ihrer Natur nach nicht unmittelbar wirksam sein können, sondern hiezu einer anderen Ausarbeitung eines eigenen Statutes bedürfen und erst dieses zur Wirksamkeit bestimmt ist. Der Einfluß der Sistierungsmaßregel auf das Oktoberdiplom ist daher immer nur ein indirekter.

Blieben nun die Landesordnungen von der gedachten Maßregel unberührt, so müssen auch ihre Bestimmungen, die Kompetenz der Landesvertretung betreffend, strenge beachtet werden. Insolange seitens des ungarischen und kroatischen Landtages

keine befriedigenden Verhandlungsresultate vorliegen, kann auch selbstverständlich von einer weiteren meritalen Behandlung der staatsrechtlichen das Reich und seine Interessen berührenden Frage keine Rede sein.

Diese schließt aber nicht aus, daß der Landtag — wenn aus seiner Mitte die Anregung hiezu geboten würde — sich auch schon dermal über die staatsrechtlichen Fragen, mit Rücksicht auf seine zur „Antragstellung" sehr weit gezogenen Grenzen, sich ausspreche und allenfalls in der Form einer Adresse seinen Anschauungen einen Ausdruck gebe.

Wünschenswert wäre es aber allerdings, daß man sich hiebei nur auf allgemeine Grundsätze beschränke, denn alles Eingehen in Einzelheiten der Rechtsgestaltung wäre derzeit verfrüht und könnte nur zur Verwirrung der Ideen und Steigerung der Leidenschaftlichkeit diesseits wie jenseits der Leitha führen. Aber auch dann, wenn die Debatte auf Erörterung allgemeiner Grundsätze beschränkt bleibt, kann der Regierungsvertreter in die Lage kommen, sich aussprechen zu müssen, für welchen Fall ich die genaue Beachtung folgender Bemerkungen wünsche.

In der Haltung des Regierungsvertreters muß sich vor allem die Festigkeit und Entschlossenheit der Regierung abspiegeln, alles schwankende, zweifelhafte Wesen wäre geradezu verderblich. Das kaiserliche Manifest sowie das die wesentlichen Bestimmungen desselben zusammenfassende Patent vom 20. September 1865 enthält in klarer Auseinandersetzung die Auffassung der Regierung und die erste Forderung, die an den Regierungsvertreter gestellt werden muß, ist die einer vollständigen Aneignung dieses Ideenganges bei gleichzeitiger genauer Vertrautheit mit den Bestimmungen der Verfassungsgesetze.

Der Ausgangspunkt der Gedankenreihe des Manifestes ist das Februarpatent selbst, und nicht die Regierung, sondern diejenigen, welche sie angreifen, müssen den Boden des Februarpatentes und der Oktobererlässe verlassen.

Hiedurch ist der Standpunkt des Regierungsvertreters kein besonders schwieriger und ich bin umsomehr berechtigt, eine erfolgreiche Wahrung dieses Standpunktes zu erwarten.

Bei den außerordentlichen Schwierigkeiten, welche die österreichischen Verhältnisse durch die Mannigfaltigkeit der Elemente, Interessen und Rechtsansprüche in ihrer verschiedenen geschichtlichen Entwicklung darbieten, bei den Ereignissen und politischen Konstellationen, welche dem Oktoberdiplom gefolgt sind, war das Bestreben der früheren Regierung wohl erklärlich, die Einheit des Reiches durch ein rasches Zusammenfassen der ihr dienenden Kräfte zu schützen und auch formell der Betätigung dieser Kräfte einen Spielraum zu öffnen. Man hoffte durch die Macht einer rasch vollführten Tat über Schwierigkeiten hinauszukommen, die man bei einer allmählichen Entwicklung vielleicht für unbesiegbar hielt.

So wenig dieser Vorgang, als von der besten Absicht geleitet, einen Anlaß zu Vorwürfen bieten kann, ebensowenig kann ich in dem Versuch, eine Zentralvertretung als vollzogene Tatsache hinzustellen, den Titel bereits wirksamer Rechte erblicken. Dieser Titel ist immer nur im Oktoberdiplom und in dem Patente vom 26. Februar 1861, welchem die Landesordnungen und das Reichsratsstatut als Beilagen dienten, zu suchen und die Regierung ist weit entfernt von den Grundsätzen des Diploms sowie von den Bestimmungen abzuweichen, welche das Februarpatent (das mit dem Reichsratsstatut nie verwechselt werden darf) als Vorbedingung der Ausführung dieser Grundsätze getroffen hat.

Das Reichsratsstatut ist nicht die Verfassung des Reiches, sondern nur ein Bestandteil derselben, sowie nebst dem Oktoberdiplom und den Landesordnungen auch die wieder ins Leben gerufenen ungarischen Verfassungsgesetze einen Bestandteil der Reichsverfassung bilden, und nur dieser Reichsverfassung, als dem Inbegriff aller obenerwähnten Grundgesetze, gilt das kaiserliche Wort, welches die genaue Befolgung derselben verheißt.

Die Lösung dieses kaiserlichen Wortes rechtlich möglich zu machen, ist das Ziel der gegenwärtig eingeleiteten Schritte. Unverrückt stehen die Grundsätze fest, welche eine beschließende Mitwirkung der Völker bei der Gesetzgebung wie bei der Finanzgebarung, welche ferner eine gemeinsame Behandlung der gemeinsamen Reichsinteressen und endlich auch, speziell für die diesseitigen Länder, eine Gemeinsamkeit der Interessen bereits im Oktoberdiplom anerkennen und aussprechen. Was die Frage über die Form der Behandlung anbelangt, so ist dieselbe vom Standpunkt der Regierung leicht zu beantworten, indem es nur der einfachen Hinweisung bedarf, daß sowohl dem ungarischen wie dem kroatischen Landtage nicht allein das Oktoberdiplom, sondern auch das Februarstatut zur Annahme vorgelegt wurde. An diesen Landesvertretungen wäre es sodann, wenn sie gegen die einfache Annahme Bedenken tragen, die Motive dieser Bedenken auszusprechen und ihre Anträge zu formulieren. Welcher Vorgang in diesem letzteren Falle eingehalten werden wird, ist im kaiserlichen Manifeste abermals klar ausgesprochen und es können sich hier nur zwei Fragen ergeben, die ich sogleich beantworten will. Die erste Frage wäre die: „Was man unter den legalen Vertretern der Königreiche und Länder zu verstehen habe?" Diese Frage, welche von den Journalen aus zentralistischen Kreisen aufgeworfen und gehörig auszubeuten gesucht wurde, beantwortet sich von selbst, wenn man dem Inhalte der Verfassungsgesetze eine mehr als oberflächliche Aufmerksamkeit schenkt.

Jedes Land hat grundsätzlich seine eigene Vertretung, welcher eine so hohe Bedeutung innewohnt, daß die Reichsvertretung nicht von eigens hiefür gewählten Deputierten der Länder, sondern von Delegierten der Landtage beschickt wird.

Unter den legalen Vertretern der Königreiche und Länder können daher nach dem Geist und nach dem Wortlaut der Verfassungsgesetze nur die Landtage verstanden werden. Nach § 7 des Reichsratsstatuts sind die Landtage zur Wahl der Mitglieder der Reichsvertretung berufen und der § 11 sagt wiederholt, daß im Reichsrat die Landtage vertreten sind.

Die zweite Frage könnte lauten: „Wie man denn den Landtagen Gegenstände staatsrechtlicher Natur zur Verhandlung vorlegen könne, nachdem sie nicht kompetent seien, hierüber bindende Beschlüsse zu fassen?" Wird durch die Nichtannahme des Reichsratsstatutes, so wie es lautet, eine Verhandlung über die Art der künftigen konstitutionellen Behandlung der Reichsinteressen zur Notwendigkeit, so kann überhaupt kein Landtag — auch der ungarische und der kroatische nicht — bindende Beschlüsse über die verfassungsmäßige Gestaltung im Zentrum des Reiches fassen; es können der Natur der Dinge nach hierüber nur Anträge gestellt werden. Die Entscheidung, der Schiedsspruch, ruht in den Händen der Krone aus dem einfachen Grunde, weil sodann keine zu einer beschließenden Tätigkeit vollberechtigte Reichsvertretung wirksam besteht. Wie könnte der § 14 hier rechtswirksam sein, wenn das ganze den Institutionen des Reichsrates zu Grunde liegende Statut nicht zur Durchführung und Rechtswirksamkeit gelangt ist?

Es könnte endlich auch die Frage über den Termin, wo die Sistierung des Reichsratsstatutes ihr Ende findet, gestellt und weiter gefragt werden, was denn dann geschehe, wenn die Vertretungen der östlichen Länder das Februarstatut nicht annehmen. Als Termin läßt sich im allgemeinen nur jener Zeitpunkt bezeichnen, wo es möglich geworden sein wird, das sistierte Gesetz zur Durchführung zu bringen, wo sonach die im Gesetz selbst ausgesprochenen Vorbedingungen erfüllt sind.

Nehmen die Vertretungen der östlichen Länder das Reichsratsstatut, wie es ist, an, dann tritt der Reichsrat ipso facto in seine volle Rechtswirksamkeit und es entfällt diesfalls jede Verhandlung auf den Landtagen der westlichen Länder. Tritt diese Eventualität aber nicht ein, dann müssen bei strenger Festhaltung konstitutioneller Grundsätze die Verhandlungen in den östlichen Ländern so lange fortgesetzt werden, bis sie zu Resultaten führen, bei welchen auch bei geänderter Form der konstitutionellen Behandlung der gemeinsamen Reichsinteressen die Machtstellung und der einheitliche Bestand der Monarchie gesichert erscheint. Eine entgegengesetzte Anschauung würde entweder zu einer unmittelbaren Oktroyierung oder aber zur Wiederaufnahme der Kontumazierung eines Teils der Bevölkerung des Reiches durch den anderen führen. Daß der von der Regierung gewählte Weg nach konstitutionellen Grundsätzen und nach der Bestimmung des Februarpatentes der allein korrekte sei, ist leicht darzutun, und eben hierin wird auch die Begründung meines früheren Ausspruches zu suchen sein, daß die Regierung den Boden des Februarpatentes nicht verlassen hat, daß dagegen diejenigen, welche sie angreifen, ihren Standpunkt außerhalb der Bestimmungen dieses Patents nehmen müssen. Das Februarpatent hat nämlich die Vorbedingungen, von welchen die Rechtswirksamkeit des Reichsratsstatutes abhängig wird, festgesetzt; erst dann ist ihr Objekt lebendig geworden. Diese Rechte auf eine gemeinsame Behandlung gemeinsamer Angelegenheiten wirksam zu machen, muß zweifelsohne von der Regierung wie von den Völkern ernstlich angestrebt werden; aber dieses Streben darf nur vom Rechtsboden und nicht von jenem der Opportunität oder von vollendeten Tatsachen ausgehen.

Die Presse ist in ihren Artikeln auch bemüht, über das Objekt der Sistierungsmaßregel die möglichste Unklarheit zu verbreiten. Die Wirksamkeit der Reichsvertretung setzt vom Rechtsstandpunkt aus die Erfüllung jener Bedingungen voraus, von welchen sie das Februarpatent abhängig gemacht hat. Nun ist es aber das Gesetz über die Reichsvertretung, welches diese Wirksamkeit regelt; es kann daher so lange nicht in Kraft treten, als jene Vorbedingungen nicht erfüllt sind. Das Oktoberdiplom enthält nur allgemeine Grundsätze, welche zu ihrer Wirksamkeit selbst erst eines Statutes bedürfen; und das Patent vom 26. Februar umfaßt nebst der Feststellung des Begriffes der Reichsverfassung nur jene Bestimmungen, welche zu befolgen sind, um die Verfassung ins Leben einzuführen. Es können doch nur jene Bestimmungen in ihrer Wirksamkeit sistiert werden, die ihrer Natur nach zu einer unmittelbaren Wirksamkeit geeignet sind. Daß aber die allgemeinen Grundsätze und die Absicht, dieselben mit strenger Wahrung des Rechtes zum Wohle des Ganzen wie der Teile ins Leben einzuführen, unverrückt feststeht, dies wurde in dem kaiserlichen Manifest in feierlicher Weise ausgesprochen.





55½ Meter pro Sekunde.

Von Prof. Th. Hartwig.

An der Front der „Urania“ in der Jubiläums-Ausstellung in Wien 1898 hatte man zur Charakterisierung des kulturellen Fortschrittes der Menschheit zwei Bilder zu beiden Seiten des Einganges angebracht: „Der Mensch vor 10.000 Jahren“, welcher das rohe Fleisch von den Rippen des gefallenen Tieres nagt, und „Der Mensch von heute“, der mit dem Kurierzug seine Reise antritt. Diese Darstellungen sollten — erstere negativ, letztere positiv — die bedeutendsten Fortschritte auf dem Gebiete der materiellen Kultur verdeutlichen: die Evolution der Nahrungsmittel und die Entwicklung des Verkehrswesens.

Im Grunde genommen läßt sich aber der technisch-wirtschaftliche Fortschritt nicht gut mit jenem auf sozial-wirtschaftlichem Gebiete in Parallele setzen, denn das Verlangen nach weiterer Entwicklung, die Heftigkeit, mit welcher neue Bedürfnisse empfunden, neue Forderungen gestellt werden, äußert sich auf beiden Seiten in sehr verschiedener Weise. Wird einerseits die Steigerung vorhandener Ansprüche durch Existenzfragen bedingt, so machen sich andrerseits Bedürfnisse geltend, welche geschäftlichen Konkurrenzgründen entspringen und, allgemein betrachtet, als Luxuswünsche bezeichnet werden müssen. Einem solchen Bedürfnis entstammt die Forderung nach gesteigerter Schnelligkeit des Verkehres. Ein derartiger Wunsch ist leicht ausgesprochen, aber die technischen Schwierigkeiten wachsen ungleich rascher als die zu erzielenden Geschwindigkeiten. Eine Verdoppelung der Schnelligkeit erfordert bereits etwa den achtfachen Aufwand an rein mechanischer Arbeit und damit eine ganz unverhältnismäßige Verstärkung der Geleiseanlage, Vermehrung des Brennstoffes, Vergrößerung der Maschinen 2c.

Ein Train, welcher aus einer Lokomotive, einem Tender, einem Gepäck- und vier Personenwagen besteht, müßte nach Roloff mit einer Maschine ausgerüstet sein, welche bei

80	Kilometer	pro	Stunde	460	Pferdekräfte
120	„	„	„	1050	„
180	„	„	„	2920	„
200	„	„	„	3820	„

leistet. Da unsere Schnellzugslokomotiven gegenwärtig über etwa 1000 Pferdekräfte verfügen, so kann als Maximalgeschwindigkeit bei normaler Zugsbelastung 120 Kilometer angenommen werden. Berichte über größere Schnelligkeiten beziehen sich nur auf Reklame- oder Probefahrten, auf günstige Bodenverhältnisse und geringe Zugsbelastung. Der berühmte „Atlantic Flyer“, ein Blitzzug, welcher Combden mit dem Seebad Atlantic City verbindet,

erreicht im Durchschnittt 107·4 Kilometer. Die Schwierigkeit, größere mittlere Geschwindigkeiten zu erreichen, liegt — abgesehen von Terrainschwierigkeiten — in dem rasch zunehmenden Kohlenverbrauch, der bereits jetzt bis auf 17 Meterzentner Brennmaterial pro Stunde anwächst. Außerdem muß aber auch das Lokomotivgewicht bei wachsender Geschwindigkeit entsprechend vermehrt werden, damit die Schienenreibung so groß wird, daß die Räder sich nicht etwa leer drehen, ohne anzugreifen. Dadurch ist wieder eine Zunahme des Rollwiderstandes bedingt.

Alle diese Momente lassen es sehr fraglich erscheinen, ob die Dampflokomotive berufen ist, das Problem der Schnellbahnen zu lösen. Man hat daher in Deutschland Versuche mit elektrischem Betrieb unternommen, trotzdem die Gefahr besteht, daß bei längeren Leitungen sich große Energieverluste einstellen. Um dem vorzubeugen, muß die Strecke mit hochgespanntem Strom versorgt werden. Dieser Strom wird dann im Motorwagen durch einen Transformator auf eine niedrigere Spannung gebracht. Damit ist die Kraftentwicklung auf elektrischem Wege als unbegrenzt anzusehen, soweit überhaupt die praktische Beanspruchung in dieser Hinsicht reicht.

Der Antrieb erfolgt bei Elektromotoren bekanntlich direkt an der Achse des Rades*), wodurch die seitlichen Bewegungen vermieden werden, welche sich bei Kurbelantrieb einstellen, weil die Kolbenstangen auf beiden Seiten der Lokomotive nicht gleichlaufen. Doch ist dieses Moment nicht gerade von besonderem Belang, da auch bei den vierzylindrigen Dampflokomotiven die seitlichen Stöße und die daraus resultierenden „Schlingerbewegungen" der Maschine vermieden werden. Auch die Abnützung und Schädigung der Geleiseanlage bleibt sich für alle Systeme gleich, sobald nur überhaupt mit großer Geschwindigkeit gefahren wird. Bei den Versuchen, welche von der Berliner Studiengesellschaft für Fernschnellbahnen mit einem von Siemens und Halske und von der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft gebauten Motorwagen (23 m Länge, 50 Personen Fassungsraum, 90 Tonnen Gewicht) auf der Militärbahn Berlin-Zossen angestellt wurden, mußte zunächst bei einer bereits erreichten Geschwindigkeit von 163 Kilometern pro Stunde Halt gemacht werden, weil die Stöße an den Schienenenden zu heftig wurden.

Die Strecke mußte einen stabileren Oberbau erhalten, ehe die Versuche fortgesetzt werden konnten. Die Firma Siemens und Halske hat überdies versucht, die Schonung der Geleise durch Herabminderung des Wagengewichtes zu bewirken, und zwar durch Beseitigung der Transformatoren, welche allein 12 Tonnen Gewicht ausmachen. Oberingenieur Walter Reichel hat nämlich die kühne Idee gefaßt und verwirklicht, Motoren zu bauen, denen man direkt Strom von 10.000 Volt Spannung zuführen kann. Auf diese Weise konnten tatsächlich die ursprünglich schon beabsichtigten 200 Kilometer Geschwindigkeit pro Stunde erreicht werden, das sind nicht weniger als

55½ Meter pro Sekunde.

*) Wer sich über diese und andere Fragen der Elektrotechnik orientieren will, vergleiche Th. Hartwig, Einführung in die praktische Physik in gemeinverständlicher Darstellung, II. Bd. Physik des Äthers (Licht und Elektrizität). Stuttgart 1906.



Von solch rasender Eile kann man sich schwer eine Vorstellung machen. Die Zuschauer hatten von der Probefahrt vorzugsweise nur die Empfindung des außerordentlich starken Luftdruckes, den sie abbekamen. Denn kaum hatten sie den Motorwagen auf dem Geleise in der Ferne wahrgenommen, als derselbe schon vorbeisauste, um nach wenigen Sekunden wieder zu einem winzigen Punkt zusammenzuschrumpfen. Der Wagen holte auf seiner wilden Fahrt Vögel im Fluge ein, welche, an seiner Vorderwand anprallend, getötet wurden. Trotz dieser ungewöhnlichen Schnelligkeit behaupteten die Insassen und Teilnehmer an der Probefahrt, daß der Gang des Wagens ein gleichmäßiger und ruhiger gewesen sei und sie sich im Salonwagen eines D-Zuges zu befinden glaubten. Freilich hat die Versuchsstrecke keine nennenswerten Krümmungen, und auch die Strecke Berlin-Hamburg, welche zunächst für den elektrischen Schnellverkehr in Aussicht genommen ist, müßte möglichst geradlinig angelegt werden.

Aber nicht allein die Erhöhung der Schnelligkeit spricht für den elektrischen Betrieb, es kommen noch andere Momente in Betracht. Das Publikum wird, wenn schon nicht billiger, so doch bequemer fahren. Das Signalwesen wird sich in einfacherer und sicherer Weise vollziehen und der Betrieb ökonomischer werden.

Die gegenwärtige Art des Personen- und Güterverkehres beruht auf dem System, möglichst lange Züge in möglichst großen Zeitintervallen abzulassen. Der elektrische Betrieb wird eine Zerteilung der Zugseinheiten und dadurch eine Entlastung der Güterbahnhöfe bewirken. Tritt zudem eine so notwendige Trennung der Geleise für Nah- und Fernverkehr ein, so dürfen wir in absehbarer Zeit auf eine etwas modernere Art des Verkehres rechnen.

Die Fortschritte auf dem Gebiete der Elektrotechnik haben nie lange auf sich warten lassen. Die Frage der elektrischen Fernschnellbahnen ist rasch genug in Angriff genommen worden. Die erste elektrische Bahn wurde 1879 in der Berliner Gewerbeausstellung eröffnet, 1881 die Versuchsbahn in Lichterfelde, 1883 die Strecke Mödling-Vorderbrühl, 1889 die erste Bahn mit unterirdischer Stromzuführung in Budapest, 1894 die erste elektrische Zahnradbahn in Barmen, 1896 die erste Untergrundbahn in Budapest und 1901 begannen die Versuche für den elektrischen Schnellbetrieb zwischen Marienfelde und Zossen.

Wenn dieses Tempo auch weiterhin eingehalten wird, dann dürfen wir hoffen, in wenigen Jahren schon die Strecke Wien—Berlin in etwa sechs Stunden zu durchfahren.





Richard von Kralik als Lyriker.

Von Dr. Wilhelm Oehl.

Vor etwa drei Jahren drückte Ansgar Pöllmann in der „Gottesminne" seine Verwunderung darüber aus, wie Kralik, man sollte es kaum glauben, einst mitten in der lyrischen Freischar stand und zur Anthologie der „modernen Dichtercharaktere" das Gedicht von der tanzlustigen Ricciolella beitragen konnte. So merkwürdig aber auch der Ausgangspunkt dieses Schriftstellers zu seiner jetzigen Tätigkeit im Gegensatz steht, so zeigt ein näheres Eingehen in seinen Entwicklungsgang dennoch, daß hier kein Sprung, kein jähes Umsatteln vorliegt, daß vielmehr die strengste Folgerichtigkeit von der stürmerischen Lyrik des jungen Kralik zu den Weiheliedern und Festgesängen des reifen Dichters geführt hat.

Im Jahre 1884 war es, daß die beiden Brüder Hart den damals zweiunddreißigjährigen Kralik in ihre Anthologie aufnahmen. Er stand inmitten der neuen Realisten und seine Dichtungen spiegeln die Eigenart dieser literarischen Schule wieder. Zwei Bändchen Gedichte sind es, die nach Gehalt und Gestalt und nach ihrer Entstehungszeit in die erste Periode von Kraliks dichterischem Schaffen fallen: Der „Roman" (entstanden 1876, veröffentlicht 1884) und das „Büchlein der Unweisheit" (entstanden 1879, erschienen 1885). Wir wollen versuchen, diese Poesien näher zu charakterisieren. Kralik ist als Lyriker noch immer viel zu wenig gekannt und anerkannt, obwohl man allmählich anfängt, seinen sonstigen Leistungen in Literatur, Philosophie und Kunst gerecht zu werden.

Die Theorie über die lyrischen Gattungen, die wir viele Jahre später in Kraliks „Kunstbüchlein" festgelegt finden, baut sich auf seinen ersten lyrischen Gedichten auf. Im Einklang mit der ganzen Moderne definiert er die Lyrik als festgehaltene Stimmung; das Flüchtige, Augenblickliche, Subjektive macht den Grundton der lyrischen, der subjektiven Poesie aus. Die Lyrik des „Romans" und des „Büchleins" ist fast ausschließlich Stimmungskunst. Die große Mehrzahl der „Tanzidyllen", der Herbstlieder, der Bilder aus der „römischen Hochzeit" und dem „römischen Frühling" sind Momentaufnahmen, Skizzen eines Augenblicks, einer Laune, eines Wunsches. Aus dem übervollen Herzen des Dichters quillt der Sehnsuchtsruf:

O Tag! O Sonne! O Morgenrot!
O Wald! O Quell! O Hain!
O Gott! — Wem klag' ich meine Not?
Zu lang bin ich allein.

Ein anderes Mal sagt uns der Dichter selbst, wie eilig die Stimmungen an ihm vorbeihuschen, kaum daß er sie erhaschen kann:

Herz, hör' auf, mit deinen Liedern	Gerne sing' ich einmal an,
Leeren Hall nur zu erwidern!	Daß ich käm' auf rechte Bahn.
Hör' ich auf? Ja, wenn ich kann.	Aber eh' ich nur begonnen,
Ach, ich sing noch gar nicht an.	Ist mein Lied schon hingeronnen.

Aber wenden wir uns, nachdem wir eine wesentliche Eigenschaft dieser Lyrik kennen gelernt haben, einem anderen Merkmal zu. Die Lieder Kraliks sind reich an symbolistischen Personifikationen; seine Kunst ist bildhaft, plastisch. Wie sehr das überhaupt ein Charakteristikum der modernen Liedkunst ist, darf hier als bekannt vorausgesetzt werden. Der Realismus und Symbolismus der deutschen Dichtung, ihr Streit um die Hegemonie und ihr Übergang in die Romantik füllen die Literaturgeschichte der letzten dreißig Jahre. Kralik ist durch diese Strömungen hindurchgegangen und seine Poesie zeugt noch heute davon. Die Verbildlichung gibt der Lyrik einen fast dramatischen Charakter. Die Stimmungen und Gedanken verdichten sich, verkörpern sich zu Personen und Gestalten, die dann auf dem Schauplatz der Dichterseele ihr wechselvolles Spiel treiben. Im siebenten seiner Salzburger Vorträge sagt Kralik: „Der lyrische Dichter soll bildlich darstellen. Sein Hauptstoff sind die inneren Bewegungen der Seele. Die eigene Seele, sein Gemüt, sein Geist, das ist die Schaubühne seiner lyrischen Dramen. Seine Seelenkräfte sind die handelnden Schauspieler. Jede frohe oder traurige Gemütsbewegung ist die Fabel, die Handlung seiner lyrischen Komödien oder Tragödien." Die innere Beziehung zwischen der Verbildlichung und der Metaphysik der Mythologie würde uns interessante Dinge zeigen, wir kämen damit zum Angelpunkt der Ästhetik unseres Dichters; aber das könnte uns hier zu weit führen.

Bildhafte Ausdrücke finden wir bei Kralik in Hülle und Fülle. Er erhöht dadurch die Lebendigkeit, Anschaulichkeit und Wirksamkeit seiner Verse. Es ist das ein Kunstmittel, dessen die Poesie kaum entraten kann. Ein Beispiel dafür ist die Ballade im „Roman", die beginnt:

Die Mittagssonne brütet und glüht — —

Hier personifiziert der Dichter die Phantasien seines Fiebers zu einem „wütenden Chor" von „weißen Gestalten" und „Spukgespenstern". Vor allem seine schmerzlichen Gefühle hüllt er gerne in das Kleid der Bildlichkeit.

Die Tage sind vergangen, es nahte düst're Zeit,
Mich hat es so mächtig ergriffen, mich preßte so herbe das Leid.
Es muß sich der Angstruf entringen, ich kann es nun nimmer verhehlen.
Eine Sturmflut zerreißt alle Schleusen, sie fließen, ich kann nicht befehlen.

Aber auch schönere, freundlichere Sinnbilder wählt der Dichter für seinen Kummer:

So hab' ich Dich, mein Vater, noch nicht verstanden?
Du rufst mich wieder, mein Gott; ich höre Dich.
Du schickst mir wieder Deine Himmelsgesandten,
Du schickst mir neue Leiden; hier bin ich.

Und ähnlich in dem Liedchen:

Es pocht mein Herz. Was will herein?
Ein neuer Schmerz und neue Pein.
Du Trautgeselle, sei gegrüßt!
Daß du doch meiner nicht vergißt!
Du lieber Freund von treuer Art,
Wie hab' ich sehnend dein geharrt!
Wie saß ich gestern so beklommen!
Das Sehnen hatte mich erschlafft.
Du bist zur rechten Zeit gekommen.
Dank dir, ich fühle neue Kraft!

Eine andere Art der Verbildlichung finden wir in folgendem Gedichte:

Von den lustigen Genossen
Ging ich weg in meine Kammer.
Türe, Fenster fest verschlossen,
Ausgelassen nur mein Jammer,
Daß er einsam fliege, steige,
Doch daß er mir nicht entweiche!

Die höchste Stufe der Verbildlichung erreicht Kralik in seiner „Tarantella", die 1882 in Franzos' „Deutschem Dichterbuch aus Österreich" erschien, dann in die „modernen Dichtercharaktere" aufgenommen wurde und jetzt ins „Büchlein der Unweisheit" eingereiht ist. Der Wiener Kritiker M. Necker hat das Gedicht in der „Allgemeinen Kunstchronik" seinerzeit hoch gepriesen und „die Fülle von lebensvoller Anschauung, die Grazie des lieblichsten Humors, die fast schon virtuosenhafte Beherrschung der Sprache und der Form, die Originalität des ganzen Motivs" gelobt. Ein paar Jahre darnach trug der Schauspieler Mitterwurzer das Gedicht vor und erntete reichen Beifall. Neben all den eben genannten Schönheiten aber ist die „Tarantella" vor allem ein Prachtstück von Symbolistik. Das wilde Mädchen Ricciolella, das alle Welt zum Tanz auffordert, aber von allen abgewiesen wird, tanzt trotzig allein für sich, bringt jetzt Erde und Meer, Engel und Sterne, Mond und Wind, Berge und Tiere in Aufruhr und reißt sie in den feurigen Rhythmus der Tarantella hinein. Und wer ist Ricciolella? Niemand anders als die Kunst des Dichters, die die ganze Welt in ihren Bann zwingt, denn

— — einen Tanz hat sie begonnen,
Der faßt die Erde in ihren Gründen,
Muß die Welt in Lust entzünden.

Verbildlichung und Verpersönlichung gehen mit einander Hand in Hand. Wie Ricciolella die Personifikation der Dichterkraft ist, so ist auch den Sternen, Winden, dem Meer und den Bergen Persönlichkeit verliehen: in die große Allegorie ist eine Menge kleiner Personifikationen eingeflochten. Vom Tanz des Mädchens gefangen, werden selbst die Berge munter:

Ja, sie wackeln, ja, sie humpeln!
Wie sie stapfen, wie sie rumpeln!

Früher aber hatten sie sich gerüttelt und drohend mit dem Kopf geschüttelt und grimmig gegrollt. Auch den Wind und das Meer hatte die Tanzlustige vergeblich aufgefordert:

— — Der Wind über die Heide schnob,
Blies ihr g'rad ins Gesicht so grob.



Und das Meer wollte auch nicht mit:

> Nichts darauf sagt das alte Meer,
> Atmet tief und ätmet schwer,
> Schüttelt im Traum die Locken dann,
> Fängt im Schlaf zu stöhnen an.

Dann aber übt der berückende Tanz auch auf sie seine unwiderstehliche Wirkung:

> Artig kommt der Wind ganz leise,
> Dreht sich sanft um die Schöne im Kreise.
> Dann beginnt's in den rauschenden Bäumen
> Und das Meer braust auf mit Schäumen.
> Auf und nieder wogt die Welle
> Nach dem Takt der Tarantelle.

Wir haben bereits, aus dem Bereiche des Symbolismus heraustretend, eine neue, aber damit verwandte Eigenschaft der Kralikschen Lyrik kennen gelernt, die Personifikation. Man hat die Naturbeseelung wiederholt als poetischen Pantheismus bezeichnet. Nun, selbst wenn das so wäre — was liegt daran? Friedrich v. Schlegel sagte einmal in seiner späteren, katholischen Zeit: „Der Pantheismus, poetisch genommen, führt am Ende zur wahren, katholischen Religion." Aber die Sache liegt anders. Die Verpersönlichung der Innenwelt und die Belebung der Außenwelt stehen in innerer Wechselbeziehung und beruhen auf der ästhetischen Grundanschauung, die Kraliks dichterisches Schaffen wie seine philosophischen Schriften beherrscht. Die Welt ist ihm eine bunte Hierarchie von unendlich vielen, verschiedenen Persönlichkeiten. Alles was im Himmel, auf der Erde oder unter der Erde ist, darf als Analogie des Menschen betrachtet werden. Der Mensch ist, wie Novalis sagt, selbst wieder eine Analogienquelle für das Weltall. Die sinnliche Erscheinungswelt ist ihrem Wesen nach das freie Spiel lebendiger, selbständiger Gottesgedanken und der Mensch ist ebenfalls nichts als ein Gedanke des göttlichen Geistes. Diese metaphysische Verwandtschaft aller Dinge findet ihren Ausdruck in der ästhetischen Personifizierung. Daher kennt Kraliks Lyrik eine tote, seelenlose Natur ebensowenig wie seine Metaphysik.

Das unpersönliche, vom Subjekt des Dichters losgelöste Naturbild, das seit Greif zu Ansehen gekommen ist, findet sich bei Kralik nicht. Greifs Naturlyrik geht, wie A. Pöllmann in seinen „Rückständigkeiten" (S. 209 ff.) sehr scharfsinnig darlegt, auf ein Goethesches Gedicht zurück, auf die zweistrophige „Meeresstille". Mit diesem Naturbildchen gab Goethe das Muster für die ganze Gattung, die Greif zur Vollendung brachte. Seine Naturbilder beeinflußten die Lyrik der letzten Jahrzehnte in hohem Grade. Das Hauptmerkmal der lyrischen Poesie tritt in dieser Gattung fast vollständig zurück: die persönliche Note ist ausgelöscht, nichts erinnert an die Seele des Dichters. — Kraliks Naturlyrik ist anderer Art, sie trägt immer das persönliche Gepräge des Dichters in sich. Lieder wie das folgende sind nur scheinbar in Greifs Manier gedichtet:

Aber du gehst flammend unter,
Sonn', im Abendrot
Und nimmst ausgebrannt hinunter
Jede Erdennot.

Und die Sterne kommen wieder,
Ein erhab'ner Hort,
Blicken still erquickend nieder,
Jeder treu am Ort.

Ruhig weiter geht die Reise,
Ewig her gewohnt —
Und da kommt nach alter Weise
Auch der alte Mond.

Das scheint wohl so still und selbstlos wie etwa Greifs „Sommerstille“ oder „Mittag im Felde“. Aber wenn man das Gedicht im Zusammenhang mit den vorangehenden liest, so erkennt man erst, daß es symbolisch das Verdämmern der früher geschilderten Leidenschaft stimmungsvoll festhält. Der Dichter legt hier wie sonst seine ganze Persönlichkeit in seine Naturbilder. Er spricht mit den rauschenden Wäldern, mit dem Tosen des Wasserfalls schäumt auch sein Lied empor und die Stille der Nacht ist ihm nur der Widerschein seines eigenen Herzensfriedens.

O, rausche leiser, lieber Bach!
Bin ich denn wach?
Mir ist, als ob ich träume.

Ich denke an das liebe Kind,
Es weht der Wind —
Verwehet sind die Schäume.

Es regt sich in des Baumes Kron'
Und Ton auf Ton
Entquillet meinem Herzen.

Es klinget leis' durch Laub und Gras,
Ich weiß nicht was —
Ein Zürnen oder Scherzen.

Ein Abendlied ganz anderer Art als das obige haben wir in dem folgenden:

Zum letztenmal grüßt uns durch Wolken so rot
Die Sonne mit lächelndem Glanze;
Die Mücken noch gaukeln, bald sind sie ja tot,
Zum letzten Mal taumelnd im Tanze.

Da tönen noch Lieder. Was ist denn nur das?
Die Grillen, sie zirpen im tauigen Gras;
Es schwirrt mir zu Häupten und Füßen.
Und wir sollten stille sein müssen?
Ich denke, wir sagen der Sonne auch was
Und wollen sie freundlich noch grüßen.

Und endlich ist der Tag erloschen. Die Nacht kommt:

Stille ist es in der Runde
Und im tiefsten Herzensgrunde
Alles ist zur Ruh' gebracht.
Luft getränkt von Dünsten, feuchten,
Aus der Ferne Wetterleuchten
Durch die schlummerschwere Nacht.

Und sie atmet aus die Schwüle;
Von den Sternen sinket Kühle
Nieder auf die weiche Au.
Herber wehen schon die Lüfte
Und es perlen sich die Düfte
Weinend zu verklärtem Tau.

Das persönliche Moment ist auch hier nur leise angedeutet, das Lied hält sich mehr in den Grenzen des Naturbildes. Eine Vereinigung beider

Manieren finden wir im folgenden Gedicht, wo dem objektiven Naturbild sofort die Person und Innerlichkeit des Dichters folgt:

Sonnenstrahlen! Lichter Himmel!
Flimmernd leicht bewegter See!
Gold'ner Wolken Glanzgewimmel,
Ruhig wallend durch die Höh'!

Quellgeriesel! Waldesrauschen!
Wiese, du, im grünen Saft!
Sänger, ihr, zu stillem Lauschen!
Bäume, ihr, in stracker Kraft! —

Oftmals fühlt' ich eure Lust,
Oftmals hab' ich euch umschlungen!
Doch in eure tiefste Brust
Bin ich heut' erst eingedrungen.

Noch zum Schlusse zwei Beispiele aus der Sammlung „Maja“ (entstanden 1883, in Musik teilweise erschienen 1895):

Übermut an allen Ecken,
Wo hinaus noch, gute Welt?
Rosen wachsen auf den Hecken
Und im Golde starrt das Feld.

Und eine Kasside:

Wie liegt die Welt im Sonnenschein
Zu meinen Füßen klar und rein!
Im Wind regt leise sich der Baum;
Mir fällt der Tau in meinen Wein.

Das ist ein Miniaturbild per excellentiam: Landschaft, Luft und Licht einer Morgenstimmung ist mit den denkbar kürzesten Worten gezeichnet und die Beziehung zur Person des Dichters mit hinein verflochten.

Bevor wir die ersten Gedichte Kraliks — den „Roman“ und das „Büchlein“ — verlassen und uns einer neuen Entwicklungsstufe seiner Lyrik zuwenden, wollen wir aus dem „Büchlein“ noch ein paar Verse herausheben.

O Hafis, Pindar, Walther!
Wohin ist alle Kunst,
Die ihr mich habt gelehret? — — —

Kralik nennt hiemit die drei Meister, die ihm und seiner Kunst vorbildlich waren. Er hält sie für die bedeutendsten Lyriker der Weltliteratur. Hafis lehrte ihn die Tiefe der Mystik; von Walther lernte er die Knappheit des Ausdrucks und den ästhetischen Wert des Volksbewußtseins; und Pindar endlich als Höchster von allen hat, wie Kralik in seiner „Weltschönheit“ sagt, „eine bewußte Kodifikation der Gesetze des subjektiven Künstlergeistes, unerreicht, unausschöpflich,“ geschrieben in seinen Siegesliedern. Pindars Kunst gilt Kralik als Kanon aller Lyrik; von ihm kann man, wie auch von Klopstock, lernen, wie man seine Sprache willkürlich und neu schafft, von ihm lernen, wie man die Dinge des täglichen Lebens ins Große erhebt und sie mit Göttern, Helden und Königen in eine würdige Reihe stellt.

Die Lyrik, die wir von nun an betrachten werden, nähert sich diesen drei Idealen mehr und mehr. Kralik ist weit entfernt, sich sklavisch zu den

Füßen seiner Meister zu schmiegen, auf ihre Technik zu schwören und bloß nachzuahmen, nachzuempfinden. Er vereinigt die Vorzüge der drei Genannten in selbständiger Weise zu einer Theorie der Lyrik, an der gemessen wohl nur wenige Dichter als echte Lyriker bestehen bleiben. Die Art, wie Kralik selbst seinen Vorbildern nachstrebt, ist durchaus Eigenart. Meist findet man erst bei genauerer Prüfung des Metrums oder der Motive, daß hier eine Strophe Walthers, dort ein Vers aus der göttlichen Komödie, da ein Körnchen indischer Weisheit verwendet worden ist. Dem Sterne dieser drei Fürsten im Reiche der Lieder folgend ändert sich die Stimmungslyrik allmählich zur Gedankenlyrik um. Eine Kritik des „Romans" in der Wiener „Presse" vom 24. Oktober 1884 hebt die „deutlich angestrebte sublime Stimmung" dieser Lieder hervor; von der dritten lyrischen Sammlung Kraliks, den „Sprüchen und Gesängen" (entstanden 1879, erschienen 1893) hieß es im XVI. Band der „Allgemeinen Kunstchronik", daß sich in ihnen „eine gewisse Selbstbespiegelung" zeige. Diese beiden Rezensionen deuten in etwas den Fortschritt der neuen Sammlung gegenüber der früheren Lyrik an. Mit den „Sprüchen und Gesängen" hebt eine bewußtere Periode an, sie sind der Übergang zur hohen Lyrik der „Offenbarung" und der „Lieder im heiligen Geist". Es sind Sprüche, gnomische Gesätzchen, Sentenzen und anderseits Gesänge, höheren Zielen geweiht, dem Vaterland und der Mutterstadt, von Gott und von der Kunst. Sehen wir uns einmal Einzelheiten an! Wir finden jetzt eine neue philosophische Behandlung des Naturbildes:

Sturmwind rast. — Er will nur fächeln
Um der Erde heiß' Gehirn.
Blitze zucken als ein Lächeln
Auf des Göttervaters Stirn.

Donner kracht, der starke Fechter,
Und der Grund erdröhnend bebt
Von dem göttlichen Gelächter,
Das da droben sich erhebt.

Zum erstenmal wird nun von tiefgründigen Gedanken gehandelt, z. B. im XXVII. Spruche; die Weltanschauung, die der Dichter später in seiner „Weltweisheit" niederlegte, spricht oft zwischen und auch aus den Zeilen der Sprüche und Gesänge zum Leser. Wie eine Vorahnung des Spielbegriffs, des Zentralgedankens der „Weltweisheit", ergreift uns das Sonett:

Ich sinne nach, was mir wohl besser wäre:
Mich in den Abgrund meines Selbst zu senken,
Mein Herz von jenem tiefsten Quell zu tränken,
Daß es sich nicht im Sonnenbrand verzehre,

Und diese wüst beängstigende Leere
Mir auszufüllen durch gestaltend Denken;
Von diesem Ort könnt' ich das Ganze lenken
Und könnt' entlasten meines Lebens Schwere.

Wie! Oder soll ich mich ins Weite schwingen
Und seh'n, was die Geschicke mit mir machen,
Wie sie herum mit meiner Seele springen?

Ich finde doch vielleicht kein andres Ziel.
So gäb's doch was zu schauen und zu lachen.
Vielleicht ist doch das Ganze nur ein Spiel.

Der erste der Sprüche könnte ganz gut als Motto über Kraliks „Weltschönheit“ geschrieben werden:

Lebet froh nach altem Ritus,
Wie es freiem Sinn gefällt!
Denn das Leben ist ein Mythus
Und ein Mythus ist die Welt.

Von einem andern Spruch sagte A. Brieger in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ (1893): „Über die Liebe hat auch Rückert nicht sinniger geredet, als Kralik es in folgenden Versen tut:

Am größten irrt von allen, die da irren,
Der liebend wähnt in eitel Lust zu girren.
Die Lieb' ist Sehnsucht, größten Schmerz zu wenden,
Ihr Ziel ist Schmerz, daß solche Schmerzen enden.
Ja, nicht erträglich wäre die Gebarung,
Wär' nicht der Schmerz des Herzens liebste Nahrung.

Die Liedergruppen „Vaterland und Mutterstadt“ und „Gott“ führen unmittelbar zu den beiden Brennpunkten der späteren Lyrik Kraliks: Vaterlandsliebe und Religion. Die Hingebung an den Heimatboden, die Anhänglichkeit an die Donaustadt und die Begeisterung für das Reich Ostaras sind von nun an unverlierbares Eigen seiner Poesie und in gleichem Grade die religiöse Weihe, das Einsgefühl mit Gott. Kraliks mystische Gotteslehre und seine geheimnisvolle Weltdialektik kommt in zwei formschönen und tiefsinnigen Gedichten zum Ausdruck, die uns als letzte Proben aus den „Sprüchen und Gesängen“ dienen mögen:

Gott ist nur einer
Im Weltenmeere;
Doch Ort ist keiner,
Da Gott nicht wäre.

Wahr ist nur eines,
Dem mußt du neigen.
Doch weiß ich keines,
Das ihm nicht eigen.

Auf einem Stege
Nur kannst du wallen,
Doch alle Wege
Zusammenfallen.

O Herz, so lebst du
Nur einer Frauen;
Doch ach, wo strebst du,
Sie nicht zu schauen!

Und das andere, in dialektischer Umkehrung ganz gleichlaufende Gedanken entwickelnd:

Ja, Götter sind alle
Im Weltenheere;
Auf einen doch falle,
Auf einen die Ehre.

Auf keinem Wege
Kannst du mehr fehlen;
Doch überlege:
Mußt einen wählen!

Wahrheit ist alles,
Nicht eins nur von beiden
Doch dir gefall' es,
Dich zu entscheiden.

O Herz, was brennst du
So manchen Frauen?
Sieh, eine kennst du:
Der sollst du trauen.

Der Tiefsinn dieser beiden Gedichte, so gedrungen und rhythmisch sie sind, ist noch größer als ihre Schönheit. Zusammengehalten mit der Metaphysik und Ethik, die wir in Kraliks „Weltwissenschaft“ und „Weltgerechtigkeit“ finden, wirken sie wie ein poetisches Vorspiel der Philosophie Kraliks.

Die Weltanschauung, die uns bisher in mehr oder minder deutlichen Zügen, in versteckten Andeutungen und in offenen Worten aus dem „Roman“, dem „Büchlein der Unweisheit“ und am meisten aus den „Sprüchen und Gesängen“ entgegengetreten war, diese Weltanschauung verkündet nun der Dichter der „Offenbarung“ in zusammenhängender Darstellung. Dieser Elegien- und Epistelzyklus entstand im Jahre 1880 und erschien 1883, in zweiter Auflage 1894. Weit entfernt, ein trockenes Lehrgedicht voll philosophischer Formeln zu sein, ist die „Offenbarung“ an dichterischer Schönheit überreich. Das Metrum ist so gut gewählt, — es ist die alte Nibelungenzeile, paarweise gereimt, in stichischer Folge, — daß es sich den Modulationen aller Stimmungen anpaßt. Die Verse fließen in herrlichem Rhythmus dahin. Die freie, schmiegsame Form des Metrums vereinigt sich in seltener Harmonie mit einer reichen, stolzen Sprache. Und so schön und melodisch diese Episteln klingen, ebenso sinnig und zugleich erhaben ist der philosophische Grundgedanke, der das Ganze durchzieht: der schon oben erwähnte Spielbegriff, der die Welt als die freie, spielende Entfaltung göttlicher Gedanken auffaßt. Die ganze Sinnenwelt ist nur Erscheinung des Geistes. Wie ein glänzender Schleier liegt das Gewebe des Raumes und der Zeit über Weltall und Menschheit. In Wirklichkeit beharren ob allem nur die Gedanken Gottes, die als selige Geister miteinander ein großartiges Spiel aufführen. In dieses Weltspiel hineingestellt, müssen wir bei der uns gewordenen Rolle fest ausharren und trotz Schmerz, Mitleid und Furcht das ganze Spiel siegreich zu Ende führen. — Der Spielgedanke ist ein uraltes Motiv, das die persischen wie die christlichen Mystiker in vielen Variationen behandelt haben und das auch von den Philosophen wiederholt ernstlich erwogen wurde. Er ist, wie schon gesagt, Anfang, Mitte und Ende der Philosophie unseres Dichters, der hierauf seine Kunstlehre und seine Kirchlichkeit, seinen Nationalismus und seine Metaphysik aufgebaut hat. Anklänge an den Spielbegriff finden sich schon früher einigemale in Kraliks Werken.

Aber in seiner ganzen systematischen Klarheit erfüllte der Spielbegriff erst später Kopf und Herz unseres Dichters, unabhängig von diesen Anklängen, die ja übrigens bei vielen Dichtern vorkommen. In der Geschlossenheit jedoch, wie in der „Offenbarung“ von Kralik, ist das Motiv von keinem Dichter und von keinem Philosophen behandelt worden.

Die Episteln sind zum Teile an einen weltschmerzlichen Freund gerichtet, der im Treiben des Lebens fast verzagt, und an ihn ergeht die Offenbarung:

> Muß ich dich erst gemahnen an das, was dir entfiel?
> Weißt du's, wir sind ja Götter, die Welt ist unser Spiel!
> Ist dir so ganz entschwunden, wie in dem Himmel dort
> Wir einst beisammen saßen? Da war nicht Zeit noch Ort.
> Wir waren frei vom Zwange, von allem Schicksalsnetz,
> Uns selber nur zum Zwecke, uns selber zum Gesetz.



Das waren edle Scharen, das war ein herrlich Reich!
Ein jeder Fürst und König und jeder jedem gleich.
In ewige Gesänge stimmten froh wir ein,
Wir atmeten himmlische Lüfte, wir tranken goldenen Wein.
Uns drückte keine Schwere, uns engte kein irdisches Kleid
Und unsere Macht, die reichte wie unser Wunsch so weit.
Doch an den Himmelschören, dem allerfreiesten Flug
Und an den sorglosen Reihen hatten wir nicht genug.
Uns schwellte grenzenloser Übermut die Brust;
Leiden zu genießen kam uns frevle Lust.
So sagten zu einander die Seligen im Saal:
„Kommt, lasset uns ersinnen eine neue Lust einmal!
Laßt uns einen Spielplatz bauen, der groß und prächtig sei,
Mit allerlei Erfindung, mit Spielen mancherlei!
Dann laßt auf dem Plan uns ringen mit Eifer und mit Kunst
Nach festen Spielgesetzen, ohne Haß und Gunst,
Bis daß von den Genossen des Spiels ein Teil obsiegt,
Der andre um den Siegesruhm noch ringend unterliegt.
Darnach nur soll ein jeder so trachten, wie er kann,
Die andern zu besiegen, alle, Mann für Mann.
Und ist der Sieg errungen, dann sei es wieder gut;
Der Kämpfer tritt vom Plane nach aller Müh' und ruht.
Und wißt, daß umso frischer entbrenne der fröhliche Streit,
So trinke jeder Kämpfer vorerst Vergessenheit,
Auf daß er dran nur denke, zu wehren sich mit Macht,
Und nimmermehr der Ruhe, der himmlischen, sei bedacht."

Der Dichter erzählt dann, wie die Götter von jeher auf die Erde herabstiegen, um Leiden zu durchkosten:

Nun höre, Himmelskind,
Warum die seligen Götter zur Welt gekommen sind.
Sie sind nicht hergekommen, zur Buße hier verdammt,
Auch nicht, um zu erfüllen bestimmungsschweres Amt;
Nur um das zu genießen, was sie noch nicht gewußt:
Die Wonnen alle des Schmerzes und der Leiden Lust.
Sie nahmen diesen schwachen, dem Tod verfallenen Leib,
Daß nicht stets ihre Seele in ewiger Ruhe bleib'.
Zu hungern und zu dürsten, das strebten sie wohl recht;
Den Willen einzuschließen als strengen Schicksals Knecht;
Ihre Kraft zu fühlen in süßer Müdigkeit,
Das Glück erst zu ersehnen in bangender Liebe Leid;
Den Mut selbst zu erproben in selbstgeschaffener Not,
Den Augenblick zu genießen im Gefühl der Vernichtung, im Tod.

Und einer unter den Himmlischen, der hehrste von allen, nahm das Schwerste auf sich:

Er kam her auf die Erde als einer Jungfrau Sohn
Und wählte sich die Krippe zu seinem Königsthron.
Das härteste der Völker, von allen Göttern verflucht,
Die matteste der Zeiten hat er sich ausgesucht.
Der Mann, der hier auf Erden von allerklarstem Sinn,
Er wählte sich die Leiden zum köstlichsten Gewinn.
Der Gott, der allen Kräften der Welt als Herr gebot,
Der suchte sich zum Ziele den schmerzenvollsten Tod.

In diesem Weltwettkampf gilt es zu siegen oder zu sterben. Der Gedanke, daß das Ganze ja doch nur ein Spiel ist, darf uns nicht irre machen oder unsere Tatkraft lähmen. Nein, eben weil es ein Spiel ist, müssen wir unentwegt trachten zu gewinnen.

... Drum halte nur von Mitleid die kühne Seele frei
Und sorge, daß das Ganze ein gutes Kampfspiel sei.
Und wenn du's anders wolltest, es darf doch nicht gescheh'n,
Du mußt uns alle besiegen oder selbst zugrunde geh'n.
So kämpfe; es ist nicht Sünde und tu's nicht nur aus Not,
Tu es mit fröhlichem Wollen, tu es als erstes Gebot!

Das ist jene berühmte Lehre der Bhagavadgîtâ, die Lehre des Nicht-Schonens, wie sie Gott Krischna seinem Schützling Ardschuna gibt. Das XIV. Stück der Offenbarung ist vollends in der getragenen, bedeutungsschweren Sprache der Mystik geschrieben. Der Dichter spricht hier vom Urgrund alles Seins, vom Wesen aller Dinge, von Gott. Es ist der Inhalt dessen, was die Mystiker aller Zeiten und Schulen von Gott, Schöpfung und Wiederkehr lehrten.

Die „Offenbarung" kleidet hauptsächlich philosophische Gedanken in ein poetisches mythologisches Gewand. Vorwiegend religiöse Symbole sind es, von denen die „Lieder im heiligen Geist" singen. Der Geist der Wahrheit und Gnade, die Gabe des Rates und der Wissenschaft, alles, was göttlich und geistig heißt, all das findet in diesen Hochgesängen erhabenen Ausdruck. Wie das Weltgedicht Dantes von einer umfassenden Zahlenmystik durchzogen ist und das Siegel der Dreiheit auf das Ganze wie auf dessen Teile gedrückt ist, ähnlich spricht schon die Form der Lieder im hl. Geist das Zahlengeheimnis der Dreieinigkeit aus. Jedes der Lieder besteht aus drei Strophen zu je drei Zeilen. Die einzelnen Verszeilen sind durch eine schwere Zäsur in zwei Halbverse zu drei Hebungen zerteilt. Die Senkungen sind völlig frei und das erzeugt eine reiche Modulationsfähigkeit. Die Verse sind, etwa wie der Hexameter, für jeden Rhythmus, für jede Stimmung verwendbar, ihr Gang gestaltet sich bald schwer und breit, bald auch lebendig und behend, bald wieder fest, geschlossen und gemessen. Die rhythmische Schönheit wird noch erhöht durch die Reimtechnik. Jede Strophe ist durch dreimal wiederkehrenden stumpfen Reim in sich abgeschlossen. Das vollständige Fehlen klingender Reime gibt den Liedern einen stolzen, männlichen Gang und Klang. — Mit seinen hl. Geist-Liedern hielt sich Kralik zum erstenmal voll und ganz an jenes universale Kunst- und zugleich Welt-

gesetz: an die poetische Tradition. In seinem Buche „Jesu Leben und Werk" widmet Kralik der „ästhetischen Offenbarung" einen eigenen Abschnitt und führt sorgfältig aus, wie die ganze Bilderpracht, in die Jesus seine Lehren kleidete, wie alle seine Gleichnisse aus der Literatur des Alten Testaments entnommen sind. „Wir werden", sagt der Verfasser da, „in das tiefste Kunstgesetz der echten Poesie eingeführt. Jesus nimmt die im Alten Testamente überlieferten Keime auf und bildet sie weiter. Er zeigt damit, daß die wahre Kunst nicht weniger auf Tradition beruht wie die Offenbarungslehre." (S. 284.) Die Lieder im hl. Geist sind dem Inhalt nach hauptsächlich Paraphrasen von Bibelstellen aus dem Alten und Neuen Testament. Die Inhaltsangabe, die der ersten Auflage (erschienen 1895) beigegeben ist, läßt ersehen, daß in der Tat den meisten Liedern ein oder zwei oder ein paar Versikeln irgend eines heiligen Buches zugrunde liegen. Ungeachtet des hohen Alters dieser Gedanken und ungeachtet dessen, daß sie uns von Kinderzeit an vertraut sind, wirken diese Lieder mit wunderbarer Gewalt. Es geht aber nicht an, sie einseitig bloß vom religiösen Standpunkt zu betrachten. Sie sind die Ergänzung zu den Gesängen der „Offenbarung". Was dort mehr allegorisch und poetisch gesungen wurde, das wird hier mit der begeisterten Innerlichkeit des Psalmisten wie ein erhabenes Gebet gebetet. Aber beide Weisen, die ästhetische und die religiöse, sind wesensverwandt und quellen aus einer Seele heraus. Und hier wie dort lebt ein Gedanke in den Liedern: der Spielgedanke. In die Neuauflage, die im Sommer 1906 von den „Liedern im heiligen Geist" erschien (Missionsdruckerei Steyl, Post Kaldenkirchen), ist eine Reihe von neuen Liedern aufgenommen, worin der Spielgedanke in mannigfachen Formen wiederkehrt. Diese zweite Auflage enthält übrigens doppelt soviel Lieder als die erste, nämlich hundertundfünfzig. In dieser neuen Ausgabe stellen sich die Lieder als die Glieder eines großen Zyklus dar, der mit Dreieinigkeit und Weltschöpfung anhebt und mit dem Weltgericht schließt. Von den neu eingereihten Liedern wollen wir hier einige anführen. Das eine, betitelt „Das große Weltschauspiel", lautet:

Der heilige Geist ist der Dichter,
der in uns allen schafft.
Er gibt dem Weisen und Künstler
zum Werke Sinn und Kraft.
Er gibt dem Werk Bedeutung,
Leben, Wirkung und Saft.

Doch seiner Dichtkunst größtes
Werk ist diese Welt.
Er hat die Szene entworfen,
er hat die Spieler bestellt,
Er hat die Handlung geordnet,
so wie es ihm gefällt.

Der eine ist König, der andre
ist Bettler, doch alle sind gleich.
Wer seine Rolle zum besten
beschließt, wird liebereich
Belohnt vom heiligen Geiste
in seinem dauernden Reich.

Während in diesem Gedicht der Grundgedanke eines tiefsinnigen Calderonschen Autos anklingt, finden wir im folgenden („Weltgeschichte") das uralte Motiv von Schicksalsbuch:

Der Geist schreibt die Geschichte
der Welt zu seinem Ruhm.
Jahrhundert auf Jahrhundert
wendet er schweigend um
Die Blätter des Schicksalsbuches.
Die Engel lesen es stumm.

Wer kann die Sprache verstehen,
die er im Geiste schreibt?
Die Buchstaben sind von Blute
und Fleisch. Uns alle treibt
Sein Wort. Von allem Geschehen
ist es nur dies, was bleibt.

Er zeichnet ein seine Werke
mit manchem kräftigen Spruch;
Er scheidet die Taten der Menschen,
teilt Segen zu oder Fluch.
Doch endlich ist er zu Ende;
er schließt das mächtige Buch.

Um den Dichter Kralik durch den Denker Kralik zu erklären, wollen wir aus der „Weltgerechtigkeit" (S. 101) eine schöne Stelle hieher setzen. Es heißt da in der Behandlung der Ethik des Islam: „Die Welt ist ein großes Buch, das der Geist Gottes von aller Ewigkeit her geschrieben hat. Die Weltgeschichte tut nichts, als daß sie dieses Buch Seite für Seite umblättert. Das Leben jedes einzelnen Menschen ist ein Kapitel in diesem Buch. Ihr glaubt zu handeln? O nein, ihr lest nur die ewigen Schicksalssprüche ab. Und so wie ein Leser von lebhafter Einbildungskraft sich vielleicht einbildet, er erlebe das ganze Buch selber, er nehme Teil an den Schicksalen des Helden, so wie er törichter Weise Angst empfindet für ihn und Furcht und Hoffnung, so wie er ihm helfen möchte, ihm raten, ihn aufklären, so ist es mit euch. Eure Furcht, eure Angst, eure Sorge, euer Rat ist ebenso überflüssig und töricht wie bei jenem. Zerbrecht euch nicht den Kopf und das Herz, sondern schlagt frisch das Blatt des Schicksalsbuches um und leset weiter. Glaubt auch nicht, diese Lehre werde eure Tatkraft lähmen. Weit entfernt! Dafür laßt nur den göttlichen Verfasser sorgen. Wenn ihr auch träge zuschauen wolltet, er wird schon dafür sorgen, euch über die Welt hinzujagen, wenn es ihn gut dünkt, — zu jagen, daß euch der Atem ausgeht."

Der Sänger der „Offenbarung" spricht noch für seine Person. Er ist der Mitwissende an den Plänen des Weltalls, er tritt als Verkünder unerhörter Weisheit unter die Menge der Profanen. Noch also herrscht das Einzelpersönliche, Individuell-Subjektive vor. In den „Liedern im heiligen Geist" ist das schon anders, da spricht das religiöse Gefühl der ganzen Christenheit aus dem Munde des Dichters. Er spricht hier nicht mehr für sich allein und aus sich allein, sondern im Namen einer großen Zahl Gleichdenkender und Gleichfühlender. Noch weiter schreitet diese Entwicklung vor mit den „Weiheliedern und Festgesängen". Diese Sammlung erschien 1901 und zeigt den Dichter auf der letzten und höchsten Stufe seiner Entwicklung. Nicht mehr das Flüchtige, Nichtige, was leidvoll oder freudvoll die Seele des einzelnen berührt, wird in diesen Liedern besungen. Der Dichter hat jetzt die Schranken seines Ich erweitert. Noch immer zwar ist es sein Inneres, das alles aufnimmt und klar und rein widerspiegelt, die Persönlichkeit des Dichters ist durchaus nicht beiseite geschoben; wohl aber sind es andre, größere Dinge, die jetzt seine Seele mitschwingen machen.

Das lyrische Ich tut sich jetzt auf für die Stimmungen einer Gesamtheit, eines ganzen Volkes, einer ganzen Kirche. Wenn das Stimmungsbild und das Liebeslied ihren unbestreitbaren Wert in sich tragen, weil eine gottähnliche, unverlierbare Menschenseele hierin ihr Gefühl ergoß, so ist der Wert des Festgesanges, der den Jubel von Tausenden in die Lüfte schmettert, umso größer und zweifelloser. Und sicher, die höhere Kunst und Dichterkraft ist es, die sich über die engen Grenzen des eigentlichen, kleinen Ich erhebt und in einer großen Gemeinschaft aufgeht. So wird der Dichter allen alles.

Kraliks „Weihelieder und Festgesänge" sind ausgesprochen religiös-national. Was schon die Offenbarung und die hl. Geist-Lieder enthalten, ist nun klar und voll entfaltet. Die Poesie kann — das ist das Leitmotiv in Kraliks literarischem Programm — nur religiös und national sein, sonst hat sie weder Wert noch Bestand. Wie die Hochblüte der griechischen und mittelalterlichen Kunst und Kultur im Volkstum und im Glauben des Volkes wurzelte, so muß auch unsre Zeit auf diese Quellen aller Poesie zurückgreifen, wenn anders die heutige Welt eine Kultur überhaupt will. Diesbezüglich legt Kralik seinen Standpunkt in der Vorrede zu den „Weiheliedern und Festgesängen" dar. Er sagt da unter anderem: „Der religiöse Standpunkt des Lyrikers sollte der der Aktualität sein. Muß ich daher erst um Nachsicht bitten, weil ich die Kränze meiner Lieder nicht um den Scheitel des Zarathustra, nicht um den Zopf des Konfuzius, nicht um den Schatten des Buddha, nicht um die Locken der Venus und nicht um den Bart Muhammeds gewunden habe, sondern um die uns allen von Kindheit an vertrauten, heiligen Gestalten unseres lebendigen Glaubens? Denn die echte Lyrik braucht, meine ich, keine Tempelruinen, sondern Kirchen, die vom gläubigen Gesang der Gemeinde widerhallen, keine literarischen oder archaistischen Schemen, sondern einen noch heute wirksamen und lebendigen Gott." (S. 9.) Ganz im gleichen Sinne spricht R. Haym in seiner „Romantischen Schule" von der religiösen Poesie: „Lebenskräftig ist die Poesie nicht, sondern welk wie dürres Laub des Herbstes, die sich der mythologischen Phantasie vergangener Geschlechter in die Arme wirft, um sich von ihr tragen zu lassen. Lebenskräftig ist sie gerade nur insoweit, als sie die ewigen Geschichten des Gemüts im Anschluß an vorhandene Glaubensvorstellungen zu erzählen weiß." (S. 479.) Freilich irrt Haym, wenn er dann die christliche Legende und Mythologie für erstorben hält und damit auch die christliche Lyrik für überlebt erklärt. Durchaus nicht! Das Volk hält noch heute wie vor fünfhundert Jahren fest an seinen Namensheiligen, an den Kirchenpatronen und an seinen vielen Schutzheiligen. Noch immer ist der christliche Himmel so reich und heilig im Herzen und über den Häuptern unseres Volkes. Keine Revolution und keine Reformation konnte ihn vernichten. Freilich, daß der sinnenfreudige Katholizismus der religiösen Dichtung weit günstiger ist als der unsinnliche Protestantismus, das ist allgemein anerkannt und zugegeben. Milton und Goethe haben das praktisch bestätigt, Tieck und Wilhelm Schlegel wiederholt theoretisch hervorgehoben, um nur ein paar von vielen zu nennen. Kralik wurde, abgesehen von seiner Metaphysik, schon durch seinen Wirklichkeitssinn, durch seinen Grundsatz, womöglich an das einmal Vorhandene

anzuknüpfen, zur religiösen Poesie geführt. Die reichen Legendenschätze, die das mittelhochdeutsche Passional und andre Sammlungen bergen, sind uns unverloren. Herder hat uns vieles neu erschlossen. Die Umdichtung und Erneuerung des alten Passionals, die Kralik als „Goldene Legende der Heiligen" herausgab, ist aus der nämlichen realistischen Liebe für die gestaltenreiche, farbenfrohe, poetische Religion des Volkes entstanden.

Kraliks „Weihelieder und Festgesänge" sind aber nicht etwa einseitig religiös. Ebenso stark, vielleicht noch stärker ist der nationale Gehalt dieser Lyrik. In bewußter Bodenständigkeit — so faßt unser Dichter den Begriff der Heimatkunst — pflegt Kralik die heimische Sage und die Erinnerung an Heldensang und Minnesang. Das Gedicht „Maria Lanzendorf" ist so ein kleines Muster, wie der Dichter die legendenhaften Volksüberlieferungen poetisch verwenden und verwerten kann. Das ist nicht etwa ein archivalisch-gelehrtes Ausgraben verstaubter, vergessener Altertümer. Die Sage und Geschichte unseres Volkes und unserer Heimat lebt noch tausendgestaltig, man muß sie nur zu finden wissen. Ja, selbst die Götterwelt unserer germanischen Vorfahren ist nicht tot, ist nicht vergessen. Sie sind nur besiegt und gestürzt; so wie einst die Giganten den Olympiern weichen mußten, so wichen die Olympier und die Götter Walhalls den Engeln und Heiligen Gottes. Aber noch kennt die Phantasie des Volkes die Riesen und Zwerge, die Nixen und Brunnenholde, den Wassermann und das wilde Heer, den treuen Eckhart und die Heinzelmännchen als feindliche oder freundliche Mächte.

Christentum, alte Mythologie und Heldensage sind in der Festlyrik Kraliks zu einem prächtigen Ganzen vereinigt. Wie die hohe Kunst Pindars, des Sängers aller Sänger, in den Siegesgesängen die religiöse Weihe dem episch-nationalen Gehalt vermählte, so durchdringen sich auch in Kraliks Weiheliedern die beiden Elemente aller Kultur und Kunst bis zur Vollendung. An Pindar gemahnen uns vor allem die großen Hymnen „Salzburg", „Graz", „Wien", „Klagenfurt". Diese wunderschönen Festchöre sind zwar gleichsam nur das Textbuch, das erst noch der Belebung durch die Musik bedarf — Kralik hat diese Lieder komponiert und sie wurden bei festlichen Anlässen vorgetragen —, aber trotzdem ist schon der bloße Text von hoher Schönheit. Der metrische Bau, teilweise in gewollter Strenge die Rhythmen Pindars nachahmend, ist außerordentlich kunstreich und künstlich. Kralik hat hier gezeigt, wie meisterlich er die Form beherrscht. Die „Offenbarung" und die „Lieder im heiligen Geist" zeigen das nur indirekt, denn sie haben keine feste Form, sondern frei strömenden Rhythmus. Die ersten Lieder Kraliks jedoch lehnen sich oft absichtlich gegen die strenge Form der klassischen Dichtung auf. Der junge Dichter rühmte sich damals selbst:

Ohne Takt und ohne Weise
Meine Liebe klag' ich.

Das ist wohl der Widerhall, den die „Revolution in der Lyrik" in der Seele unseres Dichters fand. Aber diese achtlose Behandlung der Form steht in Gegensatz zu der tadellosen, meisterhaften Gestalt der „Weihelieder und Festgesänge". Die Kunst, mit der z. B. im Festchor „Graz" Strophen, Gegenstrophen und Epoden gebaut sind, ist ausgezeichnet. Auch wo der

Dichter einfachere Strophenformen gebraucht, wie in „Landsmannschaft Nordgau", „Deutschland und Spanien", „Vom Kaiserlied", fließen die Worte voll tönenden Klanges dahin. Die meisten dieser Lieder sind leider zu umfangreich, als daß wir sie hier wiedergeben könnten.

Die „Weihelieder und Festgesänge" sollen nicht Buchlyrik sein und sind nicht zum bloßen Lesen geschrieben. Sie sind gesungen worden. Lyrik gehört zur Lyra. Der Dichter ist vom Sänger nicht zu trennen. Wenn auch Feuerbach, v. Hartmann und viele andere mit ihnen glauben, daß nicht in der Vereinigung, sondern in der Loslösung der einzelnen Künste voneinander jede Kunst ihr Höchstes leiste: die höchste Gesamtwirkung und den höchsten Kulturwert haben die Künste nur in ihrer Einheit. Und eigentlich gibt es ja nicht einzelne Künste, sondern nur eine vielseitige Allkunst. Wir brauchten nicht so viel Konzertkunst, nicht so viel Buchkunst u. s. f., sondern mehr Lebenskunst. Kraliks Lyrik, seine Weihelieder besonders, sind zugleich ein Vorbild und Beispiel, wie er sich jene ideale Kultur denkt, deren Grundzüge er in den „Kulturstudien" darlegte. Freilich, solch leichte, tändelnde Gedichte sind das nicht, die den Putztisch umschwärmen. Kraliks Festlyrik hat dasselbe Los wie Pindars hoher Flug, wie Flaccus' Kunst und Petrarkas schwerwiegendes Wort.

Noch wäre von einer anderen lyrischen Sammlung unseres Dichters zu reden, von den „Almenden". Sie sind aber noch nicht selbständig veröffentlicht und bloß einzeln in verschiedenen Zeitschriften erschienen, so in der „Gottesminne", in der „Deutschen Arbeit", im Berliner Jahrbuch für deutsche Dichtung „Der Spielmann" 2c. Die Almenden sind sonettartige Strophen aus der Zeit des Minnesangs. Es ist eine der schwierigsten poetischen Formen, die es außer den antiken logaödischen Metren gibt. Kralik beweist hier wieder seine Künstlerschaft und Sprachgewalt. Von den Almenden ist jede ein lyrisches Kabinettstück. Ihrem Inhalte nach stehen sie teils der hohen Lyrik der „Offenbarung" oder der „Lieder im heiligen Geist" nahe, teils der Stimmungslyrik der ersten Gedichte. Alle aber bringen in knappster, gedrungenster Form einen poetischen Gedanken zur vollen Entfaltung, oft im Gewande und Lichte der mystischen Weltanschauung Kraliks, wie etwa folgende Almenden:

Mein ist die Welt, ich habe sie dem Schöpfer nachgewirkt,
Zu meiner Lust, und sie nach allen Seiten abgezirkt.
  Mein ist der unbegrenzte Raum,
  Wenn meiner Seele Schwingen ihn durchfliegen.

Von jehre war ich, denn ich lebe alle Zeiten mit.
Ich schreite mit Jahrtausenden dahin in gleichem Schritt.
  Ich träumte mit schon Hellas Traum
  Und lass' mich von der Zukunft Wogen wiegen.

Ich herrsche mit dem Kaiser so,
Wie ich mich mag an Bettlers Freiheit letzen.
Was jemals Mann und Männin froh
In Liebe labte, kühnlich darf ich mich darein versetzen.
Dies ist der Schatz, der mir als Dichter unerschöpflich glänzt.
Was ist und war, mir ist's vertraut;
Ich leb' es mit, von Schönheit hold bekränzt.

Einen ähnlichen Gedanken hat Kralik noch ausführlicher behandelt in der Almende „Dichters Seelenwanderung“. Beide Gedichte enthalten als unausgesprochenen Grundgedanken wieder den Spielbegriff. Die Welt ist wie eine bunte Laterna magica, ein großer Traum.

Wieder mitten hinein in hohe Metaphysik führt uns das Gedicht „Das bist du“, das ein indisches Motiv enthält, das berühmte Tat tvam asi, die hohe Lehre, die Uddālaka Aruni seinem Sohne Švetaketu gibt:

Beneide nicht die Sterne dort um ihre Himmelsruh';
Die Sterne wie der Himmel und die Ruhe: das bist du!
  Beneide nicht um seine Macht
  Feuer und Meer; es ist von deinem Geiste.

Erschrick nicht vor der Bosheit hier und was die Menschheit tu';
Die Menschheit und das Böse, Mensch, das alles, das bist du.
  Dein eigen Herz hat ausgedacht
  Von allem Bösen, sinne nach, das meiste.

Du klage nicht das Schicksal an,
Die höchste Macht an Gottes hehrem Throne,
Daß es dir Unrecht angetan
Und daß es unverdient und grausam deine Schwachheit lohne.
Sein Wort wird dich verstummen machen schnell in einem Nu.
Dein Schicksal, Mensch, das bist du selbst,
Dein Gott, dein Schöpfer, Richter, das bist du!

An dieser Stelle sei auch schließlich jener Gedichte Kraliks Erwähnung getan, die sich in seinen verschiedenen dramatischen Werken eingefügt finden. Wenn auch diesen Gedichten der persönliche Ton, der subjektive Charakter der Lyrik naturgemäß fehlt, so darf darüber doch wohl in diesem Zusammenhange gesprochen werden. Gelegentlich kommt in diesen Poesien auch der Humor zu stärkerer Betonung, so in dem heiteren Liede, das der Wiener Sybarit Paphianus im Weihefestspiel „Markus Aurelius in Wien“ singt. Ganz anders geartet ist der erste Chorgesang aus dem geistlichen Festspiel „Veronika“, dessen letzte Strophen das Magnifikat in edlem, würdigem, uns freilich ungewohntem Gewande vorführen.

Mächtig preist den Himmlischen meine Seele
Und mein Geist frohlocket in Gott, dem Heiland,
Der erhob die Niedrigkeit seiner Dien'rin,
  Selig zu preisen.

Denen, die Dich fürchten, erscheinst Du milde,
Wirst noch heute mächtig Dich offenbaren,
Wirst die Stolzen beugen, die Niedern aber
  Gnädig erheben.

Wirst mit Güte Hungriger Mut erfüllen,
Deinen Sohn zu Königsehr' erheben,
Wie Du hast gesprochen mit unsern Vätern
  Alle die Zeiten.

Kralik wendet hier die sapphische Strophe an. Auch sonst findet sich gelegentlich ein antikes Metrum, so gerade in der „Veronika“. Hier ist jeder der vier Chorgesänge in einem anderen Metrum geschrieben: im vierten asklepiadeischen, im alkäischen und im ersten pythiambischen Versmaß. Die „Veronika“ und die Festspiele „Schatzung in Bethlehem“, „Der zwölfjährige Jesus“ und „Der Tod des heiligen Josef“ sind zum Teil im jambischen Trimeter und Tetrameter abgefaßt; im dritten dieser Dramen kommt ein Chor im fünften asklepiadeischen Metrum vor u. s. f. Auch in den früher behandelten lyrischen Sammlungen kommen etliche Male logaödische Strophen und der daktylische Hexameter zur Verwendung. So beginnt einmal im „Roman“ ein Gedicht:

> Auf, Hexameter! Auf, Pentameter! Auf aus dem Schlafe!
> Nicht zu spielendem Scherz, kommt mir zu heiligem Amt!
> Laßt zum erstenmale von mir euch satteln und zäumen,
> Und zum letztenmal auch! Teurer ist deutscher Gesang.
> Doch hier gilt es, die Götter mit Ehrfurcht heilig zu laden;
> Gerne schmeichelt' ich doch jenen mit heimischem Klang. rc.

Wir haben die Entwicklung des Lyrikers Kralik von seinen ersten Gedichten bis auf den heutigen Tag verfolgt. Wir haben gesehen, daß seine Gedichte stets der Spiegel seiner Seele waren. Wie es vor allem von Goethe gerühmt wird, aber eigentlich von jedem Lyriker zu gelten hat, sind Kraliks Gedichte wirklich Bruchstücke einer großen Konfession. Seine Jugendgedichte sind ja samt und sonders aus dem Augenblick geboren. Wes Herz und Kopf voll waren, des flossen die Lippen über. Und auch als sich der Dichter eine geschlossene Weltanschauung erobert hatte und in den Dienst einer großen Idee getreten war, auch da drängte es ihn, all seine Herzgedanken in Lieder zu ergießen. In einem Gedichte der „Maja“-Sammlung, „Die alten Lieder“, sagt der Dichter: „Alte Liebe, altes Hassen ward mir lang schon zum Gedicht“. Und in der Almende „Ergebnis“ spricht er von seiner „lieblichen Gewohnheit, wegzureimen alle Not“.

Das ist eine Dichterseele von rechter Poetenart! Ein wirklicher „Schöpfer“ und Bildner von Schönem. In seiner Poesie verklärt sich seine Weltweisheit. Er hat in der Tat der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit. Er hat handelnd das Rätsel des Lebens gelöst, indem er Schönes schuf.





Franz Emerich, 1496—1560.

Ein Reformator des medizinischen Unterrichtes in Wien.

Von Dr. Leopold Senfelder.

Unter den Wiener akademischen Lehrern und Ärzten des XVI. Jahrhunderts nimmt Franz Emerich, der bedeutendste praktische Arzt inmitten seiner humanistischen Kollegen, einen hervorragenden Platz ein. Sein Leben fällt in eine bewegte Zeit, in die Epoche des Andreas Vesalius und Theophrastus Paracelsus, deren Namen mit der Bekämpfung des Arabismus und des Galenischen Lehrsystems, mit dem Aufschwung der Heilkunde innig verwebt sind.

Ob und in welchem Maße nun damals ein Lichtstrahl der neuen Zeit auch bis an den Donaustrand vorgedrungen sei, das soll in diesem Lebensbilde gezeigt werden.

Franz Emerich wurde im Oktober 1496 zu Troppau (Oppavium) in Schlesien geboren. Über seine Familie ist nur bekannt, daß eine Schwester Maria Salome mit Andreas Cappus, Bürger in Troppau, verheiratet war, deren Sohn Johannes später auf testamentarischen Wunsch unseres Arztes den Familiennamen Emerich annahm. Eine Tochter Anna Cappus wurde die Gattin des Wiener Arztes Elias Anhart.*) Emerichs erste Frau Anna starb am 19. Februar 1555, die zweite, Sophia, die jugendliche Tochter des Kaiserl. Rates und Rechtsgelehrten Philipp Gundel, am 20. Jänner 1559 und die dritte Gattin, Apollonia, überlebte ihren Mann. Emerich war ferner verschwägert mit dem Wiener Apotheker Christian Kunig und dessen Frau Anna, welche 1548—1558 im Besitze des alten Apothekerhauses C.-Nr. 633, Rotenturmstraße 3, c. 1549 bis nach 1566 des Hauses C.-Nr. 1105, Graben 10, waren.

---

*) Obige Daten entstammen Emerichs Testamente vom 4. Mai 1560. Vergl. K. Schrauf, Aus der Testamentensammlung des Wiener Universitätsarchives, p. 81, in „Ein halbes Jahrtausend. Festschrift, anläßlich des 500jährigen Bestandes der Acta Facultatis medicae Vindobonensis herausgegeben vom Wiener medizinischen Doktorenkollegium, Wien 1899. — Elias Anhart aus Graz, in Wien am 23. März 1557 promoviert, wohl bald darauf Bergarzt zu Schemnitz, 1562 I. Dekan, im selben Jahre Arzt des Wiener Bürgerspitales, starb um diese Zeit, da seine Witwe 1563 den Humanisten Dr. jur. Georg Tanner heiratet. Vergl. Act. fac. med. Vindobon. III. 1490—1558, ed. K. Schrauf, Wien 1904, p. 288, item 1558—1605, Ms. fol. 29a, 38b; Dr. A. Mayer, Wiens Buchdrucker-Geschichte, I. p. 76. Von Anhart existiert ein „Consilium podagricum: Wie man sich vor dem Podagra hüten o. in zeyt dieser Krankheit tröften soll“ ꝛc. Ingolstatt 1581, 1585. 8° 76 p. Ein praktisches Buch mit sehr rationellen Kurvorschriften ohne gelehrtes Beiwerk.



Seine Studien absolvierte er in Krakau, wo er nach Kink auch den medizinischen Doktorgrad erworben haben soll.*) Aus seinen Schriften erhellt aber mit Sicherheit, daß er wahrscheinlich bereits als Arzt sich längere Zeit in Padua und anderen oberitalienischen Universitäten aufhielt. Mit warmer Pietät gedenkt er seines Lehrers Matthäus Curtius (Corti), 1475—1542 (seit 1524 Professor zu Padua), des Freundes Johannes Sinapius, des Francesco Brancaleone und des Professors zu Ferrara, Giovanni Manardo, 1462—1536, dessen Gelehrsamkeit und Erfahrung er vollinhaltlich anerkennt, wenngleich er seine Anschauungen und Lehrmeinungen nicht teilt.

Sein mächtiger Gönner („cui omnia haec et etiam vitam hanc praesentem debeo") war der ebenso kunstsinnige wie gelehrte Abt des steirischen Benediktinerstiftes St. Lambrecht, Valentin Pierer, 1518—1541, Hofkaplan von Karl V. und Ferdinand I., welcher wiederholt junge Stiftspriester zur Ausbildung nach Italien, besonders nach Padua sandte. Pierers Einflusse ist es wohl auch zuzurechnen, daß Emerich zum Begleiter des jungen Freiherrn von Harrach, Leonhard IV., späteren Geheimen Rates und Obersthofmeisters des Erzherzogs Karl, nach den italienischen Universitäten ausersehen wurde.**)

Nach der Rückkehr aus Italien wandte sich Emerich wieder nach Krakau, wo er bis 1534 medizinische Vorlesungen hielt, und kam 1535 nach Wien, woselbst er unter dem Dekanate des Johannes Gastgeb am 19. August repetierte und am 26. in die Fakultät aufgenommen wurde. Das Vertrauen seiner Kollegen berief ihn noch im Oktober desselben Jahres zur Führung des Dekanates, welches halbjährige Amt er achtmal, u. zw. 1535_{II}, 1539_{I},

---

*) Über seine Frauen vergleiche unten die Grabinschriften. Über Sophias Tod schreibt er am 29. Jänner 1559 an Leonhard IV. von Harrach: „Genediger Herr ich klag Ew. gnaden treulich wie mein hausfrau der yrthum der hebam nicht verwinden hat mugen, sunder den 20. januarii christlich in got verschiden." (Gräflich Harrachsches Familienarchiv.) Ferner Berichte und Mitteilungen des Altertums-Vereines zu Wien, Bd. 8, O. Nr. 1105, Bd. 10, p. 102, Bd. 11, O. Nr. 633. Über den Studiengang berichtet Mylius in: Oratiuncula in funere Emerici. Viennae 1560, vergl. Aschbach, Geschichte der Wiener Universität, III. 1888, p. 183—187 (mit Vorsicht aufzunehmen) und Kink, Geschichte der kaiserl. Universität zu Wien, 1854 $I/_1$, p. 273. Im Album studiosorum univers. Cracov. II. 1490—1551, ed. Adam Chmiel, 1892, finden sich viele „Emerici"; darunter 1514_{II}., p. 157 Franciscus Emerici de Czachul dioc. Agriensis, der nicht ohneweiters mit unserem Emerici zu identifizieren sein dürfte, da Troppau damals zur Olmützer Diözese gehörte.

**) Über die vier erwähnten Ärzte vergl. Jöchers Gelehrtenlexikon, I. p. 2262, IV. p. 616, I. 1336, III. p. 92; über Pierer: Seb. Brunner, Ein Benediktinerbuch, p. 201. Leonhard III. von Harrach hatte testamentarisch 1527 verfügt, daß seine Söhne Joachim und Leonhard in passender Begleitung auf Studienreisen nach Italien geschickt werden sollen. Da Leonhard III. Hofkanzler war, liegt es nahe, daß Emerich ihm seitens des Abtes und Hofkaplanes Pierer empfohlen wurde. Der hochw. Herr Prior Dr. Georg Spari hatte die Güte, mir aus dem Stiftsarchive von St. Lambrecht nachfolgendes zu berichten:

1. König Ferdinand I. (a. 1538, Nr. 768) bewilligt dem Kloster St. Lambrecht den Verkauf folgender Güter an folgende Personen und um folgende Summen:

1543II, 1544II, 1546I, 1548I, 1549I, 1552I bekleidete. Als Rektor fungierte er viermal, 1538II, 1542II, 1548II, 1554II, als Prokurator der ungarischen Nation sechsmal, 1536I, 1537II, 1540I, 1542I, 1546II, 1551II, und der sächsischen Nation 1537I.

Im Jahre 1536 wurde er von der Regierung zum Lektor der Chirurgie mit 52 fl. jährlich bestellt, wurde 1542 professor primarius medicinae practicae, nach Enzianers Tod am 15. November 1553 Senior der Fakultät, 1554 königlicher Rat und im selben Jahre auf Grund der neuen Reformation vom 1. Jänner 1554, Absatz 11, ständiger Vertreter der Fakultät im Universitätskonsistorium.*)

Emerich, der unter anderem auch Hausarzt der Karthause Mauerbach war und sich der Wertschätzung des Erzherzogs Ferdinand von Tirol sowie des Großgrafen (Palatin) von Ungarn erfreute, gelangte Dank seiner ausgedehnten ärztlichen Tätigkeit zu großem Reichtum, von dem er sehr weisen Gebrauch machte und im Geiste seiner Vorgänger, wie des Michael Puff aus Schrick und Johannes Neuman von Braunau u. a., mit stets offener Hand Elend und Not zu lindern suchte. Letztwillig errichtete er zwei Stiftungen zu je 2000 fl. Rheinisch mit je 3 Plätzen, u. zw. eine Studentenstiftung und eine andere zur Heiratsausstattung für arme Dienstmädchen. Wenngleich der Arzt Andreas Perlachius schon 1551 ein Stipendium gestiftet hatte, so ist die Emerichsche Stiftung doch die älteste, welche in ständiger Verwaltung der Fakultät war.

Emerichs gutes Verhältnis zu den Kollegen wird vielleicht am besten dadurch charakterisiert, daß er denselben 10 ungarische Dukaten für ein fröhliches Mahl testamentarisch verschrieb. »Facultati medice schaff ich zehen ducatn Ungrisch in goldt, die sy von meinetwegen zu pester gedachtnus in ainer collation miteinander mit lieb verzeren wellen.«

---

7. des Hofes zu Gainfarn (bei Vöslau, N.-Ö.) samt Zugehörung und Weingärten an den Med. Dr. Franz Emerich um 400 Pf. Pf. (Wien, 5. Dez. Orig. Pgmt).

2. Nr. 769 a. 1538, 5. Dez. Abt Valentin, Prior Thomas und der Konvent von St. Lambrecht verkaufen dem edlen Franz Emerich A. A. L. L. et Med. Dr. ihren Hof und Weingärten zu Gainfarn um 400 Pf. Pf.

3. Nr. 841 a. 1546, 14. Jänner. Franz Emerich A. A. L. L. et Med. Dr. verkauft dem Abte Thomas, Prior Sigmund und dem Konvente zu St. Lambrecht den Zellerhof, ein Haus und 6 Weingärten zu Gainfarn. (Orig. Pgmt.)

4. In einer Urkunde Nr. 676 a. 1528, 23. Okt., Wien, erscheint ein Franz Emrich als Zahlmeister.

*) Act. fac. med. 1490—1558, p. 194, 201., 210, 225., 260; Locher, Speculum academ. Vienn. 1773, p. 24 ff., 125 f., 252 ff. Die römische Ziffer hinter der Jahreszahl bezeichnet das Halbjahr, u. zw. I. von April bis Oktober, II Oktober bis April. Die beiden 1533 bestätigten Lektoren waren Ulrich Fabri und Siegismund Haselreiter, nach deren Tod 1542 Wolgang Lazius theoretische, Emerich praktische Medizin vortrug. Betreffs der Reformation vergl. Kink a. a. O. II. p. 373 ff. Ebendaselbst I/2, p. 164 f. werden als Emerichs Gehalt 1552 70 fl. und 1554 150 fl. ausgewiesen. Laut einem Akte vom 29/4. 1544 bezog er damals die Stephan Raiffpergersche Kollegiatstiftung (Aktenkonvolut der k. k. Hofbibliothek).



Emerich starb am 26. Mai 1560 und wurde zwei Tage darauf unter allgemeiner Trauer am Stephansfreithof nächst dem Deutschen Hause beerdigt. Vor dem offenen Grab hielt der Mediziner Martin Mylius dem dahingeschiedenen Meister einen ehrenden Nachruf. Testamentarisch hatte er für sich und seine beiden im Tode vorangegangenen Frauen „ein herrliches Monument" angeordnet, dessen Inschrift also lautet:

Francisco Emerico | Medicae Artis | Linguarumque peritia eximio | Fide singulari docendo | operandoque felici | praecipuo Gymnasii hujus | Ornamento | mortali vita Annos LXIII. mens. VIII. | pie functo | Anno autem Christi MDLX | VII. Calend. Junii defuncto | Patri et Avunculo | B. M. Haeredes | ex Testamento P. P.

Als im Jahre 1692 das deutsche Ordensritterhaus neu aufgebaut und infolgedessen Emerichs Epitaphium entfernt wurde, stellte der Dekan Ferdinand Friedrich Pock den Antrag, selbes auf Kosten des Stiftungsfondes neu herrichten und außen an der neuen Totenkapelle aufstellen zu lassen. Dort, an der Mauer des ausgebauten Turmes der Domkirche, im rechten Winkel zum ersten Fenster der unteren Sakristei befindet sich noch heute das verwitterte, aber noch immer die einstige Pracht erkennen lassende Barockmonument. Das obere, wohl dem Wappen dienende Feld ist leer, das große, von Säulen beiderseits begrenzte, künstlerisch durchgeführte Steinrelief zeigt uns Emerich und seine Gattin Sophia vor dem Kreuze knieend. Die dreiteilige Inschrifttafel darunter ist arg verwittert, teils ganz ausgebrochen und gestattet nur mit Mühe eine teilweise Entzifferung.*)

Emerichs Aufenthalt in Wien fällt in die Zeit des langsamen Ausklingens der humanistischen Richtung, in eine für die Fakultät, die Entwicklung der Heilkunde und des Sanitätswesens in unserer Stadt bedeutsame Periode. Die Wiener Fakultät zählte damals in ihrer Mitte ganz hervorragende Humanisten, wie Ulrich Fabri, Emerichs Vorgänger im Lehramte für praktische Heilkunde, welcher neben eigenen poetischen Arbeiten eine Anzahl lateinischer Klassiker herausgab, die Mathematiker und Astronomen Andreas Perlachius und Paulus Fabricius, den Verfasser einer hebräischen Grammatik Andreas Plancus und den Polyhistor und Professor der theoretischen Medizin Wolfgang Lazius. Neben diesen gelehrten Medizinern finden wir auch im wahren Sinne des Wortes praktische Ärzte wie Johann Enzianer, den Entdecker und Besitzer des Thermalbades zu Mannersdorf am Leithagebirge,**) Matthias Cornax, Verfasser ärztlicher Konsilien und Beobachtungen, und den Anatomen und Botaniker Johann Aicholz.

Bot der Umgang mit diesen gelehrten Männern und den in der Schule einer immer mehr Boden gewinnenden praktischen Richtung erzogenen Ärzten

*) Es gereicht mir zur besonderen Freude, daß das Wiener medizinische Doktorenkollegium meinen Antrag, es möge jetzt — wie seinerzeit 1692 — Emerichs Monument neuerdings als sichtbares Zeichen der Pietät renoviert werden, in der Geschäftsratsitzung vom 7/11. 1906 einstimmig angenommen und in dieser Sache sofort die nötigen Schritte eingeleitet hat.

**) Vergl. A. Starzer, Mannersdorf am Leithagebirge (Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich. N. F. 34. Bd., p. 64ff.).



eine Fülle geistiger Anregung für Emerich, so konnten anderseits die Beziehungen zu seinen mächtigen Gönnern, die enge Freundschaft mit dem Dichter und Rechtsgelehrten, dem „Aristoteles seiner Zeit", Philipp Gundel, nicht ohne Nachwirkung auf seine öffentliche Stellung bleiben. Es ist daher wohl anzunehmen, daß Emerich auf die Vorberatungen der Universitätsreformen vom 15. September 1537 und 1. Jänner 1554, soweit sie die medizinische Fakultät betrafen, einigen Einfluß übte.

Mit dem Amte eines Lektors der Chirurgie war auch die Verpflichtung verbunden, alljährlich im Winter Anatomie vorzutragen. Der anatomische Kursus sollte drei bis vier Jahre, beziehungsweise Wintersemester umfassen und zwar zuerst allgemeine, dann spezielle Anatomie des Kopfes und der „inneren Glieder", im dritten oder vierten Jahr die Sektion einer weiblichen Leiche und praktische Anwendung der systematischen Anatomie, also wohl chirurgische Operationslehre. So rationell und gut erdacht dieser 1537 und 1554 erschienene Studienplan auch war, wurde er doch nie vollständig durchgeführt und geriet schließlich ganz in Vergessenheit.*)

Vor 1537 war die praktische Chirurgie nicht im Lehrprogramm der Wiener Fakultät, ja, kurz vorher hatte das Reformgesetz vom 2. August 1533 die Zahl der Lektoren von drei auf zwei reduziert und erst die Reform vom 15. September 1537 bestimmte wieder drei Professoren, wovon der dritte Chirurgie und Anatomie vorzutragen hatte. Emerichs Bestallung erfolgte aber bereits auf Grund der Vorberatungen vom 16. März 1536 unter dem Vorsitze des Universitäts-Superintendenten Dr. med. Johann Pilhamer. Daß man aber gerade den erst jüngst aufgenommenen Arzt mit der neuen Professur betraute, läßt, abgesehen von der jedenfalls sehr nachdrücklichen Unterstützung seiner Gönner, auf Emerichs gute anatomische und chirurgische Ausbildung schließen, wie eine solche damals nur in Bologna, Padua und höchstens noch in Frankreich erlangt werden konnte.

Die Chirurgie, jene so lange verachtete Schwester der Heilkunde, hat bei weitem nicht solche Irrwege durchwandern müssen wie letztere Disziplin und stand bereits in vorchristlicher Zeit auf hoher Stufe. Weit wichtiger als Galens Tätigkeit erscheint die des Paulus von Aegina (VII. Jhdt.) für die Nachwelt, weil dieser sich vornehmlich mit Chirurgie beschäftigte und im sechsten Buch seiner Epitome eine erschöpfende Darstellung der alten Chirurgie bietet. So ist es erklärlich, daß Paulus als Chirurg bei den Arabern dieselbe Autorität genoß wie Galenus in der Heilkunde. Eine nennenswerte Förderung erfuhr die Chirurgie bei den Arabern nicht und selbst die bedeutendsten chirurgischen Schriftsteller Abulcasim und Avicenna (X. Jhdt.) erweisen sich nicht viel mehr denn als Nachbeter des Paulus von Aegina. Doch gab Abulcasims formvollendete Darstellungsweise in erster Linie den Anstoß, daß er frühzeitig im Abendlande bekannt wurde und dort dasselbe Ansehen gewann wie seinerzeit Paulus bei den Arabern. Auf arabischer Grundlage fußten auch die Practica

*) Kink a. a. O. II. p. 350. Bemerkenswert erscheint, daß Emerich, soweit die Akten berichten, nie eine „Anatomie" vornahm. Dagegen dozierte Laz als Theoretiker u. a. auch über des Dioskurides Arzneimittellehre und Anatomie. Act fac. med. 1490—1558, p. 23, 326.

des ältesten uns bekannten salernitanischen Wundarztes Rogerius (XII. Jhdt.), die Schriften des Bruno von Longoburgo (XIII. Jhdt.) während der Bologneser Wundarzt Guilielmo Salicetti schon eine gewisse Selbständigkeit aufweist und bereits häufiger an Stelle des Glüheisens wieder das Messer verwendet. Sein Schüler Lanfranchi, gest. vor 1306, brachte das Pariser Collège de St. Come zu hoher Blüte. Aus der Bologneser Schule ging Guy von Chauliac, geb. c. 1300, hervor, welcher gleich seinem Vorbilde Salicetti eine Wiedervereinigung zwischen Chirurgie und Medizin anzubahnen versuchte und im Geiste seiner italienischen Meister auf die anatomische Vorbildung großes Gewicht legte. Chauliacs Werk Collectorium artis chirurgicalis wurde 1543 von Josef Tagault, Professor zu Paris und Padua, neu bearbeitet und erlangte besonders in Frankreich große Verbreitung, wiewohl der Verfasser, was persönliche Erfahrung betrifft, hinter seinen Meistern Salicetti und Lanfranchi zurücksteht. Die bedeutendsten deutschen Chirurgen dieser Zeit sind die Straßburger Wundärzte Hieronymus Brunschwig und Hans von Gersdorff. Des letzteren „Feldtbuch der Wundarznei", Straßburg 1517, bot den nur selten des Lateinischen kundigen Wundärzten einen wertvollen Behelf zur theoretischen Ausbildung. Weit mehr als bei den Ärzten machte sich unter den Chirurgen der Wandertrieb geltend. Der junge, von Meister und Zeche freigesprochene Geselle zog in die weite Welt und fand bei erfahrenen Meistern mannigfache Gelegenheit, Wissen und Kunstfertigkeit zu bereichern.*)

In Wien lag seit ältester Zeit die Chirurgie in den Händen rein handwerksmäßig vorgebildeter Leute, doch finden sich bereits im XIV. und XV. Jahrhundert viele Italiener, welche dem Anscheine nach eine bessere Schule genossen hatten. Seitens der Fakultät war ihnen, abgesehen davon, daß sie bei den allerdings recht seltenen anatomischen Übungen anwesend sein und als Incisores (Prosektoren) fungieren durften, keine Gelegenheit zur Fortbildung geboten. Fremde Wundärzte durften sich mit Bewilligung der Fakultät nur während der Jahrmärkte in Wien aufhalten. Einer von diesen, der Bruch- und Steinschneider Gregorius (1508), sei besonders erwähnt, weil er aus Norcia, jener berühmten Pflegestätte für Bruch- und Steinschnitt und plastische Operationen, stammte. Wenn von den Wiener Chirurgen die Rede ist, dürfen jene wackeren deutschen Männer Sixtus Wirt, Paul Dirlewang

*) Daß damit aber gar oft die Lust nach Abenteuern rege wurde und selbst der gereifte Mann, anstatt seßhaft zu werden, es vorzog, auf Jahrmärkten seine Kunst auszubieten, ist klar. Zumeist der niederen Volksschichte entstammend, konnte er nur schwer die gleiche soziale Stellung des Arztes, dafür aber um so leichter das Vertrauen des gemeinen Mannes erringen, da ja die Chirurgie nicht selten sofortige, augenfällige Hilfe und Erleichterung zu schaffen vermag. Das Wanderleben bot reichlich Gelegenheit, Raritäten, wie Mumienstücke, Schädel exotischer Tiere, zu sammeln. Während der Famulus diese Stücke vorzeigte, Zähne zog, Universalheilmittel ausbot und dabei ganz unglaubliche Geschichten über die Kunst seines Herrn dem Volke vorlog, harrte im Innern der Hütte der Meister auf die Patienten. Hinter dem Humbug vor der Hütte steckte aber gar oft tüchtiges reales Können, was besonders von den Wundärzten gilt, welche sich bloß mit der Ausführung einiger Operationen, wie Stein- und Bruchschnitt oder Starstechen, befaßten.

und Peter Windler nicht umgangen werden, welche am 10. November 1549 an Margareta Wolczer, Wirtin zum Roten Krebs, mit bestem Erfolg die erste Laparotomie in Wien vornahmen. Das Jahr vorher hatte die Fakultät unter Emerichs Dekanat im Einvernehmen mit Bürgermeister und Rat die obligatorische Prüfung der Bader aus Chirurgie eingeführt.

Über die theoretische chirurgische Ausbildung der Wiener Ärzte zu Beginn des XVI. Jahrhunderts gibt Martin Stainpeis einige Nachricht. Nach seinem Vorschlag soll der Mediziner im dritten Jahre die Chirurgie des Guy von Chauliac und das Philonium pharmaceuticum et chirurgicum des Valescus von Taranta studieren.*) Das neue Reformgesetz vom 15. September 1537 bestimmt also: »Der drit (Lektor) soll lesen Chirurgiam vmb zway oder so es die gelegenheit Pass gibt Umb drei vr Nachmittag. Primo Anatomiam mundi (Mundini) deinde III. IV. et V. fen IV. canonis Avicennae sive Guidonem de Cauliaco vel Artem Completam Lanfranci.«

Es ist anzunehmen, daß Emerich sich an dieses wohl von ihm selbst vorgeschlagene Programm hielt. Leider verwaiste diese Lehrkanzel im J. 1542 und blieb lange unbesetzt, bis sie 1555 nach gutächtlicher Äußerung der Fakultät von der Regierung dem Italiener Hieronymus Quadrius neu verliehen wurde. Über das Lehrprogramm äußerte sich 1555 die Fakultät wohl im Einvernehmen mit ihrem Senior Emerich also: »Die bücher aber so in cheirurgia gewônlich gelesen werden unnd alhie zum taill vom Herrn Doctor Frantzen Emerico gelesen worden, seind diese: Das Verzeichnis aber Compendium methodicum cheirurgiae doctoris Francisci; libri *κατὰ τόπους κατὰ γένη* Galeni, Liber 2 et 3 item 13 et 14 Methodi Galeni; Anatomia ordinaria als Compendium Vesalii aber Mundini Correctorium. Libri priores duo Tagaultii. Den cheirurgis, den deutschen das Feldtpuch privatim zu erlarnen. Etzlich capita de tumoribus et ulceribus et fracturis ex Albucasi auszulesen, welche zuer practikhen am meisten dienstlich. Diese ermelten puecher mechten ordinarie zum teil diligenter publice gelesen unnd expliciert werden, zum teil aber privatim den discipulis vnnd jungen wundarzten überloffen vnnd ausgelegt.«**)

---

*) Vergl. meine Arbeit: Öffentliche Gesundheitspflege und Heilkunde, in „Geschichte der Stadt Wien", herausgegeben vom Altertumsvereine zu Wien, I. II/2 Bd. p. 1034f., 1053. Hartl-Schrauf Nachträge zum III. Bd. von Aschbachs Geschichte der Wiener Universität 1898, p. 295 ff., Act. fac. med. 1490—1558, p. 68, 243, über die Baderprüfung p. 240 f.

**) Act. fac. med. 1490—1558, p. 274 ff. Ein Compendium chirurgiae von Emerich ist weder handschriftlich noch unter den Druckwerken auffindbar. Möglicherweise bezieht sich das Wort Compendium nur auf die Zusammenfassung der oben angeführten Werke. Die zitierten Werke Galens sind in der Kühnschen Ausgabe der Reihe nach einzusehen. Bd. XII, XIII, p. 378—1007, 1—1058, X. p. 78—231, 874—1021. Statt Correctorium soll es wohl heißen Collectorium. Tagaults Werk konnte von Emerich nicht benützt werden, da es erst 1543 erschien. Nach Emerichs Resignation der chirurgischen Lektur lasen vorübergehend Joseph Salandus und Matthias Cornax über dieses Thema.

Wie lange Quadrius die Lehrkanzel, welche eigentlich nicht systemisiert war, inne hatte, ist unbekannt, da er in den Akten seit seiner Ernennung nicht mehr vorkommt. So war denn die chirurgische Professur in Wien leider eine sehr kurze Episode. Erst 1736 wurde eine ständige anatomische Lehrkanzel dem Professor institutionum Dr. Franz X. Mannagetta verliehen. Nach dessen Resignation wurde die Anatomie und Chirurgie 1742 von Dr. Karl Em. Schellenberger vorgetragen und erst 1750 für den k. Leibchirurgen Franz Josef Jaus eine selbständige chirurgische Lehrkanzel errichtet.*)

Auf dem Gebiete des Sanitätswesens und der Krankenpflege sind einige Neuerungen zu verzeichnen, u. zw. auf Grund des Privilegiums von Kaiser Maximilian I. am 9. Okt. 1517 das Visitationsrecht der Apotheken, die Schaffung eines Armen- und Spitalarztes, laut Reformation v. J. 1537 bis 1554 die Einführung des klinischen Unterrichtes, seit 1540 die Institution des Magisterium sanitatis**), — alles auf dem Papiere und auf Kosten der Ärzte.

Das Visitationsrecht wurde 1517 der Fakultät zum erstenmal offiziell zugesprochen und konnte bisher nur mit jeweiliger Erlaubnis der Stadtbehörde als oberster Stelle in gewerblichen Angelegenheiten ausgeübt werden. Noch zu Emerichs Lebzeiten begannen 1555 die Vorarbeiten für die 1564 herausgegebene erste k. Apothekerordnung auf Grund von Entwürfen des Apotheker-Kollegiums und des Arztes Dr. Ludwig Künig.

Die Behandlung der Armen und der Insassen des Bürgerspitales sollte eine Gegenleistung dafür sein, daß die Fakultät von gewerblicher Steuer befreit und gegen die Konkurrenz seitens der Kurpfuscher und fremden Ärzte — beides wieder nur auf dem Papiere — geschützt war. Der Armenarzt fungierte ein ganzes Jahr, wurde vom Chormeister zu St. Stephan dem Volke bekannt gegeben und hatte eine eigene Tafel an seinem Hause, während der Spitalsarzt turnusweise von Woche zu Woche abwechselte. Die Nichteinhaltung der erwähnten Gegenleistung seitens der Stadt, die schlechte Versorgung der Kranken in Bezug auf Verpflegung und Arznei sowie der Mangel eines Ordinationslokales gaben den Anlaß, daß die Fakultät diesen Verpflichtungen sehr unregelmäßig nachkam, bis endlich 1554 Emerich als Rektor im Verein mit Wolfgang Lazius und dem Dekan Martin Stopius das Bürgerspital einer gründlichen Besichtigung unterzog und dem Bürgermeister nahelegte, im Interesse der Kranken einen ständigen Arzt gegen entsprechende Bezahlung anzunehmen. Daraufhin wurde auf Ansuchen der Stadt Martin Stopius, welcher sich zur Pestzeit besondere Verdienste erworben hatte, zum Honorar-Physikus bestellt.***)

Ob und inwieweit Emerich bei der Errichtung des Magisterium sanitatis Einfluß nahm, ist nicht festzustellen.

Wie verhielt es sich aber mit der praktischen Heilkunde, welche Emerich seit 1542 als Professor vortrug? Die Reform vom 15. September 1537

*) Acta fac. med. 1725—1743, fol. 151, 244. 1744—1775, fol. 226.

**) Der Magister sanitatis, diese traurige Figur, der Arztknecht und Prügelknabe von Stadt und Regierung, wird seinerzeit ausführlich behandelt werden.

***) Kink a. a. O. II. p. 330 f. Privilegium Max' I. an die Fakultät vom 9. Oktober 1517. Act. fac. med. 1490—1558, p. 279 f. und 243, 267.



gibt hierüber folgenden Aufschluß: »Der annder soll zu Mittag vmb die 12 Urn vnnd nachvolgendermassen lesen, videlicet illos libros ex Galeno profiteatur de tuenda sanitate, methodum medendi, de arte curativa ad glauconem, de crisibus, ex Hippocrate vero librum de Ratione Victus in morbis acutis et presagia. Sive illorum loco exponatur quarta fen primi Canonis et Priores due fen quarti Canonis Avicennae et Nonus liber Rasis ad almansorem vel alique fen Canonis tertii Avicene.«

In der Reformation vom 1. Jänner 1554 heißt es: »Practicus vero hora secunda pomeridiana insignem aliquem practicum ut libros Galeni secundum loca, Paulum Aeginetam, Alexandrum Tralianum, librum Galeni ad Glaucum de differentiis febrium et librum XIV. Terapeuticae Methodi et id genus alios optimos quosque profiteatur.«

Ein Vergleich zwischen der Reform vom Jahre 1537, den ältesten Statuten vom Jahre 1389 und dem Vorschlag des früher erwähnten Martin Stainpeis zeigt, ganz objektiv beurteilt, nur den einzigen Fortschritt, daß dem Studium der galenischen Schriften und einiger Werke des Corpus Hippocraticum wenigstens die Gleichwertigkeit mit den Arabern zugesprochen wird. Es ist nicht anzunehmen, daß Emerich, der für die chirurgische Professur ausersehen war, auf die Reform des praktischen Unterrichtes Einfluß genommen habe. Ganz anders aber gestaltet sich die Sache im Jahre 1554, wo Emerich als Professor der praktischen Medizin und Senior der Fakultät die erste Stimme im Rate besaß. Allerdings mußte er damit rechnen, daß man am Donaustrand konservativ war und nicht mit einem Schlage mit dem althergebrachten System vollständig brechen konnte. Die diplomatische Stilisierung aber wie »insignis aliquis practicus« und »et id genus alios optimos quosque« gewährte in der Wahl der Autoren auch für später einigen Spielraum.*)

Die Wiener medizinische Schule nahm im Gegensatze zu anderen in Deutschland einen ganz eigenartigen Entwicklungsgang. Vermöge der geographischen Lage der Stadt im äußersten Osten des Reiches an der Grenze der abendländischen Kultur, der fortwährenden Kriegsunruhen und Pestseuchen und endlich der sehr geringen Förderung seitens der Landesfürsten war es ihr nicht vergönnt, selbständig oder gar bahnbrechend zu wirken. Ihre Entwicklung war demgemäß eine sehr langsame, unbeeinflußt von den stürmischen Umwälzungen, welche der Medizin im Anfange des XVI. Jahrhunderts seitens des Reformators von Einsiedeln Theophrastus Paracelsus drohten. Die meisten Scholaren seit der Gründung der Fakultät bis zur völligen Umgestaltung im XVIII. Jahrhunderte durch Gerhard van Swieten verließen nach kurzer Zeit Wien, um in Italien, hauptsächlich in Padua ihre Studien zu vollenden und erst als Doktoren in die Heimat zurückzukehren. So genoß die Wiener Schule alle fachlichen Errungenschaften Italiens und bildete, was Lehranschauung betrifft, im besten Sinne des Wortes eine Filiale Paduas. Dadurch, daß Italien sich gegen Paracelsus streng ablehnend verhielt, ging diese Bewegung auch an Wien spurlos vorüber. Italienischem Einflusse ist es zu danken, daß die Wiedergeburt des geistigen Lebens, der Humanismus, gerade in Wien die herrlichsten Blüten trieb.

*) Kink a. a. O. II. p. 156 ff., 349, 378 ff.



Die praktische Konsequenz der humanistischen Richtung für die Heilkunde bildete das Studium der griechischen Ärzte in der Ursprache, deren Werke man bisher nur in schlechten Übersetzungen und im Lichte der arabischen Autoren gekannt hatte. Naturgemäß gab es auch in Italien zwei Parteien, von welchen die eine dem Arabismus, die andere, mächtigere, mit dem Hauptsitz in Padua, dem echten Galenismus, bezw. Hippokratismus huldigte. Auch in Wien waren beide Richtungen vertreten und Franz Emerich war der erste, welcher mit allem Nachdruck für Galen, soweit dieser sich auf sein Vorbild Hippokrates von der Insel Kos stützte und nicht bereits durch den Anatomen und Lehrer zu Padua Andreas Vesalius widerlegt war, eine Lanze einlegte.

Emerich beurteit seine dem Arabismus huldigenden Wiener Kollegen sehr scharf. So schreibt er 1537: „Viele, o glaube mir, lassen sich in unserem Zeitalter aus Trägheit und in Unkenntnis der reellen Kunst von der galenischen Heilmethode abhalten. Nur die ziehen sie vor, nur nach denen richten sie sich, deren geschmacklose Bücher von Rezeptformeln strotzen. Darum verfallen sie nicht auf die rationelle Heilmethode des Galenus, sondern rennen im Verein mit ihren Praktikern — wie sie sagen — blindlings darauf los, nur den Gelderwerb vor Augen, nicht die Kunst, die sie so wenig wie ihr wahres Ziel kennen gelernt haben, indem sie mit Gold und Kleidertand prunken und mit grauem Kopf und weißem Bart sich dem Volke als hochberühmte Ärzte anempfehlen. Glaub' mir, das ist das verruchteste Volk, denn es legt der Menschheit um Geld und Gewinn Fallstricke und setzt das wahre Ziel der Kunst völlig hintan." *)

Einer der heftigsten Gegner der arabischen Heilkunde, Pierre Brissot, 1478—1522, Professor zu Paris, beschwor unter den Ärzten einen heftigen Streit herauf, indem er die arabische Manier, bei Pleuritis auf der entgegengesetzten Seite zur Ader zu lassen, als gefährlich verwarf und sich zur rationellen Methode der Griechen, auf der erkrankten Seite die Ader zu schlagen, bekannte. Wie tiefgewurzelt der Arabismus war und wie leidenschaftlich der Streit gegenseitig geführt wurde, geht daraus hervor, daß Brissot aus Frankreich flüchten mußte und Kaiser Karl V. zum Schiedsrichter angerufen wurde, indem man ihm gleichzeitig nahelegte, Brissots Irrlehre sei ebenso gefährlich wie die des Martin Luther. Selbst Papst Klemens VII. hielt zu Bologna unter seinem Vorsitze ein ärztliches Konsilium über die Streitfrage ab, allerdings mit einem für Brissot nicht ungünstigen Erfolge, da mittlerweile (zirka 1525) ein naher Verwandter Karls V. an Pleuritis nach streng arabischer Behandlung gestorben war. Der Streit: hie Araber, hie Griechen, tobte aber fort und entschied sich immer mehr zu gunsten der letzteren, zumal selbst der große Anatom zu Padua, Andreas Vesalius, wie die bedeutendsten Praktiker Italiens sich für die griechische Methode entschieden. Zur Zeit, da Emerich Padua besuchte, war der Streit für die dortige Schule so gut wie beendigt,

*) Medicorum auxiliorum dexter usus per Franciscum Emericum Oppavianum med. Vienn. ad veram Hippocratis et Galeni mentem depromptus. Norimbergae ap. Joh. Petreium, 1537. 8° 53 S. (S. 18).



da Matthaeus Curtius, der berühmteste Verteidiger Brissots und strenge Anhänger der galenisch-hippokratischen Richtung, seit 1524 daselbst die Lehrkanzel für praktische Medizin innehatte. Ihm strebte Emerich in jeder Weise nach und fühlte sich als dessen strenggläubiger Schüler sogar veranlaßt, gegen den Professor zu Ferrara, den greisen Giovanni Manardo, zu polemisieren, der, obzwar ein Gegner des Arabismus und Anhänger Brissots, eine Vermittlung zwischen beiden Parteien anstrebte. Bald nach der Ansiedlung in Wien war die Fakultät nicht mehr im Zweifel, welcher Richtung Emerich angehöre. Bereits 1537 erschien sein Erstlingswerk, die richtige Anwendung ärztlicher Behelfe im echten Geiste des Hippokrates und Galenus, welches er seinem Gönner, dem Abte von St. Lambrecht, widmete. In dieser Schrift nimmt er Stellung zum Aderlaßstreit und erklärt, keine Nagelbreite (latum unguem) von den Anschauungen dieser beiden berühmten Ärzte weichen zu wollen. Um etwaigen Mißdeutungen vorzubeugen, sei bemerkt, daß damals durch Vesals anatomische Forschung allerdings schon ein Teil der Glorie Galens verloren gegangen war, was aber nicht hinderte, in Bezug auf Therapie dem berühmten Arzte aus Pergamos auch fernerhin zu folgen und ihn als den besten und ausführlichsten Erklärer der Schriften des Corpus Hippocraticum, wie er es ja verdiente, hochzuschätzen. Man spricht daher mit einer gewissen Berechtigung auch von hippokratischen Schulen in damaliger Zeit, weil die Anhänger der neuen Richtung wenigstens in den Hauptzügen die Methode des großen Koers, aufmerksame Beobachtung aller Symptome am Krankenbette, strenge Individualisierung, diätetische Therapie, befolgten und nur der Induktion, nicht aber der Spekulation eine Berechtigung in der Heilkunde einräumten. Hierüber äußert sich Emerichs Lehrer Matthaeus Curtius also: „Anders behandelt man eine Sache in der Philosophie, anders in der Medizin. Die Ärzte werfen nicht die Frage auf, ob die Welt erschaffen oder nicht erschaffen sei, ob es nur eine oder mehrere Welten gebe und anderes dergleichen, was man durch handgreifliche Mutmaßung erkennen kann. Wenn man aber sagt, das nützt und das schadet, so wird dies leicht befolgt werden können. Das Nützliche wird mit offenen Armen aufgenommen, das Schädliche aber zurückgewiesen.“ *)

Eine notwendige Folge dieser praktischen Richtung, welche sich nicht auf Spekulation, sondern Naturbeobachtung und Erfahrung stützte, war, daß man mehr Wert als bisher auf den praktischen Unterricht am Krankenbette legte. Auch hierin ging Padua mustergiltig voran, indem Giovanni Battista de Monte (Montanus) 1498—1552 vor 1543 den klinischen Unterricht einführte, der leider mit seinem Tod ein Ende fand und erst 1578 auf Andrängen der deutschen Nation durch Albertino Bottoni und Marco degli Oddi wieder neu ins Leben gerufen wurde. In Wien finden sich bereits 1455 die ersten Anfänge eines klinischen Unterrichtes. In der Reformation vom Jahre 1537 wurde ein solcher offiziell vorgeschrieben, doch scheint die Sache nicht sehr geübt worden zu sein, da er 1554 neuerdings eingeschärft wurde und Eder in seiner Universitäts-Chronik ausdrücklich hervorhebt,

*) Ibidem p. 9.



Emerich sei der erste gewesen, welcher seine Hörer an das Krankenbett und in die praktische Tätigkeit führte.*)

Das emsige Studium der griechischen Ärzte führte weiters zur Erkenntnis, daß Hippokrates und Galenus der Pulslehre und Uroskopie ganz und gar nicht die diagnostische Bedeutung beilegten, wie man es von den Arabern gelernt hatte. Die Disputation eines 1551 in die Fakultät aufgenommenen Arztes über die Frage, ob die Beobachtung des Urines oder Pulses eine bessere prognostische Handhabe biete, veranlaßte unseren Emerich als Vorsitzenden, auch zu dieser damals vielumstrittenen Angelegenheit im Geiste seines Lehrers Curtius Stellung zu nehmen. Er erklärt, daß der so vielfach wechselnde Puls kein verwertbares Zeichen sei, da man gar kein Arzt zu sein brauche, um aus einem sehr schwachen Puls auf den bevorstehenden Tod einen Schluß zu ziehen. Obwohl Hippokrates und Galenus den Puls kannten, legten sie ihm keineswegs den Wert bei wie die Araber. Dagegen bietet der Urin als Ausscheidungsprodukt zur Zeit der Krise — aber nur dann — eine sichere prognostische Handhabe. In dieser Beziehung sei man ebenfalls auf Abwege geraten, da viele Ärzte, noch mehr aber die Kurpfuscher, bei jeder Gelegenheit Diagnose und Vorhersage auf die Harnschau stützen, naturgemäß Irrtümer begehen, wie er an der Hand einiger Beispiele aus eigener Praxis nachweist. In dieser seinem ehemaligen Zögling Leonhard IV., Freiherrn von Harrach gewidmeten Schrift**) erklärt er offen, daß der Arzt — wie dies bereits Galenus bemerkt — sich dem wahren Fortschritt in der Heilkunde nicht verschließen dürfe. Von diesem Gesichtspunkte aus ist auch die Empfehlung der Therme von Deutsch-Altenburg zu verstehen, deren chemische Analyse er 1548 im Vereine mit Johann Enzianer

---

*) Eder im Catalogus rectorum ad annum 1538 p. 74: Celeberrimus hic medicus experientia summus, eruditione in sua professione nulli secundus, omnes medicinae partes in hac schola per annos XXV continuo maxima cum laude docuit. Primus veram hujus artis methodum ex Galeno in hanc scholam introduxit; primus optimos quosque authores ipsi Galeno pro luce accommodare coepit; primus auditores ad aegrotos in praxi secum circumduxit. Vergl. meine früher erwähnte Arbeit p. 1051 f.

*) An urinarum vel pulsuum observatio certiores notas salutis vel mortis medico praebeat, utilis ennarratio Franc. Emerici etc. Viennae apud Egid. Aquilam 1552. 8° 77 Bl. Voran geht 1—56 das Exzerpt einer Vorlesung des Montanus über das gleiche Thema, von einem Studenten verfaßt, unter dem Titel: Summaria declaratio eorum, quae ad urinarum cognitionem maxime faciunt etc.

Die Vorlesungen des Montanus wurden häufig im Auszug von ehemaligen Schülern veröffentlicht, so von den Wiener Ärzten Dr. Johann Schröter: De idea Hippocraticae medicinae, Vienn. ap. Aquilam, 1551 und Martinus Stopius: Methodus Joh. B. Montani de elementis, Vienn. ap. Zimmerman, 1553.

Im Sinne des Lehrplanes, ein Jahr über die fieberhaften Krankheiten vorzutragen, verfaßte Emerich einen Leitfaden: Febrium putridarum expositio et methodica cura in sereniss. regis Ferdinandi archigymnasio Vienn. publice enarrata Dr. Franc. Emerico Oppav. autore. Viennae ap. Aquilam, 1552. 8° 66 Bl. Vergl. auch sein 1546 I entwickeltes Programm in Act. fac. med. 1490—1558, p. 232f.

und Andreas Perlachius durchführte.*) Leider muß man aber gerade in obiger Schrift die Beobachtung machen, daß Emerich als echtes Kind seiner Zeit dem Aberglauben nicht ganz abhold ist. So glaubt er fest an die Waffensalbe des sogenannten Hoplochrisma und erklärt, er habe anfangs der Sache keinen Wert beigemessen, sich aber dann aus eigener Anschauung von der Wahrheit überzeugt. Erst 1615, aber noch immer früher als anderswo, gab auf Verlangen des Stadtrichters die Wiener Fakultät ihr Gutachten über den Wert des von Theologen und Ärzten eifrig verteidigten Hoplochrisma dahin ab, daß die ganze Sache ein Humbug sei und jeder Hopliater als Betrüger strenge Strafe verdiene.**)

Die in damaliger Zeit fast alljährlich wiederkehrenden Pestseuchen erheischten es schon mit Rücksicht auf die geringe Anzahl der Wiener Ärzte als dringend notwendig, daß das Volk über die wichtigsten Punkte der Diätetik und Prophylaxe sowie die erste Selbsthilfe in verständlicher Form aufgeklärt werde. Aus diesem Grunde wurde bereits 1539 die Fakultät von Bürgermeister und Rat ersucht, eine populäre Pestschrift zu verfassen, welche 1540 überreicht, aber erst 1550 in Druck gelegt wurde und 1553, 1559, 1583, 1617 2c. in unwesentlich veränderter Neuauflage erschien. Welchen Anteil Emerich an der ersten Bearbeitung nahm, läßt sich nicht erweisen, doch gab er 1554 einen eigenen, wie er sagt, „vor lengest beschriben Ratschlag" auf Verlangen seiner „lieben Discipel" heraus, welcher umfänglicher als das Fakultätsbüchlein ist, aber wenig Originelles bietet.***)

Von seinem literarischen Nachlaß existieren noch, soweit es derzeit bestimmbar ist, zwei Konsilien; eines an den Erzherzog Ferdinand von Tirol unter den Aufzeichnungen von dessen Leibarzt Georg Handsch aus dem Jahre 1555†), das andere vom 29. Jänner 1559 an Leonhard IV. Freiherrn von Harrach††). Martin Mylius erwähnt in der Grabrede ein leider

*) Act. fac. med. 1490—1558, p. 239.

**) In der Schrift An urinarum etc. fol. 67ᵃf. Act. fac. med. 1605—1676, fol. 70a. Die Waffe, mit der eine Wunde geschlagen wurde, rieb man mit der Salbe ein und verwahrte sie an einem warmen Ort, worauf die Heilung der Wunde erfolgte. Je häufiger und wärmer die Einreibung der Waffe, umso schneller die Heilung der Wunde. Von Paracelsus stammt ein derartiges Unguentum sympatheticum s. stellatum (Schellenz, Geschichte der Pharmazie, 1904. p. 405). Doch dürfte die Grundidee weit älter sein.

***) Act. fac. med. 1490—1558, p. 219 f. Wie man sich Zeiten der Pestilenz fürsehen und erhalten mäg. Wien, H. Syngriener, 8°, 1550 (Denis Wiens Buchdruckergeschichte, p. 459). Ratschlag zu verhüetung mit Gottes hilff zuvor Pestilentzischer ernsuechung sambt seinen zufallen, beschriben durch Franciscen Emrich 2c. Wien, Michel Zimmermann, 1554. 8°, 26 Bl.

†) K. k. Hofbibliothek in Wien Cod. msc. 11.207, fol. 38ab. Außerdem in Cod. mss. 11.229 fol. 568ab ein pulvis contra pestem.

††) Durch die Güte des gräfl. Archivars, Herrn Ferdinand Menčik, wurde mir die Benützung ermöglicht. Von Druckwerken sei noch ein Lobspruch auf die Heilkunde erwähnt: Oratio de re medica Viennae publice dicta cum in ampliss. clarissimorum hominum consessu Joanni Schrötero Vinariensi gradus doctoris decerneretur. Dr. Franc. Emerico autore. Viennae ap. Aquila, 1552, 8ᶜ, 8 Bl.

nicht auffindbares handschriftliches Werk Artificium medicinae, dessen Drucklegung er empfiehlt.

Nach den bisherigen Ausführungen erscheint die Gestalt des Franz Emerich in mehrfacher Hinsicht für die Entwicklung der Wiener medizinischen Schule des XVI. Jahrhunderts bedeutungsvoll. Ohne nach dem Beispiele seiner gelehrten Kollegen im Humanismus ganz aufzugehen, erkannte er vollinhaltlich den praktischen Wert dieser Richtung für die Neugestaltung der bisher in den Fesseln des Arabismus schmachtenden Heilkunde. In Italien von den berühmtesten Meistern unterwiesen, verpflanzte er deren Lehrmeinungen nach Wien und inaugurierte so den Beginn der galenisch-hippokratischen Richtung, an welcher die Fakultät auch in der Folgezeit festhielt. Daß sie wie die Universität überhaupt nie jene Bedeutung wie irgend ein Schwesterinstitut Italiens erlangen konnte, war in Verhältnissen begründet, die abzuändern außer ihrer Macht lag. Emerichs Verdienst um die Wiener Schule besteht nicht darin, daß er anstatt Avicenna den Galenus vortrug, sondern sich einer Richtung zuwandte, welche in vorchristlicher Zeit von den Hippokratikern gewiesen wurde, das praktische Ziel der Heilkunde mehr ins Auge faßte und am ehesten zur Wahrheit führte. Was die Unterrichtsform im Jahre 1554 schuf, war für die damalige Zeit durchaus modern, veraltete aber sehr bald mit dem Fortschritt der Heilkunde. Durch die Gegenreformation von jedem Zuzug aus Deutschland abgeschnitten*), war die Wiener Fakultät trotzdem nicht auf Inzucht angewiesen, sie suchte und fand wie bisher ihre Belebung auf dem klassischen Boden der Heilkunde, in Italien. Daß literarisches und wissenschaftliches Leben nicht zu großer Blüte in Wien gelangten, darf uns nicht wundern, denn der akademische Lehrer, der oft jahrelang seinen Gehalt nicht zu sehen bekam, mußte naturgemäß das Schwergewicht auf den Gelderwerb, die ärztliche Praxis legen. An rationellen Reformvorschlägen seitens der Fakultät fehlte es im XVII. und XVIII. Jahrhunderte nicht, doch scheiterten sie alle an den mißlichen materiellen Verhältnissen des Staates. Ohne der Bedeutung des berühmten Niederländers Gerhard van Swieten nahe zu treten, welcher 1749 die Neugestaltung der medizinischen Studien durchführte, muß es doch einmal offen ausgesprochen werden, daß er ganz und gar nicht als deus ex machina, wie man ihn so oft hinstellt, für Wien auftrat; denn der größte Teil seiner Reformen war schon vorher von der durch ihn oft recht sarkastisch behandelten Fakultät in Vorschlag gebracht worden.

Emerich gilt auch als erster und ältester Guttäter der Fakultät. Seine 1560 errichtete Stipendienstiftung bot und bietet vielen jungen Leuten die Möglichkeit des Studiums. In welcher Weise die Fakultät 1692 ihrer Pietät Ausdruck gab, wurde früher erwähnt. In dankbarem Gedächtnis errichteten zwei ehemalige Stipendiaten, Siegismund Geisler von Lubenau, 1634, und Johann Jakob Stumpf, 1694, ebenfalls Studentenstiftungen. So bleibe Emerich auch den lebenden und kommenden Ärztegeschlechtern in steter Erinnerung!

---

*) Laut landesfürstl. Befehl vom 5. April 1548 durften die Österreicher von deutschen Universitäten nur Wien, Freiburg, Ingolstadt besuchen. Aschbach a. a. O. III, 92.



Die Mysterien des Mithra.

Von Dr. Thomas Budec.

Unter den verschiedenartigen heidnischen Kultformen, die in dem verfallenden römischen Imperium Aufnahme fanden und mit denen das junge, aufstrebende Christentum im Laufe der ersten drei Jahrhunderte einen schweren Kampf zu bestehen hatte, verdient der ursprünglich persische Mithrakult eine besondere Beachtung.

Erstens wegen seiner Verbreitung. Es ist den Anhängern Mithras nicht nur gelungen, eine bedeutende Anzahl von Gläubigen zu gewinnen, sie verstanden es auch, ihnen eine feste Organisation zu geben, ein Umstand, der den Mithraismus zu einem nicht zu unterschätzenden Gegner des Christentums machte. Ja, Rénan*) nimmt keinen Anstand zu sagen, der Kampf zwischen Heidentum und Christentum sei eigentlich als ein Ringen der christlichen Religion mit der mithraistischen aufzufassen und es sei eine Zeitlang ziemlich zweifelhaft gewesen, wer von den beiden mächtigen Gegnern den Sieg davontragen werde, ob nämlich die hellenisch-römische Welt christlich oder mithraistisch werden sollte. — Eine derartige Bedeutung kann freilich dem Mithrakult nicht zugesprochen werden, doch unterliegt es andererseits keinem Zweifel, daß das Christentum im Mithrakult einen nicht zu unterschätzenden Feind fand.

Der zweite Umstand, der unsere Aufmerksamkeit auf den Mithrakult lenkt, ist eine gewisse Ähnlichkeit, die in Bezug auf die Lehre und die Liturgie zwischen ihm und dem Christentum besteht. Schon den altchristlichen Kirchenschriftstellern war diese Ähnlichkeit aufgefallen.**)

Während sie die Ähnlichkeit darauf zurückführten, daß die primär christlichen Gebräuche instigante diabolo von heidnischer Seite kopiert wurden,

---

*) Rénan, Marc-Aurèle, Paris 1883, p. 575—580.

**) Tertullian schreibt: A diabolo scilicet, cuius sunt partes intervertendi veritatem, qui ipsas quoque res sacramentorum divinorum idolorum mysteriis aemulatur. Tingit et ipse quosdam, utique credentes et fideles suos; expositionem delictorum de lavacro repromittit; et si adhuc memini, mithra signat illic in frontibus milites suos; celebrat et panis oblationem, et imaginem resurrectionis inducit et sub gladio redimit coronam. Quid? quod et Summum Pontificem unius nuptiis statuit, habet et virgines et continentes. (De praescr. c. 40.) — Es ist dies vielleicht die wichtigste Stelle, die uns in der ganzen alten Literatur über die Mysterien Mithras erhalten ist; sie zeigt uns auch deutlich die Auffassung und die Stellung der alten Kirche gegenüber den mithraistischen Mysterien.

wollen uns Forscher liberal-protestantischer Richtung belehren, daß das Christentum ursprünglich nur Morallehre war, die christlichen Dogmen und Kultformen dagegen das Resultat eines bereits früh anhebenden Hellenisierungsprozesses sind. Ideen und kultische Gebräuche, die in der damaligen hellenischen Welt herrschten, drangen ins Christentum ein. Daraus, so sagt man uns, erklären sich auch die Ähnlichkeiten mithraistischer und christlicher Gedanken und Kultformen.*)

Ob diese Auffassung richtig ist, wird die folgende Betrachtung des Mithraismus ergeben, die sich auf Fr. Cumonts klassisches Werk »Textes et monuments figurés relatifs aux mystères de Mithra« stützt.**)

I.

Die Hauptschwierigkeit bei der Erforschung der Mithrareligion liegt in dem Mangel an direkten und verläßlichen Quellen. Von dem heiligen Buche der Perser, dem Avesta, das uns bezüglich eines ursprünglich persischen Kultes Aufschluß geben könnte und sollte, wissen wir weder sicher, wann es entstanden ist noch in welchem Verhältnis es zu der altpersischen Religion steht. Bei den syrischen, griechischen und lateinischen Schriftstellern finden wir nur gelegentliche Bemerkungen über den Mithradienst, die von Uneingeweihten stammen und oft parteiisch gefärbt sind. Jene Schriften, die sich ex professo mit der persischen Religion oder mit dem Mithrakult befassen, sind nicht auf uns gekommen, wohl aber sind die erhaltenen Denkmäler, bildliche Darstellungen und Inschriften ein zuverlässiger Führer. Doch andererseits sind wieder die Inschriften, die uns so manches erklären könnten, wenn auch zahlreich, in ihrem Inhalte äußerst einförmig und dürftig.

---

*) Hatch-Preuschen, Griechentum und Christentum. Freiburg 1892.

Anrich, Das antike Mysterienwesen in seinem Einfluß auf das Christentum. Göttingen 1894.

Wobbermin, Religionsgeschichtliche Studien zur Frage der Beeinflussung des Urchristentums durch das antike Mysterienwesen. Berlin 1896.

Ehrhard, Die altchristliche Literatur und ihre Erforschung von 1884—1900. I. Freiburg 1900. S. 319.

**) 2 Bände. Bruxelles 1896—1899.

Vgl. auch Windischmann, Mithra (Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes). Leipzig 1857.

Döllinger, Christentum und Heidentum. Regensburg 1857. S. 361 ff.

Rénan, Marc-Aurèle. Paris 1883. S. 575 ff.

Fabri, De Mithrae Dei Solis invicti apud Romanos cultu. Elberfeld 1883.

Donsbach, Die räumliche Verbreitung und zeitliche Begrenzung des Mithradienstes. Prüm 1897.

Casquet, Essai sur le culte et les mystères de Mithra. Paris 1898.

Harnack, Mission und Ausbreitung des Christentums. Leipzig 1902. S. 534 ff.

Grill, Die persische Mysterienreligion im röm. Reich und das Christentum. Tübingen 1903.

Cumont-Gehrich, Die Mysterien des Mithra. Leipzig 1903. (Eine Übersetzung der »Conclusions« aus Cumonts großem Werke.)

Infolgedessen kann auch die Erklärung der mithraistischen Darstellungen häufig nur einen mehr oder weniger hohen Grad von Wahrscheinlichkeit haben. Wir befinden uns, sagt Cumont in der Einleitung zu seinem Werke, ungefähr in derselben Lage, als wenn wir die Geschichte der mittelalterlichen Kirche schreiben wollten, ohne irgend eine andere Quelle zu besitzen als die hebräische Bibel und die Trümmer von romanischen und gothischen Portalen. Besonders in der Deutung der mithraistischen bildlichen Darstellungen ist der Forscher mehr als einmal genötigt, die ars nesciendi zu üben.

Im Avesta ist Mithra eine der bedeutendsten guten Lichtgottheiten. Der Name Mithra scheint seiner Grundbedeutung nach „Gast“, „Gastfreund“ zu besagen. Mithra ist das geschaffene, alles durchdringende und belebende Licht, und zwar in seinem Unterschied von der Sonne und den Gestirnen. Er erscheint vor dem Sonnenaufgang auf den felsigen Gipfeln der Berge; während des Tages durcheilt er auf seinem von vier weißen Rossen gezogenen Wagen die Räume des Firmaments, und wenn die Nacht herniedersinkt, so erleuchtet er noch mit einem ungewissen Schimmer die Erde. Sein Licht bringt Freude und Leben auf die Erde. Die Wärme, die das Licht begleitet, befruchtet die Natur: Mithra gibt daher das Gedeihen der Herden und der Feldfrüchte. — Mithra, der alles sieht und hört, ist auch der „schlaflose, wachsame Zeuge“ aller Gedanken, Worte und Werke, der Repräsentant der der Gerechtigkeit, die Verträge schützt und den man beim Schwören anruft.

Als Gott des Lichts ist Mithra ein Gegner aller Mächte der Finsternis. Während Ahura Mazda über den Gestirnen im Empyreum thront, ist Mithra sein Botschafter und Anführer der himmlischen Heere in ihrem ununterbrochenen Kampfe gegen den Gott der Finsternis, den Angro Mainyus, der aus der Tiefe der Hölle seine daêvas — Dämonen auf die Oberfläche der Erde sendet. Von der Höhe seiner himmlischen Wohnung herab erspäht Mithra seine Widersacher, bis auf die Zähne bewaffnet stürzt er über sie und zerstreut sie. Er ist deswegen der mächtigste Verbündete seiner Gläubigen in ihren Kämpfen, auf ihren Kreuzzügen.

Dieser Charakter Mithras als eines Kriegsgottes ist zur Zeit der Achämeniden vorherrschend. Obwohl Ahura Mazda der oberste Gott ist und bleibt, hegen doch die persischen Großkönige für Mithra eine besondere Verehrung. Kein Wunder daher, daß Mithra, der die Könige beschützt und ihnen den Sieg verleiht, auch im offiziellen Kult eine bevorzugte Stellung einnimmt. Es war ihm der 16. Tag jedes Monats geheiligt und am 16. Tage des siebenten Monats hatte der König, wenn wir dem Ktesias glauben sollen, das Vorrecht, Mithra zu Ehren reiche Libationen darzubringen und heilige Tänze aufzuführen.

Vergleichen wir den persischen Mithra mit dem Mithra der römischen Mysterien, so fällt uns auf den ersten Blick der große Unterschied auf, der zwischen beiden besteht. Der avestische Mithra hat mit dem römischen Sol Invictus, dem Schöpfer und Erlöser der Welt, sehr wenig gemeinsam. Man kann diese Tatsache dadurch erklären, daß der Mithrakult auf seiner Wanderung nach dem Abendlande im griechischen und babylonischen Milieu vielfach modifiziert wurde. Doch ist da nach Cumont noch ein anderer

Umstand zu berücksichtigen. Nach der Hypothese Darmsteters ist das Avesta und die zoroastrische religiöse Reform, deren Ausdruck das Avesta ist, in einer viel späteren Zeit, als man bis jetzt dafür hielt, vielleicht erst unter den Sassaniden entstanden. Die Mysterien des Mithra jedoch sind nach der Anschauung Cumonts eine direkte Fortsetzung der alten vorzoroastrischen Nationalreligion, wie sie noch zur Zeit der Achämeniden im persischen Reiche geübt wurde. Der Mithriazismus ist also keine Modifikation des Zoroastrismus, sondern hat sich neben ihm und unabhängig von ihm aus der alten mazdäischen Religion entwickelt; ja, in mancher Beziehung steht er der alten Religion viel näher als der Zoroastrismus, der erst unter den Sassaniden zur Staatsreligion erhoben wurde.

Ein bedeutende Umwandlung erfuhr der Mithrakult in Babylonien, wohin er unter der persischen Herrschaft verpflanzt wurde. Von Babylonien aus verbreitete sich die Verehrung Mithras über ganz Vorderasien, wie es schon die häufigen mit Mithra zusammengesetzten Namen bezeugen, z. B. Mithridates, Mithrabates 2c.

Eine weitere, ebenfalls tiefgehende Umgestaltung der Mithrareligion wurde veranlaßt durch den Einfluß der hellenischen Kultur. Durch die Eroberungszüge Alexanders wurde die hellenische Kultur nach Vorderasien gebracht und kam mit den uralten asiatischen Kulturen in nahe Berührung. Diese Berührung führte eine Synthese beider Kulturen herbei, wie wir es besonders im Reiche der Ptolemäer und der Seleuciden beobachten können. Auch auf dem Gebiete der Religion wurde nun eine synkretistische Richtung herrschend, indem man bestrebt war, die griechischen und orientalischen religiösen Anschauungen in Einklang zu bringen.

Unter dem Einflusse derartiger Ideen hat die Mithrareligion um diese Zeit ihre endgiltige Ausgestaltung erhalten, denn im römischen Reiche tritt sie uns bereits als ein einheitliches religiöses System entgegen.

In dieser Epoche wurden auch die überlieferten Gebete und liturgischen Gesänge schriftlich fixiert aus Besorgnis, die Erinnerung an sie möchte verloren gehen. Damals wurde auch die bis jetzt persische liturgische Sprache durch das Griechische, wie später wahrscheinlich durch das Lateinische, ersetzt, obwohl das Zeremoniell immer wesentlich persisch blieb.

Cumont, der beste Kenner der Mithrareligion, charakterisiert ihre Entwicklung in folgender Weise.*) „Die Grundlage dieser Religion, ihre unterste und wichtigste Schichte, ist der Glaube des alten Iran, aus dem sie ihren Ursprung herleitet. Über dieses Substrat hat sich in Babylon ein starkes Sediment von semitischen Lehren gelagert, endlich ist eine dichte Vegetation von hellenischen Ideen auf diesem fruchtbaren Boden erwachsen, die uns oft seine wahre Natur zum Teile verbirgt.“

Dieser zusammengesetzte Kult, in dem sich so viele heterogene Elemente vereinigt haben, ist ein treuer Ausdruck jener synkretistischen Zivilisation, die zur alexandrinischen Zeit in ganz Vorderasien blühte. Wenn Mithridates

*) Textes et Monuments II. p. 240.

Eupator seine ehrgeizigen Träume hätte verwirklichen können, so würde dieser hellenisierte Parsismus ohne Zweifel zur Staatsreligion eines gewaltigen asiatischen Reiches geworden sein.

II.

Im Vergleiche zu den übrigen orientalischen Gottheiten erfolgte die Ankunft des Mithra im Abendlande verhältnismäßig spät, was umso auffallender ist, wenn wir die große Verbreitung des Mithrakultes in ganz Vorderasien in Betracht ziehen.

Nach einem Berichte Plutarchs kam der Mithrakult nach dem Abendlande um das Jahr 70 v. Chr., und zwar wurde er durch die von Pompejus besiegten cylicischen Seeräuber dorthin gebracht. Festen Fuß faßte er jedoch erst im 1. und 2. Jahrhundert n. Chr., d. h. seit der Zeit, da die asiatischen Provinzen dem römischen Imperium einverleibt waren. Die nacheinander folgenden Annexionen des Vespasian, des Trajan und des Septimius Severus waren die nächste Ursache der Verbreitung der mithraistischen Religion im Abendlande. Es wurden nun nähere Beziehungen zwischen dem Oriente und Okzidente angeknüpft; der asiatische Geist ergoß sich jetzt wie eine Flut über Italien und das übrige Abendland. Die Römer verachteten zwar die asiatischen Barbaren, doch dem Einflusse ihres Geistes und ihrer Ideen konnten sie sich nicht entziehen. Je weiter der Zersetzungsprozeß in der lateinischen Welt fortschreitet, desto mehr gewinnen die orientalischen Kulte an Boden und werden mit jener Leidenschaft für das Exotische und Geheimnisvolle aufgenommen, welche den Ausgang des Heidentums charakterisiert. Das Volk fand darin eine Nahrung für seinen Aberglauben und einen Ersatz für die alten in Mißkredit geratenen Götter; die Gebildeten und die Denker gewöhnten sich, in den Dogmen und rituellen Gebräuchen dieser fremden Kulte Reflexe einer uralten Weisheit zu suchen.

Am Ende des ersten Jahrhunderts beginnt Mithra in Rom von sich reden zu machen. Statius erwähnt im ersten Gesang seiner Thebais, der um das Jahr 80 n. Chr. verfaßt wurde, den torquentem cornua «Mithram». Auch in diese Zeit, an das Ende des ersten Jahrhunderts, fällt die älteste uns bekannte Mithra-Inschrift von einem Freigelassenen der Flavier.

Nun wurde der Mithradienst bald im ganzen Reiche bekannt. Seine Verbreitung erkennen wir aus den Überresten der mithraistischen Heiligtümer, aus den gefundenen bildlichen Darstellungen und Weiheinschriften. Die Zahl der mithraistischen Funde wächst fast von Tag zu Tag. Auf Grund dieser Funde hat Cumont eine Karte entworfen, die uns die Verbreitung der Mithrareligion im römischen Reiche veranschaulicht. Es ist aus ihr ersichtlich, daß mit Ausnahme von Griechenland kein einziges Land in dem weiten römischen Imperium zu finden ist, wo Mithra seine Anhänger nicht gehabt hätte. Außer Rom selbst sind es besonders die Donau- und Rheingegenden, wo wir die zahlreichsten Spuren des Mithraismus antreffen.

Es waren drei Klassen von Menschen, denen Mithra einen derartigen Erfolg zu verdanken hatte: Soldaten, Kaufleute und Sklaven.

In erster Linie sind die Soldaten zu nennen. Asien hat der römischen Armee zahlreiche Rekruten geliefert; viele derselben stammten aus

Gegenden, wo der Mithradienst bereits seit Jahrhunderten tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Diese hatten nun nicht nur die Erinnerung an ihren nationalen Gott behalten, sondern trieben auch eine eifrige Propaganda unter ihren Waffengenossen. Der Erfolg der Propaganda war umso größer, als kaum eine andere Religion so sehr gerade zur Soldatenreligion geschaffen war wie der militärisch zugeschnittene Kult Mithras. Die Eingeweihten eines gewissen Grades wurden milites genannt. Mithra, der mutige und siegreiche Kämpfer und Schirmherr seiner irdischen Kampfgenossen, mußte auf den römischen Soldaten einen unwiderstehlichen Reiz ausüben; denn der römische Soldat war im allgemeinen fromm, ja abergläubisch. Die Gefahren, denen er durch seinen Beruf fast fortwährend ausgesetzt war, ließen ihn beständig den Schutz des Himmels suchen; eine Unzahl von verschiedenartigen Weiheinschriften zeugt von diesem gläubigen Sinn der römischen Soldaten.

Durch die Soldaten wurde jetzt der Mithrakult mit reißender Schnelligkeit in alle Teile des Reiches gebracht. Besonders die Legionen, die im Oriente zu kämpfen hatten und die naturgemäß die Lücken in ihrem Bestande durch die asiatischen Rekruten ergänzen mußten, kamen in der Regel nach dem Abendlande schon mit der Verehrung der neuen Kriegsgottheit zurück. So z. B. brachte die legio XV. Apollinaris, die mehrere Jahre in den asiatischen Provinzen kämpfen mußte und die im Jahre 72 von Vespasian nach Carnuntum, nicht weit von Wien, versetzt wurde, auch den Mithrakult in diesen Ort mit. Die zahlreichen mithraistischen Funde, die man vor wenigen Jahren in Carnuntum gemacht hat, zeigen uns, welcher Beliebtheit sich Mithra bei den Soldaten erfreute*) Daß der Mithrakult besonders in den Donau- und Rheinländern verbreitet war, erklärt sich eben aus den zahlreichen militärischen Lagern, welche bestimmt waren, die Reichsgrenze gegen die Angriffe der Barbaren zu schützen.

Weiter haben syrische Kaufleute der Verbreitung des Mithraismus große Dienste erwiesen. Nachdem in dem Kaiserreiche der Weltfrieden und damit der ungestörte Betrieb des Handels gesichert war, bekamen die Syrer, wie einst die Phönizier, fast den gesamten Handel der Levante in ihre Hände. Mit ihren Kolonien und Niederlassungen bevölkerten die Syrer sämtliche Häfen des mittelländischen Meeres und erfüllten, wie der hl. Hieronymus einmal sagt, die ganze römische Welt. Besonders dicht war diese semitische Bevölkerung in Gallien, wo sie ja noch unter den Merovingern in einigen Orten, wie in Orleans, ihren semitischen Dialekt sprach. Daß auch unter diesen syrischen Kaufleuten zahlreiche Anhänger Mithras waren und daß dieselben den Kult ihres Schutzgottes zu verbreiten nicht versäumten, steht fest.

Endlich haben zur Verbreitung des Mithrakultes orientalische Sklaven sicher viel beigetragen. In den Weiheinschriften sind nach den Soldaten die Namen von Sklaven und von Freigelassenen die häufigsten.

Es ist jedoch dem Mithrakult gelungen, nicht nur die niederen Klassen, sondern auch die vornehme römische Welt in seinen Bannkreis zu ziehen.

---

*) Vgl. Kubitschek-Frankfurter, Führer durch Carnuntum. 5. Aufl. Wien 1904, und die daselbst (S. 6) verzeichnete Literatur.

Besonders fällt da ins Gewicht das Verhalten der Kaiser, die vom Anfang an dem Mithrakult sympathisch gegenüberstanden. Diese außerordentliche Gunst erklärt sich daraus, daß die Lehre des Mithraismus von der göttlichen Majestät des Herrschers sehr geeignet erschien, die Macht und das Ansehen der Kaiser zu stärken. Die kaiserliche Gewalt in Rom, anfangs gesetzlich beschränkt, ging bald in Absolutismus über, der sich schließlich bis zur Apotheose des Kaisers steigerte. Unter dem Einflusse der orientalischen Ideen nahmen die Kaiser nicht erst nach dem Tode, sondern schon zur Lebenszeit göttliche Ehren in Anspruch; dominus et deus natus ließen sie sich nennen. Der nüchterne römische Geist sträubte sich gegen diese widersinnige Fiktion, doch die orientalischen Kulte und besonders die Mithradoktrin waren mit einer theoretisch-theologischen Begründung dieser Fiktion gleich zur Hand. Die Majestät des Monarchen stammt nur von Ahura Mazda. Man stellte sich diese Gnade als eine Art übernatürlichen Feuers, als leuchtende Aureole vor, die den Fürsten umglänzt und seine Macht heiligt. Im Avesta wird sie ‚hvarenô‘ genannt; die Griechen nennen sie τύχη, die Lateiner fortuna Caesaris. Sie verleiht demjenigen, der sie empfangen, immerwährendes Glück, Ruhm und Sieg. Die Majestät des Herrschers ist demnach eine Emanation der Gottheit selbst. Durch sie wird der Monarch über die übrigen Sterblichen erhoben und soll von den Untertanen als ein Genosse der Unsterblichen verehrt werden.

Nach dem Verschwinden der asiatischen Reiche wurde von den Orientalen diese göttliche Verehrung, die sie früher ihren Herrschern erwiesen, nun ohneweiters auf die römischen Kaiser übertragen; man begrüßte in ihnen die Auserwählten der Gottheit, denen die Fortuna die Allgewalt verliehen hatte. Je mehr sich die syrischen Religionen und besonders die Mysterien des Mithra in Rom verbreiteten, umso zahlreichere Verteidiger fand diese mazdäische Theorie in der offiziellen Welt. Immer deutlicher tritt sie in den religiösen Institutionen und besonders in der kaiserlichen Titulatur hervor, deren Bedeutung nur mit ihrer Hilfe verständlich wird.

Daß nun diese Doktrin den Kaisern erwünscht war, ist begreiflich. Mithra fand daher in ihnen mächtige Gönner und Förderer. Schon Nero hatte die Absicht, sich von den Magiern, die ihm der König Tiridates von Armenien geschickt hatte, in die Zeremonien des Mazdäismus einweihen zu lassen. Commodus, von dem an der Triumph der orientalischen Kulte datiert, wurde tatsächlich, wie uns Lampridius berichtet, in die Mysterien des Mithra eingeweiht. Von dieser Zeit an führen die Kaiser die Titel ‚pius, felix, invictus‘. Den gewöhnlichen Beinamen Mithras ‚invictus ἀνίκητος‘ führen die Kaiser, weil sie durch den Schutz des unbesiegbaren Gottes selbst unbesiegbar sind. Unter Severus und Philippus waren beim kaiserlichen Hof eigene mithraistische Hofkapläne angestellt: sacerdotes invicti Mithrae domus augustanae. Aurelian stiftet im Jahre 273 einen reich dotierten Kult ‚Dei Solis Invicti‘. Im Jahre 307 hat Diocletian bei seiner Begegnung mit Licinius und Galerius in Carnuntum dem Mithra ‚tamquam fautori imperii sui‘ einen Tempel geweiht. Eine ziemlich sichere Tradition bezeichnet auch die Priester Mithras als diejenigen, welche unter Galerius die Christenverfolgungen veranlaßten. Julian der Apostat wurde von dem

Philosophen Maximus von Ephesus in die mithraistischen Versammlungen eingeführt. Er wurde, wie er in seinen Schriften selbst bekennt, ein eifriger Verehrer des Sonnengottes, führte zu seinen Ehren neue Kampfspiele in Konstantinopel ein und bot alle Mittel auf, um den mithraistischen Sonnenkult an die Stelle des Christentums zu setzen.

Was diese kaiserliche Gunst für die Mithrareligion zu bedeuten hatte, erhellt daraus, daß sie plötzlich und vollständig von dem Schauplatz der Weltgeschichte verschwindet, als ihr diese Gunst entzogen ward.

III.

Unsere Kenntnisse über die Lehre, die Liturgie und die innere Organisation des Mithrakultes sind, da wir über keine direkten Quellen verfügen, sehr mangelhaft. Es ist begreiflich, daß man sich bei solcher Sachlage in den Untersuchungen über das Wesen des Mithraismus oft nur mit Kombinationen und Vermutungen begnügen muß.

Im Gegensatz zu dem griechisch-römischen Paganismus, der eine Sammlung von verschiedenartigen Glaubensvorstellungen ohne logischen Zusammhang war, hatte der Mithraismus in der Tat eine Art von System und einheitlicher Dogmatik.

Wenngleich Mithra den Mittelpunkt des Kultes bildet und in den Augen seiner Gläubigen als der größte Heros erscheint, so ist er doch weder der einzige noch der höchste Gott. Auf seinen Wanderungen wurde Mithra von dem großen Teile des mazdäischen Pantheon begleitet.

An der Spitze der mithraistischen Götterhierarchie steht „die unendliche Zeit". Sie ist eigentlich unaussprechlich, ohne Namen und ohne Geschlecht, doch wird sie bisweilen *Αἰών Κρόνος*, Saeculum genannt, oder man identifiziert sie auch mit dem Fatum. Dargestellt wurde sie als ein Ungeheuer in Menschengestalt von einer Schlange umwunden.

Dieses oberste Prinzip brachte nach der mithraistischen Kosmogonie Himmel, Erde und Ozean hervor, die höchste mithraistische Göttertrias. Der Himmel war kein anderer als Ahura Mazda oder Jupiter, die Erde war die Spenta-Armaiti oder Juno, der Ozean hieß Apâm-Napât oder Neptun. Der Ehe des Ahura Mazda und der Spenta-Armaiti sind, wie in der griechischen Mythologie, die zahlreichen übrigen Gottheiten entsprossen.

Dem lichten Aufenthalt des Jupiter — Ahura Mazda — und seines Götterhofstaates steht gegenüber das Reich der Unterwelt, wo der Pluto — Angro Mainyus — herrscht. Seine Untertanen, daēvas — die Dämonen — obwohl, wie einst die Giganten, in den Abgrund gestürzt, können doch auf die Erde kommen und schweifen da umher, um überall Unheil zu stiften und den Menschen zu schaden.

Gegen den schädlichen Einfluß dieser Dämonen, die sich unaufhörlich in die menschlichen Angelegenheiten einmischen, weiß der mithraistische Eingeweihte sich durch vielfältige magische Riten und Beschwörungen zu wehren. Talismane, Zauberformeln und der ganze komplizierte Apparat der orientalischen Magie spielt daher in der Mithrareligion eine hervorragende Rolle. Nicht ohne Grund machte der Volksmund aus dem Namen Magier, eigentlich ein persischer Priester, ein Synonym von Schwarzkünstler.

Die Gottheiten in dem mithraistischen Pantheon sind meistens personifizierte Naturkräfte, ebenso wie die griechischen Götter, mit denen sie im Abendlande vielfach identifiziert wurden. Die vier Prinzipien, aus denen die sichtbare Welt besteht, genossen auch göttliche Verehrung. Besonders wurden verehrt Feuer und Wasser, die man sich naiv als Bruder und Schwester dachte. Im Hintergrunde der unterirdischen Höhlen oder Krypten, wo der mithraistische Gottesdienst abgehalten wurde, loderte beständig das Feuer auf dem Altare, und die Gläubigen hüteten sich, seine Reinheit durch Berührung oder Anhauchen zu zerstören. Eine Quelle, fons perennis, befand sich regelmäßig im Tempel selbst oder in seiner Nähe. — Von den Babyloniern hatte der Mithraismus die Verehrung der Gestirngottheiten, besonders der Planeten, übernommen. Jeder von ihnen beherrschte einen Tag der Woche, jedem war ein Metall geheiligt, jedem entsprach eine Stufe der Initiation. Auch die zwölf Zeichen des Tierkreises wurden in allen Mithratempeln in ihrer traditionellen Gestalt abgebildet.

Es würde uns zu weit führen, auf die Einzelheiten dieses verwickelten und wunderlichen theologischen Systems einzugehen; nur Mithra selbst müssen wir uns etwas näher betrachten.

Mithra war für die alten Magier der Gott des Lichtes, und da das Licht das Luftreich durchflutet, so nahm man an, daß Mithra die Mittelzone zwischen Himmel und Unterwelt bewohne. Man gab ihm daher den Namen μεσίτης — der Mittler. Dieser Mittelstellung gab man bald auch eine moralische Bedeutung: Mithra ist der Mittler zwischen dem unzugänglichen obersten Gott und dem Menschengeschlechte, welches hienieden lebt und webt.

Nach den mithraistischen Mythen ward Mithra aus einem Felsen geboren. Er wird daher πετρογενής genannt; vielleicht deshalb, weil das Licht beim Sonnenaufgang zuerst über den feurigen Felsspitzen hervorbricht. Am Ufer eines Flusses, im Schatten eines heiligen Baumes entrang sich das göttliche Kind dem Felsen, das Haupt mit einer phrygischen Mütze bedeckt, schon mit einem Messer bewaffnet und eine Fackel tragend, welche die Finsternis erhellt. Nur die benachbarten Hirten sahen dieses Ereignis; sie beteten das Kind an und brachten ihm die Erstlinge ihrer Herden und Erntefrüchte dar. Mithras Geburtstag wurde am 25. Dezember (dies natalis Invicti) gefeiert. Eben am Vorabende dieses Tages wurde im Jahre 361 der Patriarch Georgios in Alexandrien, weil er auf den Trümmern eines Mithraeums eine Kirche erbauen wollte, vom Pöbel in einem blutigen Aufstand grausam ermordet.

Gleich nach seiner Geburt begann die siegreiche Laufbahn Mithras. Unter den vielen Kämpfen mit verschiedenen Giganten und Ungeheuern, von denen seine Mysten zu erzählen wußten, war am erstaunlichsten sein Sieg über den Stier, das erste lebende Wesen, das Ahura Mazda erschaffen hatte. Aus dem Körper des getöteten Stieres entstanden alle Getreidearten und heilsame Pflanzen, welche die Erde mit ihrem Grün bedecken. Es wird dieser Mythus in verschiedener Weise gedeutet. Am nächsten scheint jene Erklärung zu liegen, die darin die Wirkung der Sonnenstrahlen sieht, welche die Erde befruchten und sie gleichsam zwingen, verschiedene Pflanzenarten hervorzubringen. Im Allerheiligsten der mithraistischen Grotten und Tempel war daher Mithra

ständig bildlich dargestellt, wie er dem besiegten Stier, den er an den Hörnern gepackt, von hinten das Messer in die Seite stößt. Mithra führt auch deswegen den Beinamen ταυροκτόνος — der stiertötende Gott. Zu beiden Seiten des stiertötenden Gottes stehen auf den Abbildungen zwei Jünglinge, Cautes und Cautopates genannt, der eine mit erhobener, der andere mit gesenkter Fackel, ein Symbol des Sonnenaufgangs und -Untergangs.*)

Als Mithra seine irdische Mission erfüllt hatte, überschritt er nach einem letzten Mahl mit seinen Kampfgenossen den Ozean, der ihn nicht zu verschlingen vermochte, um fortan bei den Unsterblichen zu wohnen. Doch von der Höhe des Himmels herab beschirmt er auch fernerhin seine Gläubigen, die ihm in Frömmigkeit dienen.

Im Gegensatz zur Zügellosigkeit der babylonischen Kulte scheint die Moral der Mithrareligion die Erhabenheit der altpersischen sittlichen Anschauungen bewahrt zu haben. Die innere Reinheit und der Kampf gegen die Sinnlichkeit sind die Gesichtspunkte, unter denen der Kampf gegen das Prinzip des Bösen geführt wird. Enthaltung von gewissen Nahrungsmitteln und absolute Keuschheit werden als lobenswert angesehen.

In diesem Kampfe, den der aufrichtig Fromme gegen die Bosheit der Dämonen kämpft, wird er von Mithra unterstützt. Mithra ist die hilfreiche Gottheit, die man niemals vergeblich anruft; er, der furchtbare Gegner der höllischen Mächte, „immer wach, immer auf der Hut“, verhilft seinen Gläubigen zum sicheren Sieg. Auch in diesem Sinne kommt ihm der persische Beiname Nabarzes (ἀνίκητος, invictus) zu.

Nach dem Tode wird die Seele des Menschen gerichtet. Die Bösen kommen in die Hölle, bisweilen werden sie auch dazu verurteilt, die Leiber unreiner Tiere zu bewohnen. Die Guten gelangen dagegen in die Seligkeit des Empyreums, nachdem sie vorher die sieben Planetensphären — die gnostische κλίμαξ ἑπτάπυλος — durchschritten und in einer jeden Sphäre einen Teil der menschlichen Unvollkommenheiten und Leidenschaften abgelegt haben, z. B. in der Sphäre des Merkur ihre habsüchtigen Neigungen, in der Sphäre der Venus die fleischlichen Gelüste ꝛc. Mithra, der bei dem Gerichte den Vorsitz führt, geleitet die Seelen auch bei diesem mit vielen und furchtbaren Gefahren verbundenen Aufstieg in die obersten Regionen des Himmels.

Am Ende der Welt wird Mithra die Toten auferwecken. In einem Weltbrande werden Ahriman und seine Dämonen zugrunde gehen und das erneuerte Weltall wird sich in alle Ewigkeit eines vollkommenen Glückes erfreuen.

Schon eine flüchtige Darstellung der mithraistischen Lehre bestätigt die früher ausgesprochene Ansicht, daß die Mithrareligion nichts anderes ist als die persische Religion, auf den römischen Boden verpflanzt und durch Einwirkung verschiedener Einflüsse vielfach modifiziert. —

Die mithraistische Liturgie entzieht sich aus den früher angeführten Gründen fast vollständig unserer Kenntnis.**) Zur alexandrinischen Zeit wurden

*) Vergl. Abb. 26 bei Kubitschek-Frankfurter, S. 42.

**) 1903 veröffentlichte Dietrich „Eine Mithrasliturgie“. Das Werk war mir jedoch nicht zugänglich.



die heiligen Gesänge und Gebete ins Griechische, später vielleicht auch in das Lateinische übersetzt. Barbarische, den Nichteingeweihten unverständliche Worte mischten sich in die heiligen Texte und erhöhten die Verehrung für das alte Formular wie das Vertrauen auf seine Wirksamkeit. So die dunklen Anrufungen Nama, Nama Sebesio, die auf den gefundenen Basreliefs oft vorkommen und noch nicht erklärt sind.

Auch die Organisation und die innere Disziplin der Mithraanbeter ist uns nur aus einigen Andeutungen bekannt. Die Mithraisten bildeten im römischen Reiche Bruderschaften — sodalitia —, die eine juridische Existenz besaßen und das Eigentumsrecht genossen; sie verfolgten übrigens meistens nicht nur religiöse, sondern auch funeräre Zwecke. Jede solche Korporation führte eine offizielle Liste ihrer Mitglieder — album sacratorum. An der Spitze der einzelnen Bruderschaften stand der Pater sacrorum. Die Mysten untereinander nannten sich consacranei. Die oberste Leitung hatte der Pater Patrum, auch Pater patratus genannt, der bis an sein Lebensende diese Würde inne hatte.

Der Kult Mithras hat im Abendlande den Charakter der Mysterien. Mit den griechischen Mysterien stehen sonst die Mysterien Mithras in keinem Zusammenhang und haben mit ihnen nichts gemeinsam als die Ausschließung der Nichteingeweihten und die auf Erweckung der Neugierde berechnete Geheimnistuerei. Schon in Persien bildeten die Magier eine abgeschlossene Kaste. In fremden Ländern mit anderer Sprache und anderen Sitten schlossen sie sich mit ihren Anhängern noch mehr aneinander und bildeten geheime Gesellschaften, welche ihre esoterischen Lehren sorgfältig geheimhielten und sie den Adepten nur nach und nach den verschiedenen Stufen der Einweihung gemäß enthüllten. Die vollständige Kenntnis der Glaubenslehre und der heiligen Gebräuche blieb aber stets ein Privilegium der Priesterschaft; die mystische Wissenschaft erschien um so kostbarer, je verborgener sie war. Die Initiationszeremonie trug den Namen sacramentum wegen des abzulegenden Eides, der demjenigen ähnelte, den der Rekrut zu leisten hatte, als er in das Heer eingereiht wurde. Es durften jedoch bloß die Männer zu den Mysterien zugelassen werden, die Frauen waren davon vollständig ausgeschlossen.

Ein Text des heiligen Hieronymus, der aber sonst durch viele Inschriften bestätigt wird, lehrt uns, daß es sieben Grade der Eingeweihten gab und daß der Myste nacheinander die Namen Rabe — corax, Verborgener — cryphius, Soldat — miles, Löwe — leo, Perser — Perses, Sonnenläufer — heliodromus, Vater — pater annahm. Die sieben Stufen der Initiation, welche der Myste durchlaufen mußte, entsprechen den sieben Planetensphären, welche die Seele durchreisen mußte, um in den Aufenthaltsort der Seligen zu gelangen.

Von den Zeremonien, die mit einzelnen Graden verbunden waren, wissen wir nur soviel, daß dabei dem alten iranischen Ritus gemäß viele Waschungen gebräuchlich waren. Tertullian bezeugt in der gleich anfangs (Anm. 1) zitierten Stelle, daß die Mithraisten eine eigene Taufe hatten. Worin jedoch diese Taufe bestand und welche Bedeutung derselben beigelegt wurde, wissen wir nicht; vielleicht sind darunter nur die genannten

Waschungen zu verstehen. — Auch die christliche Firmung vergleicht derselbe Tertullian mit einer mithraistischen Zeremonie, bei der man den »miles« an der Stirne zeichnete. Cumont meint, es sei darunter keine Salbung mit Öl zu verstehen, sondern ein mit glühendem Eisen eingebranntes Mal, ähnlich demjenigen, das man dem Rekruten aufzudrücken pflegte. Auch gab es nach Tertullian bei der Mithraliturgie eine Art Kommunion. Bei der iranischen Liturgie opferte der Priester Brot und Wasser, welches mit dem berauschenden Safte der narkotischen Pflanze Haôma (Asclepias) vermengt war. Da nun Haôma eine im Abendlande unbekannte Pflanze war, so meint Cumont, daß man sie da durch den Wein ersetzte. Doch läßt sich der Gebrauch des Weines bei der Mithraliturgie nicht sicher nachweisen. Zu dieser Kommunion scheinen die Mysten erst vom vierten Grade (leones) an zugelassen worden zu sein, die darum auch *μετέχοντες*, participantes genannt werden.

Bei der Liturgie wurden oft auch dramatische Szenen vorgeführt, deren Gegenstand meistens den Mythen von Mithra entnommen war. Sie waren oft furchterregend und darauf berechnet, den Mut der Mysten zu prüfen und zu stärken. Unter anderem wurde auch ein fingierter Mord dargestellt, denn nur so können wir die Bemerkung von Lampridius verstehen, Commodus habe die Mysterien Mithras durch einen wirklichen Mord befleckt. Die verschiedenen grausamen Kasteiungen jedoch, von denen manche Autoren zu erzählen wissen, müssen in das Reich der Fabel verwiesen werden. Taurobolien und Kriobolien waren sicher auch bei den Mithraisten üblich. An der früher angeführten Stelle berichtet Tertullian auch, daß bei ihnen eigene Jungfrauen und Asketen — virgines et continentes waren. Als Kultstätten, wo die gottesdienstlichen Versammlungen abgehalten wurden, dienten den Mithrabekennern entweder natürliche Berghöhlen oder, wo diese nicht vorhanden waren, künstliche unterirdische Grotten oder Krypten. Dieses letztere war besonders in den Städten der Fall. Der technische Name zur Bezeichnung der mithraistischen Tempel ist spelaeum. Die Namen spelunca, antrum kommen seltener vor.

Die Mithräen sind nach einem traditionellen Typus gebaut, der sich fast überall ohne jede Veränderung wiederholt. Ihre Bauart läßt sich aus den zahlreichen Funden ziemlich genau bestimmen.*) Von außen stand ein etwa fünf Meter hoher porticus. Von da gelangte man in einen geräumigen Saal, der auf der Außenseite ganz offen war: pronaos. Im Hintergrund befand sich eine Tür, die in einen kleinen Raum führte, das sogenannte apparitorium, welches eine ähnliche Bestimmung hatte wie unsere Sakristei; es bereiteten sich dort die Mysten zur Feier der Liturgie, und es wurden dort auch die liturgischen Geräte aufbewahrt. Von dort führten mehrere Stufen hinunter in das eigentliche Heiligtum, die sogenannte crypta, welche ein länglicher, dunkler, gewölbter Raum war. Vollständig erhalten ist eine derartige Krypta unter der St. Klemenskirche in Rom. Zu beiden Seiten der Krypta waren erhöhte gemauerte podia, auf denen die

---

*) Vgl. Die Rekonstruktion des dritten Mithraeums, Abb. 25 bei Kubitschek-Frankfurter, S. 41 und den typischen Grundriß, Abb. 17a, S. 53.

Mysten kniend den Mysterien beiwohnten. Im Hintergrund war endlich das Bild des stiertötenden Gottes, regelmäßig in Basrelief, und vor ihm zwei Altäre, der eine, wie es scheint, der Sonne, der andere dem Monde geweiht.

Was bei den Mithräen besonders in die Augen fällt, sind die kleinen Dimensionen dieser Krypten. Diejenige in St. Klemens ist 9 Meter lang und 6 Meter breit, die meisten sind etwa 10 Meter lang. Das 23 Meter lange Mithräum in Carnuntum bildet eine Ausnahme. Es konnten daher in einem Spelaeum gleichzeitig höchstens 100 Personen kniend zugegen sein. Cumont erklärt diese Tatsache teils aus den Schwierigkeiten beim Bau eines gewölbten Raumes, teils aus den geringen Mitteln der Anhänger. Wo diese zahlreicher waren, finden wir daher mehrere Mithräen, so z. B. in Ostia 5, in Aquineum 4, in Carnuntum 3 oder 4. Da nur die Männer Zutritt zu den Mysterien hatten und da nur die Eingeweihten höchster Grade der Liturgie beiwohnen durften, so reichte ein solches Mithräum für eine ziemlich große Zahl von Familien.

IV.

Es erübrigt die Beantwortung der Frage, in welchem Verhältnis der Mithrakult zum Christentum steht, ob er wirklich die christliche Lehre und den christlichen Kult beeinflußt habe. Trotz gewisser äußerer Ähnlichkeiten, die schon den alten Apologeten aufgefallen waren, ist diese Frage entschieden zu verneinen. Auch Cumont, eine gewiß kompetente Autorität, steht auf diesem Standpunkte, obwohl er gewisse indirekte Anregungen nicht ausschließt. Auf solche Anregung wäre vielleicht die Feier des Geburtsfestes Christi am 25. Dezember zurückzuführen, dem Tage des Wintersolstitiums, wo man auch diem natalem Invicti feierte. Die kirchliche Autorität wollte eben dadurch die heidnischen Freudenfeste, die sie nicht auszurotten vermochte, reinigen und heiligen, wie dies übrigens auch bei anderen kirchlichen Festen der Fall war.

Die innere Entwicklung der Mithrareligion, die gewiß stattgehabt hatte, ist uns unbekannt; ihre Lehre und Liturgie, insoferne sie uns bekannt sind, waren in dieser Form im 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. gestaltet. Bedenken wir nun, wie die Heiden bemüht waren, in dem Leben eines Pythagoras oder eines Apollonius von Tyana ein Gegenstück zum evangelischen Berichte über das Leben Christi zu schaffen, so wird es uns nicht überraschen, wenn wir in dem Mythramythus einige Züge aus dem Leben Christi wiederfinden: Anbetung der Hirten, ein Abendmahl, eine Himmelfahrt. Die mithraistischen Priester wollten eben den evangelischen Berichten gegenüber zeigen, daß auch ihr Mithra ähnliche, ja noch größere Taten vollbracht habe wie Christus. Beim altpersischen Mithra findet man davon keine Spur. Auch darin zeigt sich der synkretistische Zug, der die ganze Religion Mithras charakterisiert. Selbstverständlich wurden diese dem Leben Christi entnommenen Züge beim Mithra zu einem Zerrbild.

Auch von einer Ähnlichkeit der Liturgie kann schwer die Rede sein. Tertullian will zwar im Mithrakult Taufe, Firmung und Kommunion finden. Dabei dürfen wir jedoch nicht vergessen, daß Tertullian an der betreffenden Stelle die ausgesprochene Absicht hat, den diabolischen Einfluß

in der Nachäffung der christlichen Riten zu zeigen. Indem er nun diese Ähnlichkeit stark hervorheben will, gebraucht er die Namen Taufe, Firmung, Kommunion zur Bezeichnung solcher mithraistischen Zeremonien, die trotz gewisser äußerer Ähnlichkeit von den christlichen Sakramenten doch grundverschieden waren. Unter der Taufe sind wahrscheinlich rituelle Waschungen, unter der Firmung das Einbrennen eines Mals, unter der Kommunion das alte persische Brot- und Haoma-Opfer zu verstehen. Derartige Ähnlichkeiten lassen sich zwischen den Riten der verschiedensten Religionen herausfinden und sind aus der allgemein-menschlichen Symbolik zu erklären. Gewisse Symbole sind viel zu naheliegend, als daß sie nicht mehr oder minder in jeder Religion Anwendung finden sollten.

Was schließlich den Glauben an die Hölle, Auferstehung und jüngstes Gericht betrifft, so ist eine Beeinflussung des Christentums schon deshalb ausgeschlossen, weil diese Wahrheiten schon lange vor Christus den Juden allgemein bekannt waren. Das Vorkommen dieser Lehren in der persischen Religion bezeugt überdies die Tatsache, daß auch die Heiden oft die Wahrheit geahnt haben, die erst durch Christus im vollen Licht geoffenbart wurde.

In seiner Organisation, mit seinen Graden und Riten stellt sich uns der Mithrakult als eine gewisse Art von Freimaurerei im Altertum dar. Der Mithraglaube kam durch seine Lehren einem in jener Zeit allgemein und tief empfundenen Bedürfnisse nach einem Erlöser entgegen. Dadurch war es ihm möglich, dem Christentum eine Zeitlang Konkurrenz zu machen, er mußte jedoch unbedingt dem Christentum unterliegen, als die christliche Wahrheit mit dem Ende der Verfolgungen der ganzen Welt offenbar wurde.

Julian der Apostat hat den letzten Versuch gemacht, den Kult Mithras wieder herzustellen. Das ist ihm jedoch nicht gelungen. Durch eine Schicksalstragik fand er im Kampfe mit den Parthern seinen Tod eben in der Heimat seines so glühend verehrten Gottes. Die Worte, die er sterbend aussprach: »Galilee, vicisti!« hat er vielleicht von jenem Sieg verstanden, den Christus, der wahre Invictus, über seinen Sonnengott davongetragen.





Dante Gabriel Rossetti.

Von Lorenz Krapp.

I.

Das Urteil, daß Dante Gabriel Rossetti neben Ruskin die bedeutsamste künstlerische Erscheinung in der neueren Kunst- und Literaturgeschichte Englands darstellt, ist heute von keinem mehr bezweifelt. Sein Leben und die Grundzüge seines Werdens freilich sind wohl wenigen nur bekannt. Und doch bietet diese Kenntnis Einblicke in Kulturströmungen und -Symptome des 19. Jahrhunderts, die weit über England hinausgriffen. Rossetti ist bekanntlich der Stifter der im Jahre 1848 zum erstenmal hervortretenden Schule der sogenannten „Präraffaeliten“. Wer von diesen redet, denkt sich bestenfalls im allgemeinen darunter eine etwas nebulose Gesellschaft von Mystikern und Symbolisten, bringt sie mit japanischem und Jugendstil und dergleichen in Verbindung; ja es begegnen einem sonst ganz feingebildete Leute, die sie überhaupt für eine italienische Schule des 13. Jahrhunderts halten, zu der Botticelli, Perugino ꝛc. gehört hätten. Und doch ist diese Schule es gewesen, in der unsere ganze neuzeitliche Kunst- und Literaturentwicklung teils ihre Wurzeln, teils ihre Symptome findet, vom krassen Naturalismus an bis hinüber zum vergeistigtesten Idealismus.

Der Vater Rossettis war der im Jahre 1783 in Vasto im Neapolitanischen geborene Gabriel Rossetti, der Kustos am Museum von Neapel wurde. Wegen Teilnahme an den aufrührerischen Bewegungen der Jahre 1820 und 1821 wurde er eingekerkert, flüchtete aber, von englischen Freunden unterstützt, und kam nach Malta und 1823 nach London. Dort wurde er Professor des Italienischen am Kings-College. Eine Schrulle des liebenswürdigen alten Herrn war, aus seinem Lieblingsdichter Dante alle antipäpstlichen Stellen zu sammeln und in Buchform herauszugeben. Auch machte es ihm ungeheures und, wie sein Sohn selbst einmal sagt, kindliches Vergnügen, als einmal eines seiner Werke auf den Index kam.

Die Mutter Rossettis war die Halbitalienerin Frances Maria Lavinia Polidori, eine Frau von wundervollen Anlagen. Selten hat besser eine tiefveranlagte Frau die Jugend eines tiefveranlagten Sohnes überwacht, — eines Sohnes, dem überhaupt in seinem ganzen Leben durch edles Frauentum die Wege und Richtlinien gewiesen werden sollten.

Am 12. Mai 1828 kam als zweitgebornes Kind dieser beiden unser Künstler Gabriel Charles Dante Rossetti auf die Welt. Mit fünf Jahren soll er schon ein Drama geschrieben haben, mit zehn Jahren hatte er schon

den „Faust", die meisten Werke Shakespeares und Scotts gelesen.*) Was man von diesen Angaben zu halten hat, ist unklar. Jedenfalls war Rossetti eine erstaunliche Frühreife eigen, der freilich auch ein relativ früher und rapider Verfall der geistigen Kräfte in seinem Alter entsprach. Ein Lied wie The blessed damozel (Das selige Fräulein), das der Neunzehnjährige schrieb und das vielleicht das schönste Gedicht darstellt, das ihm je gelang, spricht für dieses überfrühe Erwachen und Reifen seines Künstlergeistes.

Das geregelte Studium auf der Akademie war dem feurigen, unruhigen Temperament Rossettis zu mühsam und langwierig. Er trat aus, versuchte es eine Zeitlang als Schüler des Malers Ford Madox Brown, gleichfalls eines späteren Präraffaeliten, und richtete sich, auch dieses Meisters überdrüssig, schließlich mit dem gleichaltrigen Holman Hunt auf eigene Faust ein Atelier ein.

Gemeinsamer Freund von Rossetti und Holman Hunt war der noch jüngere John Everett Millais. In dessen Haus saßen sie eines schönen Abends im Jahre 1848 beisammen und betrachteten Carlo Lasinios Kartons der Fresken im Campo Santo von Pisa*). Und hier war es, wo der Präraffaelitismus geboren wurde.

Die Frage, was Präraffaelitismus eigentlich bedeute, ist nicht leicht zu beantworten. Vor allem muß man, darin hat Hans W. Singer (a. a. O., S. 3) recht, zwei Bedeutungen des Wortes unterscheiden.

Man begreift darunter einmal den Stil, den Rossetti sich auf dem Höhepunkt seines Könnens schuf: den wunderbaren Glanz des Kolorits, die leuchtende Sattheit der Farbengebung, die Außerweltlichkeit, Außerzeitlichkeit seiner Gegenstände, die beinahe starre Linienführung in der Gewandbehandlung vieler seiner Bilder. Dazu das Mystische, im Visionären sich Verlierende in den Gesichtern seiner Frauengestalten, das, um ein Wort Jacobsens zu gebrauchen, „Tempelhafte" in ihren Blicken und Gebärden.

Aber dem ursprünglichen Sinne des Präraffaelitismus war diese spätere Entwicklung Rossettis fremd. Im Gegenteil sollte die im Jahre 1848 gegründete Schule ein naturalistisches Gepräge tragen. Die drei jungen Pfadfinder, denen sich später viele Jünger anschlossen, hatten sich feierlichst gelobt, haarscharf die Natur abzukonterfeien, den Kult der schönen Linie Raffaels und derer, die nach ihm kamen, zu verachten. Der Grund, weshalb sie das wollten, war zwar ein wenig ehrenvoller: es war der, daß sie eben alle drei der Akademie entlaufen waren und so die technischen Fertigkeiten nicht besaßen, die ein Schaffen im Stile Raffaels erforderte. Aber dennoch täte man ihnen Unrecht, sähe man dies als einzigen Grund an. Vielmehr war ihnen beim Durchblättern von Carlo Lasinios Kartonstichen — diesen unbeholfenen, mit der Form ringenden Entwürfen eines

*) Hans W. Singer: „Dante Gabriel Rossetti" (in Muthers Monographiensammlung „Die Kunst"), Seite 5.

*) Singer, a. a. O., S. 8. — Vergleiche auch aus der Sammlung „Die Kunst" von Richard Muther die Monographie „Präraffaelitismus" von Jarno Jessen (Berlin, Bard, Marquart u. Cie.). Von demselben Autor stammt eine Arbeit über Rossetti in Velhagens Künstlermonographien.

der Vorgänger Raffaels — die Erkenntnis aufgegangen, daß in jenen wenig beachteten Vorläufern des großen Italieners starke Talente in heftigem Drängen und Gären nach Ausdruck rangen, daß mehr Instinkt als Erkenntnis dort schuf, daß das Herz dort über das Hirn, das feurige Blut über den kühlen Verstand dominierte. Sie erkannten, daß jene alten Vorläufer Raffaels — jene „Präraffaeliten“ — allgemeingiltige Fundamente gelegt hatten, auf denen weiterbauend Raffael zu einem Höhepunkt der Kunst emporgestiegen war, zu eben seiner Kunst. Und sie schlossen, daß auf diesen Fundamenten sich wohl noch andere Kunstentwicklungen aufbauen könnten, daß auch eine Kunst in ihrem Sinn hierauf sich bauen lasse. Darum ihre Verehrung dieser Vorläufer Raffaels und ihr Name „präraffaelitische Brüderschaft (Brotherhort)“, den sie ihrem eigentlichen Namen in der Abkürzung P. R. B. hinzufügten.

Das also war es, was die drei jungen Schwärmer an jenem schönen Sommerabend des Jahres 1848 sich gelobten. Dazu schwuren sie sich noch, mit ihrer Kunst nie einen anderen Zweck verfolgen zu wollen als den, der von dem Wesen der Kunst selbst schon umschlossen sei. In königlicher Abgeschlossenheit, in einem stolzen Sich-selbst-Genügen wollten sie schaffen. Worte wie Popularisierung der Kunst, Veredelungszweck der Kunst waren ihnen ein Greuel. Das L'art pour l'art-Prinzip in seiner klarsten Ausprägung ist es, das sie in bisher nicht mehr erreichter Schroffheit formulierten.

Wir haben uns hier mit den Schicksalen der Schule nicht weiter zu befassen. Rossetti, obwohl stets formell als ihr Führer genannt, war ihr faktisch doch bald entwachsen. Sein Leben und seine Kunst sollten bald von einer viel mächtigeren anderen Anregung ergriffen werden, als diese Schule sie ihm bieten konnte. Diese Anregung kam von einer Frau, seiner späteren Gattin, Elizabeth Eleanor Siddal.

Ich glaube, soviel man je über diese Frau, die mit Rossetti in nur zweijähriger Ehe verbunden war, um ihm ein totes Kind zu gebären und dann an der Schwindsucht zu sterben, nachgrübeln mag, man wird nie völlig begreifen, woher sie so ungeheuren Einfluß auf ihn und seine Kunst gewinnen konnte. Sie war als Tochter eines Sheffielder Messerschmieds geboren, und als Walter Deverell, ein späterer Präraffaelit, sie im Jahre 1849 entdeckte, war sie in einem Nähgeschäft als Putzmädchen angestellt. Von dem, was man im landläufigen Sinn unter Frauenschönheit versteht, war nichts an ihr: die Federzeichnung Rossettis, die im Victoria and Albert-Museum (South Kensington) sich findet,*) oder eine andere, in Otto Hausers Übersetzung von Rossettis Sonettenband „Das Haus des Lebens“**) wiedergegebene, zeigen eine hektische Frau mit nicht allzu bedeutungsvollen Zügen in denkbar unvorteilhafter Gewandung. Und doch ist die ganze Kunst des Malers und Dichters Rossetti nichts als ein Hymnus auf sie während ihres Lebens und eine schwermütigsüße Elegie auf sie nach ihrem Tode. Unzähligemal hat er sie abgezeichnet, „ganze Schubladen voll ‚Guggnms‘ — wie

*) Abgebildet bei H. W. Singer, a. a. O., S. 34.
**) Leipzig und Jena, Eugen Diederichs, 1900.



sein absonderlicher Kosename für sie lautete — zeichnete und malte er" (Singer, a. a. O., S. 37). Zu Liedern voll glühenden Empfindens hat sie ihn begeistert, ihre — freilich verklärten — Züge tragen die schönsten seiner Gemälde wie Beata Beatrix. Als sie starb, umschloß er die Sonette seines spätern Buches „Das Haus des Lebens" mit einer seidenen Schnur, flocht die Blätter mit Lilien und Rosen zusammen in die goldenen Haare der jungen Toten und gab sie ihr als kostbaren Schatz in den Sarg mit. Nach Jahren erst, als sein herbster Schmerz zur Ruhe gekommen war, erfaßte ihn die Reue und er ließ den Sarg wieder ausgraben, um die Gedichte vor der Verschollenheit zu retten und in die Welt als Zeugen seiner Liebe hinauszuschicken.

Nach dem Tode seiner Frau erholte sich die übersensitive Natur Rossettis nur schwer und langsam wieder. In diese Zeit fallen auch die Anregungen, die er auf dem Felde der Innendekoration gab. Er war einer der ersten, die den Geschmack an alten Möbeln, Japan und Delft ausbildeten.

Auch die dichterische Kraft Rossettis brach jetzt wieder hervor. Swinburne, der symbolistische Pantheist George Meredith, Marston und andere gefeierte Poeten sammelten sich um ihn. Er selbst hatte 1861 eine Übertragung der Vita nuova Dantes herausgegeben, jetzt erweiterte er sie und nannte sie »Dante and his circle« (1874). Auch Hartmanns „Armen Heinrich" und Bürgers „Leonore" übersetzte er. Als eigene Schöpfungen erschienen 1870 die »Ballads and Sonnets«, 1881 der Band »Poems«, in dem auch die Sonette des Zyklus „Haus des Lebens" völlig enthalten sind.

Seine letzten Lebensjahre waren Zeiten körperlichen, seelischen und künstlerischen Verfalls. Not und Armut quälten ihn, seine Augen waren halberblindet und nur mit Zuhilfenahme doppelter Brillen vermochte er, der in seiner Kunst einst die wundervollsten Farbensymphonien geschaffen hatte, mit Blei und Kohle noch dürftige Bildumrisse zu zeichnen. Seine Persönlichkeit, knorrig, eckig und polternd schon in seiner Jugend, sonderte sich immer schroffer ab und er fiel seinen Freunden, die sich gleich Ruskin schon früher über seine Undankbarkeit beklagt hatten, nun mehr und mehr zur Last. Eine gewissenlose Kritik seiner Lieder, die Robert Buchanan schrieb und worin er Rossettis Sonette „die fleischliche Schule der Dichtung" nannte, traf seine ohnedies exaltierten Nerven als letzter furchtbarer Schlag, von dem er sich nicht mehr erholte. Wohl nahm Robert Buchanan, von der öffentlichen Meinung gezwungen, sein erbärmliches Pamphlet wieder zurück, — aber Rossetti war gebrochen. Nach einem vergeblichen Selbstmordversuch verfiel er in Schwermut und Verfolgungswahn. Seine äußere Notlage wuchs immer mehr, da es seinem trotz aller äußerlichen Herbheit fast überzarten Empfinden widerstrebte, seine Bilder auf dem Markt zu verkaufen; der freihändige Verkauf aber trug ihm fast nichts ein.

Am 9. April 1882 starb er zu Birchington bei Margate im Südosten Englands. Auf seinem Grab steht ein schlichtes Denkmal seines Lehrers und Freundes Ford Madox Brown, das drei Lieblingsideen des Toten darstellt: den Tod des heiligen Lukas, die geistige Vereinigung Dantes mit Beatrice, die Versuchung im Paradies. Das Meer, das er so lieb hatte, rauscht

unfern seinem Grab den eintönig-schwermütigen Refrain zu diesem so wenig glücklichen Leben, das im Lichte jungen Ruhms begann und im Dunkel des Wahnsinns endete.

II.

Die Bedeutung Dante Gabriel Rossettis liegt auf zwei Gebieten, dem der Malerei und der Poesie. Zum ersten Male wieder nach den Tagen eines Raffael und Michelangelo schlossen diese beiden Künste in der Seele eines großen Talents einen so innigen Bund, daß die eine durch die andere Anregung und Bedingtheit erfuhr. Ja, wenn man bei Nennung von Rossettis Namen vor allem an den Maler denkt, so ist es angebracht, daran zu erinnern, daß Rossetti im Gegenteil der Ansicht war, nur seine Poesie werde sich in die Unsterblichkeit hinüberretten. Vor allem glaubte er dies von jenem seltsamen Zyklus von Sonetten, die er Eleanor Siddal mit in den Sarg gegeben hatte, um aus Sehnsucht nach dem süßen Wohllaut dieser Verse sie später wieder ausgraben zu lassen, von den Liedern aus dem „Haus des Lebens“. Daß er in diesem Urteil über die Sonette nicht allein stand, zeigt die Tatsache, daß die Gesellschaft der Roxburghe — jene mit verschwenderischem Reichtum gegründete Vereinigung englischer und amerikanischer Bibliophilen, die in der Herausgabe von kostbaren und erlesenen, nur für ihre Mitglieder berechneten Ausgaben hervorragender Werke ihre Aufgabe sieht, — das „Haus des Lebens“ in ihre Publikationen aufnahm.

Die Sonette vom „Haus des Lebens“ sind in einer schon oben genannten Übersetzung von Otto Hauser erschienen, die an Feinheit und Treue ihresgleichen sucht.

„Das Haus des Lebens“? Was versteht Rossetti darunter? Offenbar nichts anderes als das Fazit eines Lebens, den Inbegriff all seiner Geschehnisse. Und dieses Fazit besteht für ihn in zwei Worten: Liebe und Tod. Alles sieht er im tiefroten Scheine einer dieser beiden Mächte: dem wie Rosen leuchtenden der Liebe, dem wie Blut dunkelnden des Todes. Nur Stimmungen und Momentbilder gibt er: von äußerer Handlung ist in diesem Zyklus nichts, obwohl er das Spiegelbild eines Lebens — des Rossettischen Lebens — darstellen soll. Zweifellos liegt in dieser Art der Betrachtung der Realitäten das Symptom einer Nervenüberreizung, die keine weitere Spannung mehr verträgt, soll sie nicht zum Irrsinn leiten. Wir werden erinnert an den Hymnus, den ein ihm in Leben und Dichtung Ähnlicher, der im Elend untergegangene Paul Verlaine, auf „das Leben in Rot“ anstimmt, oder an das typische Beispiel, an dem die Psychologie immer wieder die fruchtbarsten und subtilsten Erkenntnisse gewinnen wird, an den unglücklichen Kaspar Hauser, von dem uns Anselm v. Feuerbach („K. Hauser“, Ansbach, 1832, S. 70) erzählt, daß auch ihm die Landschaft und überhaupt jedes Ding um sich erst dann völlig schön und bewundernswert erschien, wenn er es durch ein rotes Glas betrachtete. Bei allen diesen ging diese kranke Sucht, alles in diesem Rot zu sehen, zurück auf die furchtbarste Exaltation, respektive Hypertrophie der sensitiven, auf die Überzartheit, respektive Zerrütttung der motorischen Nerven. Als Rossetti alterte und ihn der Wahnsinn überkam, betrachtete er die Natur oft in seinen Delirien

gleichfalls durch ein feingeschliffenes rotes Glas und sagte einmal in schwermütiger Selbstironie: „Dies Glas muß mir das heilige Rot der Liebe ersetzen, bis das Rot des Todes mich überkommt.“

Das erste Charakteristikon seiner Kunst wird uns damit schon offenbar. Es ist die vor den Realitäten des Lebens mit bangem Wehruf flüchtende Außerweltlichkeit alles dessen, was er schuf. Ob wir nun dem glühenden Farbenrausch seiner Gemälde uns hingeben oder der im Dämmern des Symbolistischen zerrinnenden Welt seiner Poesie: fast nie ist das, was er uns sagen will, je in Wirklichkeit gewesen, sondern nur in seinen Visionen. Man sagt, Begriffe ließen sich nicht malen und dichten, außer in der Form der Allegorie, und die Allegorie trage daher auch immer etwas vom Nüchternen des diskursiven Denkens an sich. Rossetti hingegen hat Abstraktionen gemalt und gedichtet und der Allegorie dazu nicht bedurft. Das Wesen der Allegorie ist Substitution des Verstandes durch das Gefühl: Rossetti hat Verstand und Gefühl verschmolzen. In seinen Bildern und Liedern, welche Begriffe malen und dichten, liegt eine solche Selbstverständlichkeit der Grundidee (bei aller Schwerverständlichkeit des nebensächlichen Details), daß man selbst bei Gemälden mit Titeln wie „Das Schweigen“ oder „Rêverie“ sofort in Gedanken den Titel vor sich hersagt, ohne weiter darüber nachgrübeln zu müssen.

Seine Neigung zum Transzendentalen führte ihn hin zu den drei großen Quellen seiner Kunst, zur Bibel, zur Artussage und zu Dante. Des letzteren Namen hatte der, wie wir wissen, für Dante begeisterte Vater dem Kinde in der Wiege beigelegt und dessen Dichtungen waren Rossetti zum innersten Erlebnis geworden. Dem Kreis seiner biblischen Werke gehören Gemälde an wie „Die Braut“, das Sulamith darstellt, gefolgt von vier Genossinnen, oder das schöne Jugendgemälde »The girlhood of Virgin« (die Kindheit der hl. Jungfrau), letzteres in der Tate Gallery in London. In einem blühenden Gelände — fern funkelt ein See und ragen Pinien und Zypressen in eine wundervoll farbensatte Luft — sitzen auf einem Balkon Anna und ihre Tochter Maria, vor ihnen steht ein Engel mit seltsam steifen Flügeln, der ein in glühenden Farben glitzerndes doppelhenkeliges Gefäß mit einer hochragenden Lilie hält. Darüber her rankt sich ein Weinstock in tiefem Grün. Ein leuchtender Prunk liegt über allem, von dessen Farbenglut eine Ahnung unmöglich ist. Die Kopien einiger Rossettis, die vor ein paar Jahren in München zu sehen waren, vermögen einen Begriff von dieser berauschenden Farbenpracht, die allen seinen Gemälden eignet, nicht zu geben. Dem Kreis der Artussage entstammen Bilder wie das Tempera-Wandgemälde in Oxford „Lanzelot am hl. Gral“, dem Kreis der Dichtung Dantes das Tiefste, was Rossetti überhaupt schuf. Es muß, ehe wir hier auf seine Gemälde im Sinne Dantes eingehen, jener typischen Schöpfung seiner Schwesterkunst Poesie gedacht werden, von der selbst Robert Buchanan, sein heftigster Feind, sagte, daß diesem Lied die Unsterblichkeit blühen werde. Es ist das Lied »The blessed damozel«, „Das selige Fräulein“. Eigentlich ist der Titel völlig unübersetzbar: Singer a. a. O. schlägt die mittelalterliche Form „Das gebenedeite Frowelin“ vor, die dem des Mittelhochdeutschen und der spezifischen Koloratur dieser Worte Kundigen ungefähr zu sagen

vermag, um was es sich handelt. Es ist unzähligemale und in alle großen Weltsprachen übersetzt worden, die bekannteren deutschen Versionen sind die von Felix Dörmann und als beste aller die von Otto Hauser in der „Gottesminne" (1905, Heft 3) erschienene.

Mit neunzehn Jahren hat der junge Dichtermaler dies Lied geschrieben und damit vielleicht das Wunderbarste, was ein Neunzehnjähriger je schuf. Als Ruskin es zum erstenmale las, weinte er, der harte Grübler, laut auf. Nie mehr ist Rossetti der Intuition und Tiefe dieser Verse nahegekommen. Als ihn der Wahnsinn umschattet hatte, irrte er nachts an der Küste des Meeres bei Chelsea umher, und beim Rollen der Wogen warf sich der Todesmüde in das feuchte Gras und stammelte sinnlos immer wieder die Anfangsworte seiner Dichtung:

Von des Himmels goldener Zinne sah
Mein seliges Lieb in die Ferne,
Mit Augen tief wie zur Abendzeit
Das Wasser einer Zisterne,
Drei Lilien trug sie in der Hand
Und im Haare sieben Sterne . . .

Der Inhalt des Liedes ist der: Die tote Braut des Dichters neigt sich vom Rand des Himmels, den sich der painter-poët vorstellt als eine Burg mit goldenen Zinnen, hinunter zur Welt und ruft nach ihrem Geliebten. Sie stellt sich vor, wie es sein wird, wenn auch er einmal zu ihr in den Himmel tritt:

Wenn um sein Haupt der Goldreif strahlt
Und er kommt in weißem Gewand,
Dann wollen zum tiefen Born des Lichts
Wir wallen Hand in Hand
Und tauchen in Gottes Herrlichkeit
Als wie von Stromes Strand.

Und wollen beide dem Altar nah'n,
Verweht sonst und verhehlt,
Dessen Kerzen stets von Bitten weh'n
Aus Herzen ungezählt,
Und unsre alten Gebete seh'n
Zu Wölkchen Rauchs verschwelt.

Wir wollen beide beschattet ruh'n
Vom mystischen Lebensbaum,
Wo die Taube oft sich niederläßt
Aus dem weiten Weltenraum,
Und das Laub von Jesu Namen rauscht,
Wie im Flug es streift ihr Flaum . . .

. . . „Und beide," sprach sie, „wollen wir
Zu den Lauben geh'n, allda
Mutter Maria im Grünen sitzt,
Ihre fünf Jungfrauen nah',
Margareta, Gertrud, Rosalie,
Magdalena, Cäcilia.

Sie sitzen rings, ihr Haar bekränzt,
Und ziehen mit zarter Hand
Goldfäden in feines Linnenzeug,
So licht wie weißer Brand,
Für die totgebornen Kindelein
Bestimmt zum Festgewand."

Der Geliebte unten auf der Welt hört die Ruferin wohl, doch er kann nicht kommen und weinend lehnt sie sich über die Zinne des Himmels zurück und ihre Tränen sinken in den Weltenraum hinunter wie silberne Sterne . . . .

Von dieser wundersamen, im Geiste Dantes empfangenen Dichtung an datiert die katholizisierende Bewegung in der modernen englischen Kunst. Von Rossetti, dem Süditaliener, ging sie aus, ergriff die Schule der Präraffaeliten mit instinktiver Gewalt, schlug ihre Wellen nach Nordamerika hinüber, wo der unglückliche Edgar Allan Poe die rührendsten Marienlieder sang, ist zweifellos eines der Hauptmotive für jene Erscheinung, von der uns Paul Bourget in Outre-mer berichtet, daß es in Nordamerika heute zum guten Ton in der literarischen sowohl wie in der vornehmen Welt der haute finance gehört, für den Papst und Catholica zu schwärmen.

Der Befruchtung vom Geist Dantes sind die berühmtesten Gemälde Rossettis entsprossen. Es gilt dies vor allem von dem in Deutschland bekanntesten, der Beata Beatrix (London, Tate Galery). Rossetti selbst sagt über dies Bild: „Es knüpft an die Vita nuova an, indem es symbolisch Beatricens Tod darstellt, wie dies Werk ihn behandelt. Das Gemälde soll durchaus nicht den Tod selbst darstellen, sondern dessen Schein in Gestalt einer Verzückung, während welcher Beatrice, auf einem Balkon, der die Stadt beherrscht, sitzend, plötzlich von der Erde gen Himmel gerafft wird. Sie werden sich darauf besinnen, wie Dante sich über die Verödung der Stadt im Zusammenhang mit Beatricens Tod verbreitet. Deshalb habe ich die Stadt als Hintergrund angebracht und ließ die Gestalten Dantes und der Liebe, des Ereignisses gewärtig, durch die Straße gehen und einander voll schwerer Ahnung anblicken, während der Vogel als Todesbote die Mohnblüte zwischen die Hände der Beatrice fallen läßt. Sie dagegen wird sich durch die geschlossenen Lider einer neuen Welt bewußt, wie es in den Schlußworten der Vita nuova zu lesen ist: jene selige Beatrice, die nun unverwandt auf sein Antlitz blickt, qui est per omnia saecula benedictus."

Immer und immer wieder umkreist Rossettis Geist von nun an die Gestalten aus Dantes Visionen. Vom blessed damozel an bis zu dem Bild auf seinem Grabdenkmal, das die mystische Vereinigung des Florentiners mit der Wunderbaren, in die Sterne Erhobenen schildert, symbolisiert er sein eigenes Leben; ja im Alter, da Manieriertheit ihn überkam, stilisierte er es sogar nach Dante und gab sich und seinen Werken danteske Posen, die ihn selber dem Lächeln anderer überlieferten, seine Werke dem künstlerischen Niedergang.

Noch nichts von diesem künstlerischen Verfall ist in Gemälden wie „Dantes Begegnung mit Beatrice im Paradies" und „Dantes Traum" zu spüren, ersteres in der bekannten J. Temantschen Sammlung, letzteres in der Walker Art Gallery in Liverpool. Überhaupt ist ja, wie man weiß, kein Werk Rossettis auf dem Kontinent zu finden, ein Grund vielleicht, weswegen in Deutschland lange niemand etwas von Rossetti wußte, bis die Gemälde aus seinem Brotherhort und die Ausstattungen englischer und amerikanischer Bücher oder in neuerer Zeit die von Rossettis Art befruchtete Schule von Künstlern wie Franz Staffen das Augenmerk auf ihn richten ließen. Wie die feierliche Verklärung, die über den Fresken Fra Angelicos in San Marco mit ihren Gestalten aus Licht und Duft waltet, glänzt es über der „Begegnung"; nur umrankt die schlanken Gestalten Dantes, der Beata Beatrix und der beiden Engel ein hortus Eden (wie Rossetti das Paradies

in den Bildecken selbst nennt) von so erlesener Farbenschönheit und Farbenglut, wie der zarte durchgeistigte Antipode des düster-gewaltigen Savonarola im Konvent von San Marco sie nie schuf.

* * *

Der Außerweltlichkeit von Rossettis Dichtung und Kunst, die in der Bibel, der Sage vom heiligen Gral und den Jenseitsgesichten Dantes allein ihre Heimat fand, entspricht das zweite Charakteristikon seines Schaffens: sein Schaffen war stets ein esoterisches, auf eine kleine Gemeinde Treuer berechnetes. Der Grundsatz, den Theophil Gautier als die Monroe-Doktrin der Literatur bezeichnete: Die Kunst für die Künstler! — das L'art pour l'art-Prinzip beherrscht ihn im Höhepunkt seines Schaffens und noch mehr während seines Verfalls. Daß ihn jemand verstehe außer einem ganz engsgezogenen Kreis auserlesener Geister, lag nie in seinem Sinn und Willen.

Wenn dies auch schon bei seinen Gemälden hervortritt, insbesondere bei den Halbfiguren der Frauengestalten, die er in den Vierziger-Jahren seines Lebens schuf, so noch mehr in seiner Dichtung. Nichts ist hier bezeichnender als sein Sonettenkreis „Das Haus des Lebens". Youth and Change und Change and Fate (Jugend und Wechsel, Wechsel und Schicksal) heißen die beiden Teile dieses Zyklus: der Wechsel, der als Zäsur zwischen beide tritt, ist der Tod Eleanor Siddals. Kein lauter Jubelschrei der Jugend, kein dumpfes Zürnen wider die eherne Gewalt des Schicksals ist in ihnen; nur jene Leidenschaftslosigkeit, die der ästhetischen Jüngerschaft Gautiers eignet. Die höchste Erregung seines Lebens löste der Tod Siddals aus; und doch, — kein Wehruf ist in diesen Liedern, nur eine bleiche, mondscheinhafte Vision steigt ihm empor aus der Tiefe seiner Qual: in einem Weidenwald sieht er die Scharen der Schatten gehen, die der dunkle Tod entrafft hat:

O, die ihr wandelt all im Weidenwald
Mit hohlem, brennendweißem Angesicht,
In Seelenwitwenschaft so tief, so kalt, —
Wie lang, wie lang umgibt die Nacht euch dicht?

klagt er, und als einzige Kunde seines Schmerzes hören wir die Worte:

Im Weidenwald die bitt'ren Bänke sind
Von Tränenwolfsmilch fahl, von Blutkraut rot;
O, könnte solch ein Pfuhl in Schlaf gelind

Die Seele wiegen, wiegen in den Tod!
Viel besser, sie für stets vergessen bald,
Als daß sie wandeln muß im Weidenwald!"

Die parnassianische Glätte und marmorne Ruhe solcher Verse tönt jeden Laut ab, dämpft jeden Schrei echt menschlichen Schmerzempfindens. Und nur eine weiche, verschwimmende Klage bleibt übrig, daß Liebe und Tod so nahe bei einander stehen, daß „Liebe des Todes bleicher Neophyt" („Heros Leuchte", neunzigstes Sonett).

Daß eine Poesie dieser Art sich weit verbreiten könnte, ist ausgeschlossen. Der unmittelbare Einfluß Rossettis, des Dichters, auf England, Nordamerika und überhaupt auf den Leser und Kunstfreund jeder Nation ist daher so gering gewesen, daß ihn als Dichter nur die allerwenigsten kennen mögen. Und daß dies je anders werde, ist wohl auch ausgeschlossen. Die Harfen solcher Dichter tönen zu fern in apollinischen Tempeln, als daß sie ins laute Treiben des Marktes bringen könnten.

Die Gesamterscheinung Rossettis aber — nicht bloß des poët, sondern des painter-poët — bedeutet einen Markstein in der englischen Kunst und Dichtung des 19. Jahrhunderts, und für die Nationen außerhalb Englands wenigstens eine künstlerische Offenbarung seltsam köstlicher Art. Zu viel des Tragischen bietet sein Leben, zu viel des Fremdartigschönen seine Kunst, um diesen Mann vergessen zu können, der die Bilanz und den Inhalt seines Lebens in die Worte voll schlichter Größe zusammenfaßte:

Liebe, einst unser Kind, und Sang mit Haaren
Wie Flammen wehend, blühend wie ein Kranz,
Und Kunst, sie, deren Augen Welten waren . . .



Nachtbild.

Von Ferdinand Möhlbaum.

Ein schöner Platz: Paläste, Museen;
bunte Straßenteppiche gehen
wohlgemustert von Tor zu Tor —
Keine Menschen treten hervor.
Wie Tropfen von Gold
fällt und rollt
aus einer Turmuhr Schlag für Schlag —
noch weit zum Tag.
Da steigt der Mond und lugt vom Himmelszelt
in dieses große Werk des Herrn der Welt:
beschaut die Drähte, stellt sich auf den Platz
und buchstabiert kurzsichtig Satz für Satz;
dann bückt er sich und prüft den Stahl der Schienen
und steht so fremd, ungläubig still vor ihnen, —
steht zwischen Türmen da die ganze Nacht
als einzig Ding, von Menschen nicht gemacht. —





Aus Dantes Göttlicher Komödie.

Proben einer neuen Übersetzung von **Richard Zoozmann.**

I. Der Läuterungsweg (Gesang XIV).

„Wer ist es, der hier unsern Berg umschreitet,
Eh' ihn der Tod beschwingt? Der nach Behagen
Die Augen bald verschließt, bald wieder weitet?" —

„Ich kann nur, daß er nicht allein ist, sagen,
Nicht, wer es ist; doch da er näher dir,
Magst du ihn, daß er rede, freundlich fragen."

So sprachen über mich zwei Geister hier,
Sie saßen rechts, das Haupt einander neigend,
Und hoben's nun zum Anruf auf zu mir.

Ein Geist rief: „Die du himmelaufwärts steigend
Hier weilst, o Seele, noch vom Staub umfangen,
Sprich mitleidsvoll, verhalte dich nicht schweigend:

Wer bist du? und wer ließ dich hergelangen?
Als Wunder, nie erlebt, füllt uns die Gnade,
Die Gott dir gab, mit staunendem Erbangen."

Und ich: „Durch Tuscien zieht die feuchten Pfade
Ein Flüßchen, das dem Falteron entspringt
Und hundert Meilen braucht bis zum Gestade.

Dorther mein Leib stammt, der hier aufwärts dringt;
Doch unnütz wär's, zu sagen, wer ich bin,
Weil noch bedeutend nicht mein Name klingt." —

„Begreif' ich richtig deiner Rede Sinn,
Meinst du den Arno," — so hielt mir entgegen
Der Geist, der als der erste sprach vorhin,

Worauf der zweite flüsterte: „Weswegen
Vermied er's nur, den Namen zu verkünden?
Kann solcher Abscheu ihm der Fluß erregen?"

Und der Befragte sprach: „Wer will's ergründen?
Doch wohlverdient wär's, wenn der Name schwände
Des Tales; denn von dort an, wo sich ründen

Des Hochgebirges quellenfeuchte Wände
Und sich Pelor abtrennt im steilen Schusse,
Daß sonst kein Ort so wasserreich sich fände,

Bis dahin, wo er neuersetzt im Gusse,
Was aus der Meerflut sog der Himmel schon,
Von der die Nahrung herstammt jedem Flusse —

Dort wird von jedem wie ein Feind gefloh'n
die Tugend gleich der Natter, — sei's, daß wirke
Ein Fluch des Orts, sei's arger Sitten Lohn.

Drob hat des Volkes Art sich im Bezirke
Des Tals verschlechtert rings in solchem Maße,
Als weideten sie auf dem Feld der Kirke.

Vorbei an wüsten Schweinen, die zum Fraße
Der Eicheln würd'ger als zur Menschenspeise,
Lenkt er zuerst die wasserarme Straße.

Dann trifft er Kläffer, die in feiger Weise
Mehr bellen, als sie Mut zum Beißen haben,
Und kehrt verächtlich sich in weitem Kreise.

Nachdem ihm Nebenflüsse Zuwachs gaben,
Sieht im Gefälle Wölfe rings aus Hunden
Entsteh'n der fluchbelad'ne Unglücksgraben,

Der sich nun abwärts bohrt in tiefen Schrunden,
Wo Füchse hausen, trüg'risch von Gelüste,
Die noch kein fremder Witz hat überwunden.

Nicht schweig' ich, ob's auch dieser hören müßte;
Was sich prophetisch meinem Geist enthüllt,
Ist lehrreich jedem Lauscher, daß er's wüßte.

Schon hör' ich, wie der Wölfe Rudel brüllt,
Weil sie dein Enkel jagt im Zeitvertreibe
Am Unglücksstrom, daß alle Schreck erfüllt.

Ihr Fleisch verkauft er bei lebend'gem Leibe
Und schlachtet roh sie ab gleich altem Viehe,
Ob auch nur Schmach dem Massenschlächter bleibe.

Den Wald verläßt er blutbespritzt — und siehe:
So kahl steht er, daß ihm in tausend Jahren
Das Laub wohl nimmer so wie einst gediehe!" —

Wie bei der Botschaft drohender Gefahren
Des Hörers Antlitz ängstlich sich verstört,
Woher auch sei der Angriff zu gewahren,

So stand der andre Schatten schmerzempört;
Durch sein Gesicht sah ich Bestürzung gehen,
Als er die Prophezeiung angehört.

Was ich von dem vernahm, von dem gesehen,
Machte mir ihre Namen wissenswert,
Drum gab ich's ihnen höflich zu verstehen.

Und dessen Worte mich zuerst belehrt,
Begann: „Ich soll dir geben, wie du meinst,
Was du mir selbst vor kurzem erst verwehrt?

Doch will ich nicht, da du erfüllt mir scheinst
Von Gottes Gnade, mit der Antwort kargen;
Vernimm: Guido del Dura hieß ich einst.

Mein Blut war so verbrannt vom Neid, dem argen,
Daß meine Wangen, sah ich Menschen froh
Im Glück, der Mißgunst Blässe nicht verbargen.

Aus solcher Saat erwuchs mir solches Stroh;
Was hängt an Gütern, die nur immer einer
Genießen kann, das Herz euch, Menschen, so?

Vom Hause Calboli siehst du hier Rainer;
Von dessen Jugend aber, dessen Ehre
Ererbte gleichen Ruhm und Adel keiner.

Ach, zwischen Reno, Po, Gebirg' und Meere
Ist nicht sein Haus allein beraubt zu schauen
All dessen, was zur Freude dient und Lehre.

Von Wurzeln gift'ger Sträucher sind die Auen
Durchwuchert dort und nutzlos wär's gehandelt,
Das Land zu roden und neu anzubauen.

Die Zeit, wo Lizio und Mainard gewandelt,
Campigna, Traversar: sie ist vergangen,
Zum Bastard ist der Romagnol verschandelt!

Kann heut' ein Fabbio in Bologna prangen?
Kann in Faënzas Bann ein Bernardin
Aus niederm Keim zum Glanze noch gelangen?

Nicht wund're dich's, daß Tränen mir entflieh'n,
O Tuscier, wenn ich an Prata denke
Und ach! an unsern teuern Ugolin,

Dann mein Gedächtnis auf Tignoso lenke,
Aufs Haus der Traversar und Anastage
Samt dem verderbten Nachwuchs, — mich versenke

Erinnernd an die Zeit bewegter Tage
Mit Minnedienst, Turnier und Ritterpflicht,
Wo jetzt ob arger Herzen schallt die Klage.

O Bertinor, warum versinkst du nicht,
Da deine Edeln dir den Rücken kehren
Samt vielem Volk aus Furcht vor'm Strafgericht?

Begnacaval tut wohl, nicht zu vermehren
Sein Volk, doch Conio läßt und Castrocar
Die Zeugung solcher Grafen sich nicht wehren.

Recht werden die Paganer tun, — erst zwar
Verrecken muß ihr Satan; doch nicht einer
Bleibt übrig, der an Nachruhm rein und klar.

Doch Ugolin von Cinfrignano, deiner
Gedenkt man stolz! Denn deinen Ruf entehrt
Bis heut' kein Sohn: weil dir beschieden keiner!

Doch geh', Toskaner, jetzt, mein Schmerz begehrt
Zu weinen und das andre zu verhehlen,
Weil ferneres Gespräch mein Herz beschwert."

Wir merkten, daß am Schritt die teuern Seelen
Uns fortgeh'n hörten, was uns — da sie schwiegen —
Bewies, daß wir des Wegs nicht würden fehlen.

Als wir nun beide einsam weiterstiegen,
Vernahmen wir, schnell wie ein Blitz entschwindet,
An uns vorüber diese Worte fliegen:

„Totschlagen wird mich jeder, der mich findet!"
Die Stimme drauf dem Donner gleich verhallte,
Wenn er sich krachend durch die Wolken windet.

Und als die erste kaum verklungen, schallte
Mit stärkerm Krach die zweite uns ans Ohr,
Als ob es Schlag auf Schlag gewitternd prallte.

„Ich bin Aglauros, die zum Fels gefror!"
Und als ich an Virgil mich schmiegen wollte,
Wich ich vor Schreck zurück anstatt nach vor.

Als still die Luft und mehr kein Donner grollte,
Sprach der Poet: „Dies war der harte Zaum,
Der euch in euern Schranken halten sollte.

Doch ködert euch der Widersacher kaum,
So laßt ihr euch an seiner Angel fangen
Und gebt dem Zaum nicht, noch der Warnung Raum.

Der Himmel ruft! doch statt, daß an dem Prangen
Der ew'gen Schönheit euer Blick sich weidet,
Bleibt er tief unter euch am Staube hangen;

Drum züchtigt euch, der alles unterscheidet!"

II. Das Paradies (Gesang XXII).

Ich hatte schreckbetäubt mich umgeschaut
Zur Führerin gleich hilfsbedürft'gem Kinde,
Das einer Zuflucht nie umsonst vertraut,

Und sie — wie eine Mutter, die geschwinde
Beispringt dem bleichen, atemlosen Wicht,
Daß er sich durch ihr Wort beruhigt finde, —

Sie sprach: „Bist du denn hier im Himmel nicht?
Weißt du nicht, daß er Heil'ges nur umfange,
Daß guter Absicht all sein Tun entspricht?

Wie du bei meinem Lächeln, beim Gesange
Verwandelt worden wärst, kannst du jetzt sehen,
Da du erschüttert schon bei diesem Klange;

Und könntest du des Rufes Sinn verstehen,
Im voraus sähest du die Rache tagen,
Die noch vor deinem Tode wird geschehen.

Des Himmels Schwert pflegt nicht zu früh zu schlagen,
Noch auch zu spät, nur nach der Meinung dessen,
Der darauf harrt in Hoffnung oder Zagen.

Doch laß die Augen andres nicht vergessen:
Erlauchter Geister schaust du große Zahl,
Wenn erst dein Blick den fernern Raum durchmessen."

Ich wandte mich zurück, wie sie befahl,
Und sah an hundert Sphärlein funkelnd blitzen,
Verschönend sich im bunten Wechselstrahl.

Wie einer fühlt der Neugier Stachelspitzen
Und sie zurückdrängt, quälte mich das Bangen,
Durch zuviel Fragen mich noch mehr zu ritzen.

Die größeste und mit dem reinsten Prangen
Geschmückte Perle sah ich drauf beginnen
Ihr Liebeswerk, zu stillen mein Verlangen.

„O sähest du wie ich" — sprach es von innen —
„Das unter uns entflammte Liebeswalten,
So prägtest du in Worte aus dein Sinnen.

Doch soll kein Aufschub dir den Drang erkalten
Zum hohen Ziel, — drum geb' ich dir Bescheid
Auf deinen Wunsch, den du geheim gehalten.

Des Berges Haupt, daran seit alter Zeit
Cassino liegt, war einst den Göttersagen
Verblendeter als Zufluchtsort geweiht.

Ich war's, der dort zuerst hinaufgetragen
Den Namen Des, der dunkelm Erdenland
Erhebender Allweisheit Glanz ließ tagen.

Und Gottes Huld hat mir so hell gebrannt,
Daß ich des Götzendienstes ruchlos Streben,
Das weltvergiftende, hab' rings verbannt.

Einst waren alle, die du hier siehst schweben,
Vom Feuer der Beschaulichkeit durchwallt,
Die heil'ge Blüten weiß und Frucht zu geben.

Hier ist Macarius, hier Romuald,
Hier meine Brüder, die — um rein zu halten
Ihr Herz und stark — im Kloster machten Halt!"

„Die Liebe, die so freundlich läßt gestalten
Dein Wort" — sprach ich —, „der Glanz, drin unversteckt
Rings alle Lichter Freundlichkeit entfalten,

Hat mein Vertrau'n zu dir so ganz erweckt,
Wie Sonnenschein die Rose, daß sie sich
Mit off'nem Blätterkelch entgegenstreckt.

Drum, Vater, bittet mein Vertrauen dich,
Du woll'st dich ohne Flammenkleid mir zeigen,
Wenn solche Gnade nicht zu groß für mich!"

„Dein hohes Sehnen, Bruder, wird erschweigen" —
Sprach er — „dort in der letzten aller Sphären,
Wo dir und mir Erfüllung wird zu eigen.

Dort sind vollkommen ganz und reif die Ähren
Der Wünsche all, dort steh'n in ihr befohlen
Die Teile, wo sie sind und ewig währen.

Fest steht sie, frei vom Raum und allen Polen,
Und bis zu ihr läßt Gott die Leiter reichen,
Drum kann dein Auge sie nicht überholen.

Nur Jakob sah sie einst als Gnadenzeichen
In seinem Traum am Tor des Himmels enden,
Sah Engel tummeln sich auf ihren Speichen.

Heut' will kein Fuß sich mehr vom Boden wenden,
Sie zu erklimmen, auf der Welt allein
Blieb meine Regel zum Papierverschwenden.

Die Mauern einst uns heiliger Abtei'n
Sind Räuberhöhlen, und die Mönchskapuzen
Pflegen multrigen Mehles voll zu sein.

Und doch ist selbst des Wucherns schnöder Nutzen
Nicht so verhaßt dem Himmel als die Früchte,
Die herzbetörte Mönche sich ertrutzen.

Nicht Vettern oder schlimmerem Gezüchte
Gehört das Kirchengut, — man soll es sparen
Der Armut, daß zu ihm sie bittend flüchte.

Das Fleisch ist schwach und derart unerfahren,
Daß guter Anfang nicht verbürgen kann,
Ob Eichelsaat einst Eichen läßt gewahren.

Petrus fing ohne Gold und Silber an,
Franz stiftete durch Demut seinen Orden,
Ich selbst mit Fasten und Gebet begann.

Blickst du zu jeden Flusses Ursprungsborden,
Verfolgst dann seinen Lauf zum heut'gen Stand,
So siehst du schwarz die reine Flut geworden!

Doch der den Jordan rückwärts einst gewandt
Ins Meer, läßt größ're Wunder leicht geschehen,
Indem hier Hilfe sendet seine Hand." —

So sprach er und ich sah zurück ihn gehen
Zum Geisterchor, und engverschlungen schossen
Sie aufwärts wie durch Wirbelwindeswehen,

Und ich mit meiner Herrin nach die Sprossen
Durch ihren leisen Wink: weil ihre Kraft
Gefügig ganz mein Wesen hielt umschlossen.

Hier, wo man mühsam klimmt und bald erschlafft,
Gab's niemals von Natur solch rasches Fliegen,
Als ich zur Höhe blitzschnell ward entrafft.

So wahr ich, Leser, zu des Lichtes Siegen
Zu kehren hoffe — drob ich schon seit Jahren
Bußfertig meine Sünden nicht verschwiegen —,

So schnell kann keine Hand durchs Feuer fahren,
Als nach dem Stier das nächste Sternenbild
Wir sah'n und — kaum geseh'n — schon in ihm waren!

O Sterne, die euch Keimkraft reich durchquillt,
Glorreiche, ihr gabt mir den Gottesfunken,
Wie klein er sei, der mir im Herzen schwillt;

Mit euch erstieg und ist hinabgesunken
Die Mutter, die Allleben gibt und nährt,
Als ich zuerst Toskanerluft getrunken.

Und jetzt, wo Gott die Gnade mir gewährt,
In eures Rades Schwingung einzutauchen,
Grüßt eure Region mich mildverklärt.

O hört andächt'ge Sehnsuchtsseufzer hauchen
Die Seele mein, daß sie mit Kraft sich rüste,
Wie Sterbliche zu schwerem Werk sie brauchen! —

„Du bist so nah des Heiles letzter Küste," —
Sprach Beatrice — „daß ich doppelt scharf
Und doppelt hell jetzt gern dein Auge wüßte.

Eh' drum dein Fuß dem Heil sich nähern darf,
Blick' nieder, — sieh: wie viel von deiner Welt
Zurückblieb, die dein Fuß sich unterwarf,

Daß deinem Herzen, freudenglanzerhellt,
Die Triumphierenden sich nun verklären,
Die durch den Äther wandeln lustgesellt."

Ich spähte abwärts durch die sieben Sphären
Auf unsern Globus: und dem dürft'gen Balle
Konnt' ich ein Mitleidslächeln nur gewähren.

O Weisheit, die da rät in jedem Falle
Verachtung unsrer winz'gen Welt als Pflicht! —
Zum Licht empor! sei Richtschnur für uns alle!

Ich sah Latonens Tochter voll im Licht
Und ohne die bewußte Schattenzone,
Die erst mich raten ließ auf „Dünn und Dicht";

Den Anblick von Hyperions starkem Sohne
Ertrug mein Aug' und sah dann ungeblendet
Ihn eng umkreist von Maja und Dione.

Sah Jupiter, wie er sein Zwielicht spendet
Zwischen Saturn und Mars, und durfte lernen,
Wie stellungwechselnd ihre Bahn sich wendet,

Und ich bemaß an all den sieben Sternen,
Wie die Kolosse durch des Weltraums Pracht
Getrennt hinrasen in ungleichen Fernen.

Das Staubkorn aber, das so stolz uns macht —:
Ein Blick umfaßt's mit Meer, Gebirg' und Talen,
Als ich vom Zwillingsstern es nahm in acht, —

Dann ließ ich mir ihr Auge wieder strahlen.

(Gesang XXIV.)

Im Anbeginn vom neugebornen Jahre,
Wenn schon die Nacht dem halben Tage gleicht
Und Sol im Wassermann erfrischt die Haare,

Wenn Frühreif bleich die Erde überschleicht,
Vom weißen Bruder Schnee ein Bild zu malen,
Ob seiner Feder Schrift auch schnell verbleicht, —

Dann steht der Landmann vor den weißen Talen,
Stemmt in die Hüfte seine Faust betroffen,
Da ihm nun Futter mangelt, — kehrt in Qualen

Nach Haus, beklagt sich, weil ihm nirgend offen
Ein Ausweg steht, — geht wieder auf die Heide,
Wo ihn, der sich verarmt hielt, neues Hoffen

Beseelt, weil plötzlich in ganz anderm Kleide
Die Welt erscheint, nimmt froh zur Hand den Stecken
Und treibt die Schafe auf die grüne Weide —:

So setzte der Verehrte mich in Schrecken,
Als ich erkannt', daß Mißmut ihn bedrücke,
Um auch so schnell dem Kummer Trost zu wecken.

Denn als wir nahten der zerstörten Brücke,
Sah er mich an mit gleicher Freundlichkeit
Wie jüngst am Bergeshang zu meinem Glücke.

Er öffnete darauf die Arme weit,
Nachdem er scharf gemustert rings die Trümmer,
Und hob empor mich mit Entschlossenheit

Gleich dem Bedächt'gen, der beim Handeln nimmer
Vergißt zu prüfen, was in Zukunft nütze;
So hob und schob er mich, wegweisend immer,

Von dem zum nächsten Fels und riet: „Nun schütze
Vorm Fall dich! klamm're dich an diesen Block,
Doch sieh erst, ob er fest genug zur Stütze!"

Den Weg hätt' nie gewagt ein Kuttenrock!
Wir selbst — er: Schatten, ich: von ihm geschoben —
Erklommen nur mit Müh' den Felsenstock.

Und senkte sich nicht flacher hier als oben
Des Tales inn're Wand, er hätt' vielleicht,
Ich nie zum Gipfel meinen Fuß erhoben.

Doch weil zum Brunnenrand abschüssig weicht
Der Unheilsbuchten Wand, so muß sich's zeigen,
Daß jedes Tal sich in der Bauart gleicht,

Wonach die innern Seiten minder steigen
Als seine äußern. Endlich auf der Spitze
Sah'n wir den letzten Trümmersturz sich neigen.

Ich war ermattet von des Steigens Hitze,
Mein Atem keuchte nach den Hindernissen,
So daß ich einen Block mir nahm zum Sitze.

„Wohlan! Der Mannheit zeig' dich nun beflissen!"
Sprach der Poet. — „Man erntet Ruhm und Ehre
Auf Polstern nicht noch weichen Daunenkissen.

Und wer da trachtet, daß er dies entbehre,
Läßt hinter sich die gleiche Spur der Welt,
Wie Rauch in Lüften, Wellenschaum im Meere.

Drum auf! wirf ab, was dumpf dich niederhält,
Der Geist muß über die Erschöpfung siegen,
Daß er nicht in des Körpers Fesseln fällt.

Noch zu erklimmen gibt es steil're Stiegen,
Genug ist's nicht an diesem ersten Werke;
Begreifst du's? Gut! Laß dir's am Herzen liegen!"

Und ich, daß er nicht meine Schwäche merke,
Mich kräft'ger machend, als ich wirklich war,
Sprang auf und rief: „Ich habe Mut und Stärke!" —

Der neue Weg war schmal und steinig gar,
Wie übersät mit Höckern anzusehen,
Und bot sich steiler als der erste dar.

Um stark zu scheinen, sprach ich laut im Gehen
Bis eine Stimme aufwärts scholl vom Grunde,
Nur zu verworren, als um zu verstehen,

Was sie mir rief, wengleich ich überm Runde
Schon fußte auf des Berges Brückenjoch;
Doch kam sie wohl aus sehr erzürntem Munde.

Ich bog mich lauschend darum tiefer noch;
Doch da des Abgrunds Nacht nicht war zu lichten,
Bat ich den Meister: „Laß uns weiter doch

Den Schritt vom nächsten Umkreis abwärts richten;
Zwar hört mein Ohr, doch kann es nichts verstehen,
Uns was ich seh', erkenn' ich doch mit nichten!"

„Du sollst die Tat allein als Antwort sehen," —
Sprach der Poet, — „denn ehrenwertes Bitten
Soll immer schweigend in Erfüllung gehen."

Geschwinden Gangs wir von der Brücke schritten,
Dorthin, wo auf dem ersten Wall sie ruht,
Wo ungehemmt zum Schlund die Blicke glitten.

Und eine scheußlich ekelhafte Brut
Von Schlangen sah ich knäueln sich und ballen —
Bei der Erinn'rung noch gefriert mein Blut.

Nicht rühme Libyens Sand sich mehr vor allen,
Mag er in Ringel-, Pfeil- und Wasserschlangen,
In Nattern oder Vipern sich gefallen, —

Ihm, und ganz Aethiopien nicht, entsprangen
Soviel verruchte Schleichen, Ottern, Drachen,
Vom Strand des Roten Meeres angefangen!

Und zwischen solchen aufgesperrten Rachen
Lief nacktes Volk, dem Hoffnung längst entschwunden,
Zu bergen sich und unsichtbar zu machen.

Die Hände waren hinters Kreuz gebunden
Mit Nattern, die durch's Becken ihre Lenden,
Vorn Kopf und Schwanz verknotend, sich gewunden.

Da sah ich einen Schlangenkopf sich wenden
In unsrer Näh' auf einen und ihn stechen,
Wo unterm Kopf die Nackenwirbel enden.

So schleunig läßt kein O und Ach sich sprechen,
Als ich ihn brennen sah, kurzflackernd flammen
Und dann zum Aschenrest zusammenbrechen.

Doch Wunder! Die gestaltlos jetzt verschwammen,
Aufs neue bauten stückweis sich die Glieder
Zum alten Körper blitzgeschwind zusammen.

So melden von dem Phönix alte Lieder:
Daß, wenn er nach fünfhundert Jahren sterbe,
Ihn seine Zauberkraft verjünge wieder, —

Daß Nahrung ihm nicht Kraut noch Dorn erwerbe,
Nur Weihrauchsaft; daß köstliche Gewürze
Versüßten duftend ihm des Todes Herbe.

Wie, wer nicht weiß, daß und warum er stürze,
Sei's böser Krampf durch Stockung in dem Blute,
Sei's, daß ein Alb ihm das Bewußtsein kürze, —

Sich wieder dann erhebt, ganz wirr zu Mute
Umherstarrt, bänglich seufzend wie in Banden,
Gelähmt vor Angst, die bleischwer auf ihm ruhte, —

So war der Sünder taumelnd aufgestanden.
Ew'ge Gerechtigkeit! wie streng und schwer
Macht alles deiner Schläge Wucht zuschanden!

Als ihn Virgil befragt, woher und wer
Er sei, rief er: „In diese Unheilstunke
Schneite mich unlängst erst Toskana her!

Von Menschen lebte nicht der kleinste Funke,
In Bastard Fucci, den man Bestie nannte, —
Pistoja war mir würdigste Spelunke!" —

„Laß ihn nicht fort!" — ich an Virgil mich wandte —
„Von seiner Missetat geb' er Bericht,
Da ich ihn einst als durst'gen Bluthund kannte."

Der dies vernahm, entblödete sich nicht,
Und Stirn und Antlitz dreist mir zugewendet,
Begann er, wilde Scham im Angesicht:

„Das frißt mich mehr, daß du hierhergesendet,
In diesem Jammerelend mich zu schauen,
Als daß ich meine Lebensbahn vollendet.

Doch Rede will ich steh'n und dir vertrauen:
Ich habe freveln Kirchenraub begangen,
Drum ward' ich hergeschmettert in dies Grauen;

Bezichtigt wurden viel', einer gehangen.
Doch, daß du hier mich sahst, soll dich nicht freuen,
Darfst du je wieder an das Licht gelangen.

Drum laß' dein Ohr mit dieser Mär betrauen:
Pistoja muß die Schwarzen erst verjagen,
Florenz wird Volk und Sitte dann erneuen.

Mars saugt, von Wetterwolkennacht getragen,
Aus Valdimagra Nebeldünste aus,
Dann wird er im Picener Felde wagen

Mit wildergrimmten Stürmen harten Strauß,
Bis er die Wolken siegreich wird zerreißen,
Daß keiner von den Weißen kehrt nach Haus.

Ich hab's gesagt, daß dir's ins Herz soll beißen!"

(Gesang XXV.)

So sprach der Dieb, ließ drauf in frechem Spott
Durch beide Fäuste seine Daumen ragen
Und höhnte: „Dieser Gruß gilt dir, o Gott!"

Seitdem sind Schlangen mir kein Mißbehagen,
Denn eine hielt ihm gleich den Hals umwunden,
Als spräche sie: Kein Wort mehr sollst du sagen!

Die Arme fest umschnürend hielt gebunden
Die zweite ihm, sich knotend vorn zusammen,
Zum kleinsten Ruck hätt' er nicht Kraft gefunden.

Warum gehst du von selbst nicht auf in Flammen,
Pistoja, einzuäschern all die Brut,
Draus deiner Frevler Freveltaten stammen?

Nie sah ich so verruchten Übermut
Sich gegen Gott im Höllenkreis erfrechen,
Selbst Capaneus stand nicht so heiß in Wut.

Doch weiter nichts mehr sollte Fucci sprechen,
Weil ein Zentauer herschoß pfeilgeschwind
Und rief: „Wo ist er, seinen Trotz zu brechen?"

Nicht in Maremma mehr Reptile sind,
Als ihm um Leib und Schultern wimmelnd hingen
Bis auf die Hüften, wo der Mensch beginnt.

Auf seinem Nacken mit gespreizten Schwingen
Ein Drache saß, der feueratmend Flammen
Auf alle ausspie, die vorübergingen.

„Der so viel Schlangen häuft auf sich zusammen,
Ist Kakus," — sprach Virgil, — „durch den manchmal
Die Aventiner Au'n im Blute schwammen.

Fern seinesgleichen haust er hier im Tal',
Weil Arglist er an Herkules vollführte
Und seine Rinderherde frech bestahl;

Der hat das Handwerk ihm, wie sich's gebührte,
Gründlich gelegt, denn von den hundert Streichen
Der Keule Kakus keine zehn verspürte!"

Indem sah den Kentaur ich flugs entweichen
Und unter uns auftauchen plötzlich drei,
Von deren Gegenwart uns erst ein Zeichen

Zuteil ward, als sie riefen mit Geschrei:
„Wer seid ihr dort?“ — Der Meister schwieg und wandte
Gleich mir sich um, zu sehen, wer da sei.

Nicht einen einz'gen von den drei'n ich kannte;
Doch kam's durch Zufall recht nach meinem Sinn,
Daß einer da des andern Namen nannte,

Indem er rief: „Wo ist Cianfa hin?“
Drauf ich, daß aufmerksam mein Führer stände,
Den Finger legte über Mund und Kinn. —

Wenn ich bei dir jetzt keinen Glauben fände,
O Leser, zürn' ich nicht. Ich selber nicht,
Der's sah, des Glaubens leicht mich unterwände.

Ich hielt auf sie gerichtet das Gesicht,
Da wirft sechsfüßig plötzlich eine Schlange
An einen sich, den sie von vorn umflicht.

Das Mittelfußpaar preßt wie eine Zange
Den Bauch, das vord're seine Arme flink,
Dann schlägt sie ihr Gebiß in jede Wange.

Das Hinterfußpaar um die Hüften ging,
Indes den Schwanz sie, zwischen beiden Beinen
Durchzwingend, hinten aufwärts bog zum Ring.

Nie enger sah ich einem Baum sich einen
Des Epheus Ranken, als dies ekle Tier
Die Glieder ringelnd rollte um die seinen.

Wie warmes Wachs vermischten sie sich schier,
So daß auch beider Farbe war vermengt,
Und kein's von beiden schien dasselbe mir.

Wie ein Papier, das in der Hitze sengt,
Bevor es brennt, sich kräuselnd bräunt und — ehe
Sich's schwärzt — die weiße Farbe sacht verdrängt,

So hier! — Die andern sahn's und riefen: „Wehe,
Agnàl, du bist nicht doppelt mehr, nicht einer,
Weh' dir, daß solch ein Wandel dir geschehe!“

Verwachsen war dem Schlangenkopf schon seiner,
Mit einem Antlitz wurden's zwei Gestalten
Aus einer, aber beide glichen keiner.

Zwei Arme sah man vierfach sich zerspalten,
Brust, Bauch und Unterschenkel samt der Lende
Zu niegeschauten Gliedern sich entfalten,

Damit das alte Ausseh'n gänzlich schwände;
Zwei war und kein's von beiden das Gebilde!
Langsam entschwand es mitten dunkler Wände.

Als ob vorm Wandrer, wenn auf das Gefilde
Der Juli brütet, aus des Zaunes Dorne
Blitzschnell die Eidechs' huscht, die scheue, wilde, —

So warf jetzt, braunschwarz gleich dem Pfefferkorne,
Blitzschnell sich eine von den kleinern Schlangen
Auf der zwei andern Bauch in biss'gem Zorne

Und, wo die erste Nahrung wir empfangen,
Den Körperteil durchbohrte sie dem einen,
Dann fiel sie hin, als wär' ihr Zorn vergangen.

Der starrte auf das Tier vor seinen Beinen,
Stillstehend, stumm, — und gähnte, daß er mir
Verschlafen oder fiebrig mußte scheinen.

Die Viper sah auf ihn, — er auf das Tier,
Sie dampfte aus dem Maul, — er aus der Wunde;
So kreuzte sich der Dampf vor ihm und ihr! —

Lucan verstumme jetzt mit seiner Kunde
Vom Elend des Sabellus und Nasid
Und hänge aufmerksam an meinem Munde.

Von Arethus und Kadmus schweig' Ovid!
Er mache sie zur Quelle, ihn zur Schlange,
Nicht neid' ich ihm sein wandlungsreiches Lied.

Denn nichts zu lesen ist in seinem Sange,
Daß Form und Stoff und Wesen zwei Gestalten
So ganz vertauscht im Wechselbildungsdrange,

Wie ich es hier sich seltsam sah entfalten:
Ich sah den Schwanz sich gabeln bei der Schlange,
Sah den Gestoch'nen eng zusammenhalten

Die Beine und es dauerte nicht lange,
So waren sie verschmolzen alsobald,
Daß sie unlöslich im Zusammenhange.

Was ihr verloren ging, gewann Gestalt
Bei ihm und umgekehrt; wie hier die weiche,
So dort die harte Haut als Hülle galt.

Und mit der Armverwandlung war's das Gleiche:
Sie krochen in die Achseln, wie die Beine
Der Schlange länger wurden im Bereiche.

Die Hinterfüße schmolzen im Vereine
Zu jenem Glied ihr, das der Mann versteckt,
Indes zu zweien Armen ward das seine.

Und unterm Dampf, der brodelnd sie beleckt,
Verfärbten sie sich neu und hier schwand Haar
Am Körper, wo es dort den Leib schon deckt.

Er sank dahin; — der vorher Schlange war,
Stand auf: und unter'm Blickzwang voller Tücke
Vertauschte die Gesichter jetzt das Paar!

Ich sah, daß sich der Kopf nach rückwärts drücke
Dem Stehenden und sich vom Überfluß
Des Fleisches bildeten die Ohrenstücke.

Was nun vom Vorhaupt übrig noch, das muß
Sich teils als Nase aus dem Antlitz recken,
Teils wölben sich als Mund zum guten Schluß.

Beim Liegenden sah ich ein Maul sich strecken,
Worauf er in den Kopf die Ohren zog,
Wie ihre Hörner in sich zieh'n die Schnecken.

Die in der Rede Kunst sich schmiegsam bog,
Die Zunge teilte sich, doch die geteilte
Des andern schloß sich und der Rauch verflog.

Als Schlange so mit Zischen talwärts eilte
Sein Geist davon, der andre spuckte nach,
Schmähworte rufend, während er verweilte.

Er zeigte dann den Rücken ihr und sprach
Zum dritten: „Mag auch Boso auf dem Bauche
Jetzt talwärts laufen so in Schmerz und Schmach!"

So seh' ich in der sieb'ten Unheilsjauche
Tausch und Verwandlung; ob der Neuheit sei
Verzieh'n der Feder, daß mehr Raum sie brauche.

Wenngleich mein Blick von Trübung nicht ganz frei
Und abgespannt mein Geist, so viel ermannte
Ich dennoch mich, daß ich — wie schnell die zwei

Enteilten auch — den Pucci doch erkannte,
Den einzigen von diesen drei Genossen,
Der unverwandelt sich von dannen wandte;

Dem andern einst Gavilles Tränen flossen.





Die erste Geige.

Von Fritz v. Kenner.

Es war einmal in einer kleinen Stadt
Ein Meister. Der sann und dachte von früh bis spat,
Wie er wohl ein auserwähltes Instrument
Erdenken und erfinden könnt'.
Gar manches war ihm schon durch den Sinn gegangen,
Am häufigsten aber blieb sein Blick an einer „Vielle“ hangen;
Das war ein armes, eckiges Ding,
Dreisaitig, kurzatmig und im Ton gering,
Wenn man mit dem Bogen darüberstrich.
Und trotzdem dachte der Meister sich,
Darinnen müßte, verstünde man's nur recht und fein,
Weltenglück und Himmelsfrieden verborgen sein,
Und weinen müßte es können und herzlich lachen, —
Nur anders wäre das dreisaitige Geiglein zu machen.
Doch wie? Und er drehte in seinen schwieligen Händen
Das kleine Ding gar oft herum und bei dem Drehen und Wenden
War, ohne daß er dessen hätte wahrgenommen,
Der Tag vergangen und die Nacht gekommen,
Und die Nacht, die spann' ihn mit Lauschen und Dämmern ein
In seiner Werkstatt und mehrte nur noch seine Träumerei'n.

An der Pforte St. Peters saßen im letzten Sonnenschein
Zwei kleine Engel in einträchtigem Verein.
Sie waren Mitglieder der himmlischen Musikkapelle,
Der eine ein Geiger und sein Geselle
Ein kunstverständiger Posaunist,
Was im Orchester etwas durchaus Großes ist . .
Und weil sie sieben Tage der Woche lang
Zu Gottes Ehr' gespielt mit Kling und Klang,
War ihnen die Löhnung, so wie's ihnen beschieden,
Von St. Peter ausgezahlt worden und sie waren damit zufrieden.
Besonders der Posaunist war in heiterer Laune.
Er wollt' sich neu vergolden lassen seine Posaune
Und wog die Löhnung, die aus Sonnenstaub bestand,
Prüfend und schätzend auf der flachen Hand.
Der Geiger aber (man weiß es ja weit und breit,
Die Geiger waren jederzeit ränkesüchtige Leut')
Schlug, bums! dem andern von untenher auf die Hand,
Hoch flog der Sonnenstaub in die Höh' und verschwand.
Das konnt' sich der Posaunist nun nicht gefallen lassen,
Drum kriegt er den Kameraden am Ohr zu fassen;
Weil sich aber dieser auch tüchtig wehrt
Und ihm nun in die lockigen Haare fährt,
Nimmt er schnell seine Posaune herbei,
Und nun ward's eine richtige Prügelei,
Bei der der Geiger auf den Boden fiel,
Just auf die Geige — und hin war das Saitenspiel.

Da kam St. Peter gerade dazu,
Er packt' sie beim Kragen und stiftete Ruh'.
Dann sahen sie sich den Schaden an,
Bei dessen Anblick der Geiger laut zu heulen begann.
St. Peter hob die Geige auf, — ein Bild von Verderben! —
Zitterig, mühsam setzt er zusammen die Scherben,
So gut es ging, — kein Stücklein fehlte zum Glück.
Da sprach er zu den beiden mit einem Seitenblick:
„Wenn ich's dem ‚Herrn' sag', kann ein jeder von Euch
Acht Tage Etuden spielen trotz dem Himmelreich,
Und ich müßt' es hören! Und schick' ich die Geigen
In die Himmelstischlerei, erfährt Er's auch, — drum lieber schweigen,
So erspar' ich Ihm den Ärger und mir die Qual.
Doch höre, du mutwilliger Bengel, einmal!"
Und damit stieß er das Himmelsfenster auf, —
„Da drunten sitzt einer, sein Licht glänzt hell bis herauf,
Zu dem flieg hinab! — Er soll deine Geige dir flicken.
Doch spute dich, laß' dich von niemand erblicken,
Sonst brummt ‚Unser Herr', daß ich dich ausfliegen ließ!"
Damit öffnet er die Pforte und stieß
Den Jungen hinaus; der war wohl flink genug,
Daß er vor lauter Eile sich fast überschlug.

Es pocht in der Nacht an des Meisters Tür.
„Kleiner, was willst du? Was führt dich zu mir?"
So sprach der Meister und die Augen wurden ihm groß.
Das Geigerlein schlüpft herein, drückt die Tür ins Schloß,
Sagt kein Wort, sondern legt nur in trauerndem Schweigen
Auf den Werktisch seine zerbrochene Geigen.
„Oho," macht der Meister, „die ist aber arg zerhaut!"
Aber immer erstaunter wird er, wie er das Instrument beschaut.
Das war's! So mußt' es beschaffen sein!
Wie ein Leuchten stieg's ihm zum Kopf hinein.
Und während er an der Geige hantiert,
Mißt er die Form, überlegt und studiert.
Die Arbeit aber ging ihm wunderbar von der Hand.
Kaum daß die halbe Nacht entschwand,
War's beisammen und trocken der Leim und fix.
Er gibt die Geige dem Kleinen, der andächtigen Blicks
Ihm zugeschaut hat. Der setzt sie ans Kinn,
Streicht mit dem Bogen fein drüber hin —
Und hervor quoll's, mächtig wie Glockenklang,
Wie Kinderlachen, wie Jubelgesang.
Da neigte der Meister andachtsvoll
Das greise Haupt. Wie ward ihm wohl,
Wie ward ihm die Brust so frei und groß!
Wie müde und mild sich sein Auge schloß! — — —

Und als er erwachte, sah der Sonnenschein
Lustig zum Werkstattfenster herein.
War's Traum nur, was er soeben geschaut?
Noch sann er, dann setzt er sich hin und baut
Ein Instrument, wie er's gesehen zur Nacht.
Und als er's recht zustande gebracht,
Da klang's so herrlich, da klang's so fein,
Als schlösse es Weltenglück und Himmelsfrieden ein.

Das war die erste Geige auf Erden. Und wenn einer anders spricht,
Dann schüttle dein Haupt und glaub' ihm nicht.



Umschau.

Vom christlichen Idealismus. Die „Wege nach Weimar, Monatsblätter von F. Lienhard", bringen im Novemberheft 1906 (2. Jahrgang, 2. Heft) folgenden auf die „Kultur" sich beziehenden Artikel, der, wie diese ganze Monatschrift, vom Herausgeber selber geschrieben ist.

„Vom christlichen Idealismus. (An Rich. v. Kralik.) In der Vierteljahrszeitschrift ‚Die Kultur', dem Organ der österreichischen Leogesellschaft (7. Jahrgang, 2. Heft), erwähnen Sie mit Beifall einige schöne Worte des Konvertiten Johann Jörgensen. Die Worte lauten: ‚Je katholischer ein Mensch lebt, desto mehr fühlt er sich in innigem, tiefem, wesentlichem Frieden mit Gott, mit sich, mit der ganzen Schöpfung. Dem Lichte entgegen, dem Leben entgegen, weil der Liebe entgegen — das ist die Formel der katholischen Religiosität.' Wenn diese Herzensworte die Formel Ihres Glaubens sind, so begrüße ich — der Protestant — Sie und Jörgensen hiemit als Glaubensgenossen.

Aber Sie schlagen leider sofort nach diesem Zitat eine Dissonanz an. Sie erteilen diesen ‚Wegen nach Weimar' einen Seitenhieb; Sie betonen, im Anschluß an eine katholische Zeitschrift, das ‚Unzulängliche des Verfassers als Dichterdenker'; und Sie zitieren beistimmend das Urteil jener Zeitschrift: ‚Die in Lienhard den christlichen Idealisten glaubten sehen zu können, ja zu müssen, wird dies sein Programm über ihre Täuschung endgültig aufklären.' Mit anderen Worten: Sie, der gereifte Mann, sprechen öffentlich einem Nebenmenschen den Idealismus und das Christentum ab. Das sind nun zwar Worte, auf die ich als Worte kein Gewicht lege, da sich viele in diese Kleider hüllen; die mich aber um der Sache willen nötigen, Sie um genauere Auskunft zu bitten. Denn wir stehen uns in vielem nahe.

Lassen Sie mich versuchsweise darlegen, ohne alle Bibelzitate, was ich etwa unter ‚christlichem Idealismus' in Tat und Wahrheit verstehe.

Nach einer syrischen Legende zog eines Tages Jesus mit seinen Jüngern an einem toten, verwesenden Hund vorüber. Alle wandten entsetzt den Kopf: ‚Wie häßlich ist dieses Tier!' Jesus warf nur einen flüchtigen Blick hinüber und sagte ruhig: ‚Was für ein schönes Gebiß hat dieser Hund!'

Zu dieser Legende gibt es ein Gegenstück im Koran. Als Gott den Menschen geschaffen hatte, waren alle Engel voll Bewunderung; nur einer stand höhnisch abseits. Gefragt, warum er Bewunderung versage, antwortete er: ‚Ich weiß ja doch, daß Du ihn aus gemeiner Erde gemacht hast.' Dieser eine war Satan; ob seines ‚bösen Blickes' wurde er aus dem Himmel verbannt.

Es gibt einen Blick für das Häßliche, wie es einen Blick für das Gute gibt. Der Blick für das Häßliche, der ‚böse Blick', der das Verstimmende überall herausfindet und durch die Aussprache dieses Verstimmenden auch andre mit Verstimmung ansteckt, ist besonders heute und überhaupt immer sehr verbreitet. Ich sehe nun das Wesen des christlichen Idealismus gerade darin, dieser gemeinmenschlichen Schlappheit den aufbauenden Blick entgegenzusetzen, den Blick für das Gute, das Schöne, das



Hohe, das Stolze — und suche zugleich den Mut zu dieser edleren Eigenschaft zu beleben. Was diesen höheren und reineren Zustand, zu dem man durch Entwicklung und Arbeit an sich selbst gelangt, stärkt, das heiße ich willkommen, ob uns Franz von Assisi hilft oder Friedrich Schiller. Ein Abgrenzen gibt es da kaum; denn alles Geschaffene dient der Gesamtheit; soweit ich mir diese und andre Lebenserscheinungen aneignen kann, soweit ich den Lebensgehalt der Großen menschlich verarbeite und damit meine eigene Seele aufbaue, so weit sind sie mein eigen. Das gilt nicht nur von den Großen, den sichtbarsten Beispielen, das kann von jedem Kinde gelten, das mir über die Straße läuft — das galt für Jesus sogar vom toten Hund. Diese Kraft des Seelen-Aufbauens hat uns Christus, der Lebensbringer, offenbart. Wer diese Wärme in sich entfaltet und schöpferisch zu betätigen sucht, der ist Kind der schöpferischen Gottheit, der ist Idealist.

Wenn nun Sie dieser seelischen Verfassung, die ich hier zu kennzeichnen versuchte, den Ehrennamen ‚christlicher Idealismus‘ verweigern, so tun Sie das jedenfalls aus einem überlegenen Zustande und aus einer tieferen Einsicht. Ich wäre Ihnen dankbar — ganz unbefangen gesagt — wenn Sie mir und meinen Lesern Ihre Auffassung kurz und lichtvoll dartun wollten. Nur soviel noch: ist Ihnen, dem reichbelesenen Manne, aus meinen ‚Wasgaufahrten‘ das Gespräch mit einem Katholiken bekannt? Und halten Sie etwa den Idealismus, der aus den protestantisch-deutschen Formen erwuchs, für nicht christlich?“

Hier meine Antwort: Sie haben recht, daß wir uns in manchem sehr nahestehen. Aber gerade deshalb werden wir uns vielleicht über die noch schwankenden Einigungspunkte schwerer verständigen. Ihr Idealismus ist Subjektivismus, ist der Standpunkt Kants, wenn er etwa von unbeweisbaren „Ideen“ der Vernunft spricht oder von der „Idealität“, d. i. Subjektivität von Raum und Zeit. Es ist der Idealismus Schillers in den schönen Gedichten „Die Ideale“ und „Das Ideal und das Leben“, wenn dort von zerronnenen Idealen gesungen wird, vom süßen Glauben, der der Wirklichkeit zum Raube werden konnte, von der Flucht aus diesem engen, dumpfen Leben in des Ideales Reich. Hier klafft überall das Ideal und die Wirklichkeit weit auseinander.

Mein Idealismus ist aber stärker, ist objektiver, realer, er ist der Platons, er mutet den Ideen zu, wirklich zu werden, und der Wirklichkeit, ganz an den Ideen teilzunehmen. Auf die Ästhetik angewandt, fordert dieser Idealismus, daß eine klassische Kultur in vollem Sinne, eine Kultur voll idealen Gehalts, zugleich eine höchst reale Form, eine tatsächliche Gestaltung aufweise. Je wahrer, je tiefer, je lebendiger der ideale Gehalt, um so bestimmter, um so konkreter die Form, in der er in die Erscheinung tritt. So wie nun die antike klassische Kultur ohne positive Religion, Priestertum, Opfer, Wunder nicht möglich war, so ist auch der christliche Idealismus nicht möglich ohne diesen christlichen Realismus, wie er in der positiven, sichtbaren, hierarchisch und autoritativ gegliederten, in Opfern, Festen und Kulten sich betätigenden Kirche durch alle Menschenalter seit Christus bis heute sich offenbart. Ich gebe zu, daß auch die Protestanten, daß auch Sie, daß vor allem die Weimarer Klassiker an diesem christlichen Idealismus teilnahmen, soweit sie positiv sein wollen. Ich habe das in einer eigenen Schrift ausgeführt („Die deutschen Klassiker und der Katholizismus“). Ich gebe auch zu, daß von der Reformation an bis zur Romantik die Kultur der katholischen Kirche in Deutschland unter einer

schädlichen Verschüchterung zu leiden hatte. Diese auch jetzt noch nachwirkende Verschüchterung zu heben, ist meine Bemühung. Dabei bin ich wohl auch die „Wege nach Weimar" gegangen, aber auch noch ein wenig weiter, nach Jena, wo die Romantik entstand, wo Novalis und Friedrich Schlegel einen dreihundertjährigen Bann von unserer nationalen Kultur nahmen.

Ich habe mich etwas schärfer ausgedrückt im Unmut, daß auch noch eine Partei unter unseren katholischen Literaten jenen echteren Idealismus verkennt und uns auf Ihren Idealismus verweist, der mir nicht nur vom christlichen, sondern auch schon vom rein philosophischen und ästhetischen Standpunkt aus nicht genügen kann. Weder mir noch der nationalen Kultur. Das Urteil darüber, ob ich im Recht oder Unrecht bin, maße ich mir gewiß nicht an. Aber ich darf wohl mit dem ganzen Einsatz meiner Persönlichkeit heute ebenso in diesen „Sängerkrieg" eintreten, wie vor genau 700 Jahren zu Wartburg Heinrich von Ofterdingen, Wolfram und Walther. Mag ich dabei siegen oder nicht, in jedem Fall wird die Sache der nationalen Kultur gefördert werden, das Idealere, das heißt, das Seiendere, Wahrere, Bessere, Schönere wird sich auch verwirklichen und gestalten und durch die volle wirkliche Gestaltung seine Idealität erweisen. Dies in kurzem mein Standpunkt. Ich würde mich freuen, ihn mit Ihnen noch weiter erörtern zu können. Richard von Kralik.

* * *

Die moderne Literaturgeschichte und Ästhetik fällt in alter Regel über die Schicksalstragödie ein durchaus absprechendes Urteil. Es wird dabei unter diesem Ausdruck eine Reihe von Tragödien verstanden, welche in dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts unter dem unverkennbaren Einfluß der Romantik gedichtet wurden und nicht nur in einer eigentümlichen Auffassung der „tragischen Schuld", sondern auch in dem behandelten Stoff gemeinsame Züge aufweisen. Man zählt zu dieser Gruppe „Die Braut von Messina" (1803) und „Die Ahnfrau" (1816), als die eigentlichen Vertreter der Richtung aber gelten Zacharias Werner („Der 24. Februar", 1809), Adolf Müllner („Der 29. Februar", 1812, „Die Schuld", 1816, „Die Albaneserin", 1820) und Ernst von Houwald („Das Bild", 1821). Aber auch Dichter ganz anderer Richtung haben wenigstens in ihrer Sturm- und Drangzeit derartige Tragödien gedichtet, so Hebbel und Grabbe, welcher allerdings Sturm und Drang niemals innerlich überwunden hat. Daß Raupach, welcher sich in allen Arten von Dramen versucht hat, auch der „Schicksalstragödie" nicht ferne blieb, braucht dem Literaturkundigen kaum gesagt zu werden.

Da die genannten Dichtungen und Dichter allerdings nicht ausnahmslos — „Der Müller und sein Kind" von Raupach erscheint noch heute auf den deutschen Bühnen —, aber doch großenteils dem heutigen Geschlecht fremd geworden, da sie „versunken und vergessen" sind, könnte es auf den ersten Blick als müßige Spielerei erscheinen, das eingangs erwähnte Urteil auf seine Stichhältigkeit zu prüfen. Allein mit Unrecht! Denn nicht einmal nur ist es vorgekommen, daß einzelne Dichter und ganze Literaturepochen aus dem Moderstaube zu neuem Leben im Geiste der Nation erblühten. Wer wußte im 17. und 18. Jahrhundert etwas von der deutschen Dichtung des Mittelalters? Und wenn heute die Romantik im allgemeinen nach jahrzehntelanger Verachtung wieder zu Ehren kommt, warum sollte eine Richtung derselben von dieser Auferstehung ausgeschlossen sein? — Aber wichtiger noch ist ein zweiter Grund. Das Wort „Schicksalstragödie" wird allerdings zunächst zur Bezeichnung der oben umschriebenen Dramengruppe gebraucht. Begrifflich aber

umfaßt es alle Dramen, welche mit jener Gruppe in der Auffassung der „tragischen Schuld“ eine gewisse Verwandtschaft zeigen. Dadurch entsteht eine Verwirrung, und es wird das Verdammungsurteil in der Tat häufig auf die „Schicksalstragödie“ als solche, nicht nur auf ihre Erscheinungsform in der Zeit der Romantiker ausgedehnt. Eben deshalb müssen auch wir uns zunächst über die „Schicksalstragödie“ in ihrem wesentlichen Sinn ein Urteil bilden und, um dies zu können, den Begriff klar abgrenzen.

Wenn man das Wort „Schicksal“ im unphilosophischen, gebrauchsüblichen Sinne nimmt, in welchem es die Ereignisse des Menschenlebens schlechthin bezeichnet, in welchem man es zum Beispiel in der Wendung gebraucht: „Der Mensch macht sich sein Schicksal“, so müßte jede Tragödie eine „Schicksalstragödie“ sein, denn jede befaßt sich, wie das Drama und in gewissem Sinne die Dichtung überhaupt, mit Ereignissen des menschlichen Lebens. — Es ist klar, daß dies nicht der Sinn sein kann, welcher dem Worte „Schicksalstragödie“ zugrunde liegt. Für diesen Sinn ist eine richtige, für die Ästhetik brauchbare Definition nicht leicht zu finden, weil der Begriff, welchen der einzelne mit dem Wort „Schicksal“ verbindet, in hohem Maß von seiner Weltanschauung abhängig ist. Wenn man die metaphysische Vorfrage ungelöst lassen will, muß man etwa sagen: Schicksal ist die Gesamtheit jener Ereignisse im Einzelleben, welche dem Willensbereich des einzelnen entrückt sind und Wirkungen anderer Mächte darstellen. Und „Schicksalstragödie“ wäre demnach eine solche Tragödie, bei welcher der das Wesen des Tragischen bildende Kampf ein Kampf zwischen dem Menschen und diesen Mächten, ein Kampf mit dem „Schicksal“ ist. Wenn man aber genau zusieht, müßte man auch in diesem Sinn jede Tragödie als Schicksalstragödie bezeichnen; denn soweit der Mensch mit voller Willensfreiheit sich entscheidet, unabhängig von äußeren und inneren Beschränkungen, kann es zu keinem Kampf kommen; Kampf und Untergang in demselben ist aber der Inhalt jeder Tragödie. — Liegt nun das Charakteristische der Schicksalstragödie vielleicht in dem Grade des Anteils, welchen der Wille des Helden und welchen die dem Willen entrückten Mächte an der Herbeiführung der Ereignisse haben? Auch diese Frage muß verneint werden. Den „König Lear“ zum Beispiel wird niemand eine Schicksalstragödie nennen, obwohl der Wille des Helden an seinem Schicksal gewiß den allermindesten Anteil hat, da wir es ja doch mit einem Geistesgestörten, Unzurechnungsfähigen zu tun haben. Dieses Beispiel zeigt, daß der Grad des Willensanteiles von Seite des Helden jedenfalls nicht das einzige Merkmal der Schicksalstragödie ist.

Hingegen ist zuzugeben, daß das verhältnismäßige Zurücktreten des Willens des Helden gegenüber den dem Willen entrückten Mächten eines der Merkmale der Schicksalstragödie bildet. Aber diese Mächte müssen außerdem von ganz besonderer Beschaffenheit, sie dürfen nicht im Willen anderer im Drama handelnder Personen begründet sein. Der Eindruck des „Schicksalsmäßigen“ wird eben dadurch hervorgerufen, daß das Ergebnis außerhalb des Willenskreises der im Drama handelnden Personen liegt. Deshalb sind auch jene wenigen Dramen Shakespeares, in denen der Wille des Helden nur in geringem Maße an der Herbeiführung des Endergebnisses beteiligt ist, wie „König Lear“ oder „Othello“, keine Schicksalstragödien.*) Und dasselbe finden wir zum Beispiel in Hebbels „Gyges und sein

*) Eine ganz eigentümliche Stellung nimmt Shakespeares schwierigste Dichtung „Hamlet“ ein, deren nähere Untersuchung über den Rahmen des hier behandelten Themas weit hinausführen würde.

Ring", welches Drama allerdings durch den unheilvollen Ring, wie im weiteren Verlaufe dieser Darlegungen erhellen wird, an die Schicksalstragödie anklingt. Wohl hat Rhodope ihr Unglück nicht bewirkt, geschweige denn verschuldet; aber wir sehen jene Macht außer ihr, die das Verderben heraufbeschwört, in der Person ihres Gatten.

Welche Mächte sind es also, die den Eindruck des „Schicksalsmäßigen", weil von keiner der handelnden Personen Gewollten, hervorrufen? Eine solche Macht ist die naturwissenschaftliche Tatsache der Vererbung, die Tatsache, daß der Mensch in seinen Willenshandlungen mannigfach bestimmt sein kann durch die Eigenschaften und Handlungen seiner Vorfahren. Eine zweite Macht dieser Art entsteht durch die Umsetzung dieser Tatsache in eine historische: der willensbegabte Mensch wird in eine historisch gewordene Umgebung hineingestellt, welche durch ihre überlieferten Vorstellungen und Sitten den Willen der Mitlebenden innerhalb gewisser Grenzen ernstlich beeinflussen kann und auf diese Weise zu einer „unüberwindlichen Macht" wird. Die dritte Macht, welche in diesem Zusammenhang genannt werden muß, gründet sich darauf, daß der Mensch zwar den Willen hat, um zu handeln, aber nicht immer die Denkkraft, um die Folgen seiner Handlungen auszudenken. Er hat die Handlung gewollt, die Folgen will er nicht; er sucht sie zu verhindern, sie aber nehmen ihren Lauf ohne und gegen seinen Willen: „Die strenge Folge seines Tuns, das nennt der Mensch sein Schicksal" („Das Bild", IV 9). „Eine Mauer aus seinen eig'nen Werken baut sich auf, die ihm die Umkehr türmend hemmt" („Wallensteins Tod", III 4). — Die ersten beiden Mächte haben auf den ersten Blick etwas Gemeinsames. Ibsens Drama „Gespenster" stellt sie in gedanklich großartiger, wenn auch ästhetisch anfechtbarer Weise dar: die „Gespenster", das sind die ererbten Eigenschaften der Väter für den einzelnen und der „alte Glaube" für die Gesamtheit. Hier sind es die Menschen selbst, welche dasjenige gewollt haben, was ihnen zum Verderben wird; aber sie haben wollen — müssen. Weniger in die Augen springt das Verwandte des dritten der oben erörterten Fälle: hier hat der Mensch auch gewollt, ursprünglich sogar frei gewollt; allein der weitere Erfolg wird, seinem Willen entzogen, von einem Gesetz der Notwendigkeit ergriffen. In allen drei Fällen kann man also sagen, daß der Mensch zwar den Willensakt gesetzt hat, der ihn ins Verderben stürzt, daß er aber trotzdem nicht Herr des Erfolges ist; man könnte sie charakterisieren durch die Umdrehung des bekannten Rechtssatzes »coactus tamen voluit« in »volens tamen coactus est«. — Somit bezeichne ich als „Schicksalstragödie" eine solche Tragödie, in welcher der Held in hervorragendem Maß mit diesen Mächten zu kämpfen hat, die außerhalb des Willensbereiches der handelnden Personen liegen.

Ist nun die Schicksalstragödie in diesem Sinne berechtigt? Ich glaube, ja. Daß die drei oben bezeichneten Mächte in lebendiger Kraft vorhanden sind, wird heute von keiner Seite bestritten, wie immer die Weltanschauung des einzelnen beschaffen sein mag. Daß sich mit diesen Mächten, ihr Vorhandensein vorausgesetzt, ein Kampf entspinnen kann, welcher das Gefühl des Tragischen in uns auslöst, ein Gefühl, das zwar noch kein Philosoph erklären konnte, das aber jeder von uns in seinem Innern erfährt, ist ebenso unbestreitbar. Aus diesen Prämissen folgt als notwendiger Schlußsatz die an die Spitze gestellte Antwort.

Nun wird allerdings von den Verächtern der Schicksalstragödie nicht zugegeben, daß Stücke wie Sudermanns „Johannisfeuer" oder selbst Ibsens „Gespenster"

mit der Schicksalstragödie aus dem Beginn des vorigen Jahrhunderts etwas gemein haben. Allein ich finde bei genauer Zergliederung nur zwei wesentliche Punkte, in welchen sich diese Art der Schicksalstragödie, auf welche der Name von manchen Seiten eingeschränkt wird, von dem von uns festgestellten weiteren Begriff unterscheidet. Der eine Unterschied liegt darin, daß der Erfolg, welcher durch eine der drei „Schicksalsmächte" herbeigeführt oder wenigstens begünstigt wurde, dem Helden als „Schuld" angerechnet wird; der zweite darin, daß das Schicksal äußerlich versinnbildlicht, an ein Symbol geknüpft wird. Diese beiden Unterschiede an sich können uns keineswegs veranlassen, der in Rede stehenden Art der Schicksalstragödie die Anerkennung zu verweigern, die wir der Schicksalstragödie im allgemeinen gewähren mußten. Daß der Erfolg als Schuld angerechnet wird, führt nur dann zu einem unkünstlerischen Widerspruch, wenn er ausschließlich auf den dem Willen entrückten Mächten beruht. Dies kann jedoch kaum von einer mir bekannten Schicksalstragödie behauptet werden, wenn auch häufig zugegeben werden muß, daß der Wille des einzelnen allzusehr in den Hintergrund gedrängt wird. In der Versinnbildlichung des Schicksals kann ich einen Fehler nur dann erblicken, wenn ihr die innere Bedeutung mangelt. Sie ist jedoch geradezu ein künstlerischer Vorzug, wenn ihr diese Bedeutung zukommt.*) Ein klassisches Beispiel liefert „Die Ahnfrau". Auch Berta und Jaromir stehen unter der geheimnisvollen Macht, welche die Sünden der Väter ausüben auf die Kinder, wenn auch nicht in demselben Maß wie etwa der Held in den „Gespenstern". Und es ist wohl nicht zuviel behauptet, wenn man die Volkssagen von Ahnengeistern, die zu nächtlicher Stunde ihren Nachkommen unheilkündend erschienen, überhaupt auf ein dunkles, aber im Volk lebendiges Bewußtsein dieser Tatsache zurückführt. Warum sollte es dem Dichter nicht erlaubt sein, eine solche Sage zu lebendiger Handlung zu gestalten und so jene gewaltige Tatsache zum Ausdruck zu bringen? Fürwahr, wer nicht einsieht, daß der von der „Ahnfrau" verfolgte Jaromir eine poetischere Gestalt ist als der vielbewunderte Paralytiker in Ibsens „Gespenstern", der lasse seine Hand von dem heiligen Schleier der Dichtung.

Es ist übrigens merkwürdig, daß der Tadel, welcher von diesem Gesichtspunkt aus gegen die Schicksalstragödie erhoben wird, sich niemals gegen die altgriechischen Tragödien kehrt, welche durchwegs mit den eben besprochenen angeblichen Mängeln behaftet, also „Schicksalstragödien" im engeren Sinne sind. Es soll nun selbstverständlich in keiner Weise versucht werden, die romantische Schicksalstragödie der altgriechischen an Wert gleichzustellen. In Bezug auf einfache Gewalt der Stoffe, auf Größe und Konsequenz des Aufbaues, auf Formenschönheit**) wird jene von dieser turmhoch überragt. Allein hier liegen Unzulänglichkeiten der betreffenden Dichter vor, die ihnen allerdings teilweise mit der ganzen Romantik gemein sind, die aber mit dem Wesen der Schicksalstragödie nichts zu tun haben. In letzterer Beziehung haben die Romantiker nur ein neues Element in die Schicksalstragödie eingefügt, welches auf die in der Romantik lebendige christliche Idee zurückgeht und in welchem ich vom Standpunkt meiner Weltanschauung aus nur eine Vertiefung der Auffassung erblicken kann. Aus den obigen Darlegungen ergibt sich, daß

*) Übrigens findet sich *eine* solche Versinnbildlichung eigentlich auch in den „Gespenstern", wo sie nicht mehr und nicht weniger berechtigt ist als in vielen Stellen der romantischen Schicksalstragödien.

**) Übrigens findet sich in der romantischen Schicksalstragödie gar manche Stelle von gewiß nicht geringer Formenschönheit, z. B. der 12. Auftritt des III. Aufzugs in Houwalds „Bild".

der Erfolg in der Schicksalstragödie allerdings durch die Schuld des Helden mit herbeigeführt wird, also gewissermaßen als eine Strafe erscheint; ebenso aber, daß diese Strafe, da der Erfolg nicht durch den Helden allein herbeigeführt wird, als zu schwer empfunden werden muß. Gerade hierin erblickte der Grieche das Tragische; und in der demütigen Anerkennung eines Geheimnisvollen, eines „Fragezeichens“ im Menschenleben, das innerhalb desselben seine Lösung nicht findet, liegt ein schöner Zug des arischen Charakters, der schon in der ältesten indischen Dichtung sich offenbart. Wohl aber weist uns Christen die „innere Stimme“ auf eine Lösung in einer anderen Welt und gibt so dem in der arischen Natur liegenden Gefühl eine positive Wendung. Dieser Gedanke ist es, welcher die romantische Schicksalstragödie durchzieht und z. B. in den letzten Worten der „Schuld“ ausgesprochen wird:

Fragst Du nach Ursach', wenn Sterne auf- und untergehen?
Was geschieht, ist hier nur klar;
Das „Warum“ wird offenbar,
Wenn die Todten auferstehen.

Wollen wir nun ein abschließendes Urteil gewinnen, so müssen wir uns in ehrerbietiger Scheu vor der großen Menschheitsfrage beugen, die in der romantischen Schicksalstragödie nach Ausdruck gerungen hat. Dies verhindert uns nicht, einzubekennen und zu bedauern, daß sie in keiner einzigen Dichtung, — wenigstens der eigentlichen Romantiker —, nicht einmal in Werners gewiß hochbedeutendem „24. Februar“ zu klarem, vollendetem Ausdruck gelangt ist.

Wien. Dr. K. G. Hugelmann.

* * *

Alte und neue Kritik. Der bekannte Kunsthistoriker Gurlitt stellt die Behauptung auf, daß in der bildenden Kunst jene Eindrücke die lebhaftesten sind, durch die das Fremde erkannt wird, das dem Gedächtnisbilde Widersprechende, und setzt hinzu: „Wir urteilen daher schärfer in Ablehnung als im Einverständnis“. Wenn man dem ersten Satz beistimmen muß, so hat doch der zweite, soweit er die moderne Kritik betrifft, wenig Gültigkeit. Früher traf er entschieden zu. Das Fremde, das dem Gedächtnisbilde Widersprechende wurde als Ketzerei betrachtet, als Auflehnung gegen einmal von der Ästhetik aufgestellte Gesetze. Man war konservativer, autoritätengläubiger. Es vergingen Jahrzehnte, ehe sich eine bedeutende Neuerscheinung durchgerungen hatte, ehe sie in den Kreis anerkannter Kunst aufgenommen worden war. Die ästhetischen Gesetzgeber konnten sich nur schwer entschließen, die einmal gezogenen Grenzen zu erweitern und um den endlich anerkannten Neuerer herumzuführen. Damals empörten augenfällige Neuerungen geradezu. Noch vor fünfzig Jahren wurde jede Auflehnung gegen den kategorischen Imperativ der Ästhetik als Beleidigung aufgefaßt, als Beleidigung gegen den Geschmack der Ästhetiker und den der von ihr inspirierten Menge, die „den Geschmack, den sie besaß, eben weil sie ihn besaß, für den denkbar besten hielt“. Natürlich trat dem Neuen und Fremdartigen zu allen Zeiten auch hin und wieder verständnisvolle Würdigung zur Seite. Aber diese konnte nur sehr selten sein; denn es gehörte nicht nur eine hohe Sicherheit betreffs des eigenen Geschmackes und der eigenen Überzeugung und großer Mut in der Bekennung derselben dazu, sondern vor allem eine dem Künstler ebenbürtige Größe und Freiheit der Kunstauffassung.

In der heutigen Zeit ist es gerade umgekehrt. Je neuer, fremdartiger ein Kunstwerk ist, auf desto größere Beachtung kann es rechnen, und nicht nur auf



größere Beachtung, sondern auch auf größere Würdigung. Das Banausentum der Ästhetik und der Laienwelt stellt sich offenen Mundes vor solch ein Werk und der Begriff des Staunens wird ihm ohne weiteres zu dem der Bewunderung: „Das ist originell, das ist charakteristisch! Welch eine eigenartige, welch eine ausgesprochene künstlerische Individualität!“ Die erste Forderung der Kritik scheint zu sein, daß wieder einem der bis dahin in Geltung gewesenen ästhetischen Gesetze ein Schnippchen geschlagen, wieder einmal ein Grenzpfahl umgestoßen werde. Auf andere Gesichtspunkte hin wird das Bild kaum betrachtet. Die Durchschnittskritik hat heutzutage eine Ehrfurcht vor dem Künstler, die ihm bedingungslos alle Freiheiten zugesteht, all seine Exzentrizitäten gelten läßt. Während sich früher der Ästhetiker, der Kritiker dem Künstler zum Richter aufwarf, ordnet er sich ihm jetzt bereitwilligst unter. Im Prinzip ist das ja richtig, denn „die Kunst ist nicht die Erfüllung eines allgemein gültigen, sondern eines im Künstler beruhenden Gesetzes“ (Gurlitt). Aber es ist ein beachtenswertes Zeichen der Zeit, daß das Originelle nur eben seiner Originalität halber bewundert und daß wenig nach seinem übrigen, eigentlichen Gehalt gefragt wird. Es beweist die Herrschaft des modernen Individualismus auch in der Kunst. Aber es ist nicht nur ein Anerkennen und Geltenlassen der künstlerischen Persönlichkeit und ihrer Leistungen, es ist ein Servilismus in der modernen Kritik, die sich bereitwillig allem unterwirft, wenn es nur selbstherrlich, brutal-rücksichtslos auftritt. Natürlich gilt das nicht für alle. Auch in der modernen Kritik gibt es einzelne, die ihr persönliches Empfinden, ihre persönliche Einsicht nicht ohne weiteres jedem ersten besten Künstler zu Füßen legen, nur weil er malt und merkwürdig malt und sie nur betrachten. Aber diejenigen, die heutzutage zu widersprechen wagen, ohne zu den grundsätzlich allem Neuen widersprechenden, eingekapselten Akademikern zu gehören, sind so selten wie ehemals jene, die sich auf die Seite des befehdeten Neuen stellten. Denn wie damals eine feste persönliche Überzeugung, ein hoher Mut und Größe und Freiheit der Kunstauffassung zur Anerkennung gehörten, so gehört heutzutage dasselbe zum Widerspruch.

Die Zeiten wandeln sich, was heute verlacht wird, wird morgen auf den Schild erhoben, eins aber bleibt sich gleich: die Gedankenlosigkeit und Rückgratlosigkeit, die stumpfsinnig und charakterlos dahintrottet, wohin der Zug der Zeit gerade geht.

Berlin. A. Reichert.

* * *

Zur Geschichte Prinz Eugens. Jakob Burckhardt umschreibt in seinen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ den Begriff der historischen Größe mit den Worten: „Der große Mann ist ein solcher, ohne welchen die Welt uns unvollständig schiene, weil bestimmte große Leistungen nur durch ihn innerhalb seiner Zeit und Umgebung möglich waren und sonst undenkbar sind; er ist wesentlich verflochten in den Hauptstrom der Ursachen und Wirkungen. Sprichwörtlich heißt es: Kein Mensch ist unersetzlich. — Aber die wenigen, die es eben doch sind, sind groß.“ Zu diesen seltenen Männern von wahrhaft welthistorischer Größe gehört Prinz Eugen von Savoyen, Österreichs größter Feldherr und Staatsmann. Er hat durch seine glänzenden Siege über Türken und Franzosen und durch wiederholtes folgenschweres Eingreifen in die Politik seiner Zeit die Hausmacht der Habsburger nicht nur vom sicheren Untergange gerettet, sondern ihr durch die Eroberung Ungarns gleichzeitig den Weg gewiesen, auf dem sie sich Ersatz schaffen konnte für den mehr und mehr schwindenden Einfluß im Reiche: den verheißungsvollen Weg zur unteren Donau und zum Schwarzen Meere. „Vorzudringen bis zu den Mündungen des Stromes und

die slawisch-walachischen Völker auf beiden Ufern einer überlegenen Gesittung zu unterwerfen, dies schien fortan der natürliche Beruf des Donaureiches" (Treitschke). So kann Eugen als der eigentliche Begründer der modernen Großmachtstellung der Österreichisch-Ungarischen Monarchie noch heute ein gewisses aktuelles Interesse beanspruchen, und auch die Tatsache sollte nicht gänzlich in Vergessenheit geraten, daß vor allem deutsche Schwerter es waren, die unter des edlen Ritters Führung bei Zenta und Belgrad den Halbmond schlugen und dadurch das Land der Stephanskrone der abendländischen Kultur wieder erschlossen.

Merkwürdig genug, daß bei alledem der Prinz in neuester Zeit so lange keinen Biographen gefunden hat, wo wir doch an Monographien über große und kleine Geister wahrlich keinen Mangel leiden. Seit Arneths großer, grundlegender Biographie*) und dem im wesentlichen auf ihr beruhenden Vortragszyklus Sybels**) sind fast fünfzig Jahre verflossen, in denen unsere Kenntnis von Eugen und seiner Zeit bedeutend erweitert und vertieft worden ist.***) So darf man es als einen guten und zeitgemäßen Gedanken begrüßen, daß die bekannte Sammlung „Weltgeschichte in Karakterbildern" einen der ersten von ihren die Neuzeit behandelnden Bänden dem Prinzen Eugen widmete. Die Arbeit stammt aus der Feder des durch seine tüchtigen kriegsgeschichtlichen Forschungen bekannten Generals Karl von Landmann, früheren Direktors der bayerischen Kriegsakademie.§)

Die „Karakterbilder" wollen nicht eigentlich Biographien sein, sondern Darstellungen von einzelnen Ausschnitten der Weltgeschichte in der Weise, daß die jeweils führende Persönlichkeit in den Mittelpunkt gerückt wird. So tritt denn auch in Landmanns Buch das rein Biographische durchaus zurück: die psychologisch so interessante und wichtige Jugendgeschichte des Prinzen wird beispielsweise kaum gestreift.§§) Dafür erhält der Leser auf dem knappen Raume von — nach Abzug des reichen Bilderschmucks — etwa 70 Seiten ein ansprechendes, das Wesentliche gut betonendes Bild von der glänzenden kriegerischen und staatsmännischen Tätigkeit Eugens, soweit sie für das Verständnis und die welthistorische Würdigung seiner Persönlichkeit und das eigentliche Thema des Werkes, die Begründung der Großmachtstellung Österreich-Ungarns, von Bedeutung ist. Das Schlußurteil des Verfassers lautet: „Die rein sachliche Würdigung muß zugeben, daß wiederholt das ganz persönliche Eingreifen Eugens dem Kaiser und seinen Verbündeten wichtige militärische und staatsmännische Erfolge gesichert, in einzelnen Fällen sogar im entscheidenden Augenblicke Rettung aus ungünstigster Lage gebracht hat. Dafür sprechen vor allem die Tage von Zenta, Carpi und Chiari, von Höchstädt, Turin, Oudenarde und Belgrad. Ein Ritter ohne Furcht und Tadel, erscheint er von der

*) A. v. Arneth, Prinz Eugen von Savoyen. 3 Bände. Wien 1858. (2. Aufl. 1864.)

**) H. v. Sybel, P. E. v. S. München 1861. (Wieder abgedruckt in seinen Kleinen historischen Schriften. I. Band. München 1863.)

***) Eine ausgezeichnete Zusammenfassung des heutigen Standes der Forschung über diese und die folgende Periode der europäischen Geschichte besitzen wir jetzt in Max Immich (†), Geschichte des europäischen Staatensystems von 1660 bis 1789. München und Berlin 1905, worauf hier empfehlend hingewiesen sei.

§) K. v. Landmann, Prinz Eugen von Savoyen. München 1905.

§§) Genaueres darüber findet sich in Aloys Schultes schöner Abhandlung „Die Jugend Prinz Eugens" (in den Mitteilungen d. Inst. für österr. Geschichtsforschung, Band XIII). — Über den im Jahre 1689 gemachten Versuch, den stets unvermählt gebliebenen Prinzen mit einer Lauenburgischen Prinzessin zu verheiraten, vgl. K. Th. v. Heigel, Die Brautwerbung des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden und des Prinzen Eugen von Savoyen (in den Biographischen und kulturgeschichtlichen Essays, Berlin 1906).

Vorsehung dem Hause Habsburg geschenkt, damit es seine weltgeschichtliche Aufgabe im Kampfe gegen Türken- und Franzosenherrschaft erfüllen könne. Mit dem Höhepunkte seiner Leistungsfähigkeit erreicht Österreich-Ungarn seinen größten Umfang und mit der Abnahme seiner Kräfte kommen Unglücksfälle über die Monarchie, denen nach seinem Tode noch weitere folgen sollten."

Eugens großer Name beruht in erster Linie auf seinem Feldherrnruhme, seine Bedeutung als Staatsmann, die allerdings nicht so augenfällig hervortritt, wird gemeiniglich unterschätzt; und doch hat er jahrzehntelang die Politik des Wiener Hofes in maßgebender Weise beeinflußt und mehr als einmal das entscheidende Wort gesprochen. Wie richtig er die gefährliche Lage Österreichs unter Karl VI. beurteilte, beweist seine Stellungnahme zur Frage der Pragmatischen Sanktion. Während der Kaiser bemüht war, durch diplomatische Zugeständnisse und Aufwendung von großen Geldsummen die einzelnen Mächte Europas zur vertragsmäßigen Anerkennung seiner Erbfolgeordnung zu bewegen, hielt Eugen in der richtigen Erkenntnis, daß Verträge nur so lange gehalten zu werden pflegen, als sie dem Vorteil der Parteien entsprechen, diese Anstrengungen für zwecklos und schädlich. „200.000 Soldaten sind mehr wert als alle Traktate," soll er gesagt haben. Die Ereignisse haben ihm recht gegeben. In seiner letzten Staatsschrift, wenige Jahre vor seinem Tode, hat er als die beste Lösung der gefährlichen Erbfolgefrage die Heirat Maria Theresias mit dem bayrischen Kurprinzen befürwortet. Wäre er damit durchgedrungen, wie ganz anders hätte sich die Geschichte Österreichs und Deutschlands, ja Europas gestaltet!

Im deutschen Volksliede lebt Prinz Eugen als der Edle Ritter. Die Geschichte hat diesem Ehrennamen nichts hinzuzufügen; sie kennt nur wenige Männer, bei denen gleich glänzende Gaben des Geistes mit entsprechender Größe des Charakters sich paarten, wie bei Eugen: „Sans peur et sans reproche!" Welcher Sohn des Vaterlandes hat dem Kaiser treuer und hingebender seine Dienste geweiht als dieser in Paris geborene Italiener! Ein Beispiel für viele: Eugen war der erste, der zu Beginn der Neunziger-Jahre des 17. Jahrhunderts als kaiserlicher Feldherr in Italien den geheimen Abfall seines Vetters, des Herzogs Amadeus von Savoyen, von den Alliierten zu Ludwig XIV. durchschaute. Wären persönlicher Vorteil oder das Emporkommen seines Hauses die Leitsterne seines Handelns gewesen, er hätte in schwere Versuchung geraten müssen. Denn er konnte mit Recht überzeugt sein, daß Ludwig den einst so schroff abgewiesenen „kleinen Abbé" jetzt mit offenen Armen empfangen würde. Er aber schwankt keinen Augenblick: „Ce qui est de bien sûr — c'est que je ferai connaître à toute l'Europe que ni le sang ni les interêts de ma maison ne me feront balancer mon honneur, mon devoir." Diese schönen Worte schrieb er damals an seinen Vetter Ludwig Wilhelm von Baden. Aloys Schulte hat treffend bemerkt, daß in ihnen zum erstenmale der moderne Begriff der Offiziersehre formuliert sei, vor allem weil sie neben dem damals wie heute so oft mißbrauchten Wort „Ehre" die treue Pflichterfüllung mit Nachdruck betonen. Und doch hat es dieser treue Diener dreier Kaiser erleben müssen, daß seine Feinde und Neider im Jahre 1719, als er nach dem glänzenden Abschluß seines zweiten Türkenkrieges auf dem Gipfel des Ruhmes stand, ihn nicht nur durch alle möglichen Intrigen und Verkleinerungen seiner Verdienste aus der Gunst Karls VI. zu verdrängen suchten, sondern es sogar wagten, ihn insgeheim hochverräterischer Umtriebe zu bezichtigen. Durch einen glücklichen Zufall aber bekam Eugen rechtzeitig Kenntnis von den Anschlägen seiner Gegner und die von ihm selbst sofort mit aller

Entschiedenheit geforderte Untersuchung endigte mit seiner glänzenden Rechtfertigung und der Verurteilung seiner Verleumder.*)

Wir wollen unsere kurzen Ausführungen, die lediglich den Zweck verfolgen, zur Lektüre des Landmannschen Buches und darüber hinaus zur weiteren näheren Beschäftigung mit der großen Persönlichkeit seines Helden einzuladen, nicht schließen, ohne nicht wenigstens mit einem Wort auf das rege Interesse und die tatkräftige Förderung hinzuweisen, die Eugen der Wissenschaft und der Kunst gewidmet hat: auf seine Beziehungen zu Leibniz, auf seine hervorragenden Bauten, die noch heute eine Zierde der schönen Kaiserstadt sind (Palast in der Himmelpfortgasse und Belvedere) und auf seine kostbaren Sammlungen von Büchern und Kunstgegenständen.

Alfred von Arneth hat mit Recht betont, daß Eugen wie als Feldherr und Staatsmann, so auch als Schützer und Förderer von Kunst und Wissenschaft in Österreich nicht seinesgleichen habe und daß gerade in der Vereinigung so vieler Eigenschaften, deren jede für sich allein schon ihn zum bedeutenden Manne gemacht haben würde, der eigentliche Maßstab liege für die Beurteilung seiner Größe.

München. Dr. Erich König.

* * *

Die amerikanischen Fleischskandale und Upton Sinclairs „Sumpf". — Im Frühlinge des Jahres 1906 ward die Nachricht verbreitet, daß in den Schlachthöfen Chicagos Übelstände aufgedeckt worden seien, welche die größten Gefahren für die Arbeiter in denselben wie auch für die Konsumenten der Produkte mit sich gebracht hätten. Die aus diesem Anlasse bekannt gewordenen Einzelheiten riefen nicht nur die lebhafte Entrüstung in den weitesten Kreisen hervor, sondern brachten auch tief einschneidende Folgen mit sich.

Der Umstand, daß der jetzige Präsident der Vereinigten Staaten bemüht ist, die durch gewisse Praktiken der Trusts möglich gemachten Schädigungen der Allgemeinheit mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln zu beheben, und insbesonders trachtet, auf gesetzgeberischem Wege Sicherungen zu schaffen, kam einer Aktion gegen den Fleischtrust sehr zustatten. Am schwersten aber wurden die finanziellen Interessen dieser kapitalistischen Vereinigung und seiner einzelnen Mitglieder dadurch berührt, daß die Abnehmer der Produkte durch die Enthüllungen der Mißstände in ihrem eigensten geschäftlichen Lebensnerv getroffen worden waren. Der Ekel und die Furcht, welche durch die rasch sich verbreitenden Zeitungsnachrichten bei allen jenen hervorgerufen wurden, die amerikanisches Fleisch in jenen Formen gekauft hatten, welche die Einschmuggelung des Schlechten und Verdorbenen möglich erscheinen lassen, verbreiteten sich über immer weitere Kreise, und was die geschickteste, mit großen Geldopfern jahrelang betriebene Reklame dem Vertriebe dieser Produkte nützen konnte, war in Tagen zunichte geworden. Das Mißtrauen des Publikums fand seinen Ausdruck in einem ungeheuren Rückgange des Konsumes, Zusammenbrüche einzelner Firmen folgten. Die Veranlassung zu diesem wirtschaftlichen Ereignisse, von dem wir hier in den knappen Worten der Geschäftssprache erzählten,

*) Der Vorfall gab Martin Greif die Anregung zu seinem Schauspiel „Prinz Eugen" (3. Aufl. 1903. — Erste Aufführung im Burgtheater in Wien am 12. April 1880). Dieses von edelster patriotischer Begeisterung getragene, durch schöne Sprache und wirkungsvollen Aufbau der Handlung ausgezeichnete Drama verdiente „längst dem Schatze guter deutscher Geschichtsstücke und zugleich dem Spielplan unserer höheren Bühnen eingereiht zu werden", da es „seinen kräftigen und unmittelbaren Eindruck nirgends verfehlen wird, wo Inszenierung und Darstellung den Dichter nicht ganz im Stiche lassen" (Josef Ettlinger in der Beilage zur Allgem. Zeitung, 1897, Nr. 288.)



war, nach den übereinstimmenden Berichten der großen Tagesblätter, die Publikation des Romanes „The Jungle“ („Der Sumpf“) von Upton Sinclair. Daß man dem Buche, dem das Verdienst zugeschrieben wird, durch packende, wahrheitsgetreue Schilderungen der Zustände in den Chicagoer Schlachthöfen die Aufmerksamkeit der größten Öffentlichkeit auf diese gelenkt zu haben, ein besonderes Interesse entgegenbringt, ist begreiflich. Wir sind überdies gewiß, daß auch die vor kurzem erschienene deutsche Ausgabe desselben*) einen großen Leserkreis finden wird, wenn wir auch den eigentlichen literarischen Wert des Buches, das man wegen seiner Wirkung auf die Massen gern mit Beecher-Stowes „Uncle Toms Cabin“ vergleicht, nicht hoch anschlagen möchten.

Die Erzählung der traurigen Lebensschicksale eingewanderter lithauischer Arbeiter bildet den dürftigen, noch dazu oft unterbrochenen und nicht immer wieder glücklich aufgenommenen Faden, um den sich die Detailschilderungen, welche so viel von sich reden machen, gruppieren. Wenn die Presse von der großen Verbreitung des Buches zu berichten weiß, so erscheint uns dieselbe, allerdings nur mit einer gewissen Beschränkung, gerechtfertigt. Wir nämlich finden in diesem Buche eine Art der realistischen Darstellung, die eigentlich als eine unerquickliche Frucht der in Amerika vorherrschenden, die Pflege des Idealen fast verdrängenden Geistesrichtung anzusehen ist.

Wer die Tages- und periodische Presse dieses Landes eingehender Betrachtung würdigt und in dem schwer zu durchdringenden Walde dieses Schrifttums, in dem die Reklame jeder Form das Auffinden des Wertvollen nicht leicht macht, sich zurecht gefunden hat, der wird Sinclairs Buch als ein charakteristisches Produkt amerikanischer Journalistik — besser gesagt Reporterkunst — bezeichnen. Dieses eminent praktische Volk, welches sich die Fähigkeit angeeignet hat, unter der täglich eindrängenden Flut von Nachrichten sein Urteil frei zu halten, hat die Berichterstattung hinsichtlich der Aktualität und der Geschicklichkeit der Mache wesentlich gefördert. Wie diese, in den Dienst irgend einer Sache gestellte, mit Hilfe der reichen, für praktische Zwecke immer zur Verfügung stehenden Mittel arbeiten kann, hierfür weist die Presse geradezu verblüffende Beispiele auf. Um nur eines der bekanntesten zu nennen, verweise ich auf den von Lawson lange Zeit hindurch geführten Kampf gegen den Öltrust, der dann in weiterer Folge auch gegen die Versicherungsgesellschaften und Eisenbahnen übersprang. Solche Artikel sind, wie immer man sie auch als rein literarische Leistung einschätzen mag, mit Hinsicht auf den Zweck sehr geschickt gemacht, bringen meist eine Fülle von Tatsachenmateriale, Illustrationen, die zum Verständnisse technischer Einzelheiten besonders dienlich sind, faksimilierte Dokumente, die als Beweisstücke gegen Angeklagte dem Publikum vorgelegt werden. Es wird somit das Interesse der Öffentlichkeit mit allen Mitteln, aber auch mit aller Rücksichtslosigkeit herausgefordert. Mit dem Spürsinne bestgeschulter und bezahlter Detektivs wird das Material für den berufenen Richter vorbereitet, der dann eine umso schwierigere Stellung hat, als in manchen Fällen weder die Bestechung noch die Verleumdung vor den Gerichtshäusern Halt macht.

Aus diesem Schrifttum ist Sinclairs Art geboren, welche sich in diesem Romane in weit größerer Breite ausleben kann, als es in einer Artikelserie möglich wäre. Er verbreitet sich darin auch über ein weites Gebiet der derzeitig

*) Upton Sinclair, Der Sumpf. (The Jungle.) Roman aus Chicagoer Schlachthäusern. Autorisierte deutsche Ausgabe von Eduard Eugen Ritter. (Hannover, A. Sponholtz, 1906. Mk. 4·50.)

brennendsten sozialen Fragen in den Vereinigten Staaten. Dieses Buch, das von so viel moralischer Verkommenheit, so viel menschlichem Elende zu erzählen weiß, daß man seine Lektüre oft unterbrechen muß, weil man es nicht verträgt, die Gedanken unverwandt und ohne freieren Ausblick auf die Darstellung des Niederen und Gemeinen gerichtet zu halten, dies Buch ist auch in anderer Hinsicht sehr verdienstlich, weil es auf all die Gefahren hinweist, die den unbemittelten Einwanderer und Arbeitsuchenden bedrohen. Sinclair tritt in erster Reihe für die ausgebeuteten Arbeiter Chicagos ein, jenes Platzes, den er als eine Hölle für viele jener Unglücklichen bezeichnet, die vermeinten, in der Neuen Welt die gutbezahlte Arbeit und durch diese das Glück zu finden, das sie auf dem alten Heimatsboden vergeblich suchten. Weithin wird sich die Wirkung dieses Verdienstes fühlbar machen. Im übrigen aber beschränkt sich dieser in jeder Richtung moderne Autor hinsichtlich dessen, was sein scharfer Blick für die Vorgänge in dem Leben der schwer Arbeitenden und der Bedrückten sieht, darauf, uns ausschließlich das Verwerfliche in seiner ganzen Verderbtheit zu zeigen, und niemals sucht er die Gelegenheit, einen Lichtstrahl in das Dunkel dieser traurigen Existenzen fallen zu lassen. Niemals versucht er es, Charaktere zu zeichnen, die als Träger befreiender Gedanken gelten könnten, niemals einen Ausweg zu zeigen aus den Wirrnissen, in welche die krankhaften Wucherungen, die den ungeheueren Fortschritt des Landes begleiten, jene Menschen gedrängt haben, die vermeinten, die ewigen Gesetze der Gerechtigkeit und Liebe mißachten zu dürfen. Der Geist des Zersetzenden, Verbitternden macht sich in seiner ungemilderten Schärfe durch das ganze Buch geltend, ein Geist, der den Verfasser selbst zu Angriffen gegen jene hochsinnigen Wohltäter verleitet, welche wir als die munifizenten Gründer von Hochschulen und Bibliotheken des Landes kenneu lernten.

Unsere Väter sind durch die Romane eines Charles Dickens darüber unterrichtet worden, wie viel Elend nahe bei den Wohnstätten der damals Reichsten der Erde zu finden war, wie hart viele der Glücklichen gegen die Ärmsten geworden waren. Die Redner des englischen Parlaments, die für die Elenden und Bedrückten eintraten, fanden ihre beste Unterstützung in den Büchern dieses über Nacht berühmt gewordenen Schriftstellers, der auch ein großer Dichter war. Unter jenen wenigen berühmten Romanen Englands, deren Auflagen und Verbreitungsziffern sich Jahr für Jahr vergrößern, werden in erster Reihe einige von Dickens genannt. Und doch hat damals „Boz“ für den Tag geschrieben, wie heute Sinclair. Der Unterschied ist bloß darin zu sehen, daß aus den Bildern des Elends und der Verkommenheit der Dreißigerjahre sich edle Gestalten emporhoben, die bis heute als Verkörperungen des Geistes eines großen Dichters noch so wirken wie in jenen längst dahingegangenen Tagen, in denen der Leser in Unmut erglühte über die Niedrigkeit derjenigen Kreise, deren Handlungen der Verdammung durch die Öffentlichkeit preisgegeben wurden.

Sinclairs Buch ist wertvoll wegen der Dokumente des menschlichen Elends, welche dieser Autor mit Geschick und Fleiß gesammelt hat; es entbehrt aber jener Ader poetischen Gehaltes, die, wenn das heute noch so gewürdigte Verdienst um die Not des Tages durch den Strom der sich drängenden Ereignisse dem Vergessen zugeführt sein wird, denn doch als das allein Bleibende anzusehen ist.

Wien. Ludwig Gall.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leogesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien



Metaphysische Geschichtsauffassung.

Von Dr. Alexander Gleßmeln.*)

Nach den mannigfachen Versuchen, die Erscheinungen des sozialen Lebens und die Begebenheiten der Geschichte auf Gesetze zurückzuführen, die mit Naturnotwendigkeit wirkten, ist man endlich auf dem Gebiete der Historik zu dem Resultate gekommen, es ließen sich keine Gesetze feststellen, welche die soziale Entwicklung der Menschheit bedingten und die Tätigkeit des Menschen nach einer festen, unüberwindlichen Regel bestimmten.

„Wo die Wirklichkeit in ihrer Individualität und Besonderheit erfaßt werden soll", meint H. Rickert, „da ist es widersinnig, sie unter allgemeine Begriffe zu bringen oder Gesetze des Historischen aufzustellen, die, wie wir wissen, nichts als Allgemeinbegriffe von unbedingter Geltung sind. . . Es ist nicht etwa mehr oder weniger schwierig, die Gesetze der Geschichte zu finden, sondern der Begriff des ‚Historischen Gesetzes' ist eine contradictio in adjecto, d. h. Geschichtswissenschaft und Gesetzeswissenschaft schließen einander begrifflich aus."**)

„In der Tat", so fügt Ed. Meyer hinzu, „bei langjähriger historischer Forschung habe weder ich selbst jemals ein historisches Gesetz gefunden noch bin ich bei irgend einem anderen einem historischen Gesetze begegnet."***)

Die Forderung, in aller Geschichte eine strikte Gesetzmäßigkeit nachzuweisen, sie durchwegs als „in einem ununterbrochenen Zusammenhang von Ursache und Wirkung stehend" zu betrachten, die dem Historiker fortwährend entgegengehalten wird, richtet sich gegen die Verwendung des freien Willens und des Zufalls in der Geschichte. Beide Begriffe stehen, so meint man, in Widerspruch mit der Kausalität und heben sie auf, „als irrationale, auf ein Gesetz nicht zurückführbare Elemente dürfen sie zur Erklärung historischer Vorgänge nicht verwendet werden".

„Nun sind freier Wille und Zufall, was auch die Gegner behaupten mögen, vollkommen feste und klare Begriffe; und tatsächlich spielen beide trotz aller Theorien in allem menschlichen Leben und also auch in der Geschichte eine ungeheuere Rolle."†)

Ja selbst Lamprecht, der sonst betont: eine Wissenschaft, die wirklich ernst macht mit ihren Aufgaben, sei heutzutage ohne Durchführung des kausalen Gedankens nicht mehr denkbar††), kann nicht umhin, dem materialistischen

*) Vgl. Kultur, VI., S. 129—164.

**) Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung.

***) Zur Theorie und Methodik der Geschichte. 1902. S. 26.

†) A. a. O., S. 13.

††) Die kulturhistorische Methode. 1900. S. 34.

Determinismus gegenüber seinen Standpunkt unumwunden in den Worten Ausdruck zu geben: „Ich weiß wohl, daß die Geschichtswissenschaft keine Naturwissenschaft ist, noch jemals werden kann.“*) Und sogar dort, wo man einem philosophischen Determinismus huldigt, ist man genötigt anzuerkennen, man könne mit den physischen, geographischen, ethnographischen und ökonomischen Gesetzen auf dem Gebiete der Geschichte nicht auskommen, es gebe immer noch ein bedeutendes Residuum, bei dem eine derartige Analyse gänzlich versage. Nur vertröstet man sich mitunter damit, die souveräne Herrschaft des Zufalls sollte ein Ende nehmen, sobald die Menge ihrer selbst Herr würde und selbst ihre Geschichte bestimme.**) Bis zu diesem fraglichen Ereignisse aber, so gibt Xénopol zu, dürfe man diese zwei bestimmenden Elemente der historischen Entwicklung: die Persönlichkeit und den Zufall, nicht außer acht lassen.***)

Wie es nun in jener imaginären Zeit zugehen wird, die diesen Soziologen vorschwebt, in der alle Individualität verschwinden sollte, gehört bis dato noch nicht in den Bereich wissenschaftlicher Forschung. Man müßte sich also vom Standpunkte dieser Geschichtsphilosophen und Soziologen damit befreunden, daß man wenigstens derzeit als die erste Großmacht Se. Majestät den Zufall anerkenne, wie das schon von Voltaire sarkastisch bemerkt wurde.

Wissenschaftlich dünkt uns diese Anschauung gerade nicht. Sie ist imstande, falls wir uns ihr anbequemen würden, gerechte Zweifel zu erwecken, ob es denn in der Tat eine Wissenschaft der Historik geben könne.

In Anbetracht dieser Zerfahrenheit und Unzulänglichkeit der mehr oder weniger deterministisch beeinflußten geschichtsphilosophischen Forschung ist es wohl zu erklären, wie selbst G. Schnürer zu der wenig trostvollen Folgerung kam, der Historiker müsse bloß Empiriker sein und solle es dem Philosophen überlassen, nachzuforschen, ob es Gesetze in der Geschichte gebe.†) Nun, wie stände es auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, wenn man es den Philosophen allein überließe, nachzuforschen, ob es biologische Gesetze gebe? Ist es nicht ein Nachteil sowohl für die Philosophie als für die Naturwissenschaften, wenn diese so ganz getrennt werden und der Naturforscher ohne philosophische Vorbildung zu philosophieren anfängt? Wäre dann die Aufgabe des Historikers nicht eine ungemein undankbare? Er müßte sich mit der bloßen Anhäufung des Baumaterials abmühen und sozusagen Taglöhnerarbeit verrichten. So verdienstlich es auch sein mag, empirisches Wissen zu sammeln, den wahren Tatbestand historischer Vorgänge zu klären, Dokumente

*) Deutsche Geschichte I. Vorwort zur 2. Aufl. S. VIII. Freilich fügt er hinzu: „Auch auf geschichtswissenschaftlichem Gebiete muß das Zeitalter einer äußerlich, beschreibenden Forschung abgelöst werden durch das Zeitalter einer neuen Methode, die vom genetischen Standpunkte aus eindringt und von den kleinsten Zellen geschichtlichen Lebens her entwickelt. . . Die entwickelnde Geschichtsschreibung aber wird naturgemäß das kulturgeschichtliche Element betonen.“ Doch, meinen wir, muß bei diesem Elemente unbedingt die Wirkung des freien Willens mit in Betracht gezogen werden.

**) Tarde, Logique sociale. 1895. S. 170.

***) Xénopol, Les Principes fondamentaux de l' Histoire. 1899. S. 165.

†) Histor. Jahrb. 1900. Bd. XXI., S. 778—785.



auf ihre Echtheit zu prüfen, — ihren wirklichen Wert erhält die Historik sowie auch die übrigen Wissenschaften durch eine philosophische Betrachtungsweise.*) Glücklicherweise ist G. Schnürer selbst diesem neutralen Prinzipe untreu geworden. Glücklicherweise, denn man wird immerhin die Frage: „Welche historische Spezialforschungen haben wohl zur adäquaten Lösung eines komplizierten und schwierigen Problems geführt außer jenen, die Männer unternommen haben, deren Einsicht in den allgemeinen providentiellen Plan der Geschichte oder wenigstens eines großen Teiles der Geschichte klarer und tiefer war als diejenige anderer Männer?" mit R. Flint beantworten müssen: „Ich kenne keine." Und dies beweist nur, daß eine Gelehrsamkeit, eine Wissenschaft nur insofern fortschreitend und blühend ist, als sie durch den Geist der Philosophie angetrieben, geleitet, erfüllt und durchdrungen wird und daß „alle möglichen wissenschaftlichen Entdeckungen auf dem Wege liegen, auf welchen die Philosophie die Wissenschaft führt — und auf welchen die Wissenschaft zur Philosophie hin trachtet".**)

Damit wird freilich ein Faktor in die Geschichte hineingezogen, welchen die materialistische und agnostizistische Forschung für unwissenschaftlich zu halten geneigt ist. Ich frage aber, wenn man in Anbetracht der historischen Tatsachen gezwungen ist, zuzugeben, daß man die große Rolle der individuellen selbstbewußten und gewollten Betätigung und des scheinbaren Zufalles bei den historischen Vorgängen nicht verkennen darf, ist es da nicht Aufgabe des Historikers, nachzuforschen, ob es bei all diesen individuellen Willensäußerungen oder scheinbar zufälligen Ereignissen nicht auch eine gewisse Planmäßigkeit gibt?

Ist es einmal festgestellt, wie es nunmehr von allen namhaften Historikern zugestanden wird, daß ein nicht unbedeutender Teil der historischen Vorgänge auf keine Weise als eine Wirkung physisch-geographischer, biologischer, ökonomischer und anderer Naturgesetze betrachtet werden kann, so tritt uns die wichtige Frage entgegen, ob es nicht ein ganz anders geartetes Gesetz

*) Wie wenig eine solche Betrachtungsweise entbehrlich ist, darüber mögen hier folgende Worte R. Euckens angeführt sein (Geistige Strömungen der Gegenwart. 1904. S. 256): „Mit der geforderten Objektivität ist es eine eigene Sache. Soll der gesuchte reine Tatbestand der Dinge das bedeuten, was sie ohne Zutat des Subjekts, ohne alle Umsetzung in eigenes Denken sind, so ist alles Innerliche an ihnen aufzugeben, denn dieses läßt sich einmal nicht fassen ohne ein Aufgebot eigenen Denkens, ohne ein Nacherleben und Miterleben. Auch eine Scheidung von Großem und Kleinem, von Wesentlichem und Nebensächlichem in der Geschichte ist unmöglich ohne ein Anlegen von Maßstäben, die schließlich eine Gesamtüberzeugung voraussetzen. Eine Geschichte aber ohne Innerlichkeit und Abstufung müßte ein chaotisches Nebeneinander und Durcheinder werden, selbst den Charakter einer Wissenschaft würde sie verlieren. Wie wenig die Geschichte, bei aller Abweisung der Philosophie, gewisser Grundüberzeugungen entbehren kann, das bekundet mit voller Deutlichkeit der neuerdings immer stärker anschwellende Streit über den Hauptinhalt und die bewegenden Kräfte der Geschichte. Aber woher diese Überzeugungen bei jener Verneinung der Philosophie nehmen?"

**) Philosophy as Scientia Scientiarum. 1904. S. 15. f.



der geistigen Welt gebe, dessen Wirksamkeit gerade in der Verkettung und Aufeinanderfolge der geschichtlichen Begebenheiten zu beobachten sei?

Jahrtausende hindurch hatten die Menschen den Lauf der Sterne beiobachtet; die modernen Ausgrabungen lieferten uns astronomische Aufzeichnungen der alten Babylonier und Chaldäer aus dem dritten und vierten vorchristlichen Jahrtausend. Trotz der einfachen technischen Mittel war man imstande, Sonn- und Mondesfinsternisse, Konjunktionen und Oppositionen der Gestirne im vorhinein mit ziemlicher Genauigkeit zu bestimmen. Aber je mehr sich das Beobachtungsmaterial anhäufte, umsomehr ward man gewahr, daß Bahn und Lauf der Sterne sich den vermeintlichen Gesetzen nicht fügen wollen. Man behalf sich eine Zeitlang mit der Theorie der Zyklen und Epizyklen, aber auch da wollte es nicht mehr klappen und es schien, als wollten die Leuchter des Himmelszeltes aus Rand und Band geraten. Der Fehler bestand aber nur darin, daß man den Lauf der Planeten nicht vom richtigen Mittelpunkte aus berechnet hatte. Alles kam in Ordnung, nachdem Kopernikus der staunenden Welt verkündet hatte, daß nicht die Erde, sondern die Sonne jener Mittelpunkt sei, um den sich sowohl die Erde als auch die übrigen Planeten bewegten.

Die scheinbaren Unordnungen und Störungen, welche der Historik im Lichte materialistisch-deterministischer Geschichtsauffassung anhaften, rühren ebenfalls daher, daß man die Geschichte nicht vom richtigen Mittelpunkte aus betrachtet, um welchen sich das Ganze planmäßig dreht. Um diesen Plan aufzudecken und demselben nachzuforschen, darf sich der Historiker nicht damit begnügen, alle Vorgänge und Begebenheiten der Weltgeschichte nach physischen und biologischen Gesetzen zu beurteilen; diese Bahnen und Kreisläufe haben in der Tat nur die Erde zum Mittelpunkt; die rein materiellen Erscheinungen des individuellen Lebens und des allgemeinen Entwicklungsganges der Menschheit sind wie Trabanten dieser kleinen Erdkugel; doch schon die scheinbaren Störungen und Unregelmäßigkeiten dieser rein materiellen Beziehungen sollten ein Fingerzeig sein, daß es für menschliches Tun und Handeln und für die Entfaltung der Völkergeschicke noch ein anderes, viel wichtigeres und wirksameres Gravitationszentrum geben müsse.

Wie der Astronom seinen Blick in weite Welten schweifen läßt und dort vielleicht das unsichtbare Zentrum der Bewegung aller Myriaden des Milchstraßensystems aufsucht, so muß sich auch der Historiker vom Erdboden emporheben können. Und wie der Biologe in einem Tropfen Wasser eine neue Welt von unzähligen Lebewesen entdeckt, die als organische von den rein physisch-chemischen abweichenden Gesetzen huldigen, so muß der Historiker einen tiefen Einblick in das menschliche Seelenleben haben, wo wieder andere, über den biologischen stehende und denselben sich anreihende Gesetze zur Geltung kommen.*)

*) Vgl. Schwarz, Der moderne Materialismus. 1905. S. 92: „Die Naturwissenschaft mit ihrer Arbeitsmethode könnte hier gar nicht einmal herankommen. Sie arbeitet unabänderlich mit den Denkmitteln des allgemeinen Begriffes und des universalen Gesetzes. Das Einzelne bedeutet für sie etwas nur, soweit es als Spezialfall des allgemeinen Begriffs und des umfassenden Gesetzes erscheint. Für sich ist es



„Nur äußerlich und oberflächlich ist die durch die Natur bewirkte Gebundenheit und Bestimmtheit menschlichen Handelns und Denkens," bemerkt sehr richtig G. Grupp, ‚das innere Wesen des Lebens, die Ideen unterliegen keinem Naturzwang. Hier herrscht die Freiheit und eine eigene, die Freiheit voraussetzende und wahrende Gesetzmäßigkeit."*)

Es muß sich daher der Historiker in die Sphäre der Ideenwelt begeben; dort beginnt erst recht sein eigentliches Gebiet. Ist er da unbewandert, so bleibt ihm das Gefüge der Weltgeschichte, Triebkraft, Ziel und Zweck derselben ein ewiges ignoramus—ignorabimus. Und sein Werk, das er mit unermüdlicher Geistesarbeit zusammengebracht, würde sich vielleicht recht interessant lesen, die menschliche Neugierde befriedigen, einen Teil der Wahrheit aufdecken, aber doch nicht auf den Grund der Dinge dringen und den Wissensdurst des Menschen befriedigen, noch weniger aber geisterhebend und charakterbildend wirken, sondern, im Grunde genommen, eine Bürde des Gedächtnisses werden. Die Geschichtsphilosophie muß sich demnach, um ihrer Aufgabe zu entsprechen, hauptsächlich mit den wirkenden Ideen des geschichtlichen Lebens befassen, denn es ist unleugbar, daß die Ideen, wie Fouillée richtig hervorhebt, im Leben des Individuums, noch mehr aber in der Gesellschaft eine tatsächlich impulsive, umändernde und aufbauende Kraft ausüben. Diese Kraft ist zwar weniger in die Sinne fallend als diejenige der Interessen und Leidenschaften, deren Macht vor unseren Augen sich entfaltet und die leicht nachweisbare und zu verfolgende Umänderungen zu stande bringen, aber sie ist umso tiefer und andauernder.**) Vor allem kommen im Leben der Völker und in der geschichtlichen Entwicklung in Betracht die religiöse, die ethische, die soziale und die kulturelle Idee.

I. Die religiöse Jdee.

Es leidet keinen Zweifel, was selbst ein Soziologe der Spencerschen Schule zu betonen bemüßigt ist: die Beherrschung durch die Religion ist der Grundzug und Kernpunkt der Menschengeschichte.***)

---

ihr untergeordnet und nebensächlich. Aber in dieser von der Naturwissenschaft verworfenen Ecke siedelt sich die Geschichtschreibung an und entdeckt auch hier noch eine Welt, eine kleine Welt in den Augen des Naturforschers gesehen, aber die Welt — der Geschichte. Hier kommt es gerade darauf an, das Individuelle darzustellen, das abgeschlossene Einzelne und Besondere zu untersuchen. Die Geschichtschreibung schildert das nicht Wiederkehrende, nicht Wiederholbare, wie die Naturwissenschaft das immer Wiederkehrende, ewig Wiederholte. Um dies zu können, um die immer neue Eigenartigkeit des immer neuen geschichtlichen Geschehens zu schildern, braucht der Historiker eigene Gesichtspunkte, besondere Methoden. Darum: beim Naturforscher Atome, Kräfte, beim Historiker Zwecke und Persönlichkeiten, dort die Naturordnung, hier die Kulturtätigkeit nach geistigen und sittlichen Normen, dort mechanistische, hier teleologische Zusammenhänge."

*) Dr. G. Grupp, Ideen und Gesetze der Geschichte. 1891. S. 58.

**) Fouillée, Les Éléments sociologiques de la Morale. Paris, 1905. S. 32.

***) B. Kidd, Soziale Evolution. Aus dem Englischen übersetzt von E. Pfleiderer mit einem Vorwort von A. Weismann. Jena, 1895.



Wie die rote Farbe im Kalender den Tag des Herrn und die Festtage bezeichnet, so hebt sich in den Annalen der Weltgeschichte unter den Grausamkeiten der Kriege, Gemeinheiten und Freveltaten der Habgier und dem Werktagsleben des Kampfes ums Dasein, neben dem Prunk und der Prahlsucht menschlicher Größe in feierlichen Farben hervor all dasjenige, was auf eine höhere Bestimmung des Menschengeschlechtes Bezug hat, — und das sind die verschiedenen Kundgebungen der religiösen Idee.

Dies gilt auch für unsere Zeiten, die sich von der Beherrschung des religiösen Gedankens nicht emanzipieren können. Allerdings ist die materialistische Wissenschaft bestrebt, den bekannten Ausspruch Ciceros über die Allgemeinheit des religiösen Gefühles zu entkräften. Nach dem Beispiele Sir John Lubbocks ist es Mode geworden, unter allen Wilden auf die Suche des religionslosen Menschen zu gehen. Und manchen Reisenden ist das wirklich gelungen. Auf welche Weise, darüber gibt uns unter anderm der Anthropologie Topinard Auskunft. Er beruft sich auf den englischen Forscher Burchell, der, unter den Buschmännern weilend, durch seinen Dolmetsch einige die Religion betreffende Fragen an dieselben richtete und auf das Resultat kam, daß diese Leute keinen Begriff von Religion hätten, da sie keinen Bescheid wußten, was für ein Unterschied zwischen Gut und Böse sei.

Um diesen Erfolg zu erzielen, war es aber gerade nicht notwendig, den weiten Weg nach Südafrika zu machen; es hätte hingereicht, sich in einen Salon zu begeben, wo Nietzsches Jünger versammelt sind, die sich ebenfalls jenseits von Gut und Böse befinden.

Die Forschungsmethode des genannten Reisenden bleibt aber immerhin charakteristisch und gibt den klaren Beweis, daß es nicht so sehr an religiösen Begriffen der Wilden mangelt als viel mehr an pädagogischem Takt der Forschungsreisenden. Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung auch das Beispiel der Ureinwohner der Andamanen (Minkopies). Lubbocks Gewährsmann nennt sie vollkommen religionslos, — doch Herr Edw. Horace Man, der als Regierungsbeamter lange Zeit unter ihnen weilte und auch ihre Sprache erlernte, berichtet uns ganz andere Dinge. Sie kennen einen Gott, den sie Påluga nennen; er ist der Schöpfer aller Wesen, von Ewigkeit bestehend, allwissend, dem selbst die Gedanken des Herzens nicht verborgen sind, und waltet als unbestechlicher Richter über alle Sterblichen.*)

Neben diesem bei den modernen Positivisten auftauchenden Abscheu vor dem Religiösen kann sich unser Zeitalter des Dranges nach religiösen Studien nicht erwehren. Das religiöse Element übt einen gewissen Zauber auf unsere Gelehrtenkreise, die sich mit besonderer Vorliebe auch dem Studium der alten und neueren nichtchristlichen Religionen zuwenden. Besonders die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hat darin Außerordentliches geleistet.

Da ist vor allem die im Jahre 1879 begonnene stattliche (über 40 Bände zählende) Sammlung der „Sacred Books of the East“, welche zwar an erster Stelle die reiche indische religiöse Literatur verdolmetscht; doch finden darunter auch der Koran, das Zend-Avesta, die heilige Literatur Chinas 2c. ihre Vertretung. Frankreich ist mit einem Museum für Religionskunde voran-

*) Max Müller, Anthropological Religion. S. 179 u. 418.



gegangen, der Lyoner Bürger Emile Guimet spendete 1888 seine reichhaltige Sammlung religionswissenschaftlicher Objekte der Stadt Paris, wo dieselbe im staatlichen Musée Guimet untergebracht ist. Seit 1880 besteht daselbst die Zeitschrift Revue de l'Histoire des Religions, und die Annales du Musée Guimet bringen Übersetzungen religiöser Texte. Auch Deutschland hat seit 1898 eine derartige Zeitschrift (Archiv für Religionswissenschaft, herausgegeben von Dr. Th. Achelis in Bremen).

Außerdem bemüht sich die Ägyptologie und Assyriologie mit Vorliebe, die altägyptischen und babylonischen und chaldäischen religiösen Texte zu entziffern. Was die Fachwissenschaft durch mühsame Arbeit so an den Tag fördert, das wird in wissenschaftlichen und populären Vorträgen den weiteren Schichten zugänglich gemacht. Diesem Zwecke dienen in England die Hibbert und in Schottland die Gifford Lectures.

Und sollten auch alle diese Arbeiten gerade nicht den Zweck befolgen, das religiöse Gefühl zu fördern, so legen sie doch ein beredtes Zeugnis dafür ab, daß all das, was sich auf die Befriedigung des religiösen Bedürfnisses bezieht, unter allen Umständen und zu allen Zeiten das wertvollste Produkt menschlicher Geistestätigkeit ist, so sehr, daß die religiöse Idee selbst in ihren Abirrungen über das Alltägliche emporragt.*)

Dieser Tatsache gegenüber steht die materialistische Geschichtsauffassung ohnmächtig da, und auch die positivistische Soziologie kann mit ihren gekünstelten Versuchen, den Ursprung der Gottesidee und der Religion zu erklären und zu deuten, keinen Denker befriedigen. Denn soll nach H. Spencer die Religion ihren Ursprung im Ahnenkulte, d. h. in der Vergötterung der Verstorbenen haben, so ist das eigentlich nur ein Spiel mit Worten, weil eine Vergötterung schon das Vorhandensein des Gottesbegriffes voraussetzt.

Die ganze Geschichte in jeder ihrer Perioden und Zeitabschnitte spricht dagegen, daß der Lenker des großen Weltdramas bloß eine imaginäre Größe wäre; ein Beobachter der menschlichen Erlebnisse muß zu dem Resultate kommen, das ein großer Meister der Historik in den Worten ausspricht:

*) Vgl. R. Eucken, Wahrheitsgehalt der Religion. Leipzig, 1905. S. 35. „Das Wachstum der Religion beschränkt sich keineswegs auf die Kirchen, es erscheint auch jenseits ihrer, ja in direktem Gegensatz zu ihnen, es bildet einen Zug im Leben der Gegenwart, der immer stärker hervortritt. Die Philosophie, die alte Gegnerin der Religion, zeigt sich eifrig beflissen, ihr freien Platz zu schaffen; die schöne Literatur behandelt die religiösen Fragen in Ja und Nein mit wachsendem Ernst; die bildenden Künste suchen die religiösen Gestalten durch neue Darstellungsformen der modernen Empfindung anzunähern; endlich geht jenseits aller besonderen Gebiete das religiöse Problem wieder mächtig durch die Gemüter. Der Hauptgrund ihres Erstarkens liegt in schweren inneren Verwicklungen derjenigen geistigen Macht, deren Vordringen die Religion am härtesten bedrohte, es liegt in der Erschütterung des Glaubens an die Allgenugsamkeit der modernen weltfrohen und selbstbewußten Kultur." Und S. 45: „Zur Religion drängt ein Verlangen nach mehr Tiefe und Festigkeit des Lebens, nach Selbstständigkeit gegenüber dem Gewirr der Welt und nach Erhebung über das kleinmenschliche Getriebe."

„Das Göttliche ist immer das Ideale, das dem Menschen vorleuchtet; dem menschlichen Tun und Lassen wohnt zwar noch eine ganz andere, auf die Bedingungen des realen Daseins gerichtete Tendenz inne, aber es strebt doch unaufhörlich nach dem Göttlichen hin." *)

So transzendental aber auch das Gebiet des religiösen Lebens ist, muß man doch dieses, wie es sich im Verlaufe der Geschichte darstellt, — wie Bousset sich sehr treffend ausdrückt, — als die stärkste Realität des menschlichen Geisteslebens ansehen.**) Die Geschichte widerspricht in ihrem ganzen Verlaufe der Meinung, daß das religiöse Leben nichts anderes als aus dem Lebensdrang hervorgegangene Phantasie und Illusion sei.

Alle Versuche, die Götter, oder richtiger den Gottesbegriff, als aus den Lebensbedürfnissen der Menschen hervorgegangene Wunschwesen darzustellen und den Nachweis zu führen, wie den verschiedenen Lebensbedürfnissen und Lebensidealen der Menschen die verschiedenen Arten der Kultusvorstellungen genau entsprechen, sind in der Tat künstliche, verschrobene Hypothesen und unbegründete Voraussetzungen oder Prinzipiendrehereien, bei denen seit Lukrez' Zeiten kein Fortschritt wahrzunehmen ist.

Die Götter in konkreto, wie sie im Verlaufe der Geschichte erscheinen, mögen ihre in die Sinne fallende Gestalt dem Wirken der menschlichen Phantasie und dem Einflusse äußerer Umstände verdanken. Der ihnen zu grunde liegende Gottesbegriff aber ist die erste und allerrealste Tatsache, die gewisser ist als das menschliche Leben selbst.***)

Kann sich der einzelne Mensch, das Individuum, mitunter — wenigstens scheinbar und temporär — alles religiösen Gefühles entäußern und der Religion selbst feindlich gegenüberstehen, so ist die Religion für die Menschheit, als sozialer Organismus im engeren oder weiteren Sinne genommen, d. h. als zeitlich oder räumlich Ganzes oder als ein Teil-Organismus, d. h. als Volk, Staat, Nation gedacht, etwas Unentbehrliches.

Man muß darum mit Kidd die Religion selbst vom evolutionistischen Standpunkt als eine soziale Notwendigkeit betrachten. Kidd definiert demgemäß die Religion als eine Glaubensform, welche eine über die Vernunft hinausgehende Normierung für die große Reihe von Fällen im Verhalten des Individuums schafft, wo dessen Interessen und die Interessen des sozialen Organismus im Widerstreit miteinander stehen, und durch welche die ersteren den letzteren unterworfen werden im allgemeinen Interesse der Evolution, welche die Rasse durchmacht.†) Auf diese Weise wäre die allmähliche Erringung der Freiheit von der Religion, was E. Dühring als das Bestreben der modernen Jahrhunderte bezeichnet,††) eine retrograde, evolutionswidrige, ja geradezu naturwidrige Bewegung. Denn im allgemeinen ist es allerdings richtig, wenn P. Tiele bemerkt: „Die Religion wurzelt in der Natur des

*) L. Ranke, Weltgeschichte, 2. Aufl. (Text-Ausgabe.) I. Bd. S. 9.

**) W. Bousset, Das Wesen der Religion, 3. Aufl. Halle a. S., 1905.

***) Ebd., S. 12.

†) Soziale Evolution, deutsch von Pfleiderer. S. 97.

††) Der Ersatz der Religion durch Vollkommeneres. 3. Aufl. Leipzig, 1906 S. 6.

Menschen, d. h. sie geht aus seinem inneren Wesen hervor.“*) Und ich glaube darum, würde man das von Herodot erwähnte angebliche Experiment König Psammetichs, der, um zu ermitteln, welches Volk die ursprünglichste Sprache rede, zwei neugeborne Kinder einem Hirten übergeben haben soll, mit dem Auftrage, daß niemand in ihrer Gegenwart je einen Laut vernehmen lasse, in Bezug auf die Religion wiederholen, so dürfte man auch hier ein ähnliches Resultat erzielen. Wie dort die sprachbildende Fähigkeit aus eigenem Antriebe zur Geltung gekommen sein soll, so müßte sich auch das religiöse Bedürfnis der Menschen selbst ohne äußeren Einfluß auf irgendwelche Art, wenn auch nicht in der richtigen Weise, Ausdruck schaffen.

Damit will aber nicht gesagt sein, daß die Religion eine bloß — nach der Auffassung Renans — instinktmäßige Betätigung des Menschen sei, die unter günstigen Verhältnissen ganz spontan ins Leben trete, wie etwa das Brüten der Henne einzig und allein eine Frucht des ihr innewohnenden Instinktes ist.**) Selbst die Sprache darf uns nicht als Produkt eines Instinktes gelten; was durch den Instinkt zu stande kommt, ist gleichmäßig, unfreiwillig, es hat keine Entwicklung und darum auch keine Geschichte. Sprachen haben ihre Entwicklung und Geschichte, ebenso auch Religionen oder die Religion; jene geistige Fähigkeit, welcher sie entspringen, ist also an keine feste, unabänderliche Norm gebunden.

Wenn man sich, von den sprachlichen Ausdrücken ausgehend, darauf beruft, daß in sehr vielen Sprachen der Gottesname ursprünglich den physischen Himmel bedeute, wie z. B. Dyaus, Zeus, Jupiter (Dyauspitar-Himmelsvater), oder im Chinesischen Tien, und daraus den Schluß zieht, man habe den stofflichen Himmel personifiziert und so den Begriff der Gottheit erhalten, so beruht dies unter anderm auch auf einer vollkommenen Mißachtung der Sprachpsychologie. Denn es sind ja unsere sämtlichen Abstrakta eigentlich bildliche Ausdrücke, Metaphern, und es wäre grob gefehlt, wenn man bei ihrer Erklärung stets die Etymologie des Wortes zu Grunde legen würde. Diese Erscheinung sagt eigentlich nur soviel, daß die sinnlichen Wahrnehmungen der geistigen Abstraktion gewöhnlich vorangehen.

Die Bezeichnung des Gottesbegriffes mit dem Worte für Himmel, Firmament ist darum nichts weniger als eine Identifizierung Gottes und des Himmels. Sehr richtig hat dieses Thema der gebildete Chinese, Regierungskommissär Yeh beantwortet, als man ihm die Frage stellte, was man unter Tien zu verstehen habe. „Tien“, so erwiderte er, „bedeutet allerdings den sichtbaren, materiellen Himmel, aber es bedeutet auch soviel als Schangti, d. h. den obersten Weltenlenker, Gott. Es ist aber nicht geziemend, den Namen Schangti eitel zu nennen, und darum bezeichnen wir ihn mit dem Namen seines Wohnortes, d. h. Tien oder Himmel.“***)

Und der Ahnenkult, mag er auch ein integrierender und oft stark überwuchernder Bestandteil einer Religionsform sein, ist und war auch nie an

*) Einleitung in die Religionswissenschaft. Gifford-Vorlesungen, gehalten in der Universität zu Edinburgh. Deutsch von G. Gehrich. I. Gotha, 1899. S. 14.

**) Renan, Dialogues philosophiques. Paris. S. 38, 39.

***) Hilderic Friend in Folk-Lore Record. vol. IV. S. 6.

und für sich die Religion selbst. Es besteht immer ein auch in den Äußerlichkeiten zu Tage tretender Unterschied zwischen dem Dienste Gottes oder der Götter und zwischen dem Kulte der Heroen oder der Geister der Dahingeschiedenen. Es ist diesbezüglich bezeichnend, daß im Griechischen dieser Unterschied sogar sprachlich zum Ausdruck kommt. Die gottesdienstlichen Akte haben einen anderen Namen, wenn es sich um den Dienst der Götter oder um den der Heroen d. h. Ahnenkult handelt (z. B. heißen Altar, Opfer, Libation beim Götterkult: *βωμός*, *θύειν*, *σπονδαί* beim Heroenkult aber: *ἐσχάρα*, *ἐναγίζειν* oder *ἐντέμνειν*, *χοαί*). Den Göttern wurden die Opfer bei Tag dargebracht, den Heroen aber im Dunkel der Nacht. Den Ahnen sollte man schwarzgefärbte männliche Tiere opfern und der Kopf des Opfertieres wurde während des Opferaktes nicht dem Himmel zugewendet, wie dies bei den Götteropfern der Fall war, sondern er mußte zur Erde niedergedrückt werden.*) Ebenso kennt auch der brahmanische Ritus einen Unterschied zwischen den Opfern, welche den Göttern (Dêvas) und denen, welche den Ahnen oder Vätern (Pitris) dargebracht werden.

Aus all diesem ist wohl ersichtlich, das wir bei einem gründlichen Studium der religiösen Erscheinungen ein ganz anderes Bild von ihnen erhalten, als jenes ist, welches uns H. Spencer, Lubbock, Tylor u. a. auf Grund ganz vager und ziemlich unzuverlässiger Aufzeichnungen mancher Reisenden entworfen haben, die gar oft für religiöse Begriffe wenig Sinn und Verständnis hatten. Das erklärt uns aber wohl auch, warum unsere modernen Positivisten ihre Nachweise mit einer besonderen Vorliebe eben diesem weniger zuverlässigen Materiale entnehmen.

Wie aber die Religion mit einer gewissen Erkenntnis Gottes und mit einem äußeren Kultus untrennbar verbunden ist, so ist sie auch in der Tat unersetzbar. Alle Versuche, eine Surrogatreligion oder ein Religionssurrogat zu schaffen, haben darum ein jähes und klägliches Ende genommen. Es ergeht den moderneren Bestrebungen nicht besser als seinerzeit den epikureischen und stoischen Lehren mit der in ihnen wesentlich vorherrschenden Richtung auf ausschließlich praktische Lebenshaltung. „Ein noch so geschicktes Abwägen der einzelnen Akte des Verhaltens in Rücksicht auf die Gesamtwirkung an Lust und Schmerz“ — bemerkt sebst E. Dühring, — „oder aber eine noch so entscheidene Pflege des Heroischen in der menschlichen Natur zur innern und äußern Bekämpfung übler Situationen“, — solche Wendungen zur Gestaltung des Einzeldaseins waren sicherlich nicht genügend, um das geistige Bedürfnis auszufüllen.**) Das Bedürfnis nach Gott und Religion läßt sich einmal nicht hinwegphilosophieren; und wenn sich einzelne damit abgemüht haben, so bricht doch immer das herrliche Dichterwort durch: Ja, der Gedank' an die Götter, bringt er ins Herz mir, befreit mich von allem Leid. (Eurip. Hippol. V. 1105.)

Und wohin hat denn auch schließlich der Positivismus geführt, welcher, die theologische und metaphysische Weltanschauung für einen überwundenen Standpunkt ausgebend, an die Stelle der Religion das Wissen allein setzen wollte? Fand sich nicht Comte bemüßigt, um die Leerheit, welche die bloße

*) S. Rohde, Psyche. S. 140.

**) A. a. O., S. 73.



Wissenschaft noch übrig ließ, mit etwas auszufüllen, was ohne vermeintlichen Aberglauben auch den Aussprüchen des menschlichen Herzens Rechnung tragen möchte, eine Art neue Religion zu entwerfen? Einen Gott, eine Unsterblichkeit oder überhaupt ein Jenseits gab es zwar in dieser neuen Religion — lucus a non lucendo — nicht. Aber dennoch wollte man den Namen Religion beibehalten, es sollte auch eine Art Kultus bestehen, die den Religionsüberlieferungen in der allgemeinen Anlage entsprach. Beispielsweise bildete die ideelle Fortexistenz der Toten in der Erinnerung der Lebenden, also eine Art Gedenkkultus, einen wichtigen Bestandteil; doch sollte man daneben noch eine gewisse Affektion und entsprechende Verehrung in Beziehung auf Weltkörper hegen. Das hieß man nun eine Beseitigung des religiösen Aberglaubens!

Der neue Gott der Humanitätsaposteln Comte und Littré ist der Mensch nicht als Einzelwesen, sondern in seiner Gesamtheit als Menschengeschlecht. Die Gesellschaft in ihrem Gesamtleben, meint Littré, ist das höchste Wesen (Être suprême), und die erhabenste Pflicht eines jeden Individuums ist, so viel es nur vermag, den Fortschritt der Menschheit zu fördern und sich mit allen Kräften den Diensten der Menschheit zu widmen.

Es hat wohl noch niemand eine so vernichtende Kritik über diese neue Religion und ihren Kult ausgeübt wie Professor Huxley, dem man gewiß keine „fromme" Beeinflussung vorwerfen kann. „Wenn der Positivist von mir verlangt, ich sollte die Menschheit verehren, d. h. den verallgemeinerten Begriff der Menschen, wie sie allzeit waren und wahrscheinlich auch immer sein werden, anbeten, so muß ich ihm erwidern, daß ich mit demselben Rechte mich vor dem verallgemeinerten Begriffe wilder Affen beugen könnte."*)

Für uns besteht zwar zwischen dem Gesamtbegriffe der Menschheit und demjenigen wilder Affen ein wesentlicher Unterschied, dieser entspringt aber gerade aus den Beziehungen der Menschheit zu Gott, d. h. aus der Religiosität der Menschheit. Nimmt man dieses Element hinweg, so bliebe dann in der Tat kein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Verallgemeinerungen und es würde dem Gesamtbegriffe Menschheit auch das entzogen werden, was ihn gewissermaßen verehrungswürdig macht.

II. Die ethische Idee.

Wie man in jeder Kunstdichtung eine Befriedigung des dem Menschen innewohnenden Gerechtigkeitssinnes sucht, so daß die schönste Technik, die gewählteste Sprache, hochschwingende Poesie, bilderreiche Ausdrücke nicht für den Mangel derselben entschädigen können, so forscht der menschliche Geist auch in den mannigfachen Geschicken des großen Weltdramas, genannt Geschichte, nach einem Ausgleich der moralischen und sozialen Unebenheiten. Wozu ein Menschenleben und ein Menschenalter sozusagen eine zu kurze Spanne Zeit sind, das soll im Verlaufe der Geschichte zur vollen Geltung kommen, der Sieg des Wahren, Guten, Edlen, Erhabenen, Idealen über das Falsche, Böse, Ungerechte, Gemeine und Niedrige.

*) F. W. L. Davidson, Theism as Grounded in Human Nature. London, 1893. S. 297.



In diesem Sinne hatte schon Tacitus den Beruf des Geschichtschreibers als richterlichen, die Weltgeschichte sozusagen als Weltgericht aufgefaßt.

Ist es wahr, was Heraklit sagt: „Es nähren sich alle menschlichen Gesetze von einem, dem göttlichen; denn dieses herrscht, so weit es will, und ist stark genug für alle und ihnen überlegen", so muß die Herrschaft dieses göttlichen Gesetzes, der sittlichen Weltordnung, gerade in der Weltgeschichte ihren evidenten Ausdruck finden.

Das Bewußtsein, daß sich die Geschicke der Völker nach ihren moralischen Eigenschaften richten, daß Wohlsein, Freiheit, Emporblühen, Waffensiege, Kultur, andererseits aber soziale und wirtschaftliche Dekadenz, Tyrannisierung, Niedergang der geistigen Kultur, Verfall der Macht mit dem sittlichen Zustande der Völker im innigen Zusammenhange sind, war stets im Geiste aller denkenden Beobachter der Geschichte tief eingewurzelt. Cicero, der bei der größten Entwicklung der äußeren Machtsphäre des römischen Reiches bereits den Keim des Verfalles entdeckte, beruft sich auf Ennius' Worte:

Moribus antiquis res stat Romanorum virisque, und fügt hinzu: Nostris enim vitiis, non casu aliquo, rempublicam verbo retinemus, reapse vero jampridem amisimus.*)

Freilich wird uns bei einer solchen Auffassung entgegengehalten, das sei eine Voraussetzung, die man in das Gebiet der Historik hineintrage. So wird namentlich von O. Lorenz früheren Historikern der Vorwurf gemacht, daß sie den historischen Standpunkt verlassen hätten, indem sie Wertmaßstäbe, die meist durch eine spekulative Philosophie gewonnen wären, in die Geschichte hineintrügen, wie dies z. B. bei Droysen der Fall ist, der alles Geschichtliche für ethisch halte, oder bei Schlosser, der Politik und Moral — im Sinne des Kantschen kategorischen Imperativs — identifiziere. Er will darum der Geschichtswissenschaft die Aufgabe stellen, ihre Maßstäbe auf eigenem Grund und Boden aufzusuchen.**) Nun halten wir allerdings jedwede Geschichtsmacherei für unwissenschaftlich und es wäre keine wahre Historik, welche die Tatsachen gewissen Wertmaßstäben zuliebe entstellte.

Doch ist es etwa voraussetzungslose Wissenschaft, wenn man im vorhinein behauptet, in den Geschehnissen der Historik dürfe man nichts anderes sehen als Resultate der physischen, biologischen oder eventuell der ökonomischen, rein materialistisch aufgefaßten Weltordnung? Ist es eben deshalb nicht gerade der wahre Grund und Boden der Historie, wenn der Forscher Umschau hält, ob die Wertmaßstäbe der materialistisch-deterministischen Soziologie auf die Geschichte überhaupt anwendbar sind?

Und wie verhält sich denn die Sache, wenn man ausschließlich den materialistischen Wertmaßstab auf die Geschichte anwenden wollte? Würde die Naturnotwendigkeit der ökonomischen Gesetze nicht jede Geschichte zu einem unabänderlichen Fatum, zu einem geisttötenden, jedes Kulturbestreben im Keime erstickenden und alle freie Bewegung vernichtenden Kismet umwandeln?

---

*) Lib. V. de Republ. Fragm. zit. bei St. Aug. Civ. Dei. II. c. 21.

**) O. Lorenz, Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben. S. 72 u. 75 ff.



Die Geschichte muß ja gerade der Prüfstein sein, an welchem man erkennen kann, ab alles Sittliche wirklich nur auf Lust- und Schmerzempfindungen zurückzuführen sei. Findet denn wohl die rein utilitaristische Auffassung der Sittlichkeit, wie sie uns bei Bentham und H. Spencer entgegentritt, durch den ganzen Verlauf der Weltgeschichte ihre Rechtfertigung? Könnte man sagen, der Historiker habe seines Amtes gewaltet, wenn er die Grausamkeiten eines Tiberius, Nero und Caligula einfach daraus erklärte, daß ihnen diese Scheußlichkeiten Lustempfindungen verursachten? Und ist etwa das historische Rätsel gelöst, wenn man in allen Unterdrückern der Gerechtigkeit, in den Ausbeutern der Schwachen und charakterlosen Verrätern bloße Verbrechertypen erblickt, die mit erblichen Eigenschaften behaftet, bewußtlos und notwendigerweise ihr ruchloses Werk vollbrachten?

Oder sind sie vielleicht gar noch als Übermenschen die eigentlichen Helden, die, sich über das Herkömmliche der Sklavenmoral hinwegsetzend, die wirklichen Größen der Geschichte ausmachen?

Gerade vor dem Richterstuhle der Geschichte zerbrechen und zerstäuben diese Theorien des Utilitarismus und Hedonismus. Denn die Geschichte will richten und muß richten, sie ist dazu über alles andere hier auf Erden befugt, weil sie sich über alle Beeinflussungen erheben kann. Sie hat wahrhaftig nur dann einen Sinn, wenn sie, wie Caro sagt, das Gewissen der Menschheit ist.

Die auf bloße biologische Tatsachen aufgebauten utilitaristischen Theorien wären tatsächlich eine Zerstörung des fortschrittlichen und weiterentwickelnden Elementes der Menschengeschichte.

Der menschliche Geist im allgemeinen wird sich nie mit dem Satze abfinden können, der eigentlich von Spinoza herrührt, den sich aber die moderne sogenannte sozialistische Moral angeeignet hat, daß Macht und Recht oder Sittlichkeit sich im wesentlichen decken und daß jeder darf, was er kann.*)

In diesem Falle wäre es mit der Geschichtsauffassung wirklich sehr traurig bestellt und alle Geschichtsschreibung müßte schließlich auf den servilsten Byzantinismus hinauslaufen. Denn in der Tat wird uns von derselben Moralistenschule ganz unverhohlen angedeutet, daß die Tugend mit der Anpassung an die sozialen Machtverhältnisse, Sünde und Verbrechen mit dem Widerstreit gegen dieselben gleichbedeutend seien. In diesem Falle wäre dann die Sittlichkeit nichts anderes als eine soziale Mimicry und Charakterlosigkeit die höchste Tugend.

Wäre es auch wahr, — was übrigens doch immerhin fraglich bleibt, — daß Napoleon I. keine Spur von Reue darüber empfand, daß seine unbegrenzte Ruhmsucht den Tod von $2^1/_2$ Millionen Franzosen und gewiß ebensoviel Feinden verschuldete, so wird ihn die Geschichte nie von seiner Schuld lossprechen und sie würde es auch dann nicht tun, wenn ihm die Siegeslorbeeren bis ans Ende beschieden gewesen wären. Denn es ist in der Geschichte nicht der Erfolg, der Menschen und Völker groß macht, sondern solange es eine ideal aufgefaßte Geschichtschreibung gibt, wird man das edle Bestreben nach Wahrheit und Recht immer hochschätzen: man wird

*) Anton Menger, Neue Sittenlehre. Jena, 1905. S. 23.



die menschlichen Handlungen immer anders abschätzen müssen als jene, die, von einer freien Handlungsweise unabhängig, bloß ein Resultat der puren Naturmächte sind. Man wird darum an die Erscheinungen des sozialen Lebens stets einen anderen Maßstab anlegen müssen als an die Katastrophen physisch-geographischen Ursprungs. Die französische Revolution, der Dreißigjährige Krieg, der Einbruch der Tataren in Europa, die Eroberung Konstantinopels durch die Türken u. dgl. sind allerdings Ereignisse, die viel Unheil verursachten. Und doch sind sie ganz anderer Natur als etwa der Untergang Pompejis und Herkulanums, der Ausbruch des Mont-Pelé und das Versinken des Krakatoa-Gebietes. Hier stehen wir vor einfachen Elementarereignissen, denen gegenüber der Mensch macht- und wehrlos ist, die mit seinem Walten und Handeln in gar keiner Beziehung stehen, über die man darum weder ein abfälliges noch ein gutheißendes Urteil aussprechen kann, sie entziehen sich einfach der Kritik.

Ganz anders verhält sich aber die Sache mit jenen Ereignissen, welche entweder in der Tat des einzelnen oder der Kollektivität ihren Grund haben. Der Mensch kann nicht umhin, sie nach ihrem moralischen Wert abzuschätzen, der an und für sich ganz unabhängig davon ist, ob sie der Gesamtheit nützlich und vorteilhaft waren oder nicht. Der menschliche Geist kann den Gedanken nicht ablegen, daß es eine soziale Gerechtigkeit geben müsse, — und es ist gerade die Geschichte, welche als die Darstellung der Entwicklung der Menschheit diese Gerechtigkeit zu Tage zu fördern berufen ist.

Ist ja doch das ganze Ringen und Bestreben der sozialen Verbindungen, seien sie nun Staat, Kirche, Nation oder im engeren Kreise Familie, Clan, berufsmäßige Korporationen, dahin gerichtet, die soziale Gerechtigkeit zur Geltung zu bringen; und nur insoferne sie sich auf die Forderungen dieser Gerechtigkeit berufen können, dürfen sie auf die Billigung der Historik Anspruch erheben. Man sah sich darum durch die Macht der Tatsachen genötigt, selbst von rein ökonomistischem Standpunkt aus den Wert der moralischen Schätzung anzuerkennen.*)

Und diese Schätzung ist an und für sich ganz unabhängig von der derzeitigen allgemeinen Meinung. Es ist darum ganz unrichtig, wenn man sich darauf beruft, es gebe keine Missetat, die nicht irgendwo und zu irgend einer Zeit für einen Tugendakt gegolten hätte. Das Urteil des einzelnen, ja auch ganzer Volksschichten kann durch Aberglauben, Traditionen, Vorspiegelungen, Furcht, servile Unterwürfigkeit, entfachte Leidenschaften u. dgl. beeinträchtigt, gefälscht und irregeführt werden. Das sind aber örtliche oder momentane Erscheinungen, die ihre Korrektur gerade im Gesamtbewußtsein und in dem den Menschen innewohnenden Gerechtigkeitssinne finden. Und gerade dieser sagt uns, daß Tugend und Laster ganz und gar nicht von der Anpassung oder Nichtanpassung an die herrschenden sozialen Machtverhältnisse abhängen. Sokrates und Christus, die Apostel und Märtyrer waren vor den damals obwaltenden Machtverhältnissen als schuldig befunden, — der Gerechtigkeitssinn aller Zeiten wird sie für schuldlos erklären und sein Ver-

*) A. Loria, Verso la Giustizia sociale. S. 13: „Il giudizio morale sulle singole forme economiche conserva pur sempre un eminente valore."



dikt gerade über jene Machtverhältnisse ertönen lassen, welche diese Ungerechtigkeiten verursachten. Ein Sieger und Diplomat kann triumphierend und ruhmesbedeckt vor seinen Zeit- und Volksgenossen erscheinen, wird sich aber noch vor dem Richterstuhle des menschlichen Gerechtigkeitssinnes verantworten müssen. Wie glänzend auch der Erfolg der Konquistadoren gewesen sein mag, ihre Grausamkeiten wird der Gerechtigkeitssinn nie rechtfertigen können.

Es ist darum ganz unrichtig, wenn La-Rochefoucauld behauptet, man mißbillige die Ungerechtigkeit nicht aus Abscheu, den man derselben gegenüber empfindet, sondern der Nachteile wegen, die sie mit sich bringt. Diese grob-egoistische Auffassung kann doch nicht jenes unwillkürliche Entsetzen erklären — meint Fouillée — das uns die Greueltaten der Vorzeit einflößen, die uns nicht schaden, die uns im Gegenteil vielleicht noch Vorteile gewähren?*) Daraus leuchtet wohl ein, daß die Geschichte nicht aus bloß sinnlich-hedonistischem und utilitaristischem Standpunkt aufgefaßt werden kann. Es sind nicht die Sinne und das sinnliche Wohlbehagen, die unser Urteil über die Begebenheiten der Vorzeit, über das Verhalten und Handeln der einzelnen und der Gesamtheit bestimmen, sondern eine dem Menschen innewohnende Idee, welche das eine als recht, das andere als unrecht erscheinen läßt. Wir müssen darum die Menschen mit ihren Taten nicht ihrem Milieu entreißen, ja wir dürfen es nicht einmal tun, ohne gegen sie ungerecht zu werden; aber auch dort, wo sie stehen, in ihrer lokalen Umgebung und in ihren Zeitverhältnissen, ist es nicht der materielle Nutzen, den ihre Handlungen hervorbringen, sondern der sittliche Gerechtigkeitssinn, nach dem sich das Verdikt der Geschichte richtet.

Wie die Mechanik auf dem Bestreben nach einem Ausgleich der Kräfte beruht, so liegt der Geschichtswissenschaft das ethische Prinzip der Gerechtigkeit zu Grunde.

Jede Kunst hat ihre Normen, welche nicht durch menschliche Willkür bestimmt werden und auch nicht durch dieselbe abgeändert werden können. Sie liegen in den Regeln der Harmonie, welche eine proportionsmäßige Verteilung in Zeit und Raum erheischen. Alles, was sich der festen Norm nicht anpaßt, wirkt störend, sei es nun in Tönen oder Linien und Formen.

Allerdings sind die Regeln der Kunst viel komplizierter und weniger durchsichtig und kontrollierbar als diejenigen Euklids in der Geometrie. In der letzteren ist jeder Fehler sogleich ins Auge fallend, er stört nicht nur, er zerstört sogleich das ganze Gebäude. Dennoch sind die Normen der Harmonie für die wahre Kunst, wenn sie auch nicht so knapp und fest dargestellt werden können, wie es ein Handbuch der Geometrie für die abstrakten Raumverhältnisse vermag, ebenso unstreitbar vorhanden und der Natur der Sache entspringend wie diese.

Und auch die Geschichte fordert eine solche Harmonie. Sie kann zwar nicht durch eine mathematische Formel ausgedrückt werden, denn die mannigfachen Begebenheiten und die auf- und absteigenden Bewegungen geschichtlicher Entwicklung sind in ihren Motiven und Kundgebungen so verschieden geartet,

*) Le moralisme de Kant et l'amoralisme contemporain. Paris, 1905. S. 217.



daß jeder Versuch einer mathematischen Bestimmung scheiterte und scheitern muß. Aber der betrachtende Menschengeist fordert auch im Aufbau der Geschichte eine gewisse Norm, einen festen Plan, und eine jede Bewegung, welche diesem Plane entgegenzuwirken scheint, fordert ihren Ausgleich, um nicht das Ganze als ein unvollendetes Werk, als eine abgebrochene Säule erscheinen zu lassen.

Wie es im Reiche der Töne und der Formen eine vom Menschen unabhängige Norm der Harmonie gibt, so muß es auch in der Verkettung der Geschehnisse und Handlungen eine solche geben, die zwar nicht mit eisernen Banden fesselt, aber dennoch nicht ungestraft überschritten werden kann. Eine Überschreitung oder Vernachlässigung dieser Norm trägt ihre Strafe in sich selbst. Ein den Regeln der Harmonie zuwider entstandenes Kunstwerk macht einen unangenehmen, widerlichen, abstoßenden Eindruck, und zwar umsomehr, je höher der Kunstsinn des Menschen ausgebildet ist. Gerade so wird der Mensch in Anbetracht der menschlichen Handlungen geistig befriedigt, begeistert und hingerissen oder im andern Falle verstimmt und angeekelt, je nachdem sie jener Gerechtigkeitsidee, die dem menschlichen Geiste innewohnt, entspricht oder zuwiderläuft.

Es gibt demnach einen Hedonismus, der über dem Lustgefühl des Magens und der Sinne steht. Der Begriff einer Gerechtigkeit ist ganz unabhängig von den rein biologischen Lust- und Unlustempfindungen, welche sich auf das bloß negative oder tierische Leben beziehen. Gut und Böse kann darum nicht gleichbedeutend sein mit Lust- und Unlustgefühl in rein biologischem Sinne. Das wahre, sittlich Gute hat seinen vom Menschen und dessen individuellen Ansichten unabhängigen Wert.

Durch den Verlauf der Geschichte wird die Behauptung Comtes, die Menschheit, in ihrer Gesamtheit betrachtet, hänge nur von sich selbst ab, sie allein sei es, welche ihre Zwecke bestimme, auf den Kopf gestellt. Diese Ansicht läßt sich zwar einerseits auch nicht mit dem Determinismus vereinigen, welcher alle menschlichen Handlungen dem mechanischen Kausalitätsgesetz entspringen läßt, andererseits steht sie aber auch mit der Tatsache im Widerspruch, daß das tatsächlich und absolut Wahre, Schöne und Gute nicht von der menschlichen Willkür bedingt wird.

Die sittlichen Grundprinzipien sind also von einem absoluten Wert, ebenso wie die Ideen des Schönen, Wahren und Guten, so sehr sich auch die individuelle Auffassung im einzelnen verirren und von der richtigen Norm abweichen mag; das Gesamtbestreben der menschlichen Entwicklung zeigt sich eben darin, daß sie stets einer Verwirklichung dieser Idee zusteuert.

In dieser Beziehung gilt darum das Wort Augustins: Securus judicat orbis terrarum. Und es ist gewissermaßen eine Erweiterung dieses Gedankens, wenn Carneri den Satz aufstellt: „wir könnten überzeugt sein, daß das absolut Wahre, Schöne und Gute — mag es noch so oft im menschlichen Leben verkannt worden sein — Allgemeingültigkeit hat im Universum, wie es auch im menschlichen Leben schließlich immer zum Durchbruch gekommen ist und immer zum Durchbruch kommen wird.“ *) Nur ist es falsch,

*) M. Carneri, Sittlichkeit und Darwinismus. 1871. S. 180.



diesen Durchbruch von der Wirkung der mechanischen, physischen oder biologischen Naturgesetze zu erwarten, da er nicht mittels der Naturkräfte, sondern vielfach gerade ihnen zuwider stattfindet. Die sittliche Weltordnung, als ideelle Norm des menschlichen Handelns, wie es uns in der Geschichte entgegentritt, ist etwas Fixes und Unbewegliches, dem der Entwicklungsgang der Menschheit immer wieder zustrebt, wenn er auch mitunter davon abgelenkt wird. Und ist auch dieses Gravitationszentrum der Menschheit ein unsichtbarer Punkt, eine sinnlich nicht wahrnehmbare Kraft, die Wirkungen derselben können unserer Beobachtung doch nicht entgehen.

Fortschritt und Entwicklung bedeutet eben soviel, daß die ethischen Prinzipien sich immer mehr und mehr verwirklichen und zum Durchbruch kommen. Man hat schon lange eingesehen, daß Buckles bekannte These, der Fortschritt der Zivilisation werde durch den Triumph der intellektuellen über die moralischen Gesetze bezeichnet*), eine grobe Verkennung des Wesens der Kultur und Zivilisation in sich begreife. Dieser verfängliche Irrtum wäre, in die Praxis umgesetzt, das gerade Gegenteil der wahren Kulturbestrebungen; er würde nur im stande sein, einem grenzenlosen Machiavellismus, einer allgemeinen moralischen Korruption die Bahn zu öffnen, welche hinwiederum die Keime eines knechtenden Absolutismus in sich bergen. Die Geschichte zeigt es uns in einer sich stets wiederholenden Reihe von Beispielen, daß die Mißachtung und Geringschätzung der moralischen Gesetze das Zeichen einer inneren Erkrankung des gesellschaftlichen Lebens seien; es ist das der Anfang eines Verfalles, der mit unaufhaltbaren Schritten das Zerfallen des nationalen, staatlichen und sozialen Gefüges nach sich zieht. Die intellektuellen Gesetze, sofern sie nicht auf Sophismen aufgebaut sind, müssen im Gegenteil die ethische Idee in ein klares und reines Licht, sie müssen sie stets mehr und mehr zum Durchbruch bringen.

Denn unter den intellektuellen Gesetzen kann man doch nicht die alles zersetzende Skepsis verstehen. Die Aufgabe des Intellektualismus ist nicht mit der Abscheidung des Irrtümlichen und Falschen abgetan, sie besteht vielmehr darin, daß das Wahre uns immer klarer zum Bewußtsein komme. Und in diesem Bilde steht eben die ethische Idee im Vordergrunde. Wahr, gut und recht sind Begriffe, die sich gegenseitig ergänzen und stützen sollen.

III. Die soziale Idee.

Man hat mit Recht die Geschichtswissenschaft bezeichnet als die Wissenschaft von der Entwicklung der Menschen als soziale Wesen. Denn der Mensch ist mit unzähligen Fäden an die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gebunden, so daß er von aller Umgebung losgelöst, bloß ein imaginäres Dasein führt. Darum enthält auch die im engsten Kreise durchgeführte Biographie nicht nur die Geschichte eines Menschen, sondern, wenigstens im partiellen Sinne, der Menschheit. Es gibt keinen Menschen, und sei er noch so bedeutend, der nicht einen Teil, u. zw. einen nicht geringen Anteil seiner Größe der Mitwelt und in gewissem Sinne auch der Vorwelt zu verdanken hätte, und

*) Geschichte der Zivilisation in England. Bd. I., Kap. 5 im Anfange.

wiederum gibt es auch keinen Menschen, und sei er noch so gering, der nicht irgend etwas zur Entwicklung der sozialen Umgebung beigetragen hätte. Wie im sozialen und politischen Leben, so stehen sich auch in der Geschichtsauffassung zwei Strömungen gegenüber, die sich bei richtiger Anwendung im Gleichgewichte erhalten sollen, bei falscher und einseitiger Betrachtung aber aufeinander zersetzend wirken und den eigentlichen Entwicklungsgang hemmen.

Es sind das die Strömungen des Individualismus und des geschichtlichen oder sozialen Kollektivismus.

Man macht der älteren Geschichtschreibung gewöhnlich den Vorwurf, sie sei zu individualistisch, mehr eine Geschichte von Königen und Heeresführern als von Völkern und Nationen gewesen. Nun, es mag wohl sein, daß den älteren Geschichtschreibern die Wechselwirkung von Individuum und Gesellschaft — in engerem oder weiterem Sinne — nicht so klar vor Augen schwebte, wie dies heute im allgemeinen der Fall ist. Doch wenn man das Providentielle einzelner Persönlichkeiten hervorgehoben hatte, so war ja eben darin schon auch die soziale Bedeutung derselben bezeichnet. Niemals wurde darum das Individuum auf eine solche Weise vom Allgemeinen losgetrennt und über dasselbe als unumschränkter Herr und unverantwortlicher Tyrann gestellt, wie dies z. B. bei Max Stirner, Nietzsche und Lehmann*) der Fall ist. Nicht minder falsch ist es aber, wenn man die Kollektivität zum autokratischen Herrscher aller Individuen macht, so daß die Persönlichkeit eigentlich nur ein Spiegel ist, in dem das Bild des Kollektivgedankens zum Vorschein kommt.**)

In diesem Falle wäre wohl der Opportunismus nicht nur die höchste, sondern die einzige Bürgertugend. Der Mensch hätte sich der allgemeinen Meinung, ob recht, ob falsch, als willenloses Werkzeug hinzugeben.

Daraus ist ersichtlich, daß sich eine vollständige Autonomie, d. h. eine Lostrennung von einem allgemein giltigen sittlichen Gesetze, von einer höheren Weltordnung, mit einer wirklichen Freiheit nicht verträgt. Es muß bei dieser Annahme entweder die Gesamtheit der Willkür des einzelnen oder der einzelne dem allmächtigen Machtgebote der Kollektivität unterworfen sein. Das wäre aber nicht Förderung, sondern Tötung des fortschrittlichen Entwicklungsprozesses der Menschheit.

Es wird heutzutage vielfach auf die Tatsache hingewiesen, daß nicht nur Menschen, sondern auch organische Wesen, Tiere und Pflanzen, ja gewissermaßen sogar anorganische Kristallgruppen ein soziales Dasein führen. Sie sind voneinander bedingt und mehr oder weniger aufeinander angewiesen. P. Krapotkin führt uns durch das gesamte Tierreich, um nach-

*) Zeitschr. für Kulturgesch. I. Bd. S. 245: „Die Geschichte der Menschheit ist nur die Geschichte der Helden und Persönlichkeiten, sie ist darum rein individuell; es gibt keine typischen Vorgänge in der Geschichte, keine Gesetze. Eine geschichtliche Erscheinung läßt sich nie erklären, aus Ursachen herleiten, sondern nur verstehen."

**) Lacombe, L'histoire comme science, S. 73: „La conscience individuelle semble n'être que l'opinion environnante recueillie dans l'esprit individuel comme dans un miroir; la voix de l'opinion est, bon gré, mal gré, répercutée dans la voix même du sujet."



zuweisen, daß es nicht der fortwährende Krieg gegeneinander, nicht der Kampf ums Dasein sei, wodurch sich Gattungen und Arten erhalten, sondern daß der soziale Trieb und die daraus sich entfaltende gegenseitige Hilfe (mutual aid) jener Faktor ist, welchem Individuen und Arten ihr Fortbestehen und ihre weitere Entwicklung verdanken. Die Soziabilität gilt ihm deshalb als der größte Vorzug im Kampfe ums Dasein und gewährt größere Vorteile als Stärke, Geschicklichkeit, Schlauheit, Schutzfarben, Anpassungsvermögen für das Überleben der geeignetsten Art.*)

Man darf sich aber durch falsche Analogien auch auf diesem Gebiete nicht irreführen lassen. Sowie der menschliche Organismus dem tierischen ähnlich gestaltet ist, so bieten auch die sozialen Gruppen der Menschen manche Vergleichungspunkte mit den tierischen. Aber das menschliche Leben ist mit dem tierischen Dasein nicht erschöpft; ebensowenig darf man den Zweck des menschlichen Gemeinwesens mit dem Zusammenleben der tierischen Herden oder selbst mit den Tierstaaten nur ganz einfach zusammenwerfen. Das höchst entwickelte gesellschaftliche Leben der Tiere ist gerade nicht bei den höher entwickelten Tieren zu finden, sondern es sind die Hautflügler, Ameisen, Termiten und Bienen, welche es gewissermaßen zu einem staatlichen Leben gebracht haben. Der sehr wesentliche Unterschied zwischen den sozialen Gebilden der Menschheit und den Vergesellungen von Tieren oder der Tierstaaten besteht eben darin, daß in den letzteren das bloße Triebleben zum Vorschein kommt, bei den verschiedenen Formen der menschlichen Vergesellungen, seien es auch die primitivsten, wie Familie, Clan, Gens, Volk u. s. w. treten stets geistige Motive und ideale Zwecke hinzu. Eine Vereinigung von Menschen mit ausschließlich materiellen Zwecken: eine Jagdgesellschaft, Krieger- oder Räuberbande, im modernen Leben etwa eine Aktiengesellschaft ꝛc., kann nie den Typus und den Ausgangspunkt zur menschlichen Gesellschaftsbildung abgeben.

Ist auch Rousseaus Vorstellung von einem gesellschaftlichen Vertrag, der aus Vernunftrücksichten die Menschen zusammenbringen sollte, eine längst überwundene Theorie, so leidet es doch keinen Zweifel, daß die menschliche Vernunft und überhaupt die geistigen Bedürfnisse des Menschen auf die Gestaltung und Entwicklung der menschlichen Gesellschaftsformen einen entscheidenden Einfluß genommen haben.

Sehr richtig bemerkt diesbezüglich E. V. Zenker, daß die tierischen Gesellschaften in ihren vollendeten Formen (freilich nur was die Struktur anbelangt) vielfach die ältesten Formen der menschlichen Gesellschaft überragen. „Wenn gleichwohl“ — setzt er hinzu — „die tierischen Gesellschaften auf der einmal erreichten Stufe stehen geblieben und durch Jahrtausende eine weitere Entwicklung nicht mehr durchgemacht haben, während sich die menschliche Gesellschaft von der einfachen, undifferenzierten Horde zu den höchsten und kompliziertesten Formen weiterbildete, so ist dies dem Hinzutreten der Vernunft, des kausalen Denkens, des Wahlvermögens, des Zweckbewußtseins zuzuschreiben. Durch das allmählich aufkeimende Wahlvermögen und Zweckbewußtsein wurde eine Wertung der verschiedenen natürlich und instinktiv gewordenen sozialen Institutionen (z. B. der primitiven Arbeitsteilung) möglich, und so trat an

*) P. Krapotkin, Mutual Aid a Factor of Evolution. London, 1904. S. 57.

Stelle der ganz unbewußten, triebmäßig gewordenen Organisation allmählich eine absichtliche, plan- und zweckmäßige. Allerdings" — so meint unser Sozialphilosoph — „vollzog sich diese Umwandlung ebenso langsam, als sich die Umwandlung des reinen Trieblebens in ein vernünftiges Denken vollzog, d. h. innerhalb ungezählter Jahrtausende. Aber der entscheidende Schritt zu dieser gewaltigen Revolution war doch in dem Momente getan, wo der Mensch zum erstenmale, statt wie das Tier einfach sein Verlangen mit dem Gegebenen zu befriedigen, sich den Plan entwarf, wie er sein Bedürfnis am besten befriedigen könnte. Man mag sich dieses Bedürfnis und diesen Plan noch so einfach vorstellen, es lag darin ein ungeheurer, in seinen Folgen nicht abzuschätzender Fortschritt gegenüber dem Tiere. Der Mensch erhob sich vom Seienden zu einem Seinsollenden, dem er nachstrebte, nnd er suchte das Seinsollende in ein Seiendes umzuwandeln. Damit war die treibende Kraft der sozialen Entwicklung gegeben, welche die tierische Gesellschaft nicht kennt. Die Idee ist also die eigentliche Triebkraft der sozialen Entwicklung, und diese soziale Entwicklung besteht in einer fortgesetzten Umwandlung von Seiendem in Seinsollendes, von Seinsollendem in Seiendes. Der Mensch erhebt sich in der Idee über das Gegebene und lebt dieser so lange nach, bis sie in einer sozialen Institution verwirklicht ist. Die soziale Entwicklung ist ein ewiges Hinausstreben über das Tierleben, welches als der natürliche Ausdruck des Interesses fest am Gegebenen hält, jeder soziale Fortschritt, und wäre er noch so gering, bedeutet einen Sieg der Idee über die Triebe." *)

Es enthält diese Auseinandersetzung des sonst materialistisch angehauchten Sozialphilosophen den Nachweis, daß man trotz der vorgefaßten Meinung des tierischen Ursprunges der Menschheit nicht umhin kann, den eingreifenden Unterschied zwischen den tierischen Vergesellschaftungen und der menschlichen Gesellschaft zu betonen. Eines ist aber in dieser Deduktion lückenhaft und unaufgeklärt, nämlich das, wie der angeblich tierische Mensch zu dem entscheidenden Schritt jener gewaltigen Revolution gekommen sei, der ihn aus der Tierheit heraushob, aus dem reinen Tierleben in das intellektuelle Gebiet hinüberführte. Der Unterschied ist nämlich, wie selbst von Zenker zugegeben wird, nicht bloß ein quantitativer, sondern ein qualitativer, ein so gewaltiger und wesentlicher, daß er wie eine Scheidewand dazwischen steht: hie Mensch — dort Tier. Die angeblichen Jahrtausende, die das allmähliche Wunderwerk vollbracht haben sollen, können uns das Rätsel nicht lösen, da der entscheidende Schritt doch einmal in einem Momente hätte gemacht werden müssen. Wie kam also der noch ganz tierische, unter dem alleinigen Einflusse des Tierlebens stehende Mensch plötzlich dazu, eine Idee zu erfassen, die ihn vom Seienden zum Seinsollenden hinüberlenkte?

Es kann darum die menschliche Gesellschaft in ihren verschiedenen Formen nicht als Weiterbildung und höhere Entwicklungsform der tierischen Vergesellschaftungen betrachtet werden. Bei den verschiedenen menschlichen sozialen Verbindungen tritt etwas hinzu, das wir bei den Tiergesellschaften ganz und gar vermissen, und das ist die treibende Idee, welche einer jeden

*) E. V. Zenker, Soziale Ethik. Leipzig, 1905. S. 26 f.



derselben vorschwebt und sie, mehr oder weniger bewußt, zu einer höheren geistigen Bestimmung hinlenkt.

Was uns bei einzelnen Individuen leichter entgeht, der oft latente Zweck ihres Strebens und Trachtens, das kann bei dem Studium der Geschichte in Betreff der Völker und Staaten nicht so leicht unbeachtet bleiben, es sei denn, man habe nur für das Tastbare und Greifbare einen Sinn. Der Entwicklungsgang und Niedergang der Völker und Staaten zeigt uns ganz deutlich, daß sie im Dienste einer Idee stehen, und daß ihre Geschicke, ihr Aufblühen und Verwelken unter anderem auch davon abhängen, wie sie dieser Idee nachkommen. Die Vergesellschaftung des Menschen kann also nicht allein den Zweck haben, welchen die tierischen Genossenschaften instinktmäßig verfolgen, nämlich gegenseitige Hilfeleistung bei der Abwehr der Feinde und Anschaffung der Lebensbedürfnisse. Beide Dinge spielen auch bei den verschiedenen Gebilden der menschlichen Gesellschaft eine Rolle, aber es gibt außerdem noch ein geistiges Band und ideelle, höher gelegene Zwecke, welche die menschlichen Vergesellschaftungen von der Familie angefangen bis zu deren höchsten und weitesten Entwicklungen verbinden und antreiben.

Der Mensch als Individuum ist eben dem allgemeinen Begriffe der Menschheit oder menschlichen Gesellschaft nicht unvermittelt eingereiht. Es besteht eine fast endlose Kette, welche das Individuum mit der Gesamtheit verbindet; er gehört zuerst seiner Familie an, dann seiner Berufsgenossenschaft, seinem Stamme, seiner Nation, schließlich jener politischen Einheit, deren Mitglied er ist, dem engeren und weiteren Gemeinwesen, der Gemeinde und dem Staate, andererseits steht er aber auch mit der religiösen Genossenschaft in Verbindung, welche sein geistiges Leben regelt und beeinflußt.

Diese Verkettung bringt es mit sich, daß das Individuum nicht in der Gesellschaft sich einfach auflöst, und andererseits, daß es sich nicht von der Gesellschaft gänzlich loslösen kann. Das von der Gesellschaft gänzlich abgetrennte Individuum ist gerade eine solche Abstraktion wie der Begriff der Gesamtmenschheit.*) Deshalb ist auch die in ihrem Extrem von Nietzsche vertretene Richtung, die man mit dem nicht ganz zutreffenden Namen des radikalen Aristokratismus bezeichnet hat, eine Tyrannisierung der Gesellschaft und eine Verleugnung der Historik. Denn ist es nicht ein wahrer Hohn auf alles geschichtliche Forschen, wenn der moderne Antichrist unter anderem diese aphoristischen Sätze hinwirft: „In den einzelnen in Wahrheit großen Menschen konzentriert sich der ganze Wert der Geschichte; in ihnen hat sie ihren Zweck erreicht, und der lange historische Prozeß kommt nur in Betracht, weil er den Anlaß und die Kraft gibt, die zum Auftreten solcher Menschen nötig sind. Das Ziel der Menschen kann nicht am Ende der Geschichte liegen, sondern nur in den höchsten Exemplaren der Menschheit. Das viele Reden von geschichtlicher Entwicklung ist vom Übel, es vergeudet unsere Kraft und wiegelt die Massen auf. Die großen Massen der Menschen sind nur Mittel oder Hindernisse oder Kopien, — im übrigen hole sie der Teufel und die Statistik!"**) „Die Gesellschaft

*) Ch. R. M. Jones, Social Law in the Spiritual World. London. S. 95. „The isolate self' in no more real than the conjunct self'."

**) H. Höffding, Moderne Philosophen, Leipzig, 1905. S. 160.



existiert nur als Unterbau, und Gerüst für die ungesuchten Wesen, aus denen die Aristokratie besteht, wie jene Kletterpflanze auf Java sich auf eine Eiche stützt, um mit ihrer Krone das Licht zu erreichen und dort ihr Glück zur Schau zu tragen."*) Das ist nicht nur ungerecht und unhistorisch, es ist zugleich unmoralisch und unwahr.

Die Größen der Geschichte sind nicht nur nicht von sich, sondern auch nicht für sich allein. Das ist eben das soziale Problem der Geschichte. Die wahre Größe des Individuums besteht in seiner sozialen Betätigung und der wahre Wert dieser Betätigung steht hinwiederum im engsten Zusammenhange mit der ethischen Idee. Für jeden voraussetzungslosen Beobachter der Geschichte ist das richtige Bild der wahren Größe nicht eine Schmarotzerpflanze, die sich aus fremdem Erwerbe ernährt und oft mit der Unterdrückung des wahrhaft Gediegenen prunkt, es ist vielmehr der altersgekrönte Waldesriese, dem selbst nach seinem Zusammenbruche neues Leben entsprießt. Freilich ist es nicht der Sumpfboden des materiellen Utilitarismus und Hedonismus, wo die Keime dieser Größe sich entwickeln können. Die ethische Idee allein ist es, welche der sozialen Idee als Unterlage dienen muß. Die Institutionen des Rechtes, der Staatsverfassungen werden nur dann zu wahren sozialen Gebilden, wenn sie nicht dem Willen zur Macht, dem nichtsberücksichtigenden individuellen Absolutismus, sondern den ewigen Gesetzen der Gerechtigkeit und des sittlich Guten entspringen.

Die Kultur-Idee.

Mit der Religion, der ethischen und sozialen Idee am innigsten verbunden steht in der geschichtlichen Entwicklung, gewissermaßen als die Resultierende derselben und als Inbegriff der die Entwicklung durchdringenden und bestimmenden Ideen, die Kultur. Und dasjenige Moment, welches heute die Geschichtsforschung am meisten beschäftigt, ist ja gerade das kulturhistorische.

Was ist aber eigentlich die Kultur? Diese Frage mag wohl im Zeitalter der vorgeschrittenen Kultur sonderbar klingen, und doch ist sie vollkommen am Platze, denn es ist in der Tat der Wahrheit entsprechend, wenn Th. Ziegler klagt, es gebe nicht leicht einen vielgebrauchten Begriff, der so vieldeutig und so wenig gedeutet zu gleicher Zeit wäre als derjenige der Kultur. Und dennoch wäre es traurig, wenn Carpenter recht hätte, daß das Wort Kultur oder Zivilisation selbst sich nur schwer definieren lasse, daß es im besten Fall nur eine jener phantomhaften, gestaltlosen Verallgemeinerungen sei, die unser Geist zu verwenden gezwungen ist.**)

Eine solche Kulturscheu ist nur dort erklärlich, wo man mit Carpenter der Menschheit als anzustrebendes Zukunftsideal jenen kulturellen (?) Zustand vorsteckt, da der Mensch wiederum fühlen wird, daß er eins ist mit den Tieren, mit den Bergen und Strömen, mit der Erde selbst und mit dem langsamen, stillen Gleiten der Gestirne.***)

*) Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse. Aphor. 258.

**) Edw. Carpenter, Die Zivilisation. Übersetzt von K. Federn. Leipzig, 1903. S. 91.

***) Ebenda, S. 87.



Wer sich nicht zu so schwindelnder Höhe der Phantasie emporschwingt, wer auf dem realen Boden der Historik verbleibt, dem muß Kultur und Zivilisation etwas Reales, Erfaßliches, und ebendarum auch Bestimmbares sein.

Kultur bedeutet für uns die Gesamtheit der menschlichen selbstbewußten Arbeit und Geistestätigkeit, wie sie sich im Leben der Völker verwirklicht und zu einer gewissen Norm ausbildet.

Für den deutschen Sprachgebrauch gibt es zwar zwischen Kultur und Zivilisation einen gewissen Nuancen-Unterschied, doch nicht in dem Sinne wie dies Eucken bezeichnet, als wäre Zivilisation eine niedere Stufe der Kultur,*) sondern vielmehr in der Weise, daß man unter Kultur im engeren Sinne mehr die geistige Wirksamkeit auf intellektuellem (Wissenschaft) und ästhetischem (Kunst, Gewerbe), unter Zivilisation aber diejenige auf sozialem Gebiete (Staatswesen, Handel, Technik, Gebräuche und Sitten) versteht. Für den Franzosen und Engländer aber bedeutet Zivilisation soviel wie unsere Kultur im allgemeinen, während bei ihnen das Wort Kultur noch mehr die ursprüngliche Bedeutung, die in unserem Worte: Agrikultur fortlebt, bewahrt und figürlich etwa soviel wie im Deutschen Bildung bedeutet.

Wird nun Kultur und Zivilisation so aufgefaßt, daß man darunter das durch selbstbewußte, also nicht instinktmäßige Arbeit und das durch intellektuelle Tätigkeit zielbewußt erstrebte, anerworbene und ins Leben gerufene geistige Milieu versteht, in welchem Völker und Menschen sich bewegen und fortentwickeln, so wird man auch zugeben müssen, daß es im strengen Sinne genommen keine kulturlosen und gänzlich unzivilisierten Völker geben könne, da Kultur und Zivilisation dort beginnen, wo der Mensch seinen Fuß hinsetzt, und der Mensch dort anfängt, wo die Kultur anhebt.

Es kann also in der Geschichte nur von einem geringeren oder höheren Grade der Kultur und Zivilisation die Rede sein. Die instinktmäßige Arbeit und Tätigkeit der Tiere, so wunderbar sie manchmal in ihrer Art und Weise sei, wird niemand als Kultur bezeichnen können. Und wenn es auch bildlich einen Bienen- oder Ameisenstaat gibt, so wäre es dennoch unrichtig, von einer Kultur der Bienen oder Ameisen zu reden.

Es kann aber doch nicht ganz der wahren Tatsächlichkeit entsprechen, wenn man die Kultur schlechterdings als ein Verlassen der Natürlichkeit bezeichnet.**) Das Bestreben, sich der Natur oder Natürlichkeit hinzugeben, ist allerdings ein Symptom dekadenter Kulturen. Es widert den Menschen das überaus Gekünstelte und Lügenhafte einer solchen Kultur an; eine ähnliche Reaktion gegen das Raffinierte des damaligen Kulturlebens deuten uns schon in der alten griechischen Kultur die Idylliker an. Als Ideal schwebt ihren Dichtungen die patriarchalische Zeit Homers vor Augen. Wie Greise zu Kindern werden, so versetzen sich die Zeiten des Verfalls in den primitiveren Naturzustand. Noch anders war dies bei Rousseau der Fall und in einem anderen Sinne tritt diese Erscheinung in neuester Zeit hervor. Die Dichter

*) Rud. Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart. Leipzig, 1904. S. 228.

**) Th. Ziegler, a. a. O., S. 16: „Der erste Schritt des Menschen über die Natur ist auch ein solcher gegen sie."



der klassischen und später der romantischen Schäferzeit begeisterten sich für die ideale Naivheit, Wahrhaftigkeit und Frische, des ungekünstelten Naturlebens, wie der Großstädter mit Behagen frische Alpenluft schlürft und sich in der Ungebundenheit des Landlebens wohl fühlt.

Die kulturmüden Modernen aber schwärmen für die Wildheit und Zügellosigkeit der natürlichen Barbarei, etwa für jene vormoralische Zeit der Nietzscheschen Phantasie, „wo der Wert oder Unwert einer Handlung aus ihren Folgen abgeleitet wurde und die Handlung an sich dabei ebensowenig als ihre Herkunft in Betracht kam".*)

Auch einen Brunetière dünkt es, als wäre Sittlichkeit, Zivilisation und Kultur eine Verleugnung, ein Widerpart der Natur. „Die Natur ist", so meint er, „immoral, vom Grund aus immoral, ich möchte sagen immoral bis zu jenem Punkte, daß alle Moral in einem gewissen Sinne, insbesondere im Beginne, in ihren ersten Prinzipien, nichts anderes ist als eine Reaktion gegen die Lehren und Ratschläge, die uns die Natur erteilt. Vitium hominis, natura pecoris sagt, wenn ich nicht irre, der hl. Augustin; es gibt in der Tat kein Laster, wozu uns die Natur nicht das Beispiel gebe und keine Tugend, von der sie uns nicht abhielte . . . . Wollte man der Natur nachfolgen, wäre es da nicht um die Menschheit geschehen? Versenken wir uns in die Natur! so ruft man uns zu, doch wenn wir uns nicht in acht nehmen, so wäre das soviel als ein Versenken in die Tierheit. Und gewisse Naturforscher, die uns aufforderten, in allem die Natur zum Führer zu nehmen, sind sich dessen nicht gewahr, daß sie uns dadurch auffordern, den Lauf der Geschichte und der Zivilisation wieder zurückzumachen. Wir sind nur insoferne Menschen geworden und können es nur so immer mehr und mehr werden, als wir imstande sind, uns von der Natur zu trennen, und indem wir es versuchen, in ihrer Mitte einen solchen Platz einzunehmen wie ein Reich in einem andern Reiche."**)

Es scheint aber vom ersten Augenblick an paradox, daß das Widernatürliche einem Wesen zur Beförderung diene, seinen inneren Gehalt erhebe und vermehre. Ist Kultur der Menschennatur nur etwas künstlich Hinzugefügtes, eine ihrem Wesen nicht angemessene Zutat, so scheint uns das Bestreben berechtigt, womit der Mensch diesen ihm gewaltsam auferlegten Banden sich zu entledigen trachtet.

Die Ursache dieses scheinbaren Widerspruches liegt aber in der falschen Auffassung und unpräzisen Bestimmung der Menschennatur.

Bestünde diese bloß aus dem Ergebnis der biologischen Gesetze, dann wäre man freilich berechtigt zu fragen: Ist die Kultur ein Fluch oder ein Segen? Ja, dann müßte man dem neuesten Kritiker Chamberlains recht geben, wenn er in Frage stellt, ob Kultur und Zivilisation, infolge kläglicher Entartung der Menschen entstanden, der Ausgangspunkt eines Fortschritts zum Idealen sein können?***)

*) Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse. S. 57.

**) Discours de Combet. I. 92.

***) Fritz Wüst, Entgegnung auf: Die Grundlagen des XIX. Jahrh. von H. St. Chamberlain. 1905. S. 29.



Und wenn Chamberlain als das Ziel der Kultur die Emanzipierung von der Natur hinstellt, ohne die wir zwar nichts können, die wir aber entschlossen sind, uns zu unterwerfen; und wenn er meint, in Kunst und Philosophie werde sich der Mensch als intellektuelles Wesen, in der Ehe und dem Recht als gesellschaftliches Wesen, in Christus als sittliches Wesen seiner selbst im Gegensatze zur Natur bewußt", — so folgt bei einer derartigen biologischen Auffassung der Menschennatur unabweisbar, was Fr. Wüst (S. 68) dazu bemerkt: „O sancta simplicitas! Im Gegensatz zur Natur sind wir nichts und werden wir niemals etwas sein; die Natur ist das höchste Ideal, für sie zu kämpfen um jeden Preis, das ist das Höchste, was der Mensch tun kann." Ja, er bestimmt es auch des näheren, was er unter diesem Ideale versteht: „Der ideale Mensch ist zweifellos rein materialistisch, d. h. er reflektiert gewiß nicht, er stürzt sich wie das Tier nur auf das Gegenwärtige." (S. 96 und 168.) Und: „Es gibt kein höheres Ideal als die Tierheit, das dürfte doch nur ein Kulturfanatiker bezweifeln!" Nun, eine solche, Nietzsche fast überbietende Aufrichtigkeit ist kaum genügend anzupreisen. Sie zeigt uns nämlich mit strengster Konsequenz, wohin eine einseitige Wertung der Menschennatur notwendigerweise führt.

Aus all diesem ergibt sich aber folgendes mit voller Sicherheit: Entweder ist der Mensch ein Wesen, dessen Tun und Handeln allein durch physisch-mechanische, biologische oder wirtschaftlich-materielle Gesetze bestimmt wird. In diesem Falle ist jede Kultur, sowohl die sittliche als die intellektuelle und ästhetische, etwas Widernatürliches, das möglicherweise abgestreift werden kann. Es bliebe aber dann die große Frage zu enträtseln, wie wir da von einem Entwicklungsgang des Menschen reden können? Wäre dann der Mensch das einzige Wesen, dessen Streben zur Entartung hinführt? Ist dann nicht die immense geistige und physische Arbeit der Jahrtausende ein vergebliches, ja sogar schädliches Abmühen und Abquälen gewesen? Müßte man in diesem Falle nicht die angebliche Tat des Kalifen Omar als die höchste Kulturarbeit preisen und, diesem Beispiele folgend, unsere Museen und Akademien den Flammen überliefern, unsere höheren und niederen Lehranstalten aber als Entartungsmittel niederreißen oder zu Kasernen umwandeln?

Oder es ist die Kultur eine Blüte und Frucht jener Menschennatur, die mit der Biologie noch nicht abgetan ist, sondern durch den Geist ergänzt und beherrscht wird. Da es nun in der Tat eine Kultur gibt und da der Mensch als absolut kulturloses Wesen gar nicht denkbar ist und seine Entwicklung äußerlich gerade durch den Grad der von ihm erreichten Kultur erkennbar wird, so ist dies der evidente Beweis, daß der Mensch in seinem Ganzen nur als physisch-geistiges Doppelwesen aufgefaßt werden kann und demnach der geschichtliche Entwicklungsprozeß der Menschheit nicht bloß nach physischen, sondern auch nach metaphysischen Gesetzen beurteilt werden muß. In diesem Sinne auf den Menschen bezogen, ist also die Kultur, als gesundes Geistesprodukt aufgefaßt, nichts Unnatürliches oder Widernatürliches, sondern im Gegenteil der entsprechendste Ausdruck und das wirksamste Mittel zur Entfaltung der Menschennatur.

Allerdings gibt es auch eine Kultur, die nicht frei macht, sondern als Fessel und Bürde gefühlt wird. Ist die Kultur ohne Ideale, bloß auf das

Materielle gerichtet, ohne belebenden Geist, so wird sie dem Menschen zur Last. Und dies erklärt zugleich, warum eben in unserer kulturstolzen Zeit als Reaktion der sola cultura salvificat eine kulturfeindliche Strömung Platz gegriffen hat.

Es ist ganz richtig, was Edw. Carpenter bemerkt, daß „die griechischen Tempel und gotischen Kathedralen von Menschen errichtet wurden, die nach unserer Anschauung selbst höchst einfach und bescheiden lebten und bereit waren, ihre besten Kräfte und ihre größten Schätze den Göttern und der Gemeinschaft zu weihen, während wir heute, wo wir für uns selbst geräumige und üppig eingerichtete Villen haben müssen, unfähig sind, irgend eine anständige Kirche oder sonst ein öffentliches Gebäude herzustellen". Der Geist, der sich über Physik, Biologie und Geldwirtschaft erhebt, der Natur und Reichtum als Mittel zu gebrauchen weiß und sie leitet, ohne von ihnen geleitet zu werden, dieser Geist ist es, der die Kultur schafft und erhält.

Es sind also unbedingt Ideen, und zwar metaphysische Ideen, welche den Entwicklungsgang der Geschichte bedingen und nach einer gewissen Zielstrebigkeit (Teleologie) leiten. Durch das Zauberwort Evolution oder Entwicklung läßt sich nämlich der Verlauf der Geschichte noch weniger als das Entstehen und die Heranbildung der Gesamtnatur erklären. Und es ist ganz richtig, wenn L. Stein mahnt, man müsse sich von den berauschenden Erfolgen des Entwicklungsprinzips nicht verleiten lassen, in diesem den Schlüssel aller Welträtsel oder gar das Weltprinzip suchen zu wollen. Die Entwicklung zu substanzialisieren, d. i. sie als Tragepfeiler alles Geschehens im Universum darzustellen, hieße die Form des Weltgeschehens mit seinem Inhalte verwechseln.*)

Entwicklung ist ja nur die Richtung eines Verlaufs und nicht die bewegende Kraft und eben darum ist Entwicklung oder Evolution richtig aufgefaßt soviel wie Teleologie, d. h. das Streben nach einem gewissen Ziele. Und es ist bezeichnend, daß selbst ein der Spencerschen Schule angehörender Soziologe, Benjamin Kidd, zu dem Resultate gekommen ist, daß sowohl in der organischen Welt wie auch auf sozialem Gebiete nicht die Gegenwart das bestimmende Element der Entwicklung ist, sondern die Zukunft; diese ist der Mittelpunkt, um den sich die soziale Fortbildung dreht.**) Er zieht namentlich unsere westeuropäische Kultur als Beispiel heran und meint, das eigentliche Wesen ihres Verlaufes bedinge ein organisches Prinzip, welches die fortwährende Unterordnung und Aufopferung nicht nur einzelner Individuen und Abteilungen, sondern ganzer Generationen und Zeitperioden für die Zwecke einer höheren Lebensentwicklung veranlaßt. (Ebd., S. 77.) Dieses organische Prinzip nennt Kidd projektierte Wirksamkeit (projected efficiency). Mit diesem Namen ist freilich der Schleier noch nicht gelüftet, doch sieht man schon die zwar noch verschwommenen Züge einer höheren Leitung der Menschengeschichte hindurchschimmern. Es kann ja doch unmöglich eine un-

*) L. Stein, Die soziale Frage im Lichte der Philosophie. Stuttgart, 1897. S. 50.

**) B. Kidd, Principles of Western Civilisation. 1902. S. 6. Vergl. auch S. 65: „We see the present continually envisaged with the future, and in which it is never the present, and always the future, which is of larger importance."



bewußte Macht sein, die der Gegenwart Normen vorschreibt, welche sie nicht ihrer selbst, sondern der Zukunft wegen zu befolgen hat.

Es mag wohl auch in Kidds Auffassung eine etwas einseitige Übertreibung enthalten sein, unleugbar ist es dennoch, daß, wie die Vergangenheit für die Gegenwart, so die Gegenwart für die Zukunft arbeitet. Und da nicht alles, was geschieht, schlechterdings aus dem geographischen, ethnographischen, sozialen und kulturellen Milieu herauswächst, sondern durch freie Betätigung des Menschen und teilweise auf scheinbar unberechenbare Weise, was man wohl sehr unwissenschaftlich Zufall zu nennen pflegt, zustande kommt, so beruht die Entwicklung des Vergangenen zur Gegenwart und der Gegenwart zum Zukünftigen nicht auf bloß organischen oder soziologischen Gesetzen, sondern auf einer Planmäßigkeit, welche in der Verkettung der Begebenheiten eine gewisse Harmonie, einen ethischen Ausgleich, eine sittliche Weltordnung zur Geltung bringt.

Es hat darum die moderne materialistische und ausschließlich wirtschaftliche Betrachtung der Geschichte das nicht umzustoßen vermocht, was Ranke als Erfordernisse der völlig wahren Geschichte aufstellte: „1. Exakte Kenntnis der einzelnen Momente; 2. ihrer persönlichen Motive; 3. ihres Zusammenwirkens, des ganzen Getriebes der Persönlichkeiten und wechselseitigen Einwirkungen; 4. des universalen Zusammenhanges. — Das letzte Resultat ist Mitgefühl, Mitwissenschaft des Alls." *)

Wir möchten aber die letzten Worte Rankes ihrer mystischen Hülle entkleiden. Es klingt viel entschiedener und ist darum auch für den menschlichen Geist viel befriedigender, was G. Vico, der eigentliche Vater der neueren Geschichtsphilosophie, sagt: gleichwie man keine genaue Kenntnis der Physik, d. h. der Lehre von den Bewegungen der Körper, ohne die abstrakten Wahrheiten der Mathematik haben könne, so gebe es auch keine wahre Geisteswissenschaft ohne die abstrakten Wahrheiten der Metaphysik. Die Kenntnis dieser metaphysischen abstrakten Wahrheiten ist es in der Tat, welche dem toten Kadaver der Monumente und Dokumente Leben verleiht. Diese ins Auge fassend, sieht der Historiker in den Pyramiden nicht bloß eine unsinnige Steinmasse, sondern ein für Jahrtausende sprechendes Wahrzeichen des Unsterblichkeitsglaubens.

Und je mehr sich sein geistiger Horizont ausdehnt, umsomehr bestätigt sich vor seinen Augen, daß es höhere Ideen sind, die die Menschheit lenken und leiten, daß es eine göttliche Weltregierung geben müsse. Der Gottesstaat (Civitas Dei), dessen Umrisse zuerst dem scharfen Blicke eines Augustinus im Ganzen sich offenbarten, ist auch durch die moderne Wissenschaft nicht verdrängt worden, im Gegenteile, unser erweitertes Wissen kann und muß uns zu einer tieferen Erkenntnis desselben führen.

---

*) Sämtliche Werke. Bd. 53/54, S. 569.





Kuṣejr ʿAmra.

Von Dr. Hermann Zschokke.

Der Name Kuṣejr ʿAmra ist in den Kreisen der Gelehrtenwelt nicht mehr unbekannt. Bereits im Jahre 1902 zeigte Prof. B. Schäfer Musils Bericht über „Kuṣejr ʿAmra und andere Schlösser östlich von Moab" im „Allgemeinen Literaturblatt" (XI, 513 ff.) an. ʿAmra liegt ungefähr 110 km östlich von dem Nordende des Toten Meeres, mitten in wellenförmiger, steiniger Wüste, fast 70 km vom nächsten Dorfe und 27 km von der nächsten Quelle entfernt. Diesem Schlößchen hat Musil eine monumentale Monographie*) gewidmet und zwar mit vollem Rechte; denn das von ihm entdeckte Kuṣejr ʿAmra ist ein Unikum in der Kunstgeschichte, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß bald eine ganze Reihe von ʿAmra-Schriften entstehen wird.

Bereits auf seiner ersten Forschungsreise 1896 vernahm Prof. Musil den Namen ʿAmra, aber vergeblich suchte er dahin zu gelangen; ʿAmra liegt nämlich im Grenzgebiete der mächtigen Beduinenstämme Beni Ṣaḥr und

---

*) Kuṣejr ʿAmra (Publikation der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien) I. Textband mit einer Karte von Arabia Peträa. VIII und 238 S. — II. Tafelband mit 41 farbigen Tafeln. Verlag der k. k. Hof- und Staatsdruckerei, Wien, 1907. Preis 250 Kronen.

Im Vorworte gibt Hofrat Dr. H. Müller eine kurze Geschichte der Auffindung des Schlosses und der Entstehung der Publikation. Der Textband zerfällt in zwei ungleiche Teile, der größere (S. 1 bis 183) stammt aus der Feder des Entdeckers von ʿAmra, Prof. Musil, und ihm schließen sich die längeren Abhandlungen der anderen Mitarbeiter an. So untersucht der Architekt M. Kropf die architektonische Beschaffenheit des Baues (S. 187 bis 189), Maler A. L. Mielich schildert seine künstlerischen Arbeiten in ʿAmra (S. 190 bis 199), die Privatdozenten J. Pollak und F. Wenzel berichten über die chemische Analyse der Farben (S. 200 bis 202), Hofrat F. Wickhoff bespricht den Stil der Malereien und gibt eine übersichtliche Erklärung der Tafeln (S. 203 bis 212) und Hofrat Josef Ritter von Karabacek behandelt das schwierige Thema der Datierung und Bestimmung des Baues (S. 213 bis 238); den Text erläutern 145 Figuren, teils photographische Aufnahmen, teils architektonische Pläne, und eine Karte von Arabia Peträa nach eigenen Aufnahmen von Prof. Dr. Al. Musil. Von den 41 farbigen Tafeln des II. Bandes veranschaulichen die ersten 14 die Lage und die architektonischen Eigentümlichkeiten des Schlosses, die übrigen 27 bieten die Kopien der Malereien, mit denen die Innenräume geschmückt sind.



Rwala ibn Ša'lân und diese waren damals im Kriege gegeneinander begriffen. Auch im Jahre 1897 war sein Bemühen fruchtlos. Erst 1898 begleitete er den ihm befreundeten Stamm der Beni Ṣahr auf ihrem Kriegszuge gegen die Ša'lân und betrat als erster Europäer die Räume von ʻAmra. Eine halbe Stunde später waren schon Feinde in Sicht. Es entbrannte eine Schlacht, die Ṣhûr blieben Sieger, mußten aber zurückweichen, da ihnen der Zugang zum Tränkplatze abgeschnitten war. Nach zwei Jahren (1900), nachdem die feindlichen Stämme Frieden geschlossen hatten, kam Musil wieder nach ʻAmra und konnte den Plan der Anlage aufnehmen, alle Bilder photographieren und ausführlich beschreiben. Die ganze Anlage von ʻAmra besteht aus zwei Teilen: dem Schlößchen mit einem jetzt verschütteten Brunnen und einem etwa 740 Schritte davon entfernten Hofe. Das Schlößchen ist ungefähr 24 m lang, 13 m breit und hoch und verhältnismäßig gut erhalten. Von einem an der Ostseite angebrachten Vorhofe betritt man einen luftigen Raum, dessen Kuppel mit dem nördlichen Sternenhimmel geziert erscheint. Eine niedrige Türe in der Westmauer vermittelt den Zugang in ein Gemach mit Kreuzgewölbe. An allen Lunetten sieht man Badeszenen abgebildet, an der Bogenlaibung der Fensternische Weinranken, Tiere und Menschen und auf dem Kreuzgewölbe binsenartige Pflanzen. Die übrigen Teile der Wände waren mit Marmorplatten bekleidet. Durch eine Tür der Südmauer betritt man ein mit Tonnengewölbe versehenes Gemach. In der Mitte der Tonne sind die drei Menschenalter, bei den Fenstern die Geburt und über der Tür der Tod dargestellt. Der übrige Teil der Tonne weist zahlreiche Tiere und auch einige menschliche Figuren auf. Mit diesem Gemache endete die ursprüngliche Anlage. Später wurde jedoch an die Westmauer ein großer, mit drei Tonnengewölben, zwei apsisartigen Vorsprüngen und einer Nische dazwischen versehener Raum angebaut, in den man aus dem zweiten Gemache durch eine Tür in den Westraum gelangen kann. Ein breites Tor in der Nordmauer führt ins Freie. Auf allen Wänden dieses Hauptarmes bemerkt man Malereien. Gegenüber dem Tore auf der Steinwand der Nische ist ein Herrscher mit einem Nimbus, auf einem damaszenischen Thronsessel sitzend, abgebildet. Zwei gewundene Säulen stützen das Dach darüber, auf dessen blauer vorderer Kante Bruchstücke einer arabischen Inschrift stehen. Der Herrscher stützt die Füße auf einen Schemel. Darunter eine blaue Zone mit Wasservögeln, Seetieren und einer Barke. Rechts und links auf der Tonne sieht man Begleitfiguren. Die ganze Mitteltonne und auch die Bogenlaibungen sind mit Bildern menschlicher Figuren ausgefüllt. Auf der Osttonne des Hauptraumes gewahrt man vier Reihen von viereckigen, zueinander parallelen Feldern, in denen sich Arabesken befinden. Darunter erscheint auf der Ostwand eine Meute schlanker Sulkônhunde, welche Antilopen verfolgen. Auf der südlichen Stirnwand dieser Tonne zeigt sich ein Jagdzug. Erjagte Antilopen werden ausgeweidet; auf der nördlichen sehen wir, wie Jäger gefangene Wildesel töten.

Rechts und links von dem Fenster auf der südlichen Stirnwand sieht man drei antik gekleidete Frauen stehen, bezeichnet *ICTOPIΛ*, *CKEΨIC*, *ΠOIHCIC*. Auf der südlichen Stirnwand der Westtonne sitzt unter einem prächtigen Zelte eine reich gekleidete Frau und auf der nördlichen eine weibliche Figur mitten im

blauen Wasser, auf dem Seetiere und ein mit Männern besetztes Boot sichtbar sind. Die Westwand ist in drei Felder geteilt. In dem oberen erscheint ein Wettrennen und in dem mittleren eine Hetzjagd auf Wildeseln. In dem südlichen Teile des unteren Feldes bemerkt man zuerst eine Gruppe von sechs Männern in reicher Gewandung und darüber Fragmente von sechs Gruppen griechischer und arabischer Inschriften. Darauf folgt ein Frauenbild mit eigentümlicher Architektur und daran schließt sich ein Ringgrund, wo verschiedene Männer Ringübungen vornehmen.

Kaum war Dr. Musil mit den Aufnahmen fertig, so mußte er dem Drängen seiner Begleiter nachgeben und ʿAmra verlassen. Das mitgebrachte Material legte er in der Form eines Berichtes der Wiener Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften vor und es wurde für so wichtig befunden, daß er im Jahre 1901 eine neue Reise nach ʿAmra unternehmen mußte. Diesmal begleitete ihn der Kunstmaler A. L. Mielich, der die Malereien kopieren sollte. Gleich am Tage der Ankunft in ʿAmra wurden sie von einer Abteilung der Ahl al-Ǧebel überfallen, wobei Dr. Musil fast das Leben verloren hätte. Unter steter Aufregung wurde fleißig gearbeitet und nach 14 Tagen ʿAmra verlassen. Nebst ʿAmra fand Musil auch andere Schlösser östlich von Moab, so al Mwaḳḳar, al-Mšatta, al-Ḥarâni, al-ʿWejned, al-Mejšiš und aṭ-Ṭûba, das er ebenfalls als erster Europäer betreten hatte.

Nach der Darstellung Musils gruppierten sich die Beduinenstämme in einzelne Geschlechter. Dieser Gruppierung mußten nach dem Falle des Nabathäerreiches auch die Römer Rechnung tragen und den Vertretern solcher Geschlechter den Titel und Rang römischer Beamten verleihen. Diese Beamten, einheimische Fürsten, waren nur nominell von Rom oder Byzanz abhängig und erfreuten sich eines bedeutenden Wohlstandes. Das bewegliche Zelt aus Ziegenhaaren, das ihnen zur Wohnung diente, wurde nach und nach durch ein festes gemauertes Zelt, Haus, Schlößchen ersetzt, um welches sich dann die beweglichen Zelte der Stammesgenossen gruppierten. Das Schlößchen samt den beweglichen Zelten hieß Ḥertâ Ḥîra. Als sich die Muslime dieser Gebiete bemächtigten, stützten sich die umajjadischen Kalifen ebenfalls auf einheimische Beduinenfürsten, mit denen sie verschwägert und bei denen die meisten Prinzen erzogen waren. An die frische Luft der freien Steppe gewohnt, pflegten sie auch als Kalifen einige Monate, ja selbst Jahre in der Wüste zuzubringen, wo sie teils die alten Schlösser adaptierten, teils neue erbauen ließen. Dieses friedliche Zusammenleben der Beduinen mit den verwandten Kalifen, deren Residenz das nahe Damaskus war, fand ein jähes Ende, als sich die Abbasiden das Kalifat errangen und, auf Nichtaraber gestützt, weit im Osten, in Bagdad, ihre Residenz aufschlugen. Seit dem Jahre 750 verging fast kein Dezennium, ohne daß ein Aufstand zugunsten der Umajjaden in jenen Gebieten ausgebrochen wäre. Insbesondere das alte Moab und die angrenzende Wüste bildeten das Zentrum und den Stützpunkt der umajjadischen Aspirationen und waren deshalb den größten Grausamkeiten der abbasischen Heerführer ausgesetzt. In den Jahren 845 bis 879 wüteten hier erbitterte Kämpfe, während welcher der abbasische Feldherr Buġa die Beduinen unerbittlich verfolgte und sie zur Auslieferung zahlreicher Häuptlinge zwang, die als Geiseln in einigen Städten interniert wurden.

Kurz darauf wurden die Geiseln von den Städtern niedergemetzelt und die Beduinen, auf das höchste gereizt, schändeten selbst die Kaba und plünderten sie. Daß sich unter solchen Umständen ein abbasischer Prinz inmitten seiner erbitterten Feinde nicht zeigen durfte, ist einleuchtend. So blieben jene Schlösser unbewohnt und gerieten nach und nach in Vergessenheit.

Musil kennt die Wüste und das Leben der Beduinen wie wenige vor ihm und ist infolgedessen imstande, die zerstreuten Notizen der orientalischen Literatur, die sich auf diese Gebiete beziehen, zu einem klaren Bilde zu vereinigen. Sein Werk ist eine Fundgrube für den Exegeten, Historiker, Geographen, Archäologen. Die alttestamentliche Exegese erhält Aufschlüsse über vieles, was man bisher entweder gar nicht oder nur mangelhaft erklären konnte; so über die Schwurformel: Lege deine Hand unter meine Hüfte (Gen. 24, 9; 47, 29), über das Brunnenlied (Num. 21, 17, 18), über die Aufklärer (Num. 10, 31) u. a. m. Bei den Schilderungen des einstigen und jetzigen Lebens in der Wüste erscheinen zahlreiche biblische Persönlichkeiten, wie die Patriarchen, Moses, David, Hiob lebendig vor dem geistigen Blicke. Man begreift verschiedene Opferriten, Vorschriften und Einrichtungen. Wie ergreifend ist das schöne von Musil vorgelegte Frauenlied (S. 47) und wie nahe verwandt mit Davids Klagelied (2 Sam. 1, 19 f.)! Viele biblische Ortschaften werden identifiziert und dadurch die sich daselbst abspielenden Begebenheiten verständlicher gemacht. Am wertvollsten für die Exegese ist der historische Teil. Hier werden die Midjan, Maʿôn und verschiedene andere in der Bibel angeführte Völkerschaften in ihrer realen Umgebung handelnd dargestellt; man sieht die Israeliten, wie sie sich auf ihrem Auszuge aus Ägypten in das Gebiet der Midjan südöstlich von Elat-Akaba begeben und, nachdem ihre Versuche, von Süden das gelobte Land zu besetzen, gescheitert sind, ihr Ziel von Osten erreichen. Man begreift die Bedeutung des Besuches der Königin von Saba in Jerusalem u. a. Lehrreich für den Kirchenhistoriker ist die Darstellung der religiösen Anschauungen und Zustände vor und während des Auftauchens des Islam und warum der Islam so rasche Fortschritte machen konnte. Auch über das Zusammenleben der Muslime und Christen wie über die innere Entwicklung des Islam unter den Umajjâden bringt Musil interessante Aufschlüsse. Vieles ist noch von den weitern Schriften Musils zu erwarten; das meiste, was er hier der Wissenschaft bietet, ist ganz neu; und diese Schätze mußten oft mit Lebensgefahr gesammelt werden. Die k. u. k. Staats- und Hofbuchdruckerei sollte diese Arbeit Musils auch in kleinerem Formate selbständig herausgeben, weil der hohe Preis dieser Ausgabe nicht viele in die Lage setzt, sich dieses Werk anzuschaffen. — Die Arbeit Musils ist noch nicht abgeschlossen. Die weiteren in Vorbereitung begriffenen Werke über Moab, Edom und Arabia Peträa werden dem Exegeten noch wertvollere Aufschlüsse geben.





Laurentius von Schnifis, der Sänger aus dem Drusental.

Von Nik. Scheid, S. J.

Das Bildnis, das hier entfaltet werden soll, erhebt nicht den Anspruch auf Neuheit, wenigstens nicht in seinen Grundlinien. Es wäre auch weder angängig noch wünschenswert, von einem Schriftsteller längstvergangener Zeiten, der seinen festen Platz in der Literaturgeschichte hat und innehält, eine ganz neue Darstellung geben zu wollen. Die einzelnen Steinchen, die von verschiedenen Forschern entdeckt worden sind, brauchen nur geschickt zusammengelegt, vielleicht, wenn es glückt, vermehrt und ergänzt zu werden, um so langsam zu der verblaßten Mosaikgestalt des alten Sängers aus dem Drusental sich kunstgemäß aneinanderzufügen.

Die Quellenverhältnisse zur Darlegung der vielverschlungenen Lebensschicksale unseres Sängers liegen anscheinend so günstig als möglich. Aus der zuverlässigen Ordenschronik des alten Kapuzinerpaters Romuald läßt sich ein geschichtlich feststehendes Gerippe aufbauen, zu dessen lebensfrischer Ausfüllung sodann die Schilderungen des Dichters selbst von dem „Wege seiner wunderlichen Bekehrung" den reichsten Stoff liefern. Aber gerade diese eigene Lebensbeschreibung ist ein Buch der seltsamsten Art. Seine richtige Deutung kann den Leser in wahre Verzweiflung setzen. Träume, geisterhafte Erscheinungen, bildliche Einkleidung der Tatsachen, alles das häuft sich in so bunter Folge, daß eine glatte Scheidung von Dichtung und Wahrheit dem Spätergeborenen geradezu unmöglich wird. Daraus erklärt sich auch die vielfach so widerspruchsvolle Darstellung einzelner im übrigen recht dankenswerter Versuche, ein Lebensbild des Sängers zu entwerfen. Ja, es nimmt gar nicht wunder, daß aus denselben Beschreibungen der Bekehrungsgeschichte unseres Sängers einmal schon ein kleiner Roman mit Liebesgeschichten und abenteuerlichen Verwickelungen, ein andermal eine ganz erbauliche Wunderpredigt sich modeln ließen, beides freilich in gleich barocker Weise.

Die bis jetzt gediegenste, sozusagen grundlegende Arbeit über das Leben des Laurentius von Schnifis wurde vor 30 Jahren in einer Reihe von Artikeln im Vorarlberger Volksblatt von dem Kapuzinerpater J. B. Bauer veröffentlicht. Da findet sich das ganze Quellenmaterial in aller Ausführlichkeit mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Sorgfalt zusammengetragen. Das k. k. Statthaltereiarchiv in Innsbruck liefert in den Rait- und Protokollbüchern der tirolischen Regierung aus den Jahren 1660 und 1661 einige Nachrichten, die P. Bauer nicht gekannt hat, zur Vervollständigung seiner Angaben.



In der Literaturgeschichte wird der Dichter unter dem Namen „Laurentius von Schnifis“ geführt. Er selbst nennt sich vielfach den „Sänger von der Ill“ oder „aus dem Drusental“; beide Bezeichnungen sollen dasselbe in gleichem Umfange besagen, wiewohl das Drusental eigentlich nur die Niederung zwischen Bludenz und Feldkirch begreift.

Wir kennen genau Land und Leute dieser Gegend und brauchen uns nur zu erinnern, daß der 24. August 1633 und der 7. Januar 1702 die Lebenszeit des Dichters umgrenzen, um ein richtiges Zeitbild von den damaligen Verhältnissen zu gewinnen: es sind die Schrecken des dreißigjährigen Krieges mit ihren furchtbaren Nachwehen von Elend und Not. Dazu teilt Laurentius mit andern großen Männern das an und für sich durchaus nicht unglückliche Los, als armer Leute Kind geboren zu sein. Sein Taufname Johannes ward später bei seinem Eintritte in den Kapuzinerorden in den Klosternamen Laurentius umgeändert; den Familiennamen „Martin“ verwandelt er selbst unter Anspielung auf seine wunderliche Bekehrungsgeschichte in das Anagramm „Mirant“. Auf den Titeln seiner Bücher fehlt nie der Zusatz „Mirantisch“, so daß diese Beifügung als Wahrzeichen der Echtheit seiner Werke gelten kann.

Über die erste Jugend des Miranten fehlen alle genaueren Nachrichten. Daß er als Knabe die Schafe und Herden gehütet habe und mindestens bis zu seinem zwölften Lebensjahre im Elternhause geblieben sei, läßt sich aus gelegentlichen Andeutungen herauslesen. Das ist aber auch alles. In einem Bescheid der tirolischen Regierung auf ein Gesuch „des Johann Marthini, Komedianten, umb Conferierung einer O. Ö. Regiments Secretariat- oder Concipistenstöll“ aus dem Jahre 1661 wird aus der Begründung des Bittstellers unter anderem auch erwähnt: „in Ansehung seiner absolvierten Studien“. Weiterhin bekundet Laurentius in seinen Werken eine staunenswerte Belesenheit in der altklassischen Literatur. Wo und wann er sich aber diese Kenntnisse erworben habe, das läßt sich vorderhand nur mit einem großen Fragezeichen beantworten. Selbst für Vermutungen gibt es keinen weiten Spielraum. Im Jahre 1649 eröffneten die Jesuiten in Feldkirch ein Gymnasium. Doch liegt vorläufig kein Zeugnis dafür vor, daß der damals bereits 16jährige Hirte diese Anstalt besucht habe; vielmehr erscheint es wahrscheinlicher, daß er einem Gymnasium seine Bildung nicht verdankte. Spricht er doch gelegentlich sein Bedauern darüber aus, „er habe sich von Jugend auf gar wenig in lateinischen Versen geübt“, sei vielmehr „jederzeit ein deutscher Michel gewesen“. Eine Versäumnis aber in der Erlernung der lateinischen Verskunst war an einer öffentlichen Lehranstalt des 17. Jahrhunderts schlechterdings nicht möglich; darin gipfelte ja das Lehrziel jener Schulen, die lateinische Sprache in Vers und Prosa zu beherrschen. Außer dem Jesuitengymnasium bestand sodann schon viele Jahre vorher in Hohenems eine von den Grafen gegründete lateinisch-deutsche Schule, die zugleich mit Unterricht im Choral verbunden war. Gegen die Annahme ihres Besuches läßt sich aus den Äußerungen des Dichters nichts einwenden, ja eher dafür geltend machen, daß er einmal „von der alten Kundschaft in Hohenems“ spricht und daß er in Musik und Gesang mehr als gewöhnliche Schulung besaß. Noch eine dritte Möglichkeit zu einer wissenschaftlichen Ausbildung

könnte vielleicht darin gefunden werden, daß die Pfarrei Schnifis seit 1644 dem Kloster Maria-Einsiedeln einverleibt war; denkbar also, daß ein menschenfreundlicher Mönch als Pfarrer sich des geweckten Knaben in besonderer Weise annahm. Denn außergewöhnlich begabt und vor allem für Gesang und Musik gut veranlagt, eine Künstlerseele nach heutigem Sprachgebrauch, muß der frische, frohe Knabe gewesen sein, der unter Begleitung der Laute und Leier als Hirte seine Lieder sang.

Allein dieses stille, idyllische Hirtenleben konnte nicht von langer Dauer sein; es beginnen des Dichters Lehr- und Wanderjahre. Die Tatsache wird durch unsern bewährten Chronisten verbürgt, wozu die Selbstbekenntnisse des Mirauten die üppigsten Umrankungen bieten. Was jedoch die besondere Veranlassung zu dem Wandertriebe gegeben habe, erfahren wir nicht, dafür wird die Reise selbst um so farbenreicher geschildert. Nur muß man sich stets daran erinnern, daß die weitflatterige Erzählung unter dem Gesichtswinkel einer Jugendverirrung, die zur Sühne eine bußfertige Bekehrung heischte, von dem späteren Ordensmanne abgefaßt wurde. So versetzt gleich von Anfang an das einleitende Abschiedsgedicht in die richtige Stimmung: „Urlaubsklag des Drusertals über den bedauerlichen Abscheid des weltverreisenden Miranten".

„So zieh', Mirant, nur hin und lern',
Dein Unrecht zu erkennen;
Es wird der gute Unglücksstern
Dir bald den Weg abrennen.

Du wirst zwar auf dem Wollustweg
Von einer Freud' zur andern,
Weit aber von dem Himmelssteg
Gefährlich herum wandern.

Dann bist du voller Übermuts
Und gar zu freudensüchtig,
Ja, eines welterhitzten Bluts,
So zu der Herd' untüchtig."

Die Schilderung wird in noch krasserer Weise (z. B. nennt Mirant sich „viel dümmer als ein Vieh") weiter geführt, bis die Bekehrung erfolgt:

„Wann du nicht willst nach Ninive
Und nur nach Tharsis laufen,
So wird dich Gott im Kummersee
Gleich wie den Jonas taufen.

Er wird dich wie den Saulus dort
Vom Pferd des Hochmuts stürzen,
Und weiter nicht zu fahren fort,
Dir deine Reis' verkürzen."

Die Anwendung und gute Lehre aus der Geschichte klingt wie eine Bußpredigt in Versen:

„Damit kein Mensch, wie bös auch er,
An Gottes Gnad' verzage,
Noch über ihn, als wenn er wär'
Ein strenger Gott, sich klage.

Es ist kein Sünder ja so groß,
Der nicht könn' Gnad' erwerben,
Er woll' denn in der Sünden Schoß
Freiwillig selbst verderben."

So ist in kurzen Umrissen die ganze Lebensbeschreibung mit der nötigen Nutzanwendung entworfen. Die treue Ordenschronik berichtet, der Dichter habe „die berühmteren Städte Deutschlands mit seiner Laute durchzogen und mittelst seiner Kunst sich in den Stand gesetzt, auf diese Weise nicht nur seinen Wissensdrang und seine Neugierde zu befriedigen, sondern auch seine Börse straff zu füllen, wenn auch mitunter wieder gewaltige Ebbe eintrat". — Aus diesem Erfolge zu schließen, muß der fahrende Sänger

schon damals in hohem Rufe gestanden haben, wie es auch der Ordensgeschichtschreiber ausdrücklich bezeugt und der Mirant selbst andeutet, wenn er von „hochgeflogenem Lobe“ spricht. Es scheint demnach die friedliche Laute und das frische Lied auch nach den Wirren des schrecklichen Krieges noch mancherorts eine wohlwollende Aufnahme gefunden zu haben. Leider sind die Angaben des Dichters über Richtung und Ziel der Sängerfahrt zu dunkel, um seinen Weg mit Sicherheit verfolgen zu können.

Unter dem Bilde eines Traumes wird eine Schiffahrt auf dem Rheinstrome geschildert: „Schöne Landschaften, grüne Hügel, Wasserfälle, Klöster, Brücken, Städte, Festungen und Türme, insonderheit welchen die berühmte Silberstadt so hoch und künstlich erhoben“. Die „berühmte Silberstadt“ kann nur Argentoratum — Straßburg — sein. Dort verwaltete damals der ebenso beliebte als berühmte Erzherzog Leopold, Ferdinands II. zweitgeborener Sohn, der zugleich Großmeister des deutschen Ordens und eine Reihe von Jahren Statthalter der Niederlande war, nicht minder kräftig als kirchlich das Bistum. Seinen Tugenden hat ein gleichzeitiger neulateinischer Dichter aus Tirol, P. Avantini S. J., in einem eigenen Werke ein schönes Denkmal gesetzt. Am Hofe dieses Fürsten scheint der fahrende Mirant so gastliche Aufnahme gefunden zu haben, daß er sich nur schwer von Straßburg trennen konnte, um die Rheinfahrt fortzusetzen. Natürlich spricht der später ernst und streng gewordene Bekehrte nur mit Wehmut und Bedauern von all dieser Eitelkeit des Miranten. „Die Wahrheit zu bekennen,“ sagt er, „es war ihm allda gefährlicher, als zwischen den blauen Jungfrauen der nordischen Seen vorbeizuschiffen; aber welchen Gott beschützen will, dem ist auch Scyll und Charybd ein sicherer und windstiller Hafen. Dann Mirant, weiß nicht von was für einer heimlichen Gewalt des geneigten Stromes dieser Gefahr entführt und in den Schoß der Sicherheit, nämlich an die von dem buhlerischen Rhein, welcher sich kurz zuvor mit der Mosel vermählet, angestrandete Ubier-Stadt versetzet, hörte allda unter vielen andern gesehenen Seltsamkeiten eine Nachtigall so lieblich singen, daß er von deren, wie auch der Zeit und des Orts Anmutigkeit gelockt, dem ebenmäßig entzückten Schiff seinen selbstlandenden Lauf gestattet: denn was sein soll, schickt sich wohl.“ Die Ubier-Stadt ist Köln, das heilige Köln, das deutsche Rom, mit seinen „368 Klöstern, Kirchen und Kapellen“, und unter der lieblich singenden Nachtigall, die ihn angelockt hatte, muß wohl P. Spes berühmtes Büchlein „Trutznachtigall“ verstanden werden; dasselbe übte auf den dem P. Spe seelenverwandten Dichter einen tiefen Eindruck und dauernden Einfluß aus. Ernstere Gedanken, die er in das Phantasiebild einer majestätischen Erscheinung der göttlichen Liebe kleidet, rücken ihm sein weltliches Treiben und Streben als Mahnung zur Umkehr aus den Verirrungen vor; aber „der verdammliche Respekt oder Ansehen der Menschen“, klagt er, „errang den Sieg“. Ja, er begann sich noch tiefer in den Strom des Weltlebens zu stürzen und seine früheren guten Gesinnungen für „verächtliche Mönchsgedanken“ zu halten. Wie die Rheinfahrt weiter verlief, deutet keine Quelle an.

Plötzlich taucht der Mirant in Wien als Schauspieler auf. Welch ein Schicksal ihn dorthin verschlagen und wie es ihm daselbst erging, erfahren wir auch mit keinem Wort. Aufsehen muß er jedenfalls erregt haben,

sonst hätte ihn Erzherzog Karl Ferdinand, der Statthalter von Tirol und der österreichischen Vorlande, wohl schwerlich als Hofschauspieler nach Innsbruck berufen. Des Fürsten verschwenderische Freigebigkeit und Prachtliebe machten seinen Hof zum gefeiertsten Anziehungspunkte für Edelleute und Künstler. Besonders prächtig ließ er 1653 ein Hoftheater bauen, „das, als eines der schönsten in Deutschland, mit so viel Maschinerien, Flugwerken und Scenerien versehen gewesen sein soll, daß man nach dem damaligen Geschmacke die seltensten Stücke aufführen konnte“. Das war der Schauplatz des neuberufenen Künstlers in den drei Jahren von 1659—61. P. Bauer irrt, wenn er ihn schon 1655 an den großartigen Festlichkeiten zu Ehren der schwedischen Königin Christina bei ihrer Durchreise nach Rom „ohne Zweifel“ Anteil nehmen läßt. Laurentius beruft sich bei dem schon erwähnten Bittgesuch um eine Konzipistenstelle 1661 auf seine durch drei Jahre treu geleisteten Dienste und nach 1661 ist von ihm nicht mehr die Rede.

Sein Benehmen unter den zahlreichen Sängern und Schauspielerinnen in der heiteren Innstadt scheint anfangs zurückhaltend gewesen zu sein. Trotz wiederholten Drängens seitens des Fürsten, an den Hof zu ziehen, blieb er doch ein ganzes Jahr lang in einem Privathause wohnen; schließlich mußte er aber zur Vermeidung der fürstlichen Ungnade dem Rate der Freunde und dem Wunsche des Erzherzogs willfahren. Wahrscheinlich wird mit der Übersiedlung an den Hof seine Erhebung zum Schauspieldirektor erfolgt sein, die der Ordenschronist P. Romuald ziemlich klar berichtet, und so war, nach derselben Quelle, des Miranten materielle Lage eine sichere und glückliche. Der Fürst beehrte ihn mit großer Huld und Gewogenheit, nannte ihn gewöhnlich „mein Martin“, während er bei den Höflingen als „des Fürsten Augapfel“ galt. Diese Angabe wird durch die Innsbrucker Rechnungsbücher einigermaßen bestätigt, indem daselbst einmal von einem Gnadengeld für den Komödianten Erwähnung geschieht, ebenso die Bezahlung der Medizinalien für Hanns Marthin gebucht steht und sonderbarerweise auch eine Strafmilderung wegen des gefangenen Hannsen Martins unterm 19. Juli 1660 sich vermerkt findet. Infolge seiner bevorzugten Stellung flog ihm aus der Künstlerschar eine ganze Menge sogenannter „Glücksfreunde“, das heißt Schmeichler und Schmarotzer, zu. Besonders stand er bei dem „Weibervolke“ in hohen Gnaden, „daß sich unterschiedliche um seine Gunst nicht wenig beworben, insonderheit eine mehr an Stolzheit als Herkunft edle Pfau, eine ebenso falsche Bubin als Dorilis selbst“. Gegen die Ränke und Künste ihrer Schmeicheleien regte sich der Schalk in dem Dichter; er überschickt ihr in einem anscheinend ernsten Liebesbrief folgendes Gedicht, das er doppelspaltig schrieb:

„Glückselig wär' ich ja,	Würdest Du hassen mich,
Wenn ich Dein Eigen wär',	Vor Leid müßt sterben ich.
Ach schönste Silvia!	O schändlich Krokodil,
Der ist glückselig sehr,	Der Dich nicht lieben will.
Den Deine Gunst bestrahlt,	Der liegt in Finsternuß,
Der wird mit Gold bemalt; —	Der an Dir hat Verdruß;
Drum hast, o Schäferin,	Bei mir noch Platz noch Statt
Mein Herze, Lieb' und Sinn.	Ein andre Hirtin hat.“

Der Mutwille kam dem Dichter teuer zu stehen: eifersüchtig und argwöhnisch, wie diese Silvia war, vielleicht auch mit ähnlichen Spielereien solcher Gelegenheitsgedichte bekannt, verband sie die Doppelspalte, las sie so, wie sie gemeint war, und verfolgte den Dichter fortan mit tödlichem Hasse, „tadelte höhnisch seine Sitten und rückte ihm seine niedrige Herkunft vor, aus der ihn nur des Fürsten große Gunst emporgehoben habe". Übrigens machte sich diese Dame nur selbst unglücklich, und das gab den ersten Akt zu dem Bekehrungsdrama unseres Schauspieldirektors. Ob mit dieser Verwicklung die oben erwähnte Kerkerhaft in Verbindung steht, läßt sich nur vermuten. Ähnliche Hofkabalen, deren Augenzeuge er war, weckten in ihm bessere und heilsamere Gedanken. Den ausschlaggebenden Höhe- und Wendepunkt bildete eine schwere Krankheit, die seinem ohnehin schon lange geschwächten Körper gefährlich zu werden drohte. Die bisherigen Freunde und häufigen Tischgenossen mieden den Kranken wie einen von der Pest Angesteckten, hielten, während er in größter Lebensgefahr schwebte, Tänze und Fastnachtsunterhaltungen ab, wobei sie sich in Spottreden über ihn ergingen, daß er nämlich nun auch, aber „mit dem mageren, beinrauschenden und kapriolschneidenden Lebensdieb einen Tanz vorhätte, welcher ihm nicht wohl belieben würde". Zum Unglück war der Herzog abwesend und der Hoftheatermeister hätte in seinem Elend verschmachten müssen, wenn nicht ein Priester und einige ihm sonst ferner stehende Damen sich seiner angenommen hätten. Da bemächtigte sich des armen, von den Ärzten aufgegebenen Kranken eine Art Verzweiflung. Jetzt erinnert er sich seiner früheren innigen Andacht zur allerseligsten Jungfrau, „der Zuflucht der Sünder und der Mutter der Barmherzigkeit". — „Mit diesen Gedanken", so erzählt er selbst, „entschlief Mirant jählings, und zwar also, daß die Herumstehenden vermeinten, er hätte seinen Lebenslauf nunmehr vollendet". Dann folgt in des Dichters Erzählung das berühmt und berüchtigt gewordene Kapitel „von des Miranten erschröcklichem und zugleich auch seltsamem, endlich aber auch trostreichem Einbildungstraum". Er wird vor Gottes Gericht gefordert, zur ewigen Verdammnis verurteilt und soll augenblicklich zur Hölle hinuntergestürzt werden. Da schreit er in höchster Betrübnis auf und bekennt laut seine Sünden. Und siehe! Es tritt durch vergoldete Wolken eine Königin — heller als die Sonne, wie die Morgenröte schön, nicht ungleich der Erscheinung der göttlichen Liebe, die er einst in seinem ersten Traum in Köln gesehen. Sie setzt sich auf einen goldenen Sessel nieder und scheint herzliches Mitleid mit dem Miranten zu haben. Ein vertrauliches Zwiegespräch hebt an, das der Kranke mit der Bitte schließt: „Ach du bei deinem Sohn höchst vermögende Maria, rette deinen Knecht und laß' ihn nicht ewig zu schanden werden!" Maria breitet ihren trost- und hilfreichen Schutzmantel über ihn und erwirbt ihm Begnadigung beim ewigen Richter, jedoch unter der Bedingung, daß er die gottlose Welt verlassen, Gott dienen und wegen seines bisherigen Lebenswandels Buße tun solle. Mit dem lauten Rufe: „Also schwöre und gelobe ich!" erwacht er voller Freuden und fühlt sich an Leib und Seele herzlich getröstet. — Was muß von dieser Traumerscheinung gehalten werden?

Darüber läßt uns der Dichter selbst nicht im Zweifel. In der kurzen Vorrede zu seiner wunderlichen Bekehrungsgeschichte sagt er: „Was den

Inhalt dieses Werkleins betrifft, ist zwar solcher in dem Grundwesen eine wahrhaftige Geschichte, jedoch verblümt und auf poetische Weis beschrieben, als da sind die Liebe Gottes, welche erschienen zu sein so scheinbar entworfen wird, wie auch die in der Krankheit erschienene Mutter Gottes als gehabte Gedanken in der Einbildung müssen verstanden werden: welches ein gemeiner Brauch bei den Poeten ist, ihre Gedanken durch Vorbildungen zu entwerfen." Übrigens hätte es dieser Erklärung zum richtigen Verständnisse nicht bedurft. Der Dichter führt in seinem wunderlichen Weg zur Einsamkeit sehr oft das bekannte „Trostbuch" des Philosophen Boethius an, das damals noch zum notwendigen Bestand der Schullektüre gehörte. Er hat daraus nicht bloß viele schöne Gedanken geschöpft, auch die äußere Form seines Büchleins lehnt sich häufig an die Einkleidung der berühmten Schrift des letzten Römers an. Dem Boethius erscheint in seinem Kerkerelend die Philosophie, die Göttin der Weisheit, als die ehrfurchtgebietende Gestalt einer hehren Matrone; ihr legt der gedrückte Unglückliche sein Schicksal dar mit Andeutung aller Umstände, die in einem eng gefaßten Bilde das ganze Leben des frommen Philosophen vor die Erinnerung führen, sie spendet ihrem Schützling aufrichtenden Trost. Die beiden Erscheinungen des Miranten — in Köln und Innsbruck — gleichen nach Inhalt und Form ihrem klassischen Vorbild und gestatten keine andere Deutung: es sind Phantasiebilder des Dichters.

Doch war diesmal die Tröstung des wunderlichen Traumbildes von Nachhaltigkeit. Der Schauspieler faßt den festen Vorsatz, nach seiner Wiedergenesung den Hof und die Welt zu verlassen. Beides gelingt ihm erst nach hartem Kampf zunächst mit seinem fürstlichen Gönner und dann mit einer Dame bei Hof, die er seine Braut nennt. Diese wichtigste Wegscheide seiner Wanderjahre bezeichnet er, gleichfalls nach des Boethius Vorbild, mit einem schwungvollen Gedichte, das er auch in Noten gesetzt hat:

Nach Hause zurücke	Kleiderpracht und Ehr'
Mit besserem Glücke,	Ich mir nicht begehr',
Das höfliche Prangen	Viel lieber will schlechtlich mich betragen,
Lass' ich dem Frauenzimmer	Als dumm alles wagen
Und hab' immer	Auf die Kleiderpracht,
Nach der Einsamkeit Verlangen.	So nur Schulden macht;

Hof, gute Nacht!

„Hof, gute Nacht!" das ist der Kehrreim des ernst gemeinten längeren Gedichtes. Über den traurigen Abschied wölbt sich tröstend — wieder in einem Traumgesicht — der Friedensbogen mit der strahlenden Buchstabeninschrift: iam lusum satis est, frangite barbiton, „das Spielen ist vorbei, — Schlagt die Laut' entzwei!" Das war das Wort Baldes in der nämlichen Lebenslage am Scheidewege.

Die weiteren Lebensschicksale des Miranten können rascher erzählt werden, zumal die Angaben der Selbstbiographie, im allegorisierenden Stile der Schäferpoesie abgefaßt, höchstens zu dunklen Vermutungen führen. In der Ordenschronik wird die Übergangszeit vom Weltleben zum Kloster kurz in den Satz zusammengefaßt: „Martin öffnete sein Herz auch mitten im

Weltgetümmel manchmal heiligen Gedanken über sein Seelenheil und widersetzte sich auch nicht der göttlichen Einsprechung, welche ihn zu einem ernsteren Lebensberufe einlud, und widmete sich dem geistlichen Stande und entsagte damit seiner bisherigen weltlichen Beschäftigung sowie einer Sunamitin, welche sehnsüchtig nach der Hochzeit mit ihm verlangte." Auf den geistlichen Stand, beziehungsweise auf sein erstes hl. Meßopfer bezieht sich ein hübsches Einladungsgedicht an einen uns unbekannten Freund „Demes":

Darumb, du amts-verwandte,
Du wertste Freunden Zahl,
Ihr herzlich wohl bekannte,
Ihr Hirten allzumal,
Kommt her aus grünen Auen
Und stiller Einsamkeit,
Das Freudenfest zu schauen,
So Gott mir zubereit.

Und du, getreue Seele,
Du unverfälschter Freund,
Dem Joch mich hoch befehle,
Dem meine Dienste seind;
Komm', segne mein Beginnen,
Den ersten Opfertag;
Ach, bleibe nicht von hinnen,
Sonst fühl' ich neuer Plag.

Das freudige Ereignis mag etwa 1663 oder 1664 gefeiert worden sein. Die kurze Frist bis zu seinem Eintritt ins Kloster scheint der Neugeweihte beim Grafen Karl Friedrich von Hohenembs als Hofkaplan geweilt zu haben; vielleicht hat er sich auch im gräflichen Schlosse auf die Priesterweihe vorbereitet. Wenigstens ist sein hochgefeierter, „weit berühmter, hochedler Hirt Klarefrid Sembrich zu Hohenfrag" nach der beliebten Spielerei der Buchstabenumstellung kein anderer als der Graf Karl Friedrich von Hohenembs. Daß die traurige Nachricht von dem unerwarteten Tode seines früheren Gönners, des sehr jungen Erzherzogs Karl Ferdinand, der gegen Ende des Jahres 1662 starb, die weltflüchtigen Gedanken des Miranten noch ernster stimmte, darf angenommen werden; wenigstens paßt das zu der lateinischen Totenklage, die der ehemalige „Komödiant" seinem geliebten Herrn im Stile Baldes gewidmet hat. Den letzten Anstoß zur Weltflucht schreibt der Mirant seinem Verkehr mit einem Einsiedler Theophilus oder Philotheus zu und man hat ihn selbst deshalb vorübergehend für einen Einsiedler gehalten. Doch gibt auch hier der Dichter wieder den Wink zur Deutung seiner Bildersprache, indem er erklärt, daß „durch den Irrgang zu Philotheus, dem Einsiedler, vorgeschattet werde, wie wunderlich Gott zu Zeiten diejenigen, die eines guten Willens, jedoch des Weges unerfahren sind, zu ihrem Zwecke verleite"; es sind also nach der ungezwungensten Erklärung schöne und greifbare bildliche Darstellungen seiner Gedanken und Erwägungen, die schließlich zur klaren Erkenntnis des Klosterberufes führen. Der entscheidende Schritt geschah am 10. August 1665. P. Laurentius, so hieß der Mirant von nun an, war 32 Jahre alt. Die Selbstschilderung seiner ersten Eindrücke und Schwierigkeiten und späteren Seligkeit im Kapuzinerkloster liest sich erbaulich, bringt indes wenig Neues zur Lebensbeschreibung bei.

Daß er bald ein musterhafter Mönch geworden, „an dem auch der Tadelsüchtigste nichts auszustellen gefunden", rühmt die Chronik. Ebenso berichtet sie, „daß P. Laurentius bezüglich der Kanzel, des Beichtstuhls und des Krankenbesuches immer bereitwillig und bis in sein hohes Alter, ohne Tadel sich verwenden ließ; jedoch alle ansehnlichen Ämter demütig ausschlug".

Gegen diese Demut verstößt es nicht, wenn sich der Dichter in Widmungen seiner Werke ein- oder das anderemal »capellanus« einer fürstlichen Person nennt; solche Unterschrift gehörte wie so vieles andere scheinbar Übertriebene zum Stile jener Zopfzeit. Weiterhin wissen die Ordensaufzeichnungen von der Haupttätigkeit des P. Laurentius zu erzählen, daß, wie er früher durch sein poetisches und musikalisches Talent in der Welt Geld und Ehre erworben, er nun seine Kunst zur Ehre Gottes, der seligsten Jungfrau und zum Heile der Seelen ausübte. Unter Werken der Buße also, des Seeleneifers und der geistlichen Muse ging das Leben des Dichters dahin und sein Tod war so poetisch wie sein Leben.

Am Tage vor seinem Hinscheiden ließ er sich ein sehr andächtiges, von ihm selbst verfaßtes Lied über die Himmelsfreuden unter Begleitung eines Saiteninstrumentes vorsingen als Zeichen seines nach dem Himmel sich sehnenden reinen Herzens. Am folgenden Tage starb er, mit den hl. Sterbesakramenten versehen, neben seinem Saiteninstrumente sitzend, als wollte er seinen Hingang mit Musik feiern, in dem stillen Kapuzinerkloster zu Konstanz. Er stand im 69. Lebensjahre. Das war der erbauliche und würdige Tod eines frommen Dichters. Denn daß P. Laurentius als ein geistlicher Liederdichter von Gottes Gnaden seinerzeit galt und noch gilt und gelten wird, davon sollen uns seine Werke vollauf überzeugen.

Seitdem der Eifer unserer besten Gelehrten eine deutsch-österreichische Literaturgeschichte zu schaffen begonnen hat, ist es eine wahre Lust und Freude, einen österreichischen Dichter der früheren Zeit genauer zu behandeln. Das Gefühl der Sicherheit, den reichen Sternenhimmel unserer Dichtergrößen richtig gruppiert und jedes Licht nach dem Grade seiner Helligkeit an der richtigen Stelle eingereiht zu wissen, läßt sich nicht genug schätzen.

So finden wir denn den P. Laurentius von Schnifis im Zeitalter der Gegenreformation unter den Vertretern des geistlichen Gesanges in jener Dichtergruppe genannt, die sich um P. Spe, den Sänger der Trutznachtigall, zu einem besonderen Sternbild zusammenreiht. Wir kennen somit die Zeitlage und ihre Strömung, wissen den näheren Zusammenhang der Literaturgattung und werden obendrein über die bodenständige Eigenart des geistlichen Volksgesanges in unseren Alpenländern unterrichtet. Die zwei bedeutendsten Pfleger desselben sind die Kapuziner P. Procopius von Salzburg und P. Laurentius von Schnifis in Vorarlberg. Damit fühlen wir uns sicher und beruhigt, in der Bewertung unseres Landsmanns weder zu hoch noch zu tief greifen zu können, und wir dürfen es wagen, das zu ergänzen, was unsere Literaturgeschichte unterlassen zu müssen bedauert, nämlich „auf den merkwürdigen Mann so genau einzugehen, als er es verdiente“.

Auf eine Eigentümlichkeit der ersten mirantischen Schrift, der Selbstbiographie oder, wie der genaue Titel lautet: „Des Miranten, eines welt- und hochverirrten Hirtens nach der ruheseligen Einsamkeit wunderlicher Weg“, ist bereits andeutungsweise aufmerksam gemacht worden: die Anlehnung an das „Trostbuch“ des Philosophen Boethius. Ähnliche mehr oder minder starke Beeinflussungen von anderen Schriftstellern lassen sich auch bei den übrigen Werken des P. Laurentius nachweisen. In diesem Betracht gehört der Dichter zu den gesuchteren Beute-



stücken des modernen wissenschaftlichen Literaturbetriebes, in dem die Quellenuntersuchungen als unentbehrliches Erfordernis der vielgerühmten „Methode gegenseitiger Aufhellung" gelten. Nur darf man nicht glauben, daß dieser geistige Wechselverkehr in der Literatur, das Verhältnis von Gläubiger und Schuldner, in billigen Grenzen gehalten, das Zeichen eines Makels an sich trage. Ja, bei der immer mehr wachsenden Vertiefung unserer literarischen Kenntnisse bis ins einzelnste wird die Entdeckung fremder Spuren bei einem Schriftsteller zu den gewöhnlichen, nicht mehr der Berücksichtigung wert geachteten Erscheinungen gehören und so die Hetzjagd darauf ihren Reiz verlieren. Nur einmal hat Wolfgang Menzel gerade in der Selbstbiographie des Sängers aus dem Drusental eine ziemlich wörtliche Entlehnung aus den Gedichten des hl. Johannes vom Kreuz, und zwar ohne Angabe der Quelle, also mit Weglassung der Anführungszeichen, die jeden Diebstahl rechtfertigen, nachweisen können; aber ein so kleiner Raub wurde damals kaum für unerlaubt gehalten. Für unsere Schätzung hat dieser Nachweis einen förderlichen und günstigen Wert, weil dadurch die Bekanntschaft des Dichters mit der spanischen Literatur sicher bezeugt wird. Menzel will sogar durch das Feuer, das mitunter die Verse des Miranten durchglühe, an Calderon erinnert werden. So weit braucht man vielleicht doch nicht zu gehen. Im übrigen bekunden die mirantischen Büchlein, wie schon erwähnt, eine mehr als gewöhnliche Belesenheit, so reich, wie sie sich bei einem Durchschnittsgebildeten der damaligen Zeit nur selten finden mag. Sicher haben zu dem umfassenden Wissen des Mannes die eigenartigen Schicksale seines Lebens manches beigetragen. Daß er beispielsweise die italienischen Schriftwerke kennen lernte, erscheint bei seinem Verkehr mit hervorragenden Künstlern aus Italien während des Innsbrucker Aufenthaltes gar nicht auffallend. Auch das ist nicht sehr wunderbar, daß er sich in der altklassischen Literatur mit allem dazugehörigen, dem damaligen Dichter unentbehrlichen mythologischen Beiwerk wohl bewandert zeigt; so gut ausgestattet war der Gemeinbesitz aller Gebildeten jener Zeit. Bei Laurentius tritt das Außergewöhnliche hinzu, wie er sich mehr und mehr in die hl. Väter und die asketischen Erbauungsschriften einlas. Und gerade die Verschmelzung von Christlichem und Altheidnischem — indem zumeist der Stoff aus religiösen Quellen geschöpft ist, die Form aber eine ganz profanklassische Gestalt annimmt, — bewirkt für uns Spätergeborene den Eindruck des Barocken, Gesuchten, Gekünstelten, ein Gebrechen, das sich als ein allgemeiner Fehler jenes ganzen Zeitabschnittes der sogenannten Renaissancedichtung auch in ihren letzten Ausläufern kennzeichnet; es ist, um mit unserem Dichter selbst zu reden, die Unnatur der Allongeperücken. Aber wir messen den P. Laurentius nicht nach heutigem Maß. Die österreichische Literaturgeschichte hat für die Charakteristik seiner Selbstbiographie das richtige Maß mit dem bezeichnenden Ausdrucke gefunden, es sei dies „eine Übertragung des Renaissanceromans auf das Erbauungsbuch". Die Erbauung durch Förderung der Ehre Gottes und der seligsten Jungfrau und das Seelenheil seiner Mitmenschen schwebten ja dem frommen Kapuzinerpater als Endzweck bei Abfassung all seiner Werke vor. Der Inhalt des Erstlingswerkes ist bei der Lebensschilderung des Dichters ziemlich genau mitgeteilt worden.

Zu derselben Gattung des erbaulichen Renaissanceromanes gehörig und auch in Prosa abgefaßt wie der Bekehrungsweg ist die „Mirantische Waldschallmey oder Schul wahrer Weisheit, welche einem jungen Herrn und seinem Hofmeister, als sie aus fremben Ländern heimkehrend und in einem Wald irregeritten, von zwei Einsiedlern gehalten worden". Die Anlage des Büchleins stellt sich, kurz gefaßt, in folgender Weise dar. Der vornehme Jüngling Sophronius, Sohn des Prudentius und der Virtuosa, zieht mit seinem Hofmeister, dem Pastor Fidus, in die weite Welt, um im Leben und Treiben fremder Völker die wahre Weisheit kennen zu lernen. Auf dem Heimwege verirren sich die beiden Wanderer in einem Walde, werden aber von zwei vermeintlichen Zigeunerfrauen — es waren in Wirklichkeit die Wahrheit und die Redlichkeit — unverhofft zu einer Einsiedelei geführt; das ist die Schule der wahren Weisheit. Der Lehrmeister Bazholam — ein hebräisches Wort für „Weltverachter" — nimmt die Fremden freundlich auf und der Wahrheitssprecher „Alithinus" beginnt alsbald den Unterricht, in dem in Form von Predigten vielfach Satire an der Zeit und ihren Gebrechen geübt wird. So weit die Einleitung. Es werden nun zwölf Schultage der wahren Weisheit eingeschoben in der Art, daß der in Prosa vorgetragenen Belehrung Bazholams immer eine „Waldschallmey", das heißt ein Gedicht des Alithinus oder Veredicus, des Wahrheitssprechers, folgt, geradeso wie es Boethius in seinem „Trostbuch" als Muster ausgeführt hatte. Den Schluß bildet, anknüpfend an die Einleitung, die Heimkehr der nunmehr beglückten Reisenden und eine treuherzige Ermahnung des Pastor Fidus an alle betörten Weltkinder zum Streben nach wahrer Weisheit. Einleitung und Schluß dienen somit nur zur Umrahmung der zwölf Schultage in der Weisheitseinsiedelei. Die Ähnlichkeit dieser äußeren Einkleidung mit einem zwar älteren, aber damals noch wohlbekannten satirischen Drama drängt sich fast unabweisbar auf. Es ist das von Erzherzog Johann II. von Tirol gegen 1580 verfaßte Drama „Speculum vitae humanae" (Spiegel des menschlichen Lebens). Von den neun Akten des Stückes dienen der erste und letzte als Rahmenhandlung, die sieben mittleren stellen ebenso viele lebende Bilder über die Werke der Barmherzigkeit dar, die im ehelichen Leben am besten geübt werden könnten. Die Ehe nämlich hatte am Schlusse der Einleitung ein Einsiedler dem vornehmen Jüngling, der einen Lebensstand suchte, als das Beste angepriesen. Im Schlußakt erwählt sich der Jüngling unter den verschiedenen ihm empfohlenen Lebensgefährtinnen eine arme, aber sanfte Braut. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Mirant als Schauspieler in Innsbruck dieses berühmte Stück auf der Bühne sah, wohl selbst spielte, so daß er später dessen Anlage so geschickt zum Vorbild seiner „Waldschallmey" nehmen konnte. Die Nachahmung ist geistreich gemacht und verdient nicht den geringsten Tadel. Ähnlich hat ja noch in jüngster Zeit der so rasch berühmt gewordene E. Rostand für sein hübsches Lustspiel „Die Romantischen" Otto Ludwigs „Hanns Frei" benützt, von anderen Beispielen zu schweigen. Auch für den Inhalt der zwölf Schultage zur wahren Weisheit scheint des letzten Römers „philosophisches Trostbuch" manchen Stoff geliefert zu haben, wenigstens berühren sich vielfach die Gedanken; den frischen Ton der „Waldschallmeyen"

möge eine Probe veranschaulichen. Es schließt beispielshalber die Lehre des zweiten Schultages, daß die Wissenschaft noch nicht wahre Weisheit sei, also ab:

Die Welt zwar billig ehrt
Die, welche hochgelehrt
An Kunst und Wissenschaft;
Denn diese sind ein helles Licht,
Wodurch man nicht
Mit Blindheit leichtlich wird behafft.

Dieser Gedanke wird dann in mehreren Bildern anschaulich durchgeführt, um die Folgerung daraus zu ziehen:

So ist das alles doch
Kein' wahre Weisheit noch,
Als nur nach bloßem Schein,
Der falsch, gleich wie des Schatten Gold,
Dem niemand hold,
Als der vom Glanz betört allein.
O Gott, gib ihnen Kraft!
Zu solcher Wissenschaft,
Die nur gericht' auf dich,
Die alle eitlen Künste weit,
Weit überschreit
Und alles Gute hab' in sich.

Den höchsten Ruhm des Dichters begründeten seine beiden Liederbüchlein: „Das Mirantische Flötlein" und „Die Mirantische Mayenpfeiff". Das letztere Werkchen, der Kaiserin Eleonore gewidmet, fand bei dem Kaiser Leopold so großes Gefallen, daß er den Verfasser mit einer feierlichen Dichterkrönungsurkunde ehrte. Ob die Krönung an dem bescheidenen Kapuziner mit all dem altgewohnten Pomp in Wirklichkeit vorgenommen wurde, wird nicht berichtet; das Recht dazu hätte ihm jedenfalls zugestanden.

Unter diesen Liederbüchlein darf man sich aber keine Zusammenstellung lyrischer Gedichte nach Art unserer heutigen Sammlungen denken, vielmehr zieht sich in beiden Werkchen je ein einheitlicher Gedanke hindurch in der Weise, daß er, in kleinere Teile zergliedert, in Form von Liedern oder allegorischen Romanzen sangbar ausgeführt wird. So entwickelt sich der Inhalt des „Flötleins" folgendermaßen: Clorinda (die Seele) wird von Daphnis (dem guten Hirten Christus) aus ihrem Sündenschlaf erweckt, geht in sich, überschaut ihr ganzes Leben voll Schande und Schuld und fällt darob in Verzweiflung, bis Daphnis ihr wieder Trost spendet. Noch lange bleibt sie schwer gedrückt. Da endlich erkennt sie, daß uns Gott gerade durch Leiden seine Liebe beweise. Nun gibt sie sich mit Freuden der strengsten Buße hin und wird dafür belohnt durch die Zusicherung des Daphnis, daß er sie liebe. Wieder fällt sie in eine, jedoch nur süße Not, indem sie sich von ihrem Hirten verlassen wähnt und ihn überall mit heißer Sehnsucht sucht, bis sie ihn von neuem findet und zum erstenmal in seiner ganzen strahlenden Schönheit erblickt. Diese kurz gedrängte Inhaltsangabe macht zur Genüge ersichtlich, daß das Ganze sachlich weiter nichts ist als die geläufige Askese des Reinigungs-, Erleuchtungs- und Einigungsweges, das bekannte goldene Büchlein von der Nachfolge Christi, mit der Bildersprache des Hohen Liedes in anschaulichen Szenen dargestellt. Der Einfluß von P. Spes „Trutznachtigall" liegt unverkennbar zu tage, nicht bloß in den Strophenformen, sondern auch im Ausdruck und in der Auffassung. Freilich obwaltet der große Unterschied, daß Spe nur aus innerem Triebe seine Lieder

singt, während, um modern zu sprechen, die Tendenz, die Rücksicht auf andere, als Belehrung und Besserung den Dichter des „Mirantischen Flötleins" zum Sange bestimmte. Damit soll jedoch nicht in Abrede gestellt werden, daß sich in dem beliebten „Flötlein" mit seinen sechs Auflagen nicht vollwertige Perlen echter Poesie fänden. Es hat der „Ermahnungslehre" seines Herrn für die Wanderschaft durch die Welt alle Ehre gemacht:

Geh hin nach fremdem Land,
Hellklingendes Buß-Flötlein,
Sei mir ein treues Bötlein
An jeden Sünder-Stand!

Geh hin mit meiner Gunst
Zur Welt, die Sünden voll,
Und lehre sie die Kunst,
Wie man Buß wirken soll . . .

Ist das „Mirantische Flötlein" die Poesie des geistlich asketischen Lebens, so kann das andere Büchlein, „Die Mirantische Mayenpfeiff", als die Dichtung der Marienverehrung gelten. Dieselbe Einkleidung findet sich in beiden; hier in der „Mayenpfeiff" ist es ein geistliches Liebesverhältnis zwischen dem Hirten Clorus (er vertritt die Seele) und der hl. Jungfrau. Diese erscheint dem Hirten zum Trost in den mannigfachsten sinnbildlichen Gestalten: als der personifizierte Frühling, als Paradies, als Lilie unter den Dornen, als die Blumenkönigin Rose, als Mundschenkin des Lebensweines, als Mai, Morgenstern, Morgenröte, Sonne, aber auch als Amazone, gewaffnet wie Bellona, als Jägerin u. s. w. Clorus weiht sich ganz ihrem Dienste, flieht um ihretwillen jede Sünde, wird aber von Sehnsucht verzehrt, sie zu sehen und zu hören so, wie sie in ihrer Herrlichkeit weilt. Gerade dieses Schlußlied, worin Clorus verlangt, „höchlich das allerholdseligste Angesicht der Mutter Gottes zu sehen", hat es zur Berühmtheit gebracht:

Sonnenschön prächtige, — Überaus mächtige,
Himmlische Frau;
Welcher auf ewig ich — Knechtlich verbinde mich,
Billig mein Leben, — Alles beineben
Kindlich vertrau:
Für diese treu getane Pflicht
Nur zeige mir dein Angesicht! . . .

Das noch heute viel gesungene Kirchenlied: „Wunderschön prächtige, Hohe und mächtige . . ." kann wohl nur eine Nachahmung dieses „Sonnenschön prächtige" aus der „Mayenpfeiff" sein; das Vorbild übertrifft an poetischer Schönheit weit die Nachbildung. Sonst wird leider bei den Liedern des Miranten der reine Genuß nicht selten gestört durch die Überwucherung des Lehrhaften, das zu Nutz und Frommen der Prediger, wie es schon auf dem erweiterten Titel heißt, in die Dichtungen eingestreut wurde. Immerhin beweist die „Mayenpfeiff" ein doppeltes: einmal die kindlich fromme Verehrung des Sängers für die seligste Jungfrau, wie er es schon in einem seiner frühesten Lieder versichert:

Dir, Maria, will ich singen, — Bis ich werde fallen hin,
Bis die Gurgelsaiten springen — Und ein toter Schwan ich bin.

Sodann zeigt sich hier besonders die Begabung des Dichters, den rein gestimmten Ton eines Marienliedes zu treffen. Geschmacksverirrungen, die

die Zeit vererbend weiter wuchern ließ, verzeihen wir den einzelnen gern und wiederholen daher aus Überzeugung das Urteil unserer österreichischen Literaturgeschichte, daß P. Laurentius mit seinem sangbegabteren Ordensmitbruder Procopius von Salzburg den geistlichen Volksgesang unserer Alpenländer nicht unwürdig vertritt.

Die Titel der Mirantischen Schriften, mögen sie uns heute auch sonderbar vorkommen, hatten für den damaligen Geschmack kaum etwas Auffallendes, mit Ausnahme der „Maultrummel"; denn nur diese Buchaufschrift erklärt und rechtfertigt der Dichter selbst. „Es möcht sich einer oder der andere verwundern, warum ich dieses mein fünftes Traktätlein eine Maultrummel nenne. Diesen beliebe zu wissen, daß ich nunmehr so arm worden, daß ich weder Harfen, Lauten, Geigen, noch anderes fürnehmes Saitenspiel zu bezahlen vermöcht; dahero ich mit einer einfachen Maultrummel, welche ich im Auskehren meines nunmehr staubigen Hirns noch gefunden (Laurentius war damals 62 Jahre alt), aufziehen müssen, jedoch verhoffe ich, sie werde sich zu meinem Vorhaben nicht ungereimt schicken, wenn ich sie den bösen und guten Begierden vergleichen werde". Der Vergleich von Form und Stoff der Maultrommel einerseits und den guten und bösen Begierden andererseits wird dann weiter ausgeführt. Als drei Jahre später noch eine Fortsetzung des Büchleins unter dem Titel „Futter über die Maultrummel" erscheint, beruft sich der Dichter auf die erste Einleitung und entschuldigt sich noch weiter mit seiner „vielfältigen Umpäßlichkeit" und seinem „grauen Alter, das nur noch mehr ein papiernes Maultrummelfutter zusammengepappt" habe.

Der Inhalt beider Schriftchen läßt sich mit einem Wort als Sittenschilderung bezeichnen oder, vielleicht noch richtiger ausgedrückt, als Sittenpredigten über die menschlichen Leidenschaften, reimesweis, wie der beliebte Ausdruck lautete. Der Ton des Ganzen ist recht frisch gehalten, mitunter etwas kräftig und derb, wenigstens für die heutige Schätzung, Bilder und Vergleiche werden in reicher Fülle verwertet, dazu Beispiele aus Geschichte, Chronik und Legende zusammengetragen. Die in jener Zeit so viel und gern behandelte Satire auf alle Stände findet an Laurentius von Schnifis einen nicht ungeschickten Vertreter. Dabei war es dem Dichter bei seinen Elegien um wirkliche Besserung der gerügten Schäden zu tun; das beweist die Sorgfalt, womit er seine Ausführungen auch den gelehrten Kreisen durch Übertragung ins Lateinische zugänglich zu machten suchte, im ersten Werkchen durch einzelne Merkverse als Anmerkungen, im zweiten durch eine vollständige metrische lateinische Übersetzung. Eingelegte Kupferstiche, die zum Teil recht fein gearbeitet sind, veranschaulichen auch hier wie in den andern Mirantischen Werken in willkommener Weise den Text. Deshalb besonders sind diese Büchlein jetzt so sehr geschätzt. Viele der drastischen Schilderungen passen noch gut auf die modernen Verhältnisse, darin den Sittenpredigten Bertholds von Regensburg vergleichbar, die man ohne viele Änderungen auch heute noch als zeitgemäße Ermahnungen halten könnte.

Ein Buch des Kapuzinerdichters bleibt noch zu besprechen übrig, ein »opusculum posthumum«, zu dem die Druckerlaubnis einige Monate nach

dem Tode des Verfassers erteilt wurde: „Mirantische Wunderspiel der Welt“. Das Schriftchen fehlt zwar in den gewöhnlichen Verzeichnissen der Mirantischen Bücher, es stammt aber sicher aus der Feder des Miranten, wenigstens der Hauptsache nach. Einige Zusätze, wohl nur Vervollständigungen und notwendige Ergänzungen, hat der Herausgeber beigefügt. Das eigenartige Büchlein führt gegen 20 verschiedene Spiele vor, wie Kegel-, Dam-, Brett-, Schach-, Karten-, Billardspiel u. s. w. und knüpft an jedes irgend eine nützliche Anwendung fürs praktische Leben oder gewinnt daraus eine religiöse Wahrheit. Im übrigen teilt die Schrift Licht und Schatten mit den anderen Dichtungen des unermüdlichen Sittenpredigers. Die Anregung dazu gab höchstwahrscheinlich des gleichzeitigen Dichters Harsdörfer berühmtes Buch: „Frauenzimmer Gesprächsspiele“, das wegen seiner Beliebtheit seinen Verfasser unter den Pegnitzschäfern den Beinamen „der Spielende“ eingebracht hat. Die ganze Gattung dieser Poesie mit ihrer geistlichen Deutung war schon in der mittelalterlichen Dichtung viel in Brauch.

Gödeke gibt noch in der 2. Auflage seines Grundrisses unter den Werken des P. Laurentius ein Buch an, ohne Druckort und Jahr, unter dem Titel „Marianische Einöd“. Das Werkchen ist glücklicherweise ganz sicher unecht. Ob Gödeke, der nach einer frommen Sage der Germanisten jedes verzeichnete Buch in der Hand gehabt haben soll, das „Marianische“ im Titel für „Mirantisch“ verlesen und die weitläufige Aufschrift daraufhin nicht genauer angesehen hat oder wie es sonst gekommen sein mag, — leider schleppt sich sein Irrtum gerade auf sein Ansehen hin in der Überlieferung weiter. Das Mißverständnis löst sich wohl einfach. Es gibt ein Buch: „Schmerzhafte Marianische Einöde, allwo die irrende Polymnia (die menschliche Seele) durch das Echo eingelockt, die zwei liebreichsten, zumalen höchst bedrängten und zugleich leidenden Herzen als den leidenden Jesum und dessen mitleidende liebste Mutter Mariam singend betrachtet“. Als Verfasser dieser Schrift wird der Konstanzer Kapuzinerpater Theobaldus genannt und gedruckt ist das Buch zu Konstanz 1699, also das Werk eines gleichzeitigen Konstanzer Mitbruders unseres Dichters. Dazu ist die „Einöd“ äußerlich den Schriften des P. Laurentius täuschend nachgebildet, jedoch ein widerwärtiges Machwerk, so daß das Urteil nicht zu hart wäre: „Wie er sich räuspert u. s. w.“ Das Buch enthält überkünstelte Sinnbilder von den verbundenen Herzen Jesu und Mariä, die auf alle Art geprüft und gequält, zerrissen, auf dem Ambos zerhämmert, auf einem Schiffe fahrend an die Klippe geschleudert, unter die Presse gelegt werden u. s. w. Ja, der Nachahmer geht so weit, das Herz Mariä als Schwamm brauchen zu wollen, um sich von seinen Sünden zu reinigen. Der kurze Hinweis genügt zur Erwahrung dafür, bis zu welchem Grade von Geschmacklosigkeit sich die fromme Literatur des 17. Jahrhunderts verirren konnte, und zugleich als Beleg, wie die Eigenart des P. Laurentius nur ein wenig gesteigert zu werden braucht, um in Ungeschmack umzuschlagen. Der Dichter aus dem Drusental hatte Feingefühl genug, die Grenzen des Erlaubten wohl mitunter zu streifen, jedoch sie nie zu überschreiten. Darin liegt der tiefste Unterschied zwischen der Kunst und der Mache und so gereicht auch dieser Vergleich nur zum Lobe und Ruhme unseres gekrönten Sängers von Schnifis.

Über Sprache und Verskunst des Miranten müßte notwendig ein Wort beigefügt werden; allein eine fachwissenschaftliche Untersuchung paßt nicht für die Zwecke dieses Aufsatzes. Es mag daher die Bemerkung genügen, daß unseres Dichters Sprache und Versbau im wesentlichen auf P. Spes trefflichem Vorbild beruht, und darin liegt des Lobes genug.

Mit der literarischen Bewertung der Mirantischen Poesien erschöpft sich die Würdigung des Sängers nicht. Ganz in der Überlieferung der fahrenden Sänger des Mittelalters, nach der bekanntlich Dichter, Tonkünstler und Sänger erst ein Ganzes bildeten, hat Laurentius von Schnifis zu seinen Liedern auch Ton und Weise verfaßt und so beansprucht auch der Tonsetzer besondere Berücksichtigung.

Als allgemeines Urteil kann wohl ausgesprochen werden, daß der Mirant kein schlechter Tonsetzer war, und wer die Geschichte des geistlichen Liedes in dem schließenden 17. Jahrhundert schreibt, muß den Namen des P. Laurentius neben dem eines P. Martin von Cochem und P. Procopius aus Salzburg nennen. Gehört er auch jener Zeit an, in der nicht nur der altehrwürdige Gregorianische Choral, sondern auch der ernste, edle deutsche Kirchengesang mehr und mehr verdrängt wurde, und gibt er sich auch in seinen geistlichen Liedern als Kind seiner Zeit, das an Corners „Geistlicher Nachtigall“ und an den Hirtenliedern eines Angelus Silesius Gefallen findet, so hat er doch eine Vertonung geschaffen, die wir heute noch schön nennen dürfen.

Die Mirantischen Lieder sind nicht für kirchlich gottesdienstliche Zwecke geschrieben, ein Umstand, der bei Beurteilung der Vertonungen nicht übersehen werden darf. Daß der Verfasser des „Mirantischen Flötleins“ keine Kirchenlieder schaffen wollte, hebt er ausdrücklich in der Vorrede des Büchleins hervor. „Dieses Flötlein“, heißt es da, „besteht in 30 Elegien, eine Elegie in 20 Gesetzlein, nicht zwar eigentlich zu singen, weilen sie zu lang sind; den Liebhabern der Musik aber zu Gefallen habe ich einer jeden Elegie ihre eigene Melodei beisetzen wollen“. Ähnlich spricht er sich in der „Mayenpfeif“ aus. Es läßt sich demnach mit dem Geschichtschreiber des Kirchenliedes mit Recht behaupten, daß Laurentius für die Entwicklung des Kirchenliedes ohne Bedeutung ist oder höchstens nur insoweit, als seine Lieder dem Kirchengesange in etwa geschadet haben; denn derartige geistliche Melodien mit ihrer Chromatik und Verschnörkelung machten nachweisbar ihren verderblichen Einfluß auf den altehrwürdigen Kirchengesang wohl fühlbar. Betrachtet man indes des Miranten musikalische Leistungen in sich als das, was sie sein wollen, nämlich geistliche Gesänge zur Unterhaltung und Erbauung im frommen häuslichen Kreise, so erscheint das Urteil Bäumkers doch zu hart, als wären „die geistlichen Melodien eines Laurentius von Schnifis wie die eines Procopius vielfach jeden Inhalts bare Phrase“. Unter manchen freilich sonderbaren und unserem Ohre fremd klingenden Melodien finden sich auch ganz gefällige, ansprechende Weisen. So ist beispielsweise die Melodie zu dem „Sonnenschön prächtige“ ebenso würdig wie die Weise zu seiner Nachbildung „Wunderschön prächtige“, so wie sie in verschiedene kirchliche Liederbücher Aufnahme gefunden hat. Im großen ganzen sind die Melodien im „Mirantischen Flötlein“ und in der „Mayenpfeif“ selbständig, kernig, meist mehr herb als süßlich. Ob sie

eigentlich populär geworden, ist nicht bekannt. Sie treffen jedenfalls nicht immer den Volkston und dieser Mangel scheint auch empfunden worden zu sein, wenn anders eine Bemerkung im „Futter über die Maultrummel" richtig gedeutet wird. Manche Unregelmäßigkeiten des musikalischen Satzes gehen auf Rechnung eines mitunter nicht ganz regelrechten Versbaues.

Laurentius war in der Musik mehr Kunstliebhaber als Künstler, der jedoch in seinen Melodien und Harmonien Talent beweist. Was der Dichter warm empfunden hat, das suchte er in Wort und Ton zu legen, mehr in der Absicht zu nützen als zu ergötzen, wie er selbst das Lob der Musik gesungen hat („Flötlein" III, 7):

Was kann doch auf Erden
Geliebet mehr werden
Als süßer Gesang?
Was treibet vom Herzen
Behender die Schmerzen
Als lieblicher Klang?
Die Musik allein,
Die Tränen abwischet,
Die Herzen erfrischet,
Wann sonst nichts hilflich will sein.

Die Musik vertreibet,
Vertilget, verschreibet
Nach Thule das Leid;
Macht Hinkende springen,
Verzagende singen
Vor herzlicher Freud'.
Sie treibet die Feind',
Den Frieden zu schließen,
So daß sie oft müssen —
Gezwungen — werden gut Freund.

Laurentius lebt nur in der Nachbildung eines seiner Lieder, „Sonnenschön prächtige", bei der Nachwelt in bleibendem Andenken fort. Wir, seine Landsleute, müssen ihm eine frischere Erinnerung unter unseren literarischen Gedenkbildern bewahren, weil er zu den wenigen gehört, die in einer für die katholischen Dichter schweren Zeit überzeugungsvoll ihre erhebenden Lieder sangen.

Nacht.

Von W. Kosch.

Mit leisen Schritten naht die stille Nacht
Und flicht sich Sterne in die dunklen Locken
Und schmückt mit schlummermüden Blumenglocken
Den keuschen Leib in seiner vollen Pracht.

Wohin ihr großes, ernstes Auge schaut,
Was sie berührt mit ihren schlanken Gliedern,
Das neigt sich ihr in seligem Erwidern
Und grüßt des Schlafes heißersehnte Braut.





Die moderne Denkmalpflege.

Von Hans Tietze.

In den letzten Jahrzehnten ist die Denkmalpflege in ein neues Stadium getreten und nimmt in höherem Maße als früher das Interesse des Publikums und der Behörden in Anspruch. Allerorten entstehen Vereine zum Schutze der Denkmale, Zeitschriften machen sich die Besprechung einschlägiger Fragen zur ausschließlichen Aufgabe, die Fachliteratur ist ins Ungeheuere gewachsen und ein eigener Tag für Denkmalpflege vereinigt in Deutschland jährlich die Führer der Bewegung. Auch die Behörden haben sich dieser allgemeinen Bewegung nicht entziehen können und in den meisten Staaten Europas sind eigene Denkmalschutzgesetze entweder schon geschaffen oder in Beratung gezogen. Der Grund für den kräftigen Aufschwung und die starke Ausbreitung der Idee ist der, daß sich die fundamentalen Anschauungen über das Wesen des Denkmals verändert haben und daß, wie wir des näheren erörtern werden, aus einer Angelegenheit der Gelehrten und Kunstliebhaber eine Sache des Volkes und der Menschheit geworden ist.

Auch unser Vaterland hat Anteil an der modernen Bewegung, von der wir sprechen. Unsere Denkmalbehörde, die k. k. Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmale, war durch Jahrzehnte hindurch ein Musterinstitut auf dem Gebiete der Denkmalpflege und hat der neuen Entwicklung den Boden vorbereitet; auch bei uns ist eine gesetzliche Regelung all dieser Fragen in Vorbereitung; wie könnte sich auch ein Staat dieser Aufgabe entziehen, ohne den Anspruch zu verlieren, all seine Pflichten erfüllt zu haben? Denn wie der Mensch nicht von Brot allein lebt, so spräche ein Staat sich selbst das Urteil, der nur die Notdurft des Lebens, nicht aber auch die idealen Bedürfnisse befriedigen wollte.

Damit aber unsere Bewegung an Kraft gewinne, ist es notwendig, sie in möglichst weite Kreise zu tragen und ihr überall Freunde und Helfer zu werben; nur auf diese Weise kann sie zum Siege gelangen, denn solange diese breite Grundlage fehlt, würde auch ein weitgehendes Denkmalschutzgesetz ohne Wirkung bleiben. Der Wunsch, in bescheidener Weise zur Verbreitung der modernen Grundsätze der Denkmalpflege beizutragen, hat diese Zeilen entstehen lassen, die sich in erster Linie an den Priester wenden als an den „berufenen Konservator, Restaurator und Neubesteller kirchlicher Kunstwerke".

Unter Denkmal im ursprünglichen — und noch immer landläufigeren — Sinne versteht man jedes von Menschen errichtete Werk, das dazu dienen

soll, die Erinnerung an eine oder mehrere bestimmte Personen, an ein oder mehrere bestimmte Ereignisse bei der Nachwelt wach zu erhalten. Nicht nur Werke der bildenden Kunst können diese Aufgabe haben, auch „Schriftdenkmale“ haben demselben Zwecke zu dienen, und daß sie dazu in nicht geringerem Maße taugen, wird uns ja schon durch des Horaz »monumentum aere perennius« ins Gedächtnis gerufen. Denkmalen in diesem Sinne begegnen wir seit den ältesten Zeiten und bei den meisten Völkern und auch das Alte Testament spricht zu wiederholten Malen von der Errichtung derartiger Erinnerungszeichen (z. B. Genesis XXXI, 45). Auch in der Gegenwart hat der Gebrauch solcher Denkmale nicht aufgehört, im Gegenteile, er hat — wie manche meinen — den Charakter einer wahren Manie angenommen. Um den Schutz solcher Monumente kann es sich bei der Bewegung, von der wir hier zu sprechen haben, nicht handeln, er ist Sache der Polizei und der Gerichte.

Seit dem achtzehnten, besonders aber seit dem Beginne des neunzehnten Jahrhunderts pflegt der Ausdruck Denkmal auch noch in einem andern Sinne gebraucht zu werden, der mit jener ursprünglichen Bedeutung zusammenhängt, dessen Fassung aber eine ziemlich schwankende und oft ungenaue ist. Die Denkmale, von denen wir zuerst sprachen, erinnern absichtlich an bestimmte Personen oder Ereignisse, sie sind zum Zwecke dieser Erinnerung von Personen oder Behörden, die an ihr ein Interesse haben, gesetzt worden und werden von ihnen geschützt und erhalten. Neben diesen aber gibt es viele andere Gegenstände, die dieselbe Aufgabe ungewollterweise erfüllen. Das Standbild Julius II., das Michelangelo in Bologna ausgeführt hat, ist zerstört, aber die neue Peterskirche, die jener große Papst zu bauen begonnen, die Stanzen, die er von Raffael malen ließ, sind Erinnerungen an ihn und ungewollte Denkmale unvergänglicher Art.

Viel zahlreicher noch sind jene Gegenstände, die nicht an einzelne Personen erinnern, sondern für bestimmte Phasen der historischen oder der Kunstentwicklung Zeugnis ablegen, und in diesem Sinne pflegen wir von Kunst- und historischen Denkmalen zu sprechen.

Denken wir zunächst an die historischen Denkmale, so erscheinen uns die durch sie vermittelten Erinnerungen und Eindrücke viel lebendiger und eindringlicher als das, was wir aus Büchern erfahren. Die Pyramiden waren Grabmale einzelner Könige; um einen einzigen zu verherrlichen, mußte ein ganzes Volk jahrzehntelang frohnden. Der Name des betreffenden Fürsten ist vergessen, oder ist er das nicht, so vermag er doch nur wenigen Fachgelehrten etwas zu sagen, eine bestimmte Vorstellung zu erwecken. Die Pyramiden aber stehen da als Denkmale der sozialen Struktur des Pharaonenreiches, des ausgebildeten Kastenwesens, das allein jene kolossalen Bauten ermöglichte. Wahrlich schon die Form der Pyramiden an sich scheint ein Bild von jenen Verhältnissen im Nillande zu geben, wo sich eine Schichte auf die andere lagerte, um in einem einzigen Punkte, dem König, den krönenden Abschluß zu finden. Ähnliche Lehren gibt uns das Kolosseum in Rom, dessen einstigen Glanz wir nur noch staunend ahnen können. Einen solchen Bau konnte nur ein Volk errichten, dem die ganze Welt dienstbar war, aber noch deutlicher sagt uns die stolze Ruine, daß diese Macht eine

hinfällige, dieser Prunk ein hohler war und deshalb zugrunde gehen mußte. Und denken wir weiter an die Katakomben, die uns von den grausamen Verfolgungen wie vom heroischen Glaubenseifer der ersten Christen berichten, an die gotischen Dome, die uns erzählen, daß unermüdlicher frommer Eifer vieler Generationen zusammengewirkt hat, um diese glorreichen Werke zu schaffen, an die Barockkirchen, die der mächtige Aufschwung des Katholizismus nach dem Tridentinum gebaut hat, — überall und immer ist der sinnfällige Eindruck, den uns das Denkmal gewährt, der tiefste und nachhaltigste.

Ebenso deutlich ist der Wert solcher Werke für die Kunstgeschichte, deren eigentlichen Gegenstand sie ja bilden; ohne sie wäre dieser ganzen Wissenschaft der Boden entzogen; denn was der Kunsthistoriker aus Beschreibungen oder Überlieferungen erschließen kann, bleibt dürr nnd unfruchtbar, solange es nicht durch die Denkmale erhärtet wird. Ohne diese bliebe uns also eine wichtige Seite der menschlichen Kultur, eine der edelsten Bestätigungen des menschlichen Geistes völlig unbekannt.

Deshalb haben auch die mannigfachen, zu Zwecken der Gesetzgebung gegebenen Definitionen des Ausdruckes Denkmal auf diese Bedeutung für Geschichte und Kunstgeschichte in verschiedener Weise Rücksicht genommen. So sagt das ungarische Gesetz von 1881: „Unter der Benennung ‚Kunstdenkmal' wird jede unter oder über der Erde befindliche Baulichkeit und deren Zubehör verstanden, die den Wert eines historischen oder künstlerischen Denkmals besitzt."

Eine andere Definition aus dem in mancher Hinsicht mustergiltigen hessischen Gesetz von 1902 nennt „Baudenkmal" jenes Bauwerk, „dessen Erhaltung wegen seiner Bedeutung für die Geschichte, insbesondere für die Kunstgeschichte, im öffentlichen Interesse liegt".

Diese Definitionen sind nicht zu wissenschaftlichen Zwecken erdacht sondern für den Gebrauch der Gesetzgebung zurecht gemacht worden; ihre Hauptschwäche liegt darin, daß sie als nähere Begriffsbestimmung die Berufung auf den historischen oder künstlerischen Wert des Gegenstandes annehmen, — Faktoren also, die unbestimmt und Schwankungen unterworfen sind. Präziser drückt sich der vom Präsidenten der k. k. Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmäler, Freiherrn v. Helfert, ausgearbeitete Gesetzentwurf aus, der nur die einfachere Ermittlung der Wertlosigkeit des fraglichen Objekts ins Auge faßt: „Bauwerke öffentlichen, kirchlichen oder proanen Charakters oder Interesses, in was immer für einem Besitz sie sich befinden mögen, stehen unter dem Schutz des Gesetzes, insofern nicht nach dem Spruche der für solche Angelegenheiten berufenen Behörde die künstlerische oder geschichtliche Wertlosigkeit des Gegenstandes einen solchen Schutz entbehrlich macht."

Dadurch ist gleichzeitig die Art und Weise angegeben, die für die Feststellung des historischen und künstlerischen Wertes für wünschenswert gehalten wird, nämlich die Überprüfung und Beurteilung durch eine Behörde, deren Mitglieder die entsprechende geschichtliche und kunstgeschichtliche Vorbildung besitzen sollen. Auch hier ist also, wie in den früher zitierten Definitionen, das Hauptgewicht auf den historischen, bezw. kunsthistorischen Wert des Denkmals gelegt, und da dieser Standpunkt für die jetzige Betrachtung charakteristisch

ist, so möchten einige Worte über die Bedingungen seines Werdens am Platze sein.

Nicht alle Zeiten haben den Werken der Vergangenheit irgendwelches ästhetische Interesse entgegengebracht; zumeist galt nur die Kunst der jeweiligen Gegenwart für existenzberechtigt und sie beherrschte die Geister so völlig und ausschließlich, daß sie ein Gefallen an Werken früherer Kunstepochen absolut nicht aufkommen ließ. Die Gotik fand kein Gefallen an romanischen Werken, die Renaissance hatte für die Gotik nichts als Spott und Hohn, die Barocke hat die Werke früherer Periode abscheulich gefunden und deshalb nach Gutdünken umgewandelt und das XIX. Jahrhundert hat nicht minder grausam an den Werken der Barocke gehandelt. In die vereinzelten Fälle eines Interesses an den Werken der Vergangenheit läßt sich nur mühsam etwas der heutigen Denkmalpflege einigermaßen Entsprechendes hineininterpretieren. Erst in der Renaissance finden wir ein deutliches Interesse auch an einer anderen Kunst als der der eigenen Zeit, der Antike nämlich, und ihre Schätzung und Schützung bildet auch den Gegenstand des dem Raffael oder dem Baldassare Castiglione zugeschriebenen Briefes über die Antiken Roms, der gewöhnlich als das erste Dokument der Denkmalpflege angesehen wird. Aber hier wie in den Verordnungen einiger der folgenden Päpste (die wichtigste darunter ist das Breve Pauls III. vom 28. Nov. 1534) handelt es sich immer nur um die Schützung der Antike, weil man der Meinung war, hier seien Überreste einer absoluten und allgemein gültigen Kunst vorhanden, der die Gegenwart wohl nacheifern solle, die sie aber niemals erreichen könne; als Muster und nachahmenswerte Vorbilder erscheinen jene Reste alter Kunst schützenswert, ein Gedanke, der seltsamerweise in einem Erlaß des preußischen Kultusministers vom Mai 1904 abgeschwächt wieder auftaucht. Ein solches Interesse aber ist kein historisches, wir können es vielleicht richtiger ein ästhetisches nennen. Wo dieses nicht ausschließlich waltet — wie etwa in einem Briefe Petrarcas an Cola di Rienzi —, da spricht das stark ausgeprägte Selbstgefühl der Italiener, die sich als die natürlichen Erben und Nachkommen der alten, zur Zeit der Renaissance fanatisch bewunderten Römer betrachteten; was immer an diese erinnerte, schien der tiefsten Pietät wert zu sein.

Das Interesse an den alten Werken war also einerseits ein ästhetisches, anderseits aber ein nationales; beides aber waren nur zarte Ansätze und nicht stark genug, den Anforderungen der kräftigen gleichzeitigen Kunst Widerstand zu leisten, die, wo es ihr gut dünkte, skrupellos selbst mit jenen ehrwürdigen Überresten aufräumte; gerade einige der kunstliebendsten Familien der Zeit haben sich besonders energische Zerstörungen der antiken Bauten erlaubt und nicht ganz mit Unrecht entstand in Rom nach den Eingriffen der Barberini in das Kolosseum und ins Pantheon der boshafte Witz: Quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini, — Was die Barbaren nicht taten, das taten die Barberini.

Auch aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert liegen vereinzelte, ähnlich motivierte Beweise eines Interesses an den Werken der Vergangenheit vor; in ein entscheidend neues Stadium aber tritt die Denkmalbetrachtung erst am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. In dreifacher

Beziehung hat da die Romantik befruchtend eingewirkt: durch die katholische Bewegung, die den schärfsten Gegensatz zu der „Aufklärung" am Ende des achtzehnten Jahrhunderts bildete und die mit herzinniger Bewunderung und Andacht auf die tiefe Frömmigkeit des Mittelalters zurückblickte; durch den Aufschwung der nationalen Idee, die sich mit vollstem Interesse der Vergangenheit des eigenen Volkes zuwandte; endlich durch das Zunehmen und mächtige Anwachsen des historischen Sinnes. Dies letztere Motiv ist in gewisser Hinsicht von den beiden ersten abhängig, denn es läßt nur den Verstand auf dem Wege folgen, den Herz und Gemüt bereits eingeschlagen hatten. Auch sonst fließen sie vielfach in einander, doch mag im ganzen und großen in diesen Zeiten kurz nach den Napoleonischen Kriegen das nationale und das patriotische Moment überwogen haben; dies äußert sich auch dort, wo die Bewegung in gleichzeitigen Gesetzgebungen ihren Ausdruck fand. So geht das griechische Gesetz vom Mai 1834 vom Standpunkt aus, daß alle Denkmäler als von den Vorfahren herstammend nationales Gemeingut aller Hellenen seien, und das österreichische Hofkanzleidekret vom 28. Dezember 1818 schützt solche Kunst- und Literaturgegenstände, welche zum Ruhme und zur Zierde des Staates beitragen.

Einen besonderen Umfang und eine tiefgehende Bedeutung gewann die Bewegung in Frankreich, wo Männer wie Vitet, Montalembert, Chateaubriand, Viktor Hugo, Arcisse de Caumont an ihrer Spitze standen. Die französische Revolution hatte in ihrem fanatischen Hasse gegen alle Traditionen, gegen alle durch eine lange Vergangenheit geheiligten Institutionen ein furchtbares Vernichtungswerk geübt und um ihren Hasse gegen Kirche und Adel zu kühlen, in systematischer Weise den durch Jahrhunderte aufgehäuften Kunstbesitz des Landes so gründlich zerstört, daß uns auch heute trotz sorgfältigster, langjähriger Sammelarbeit viele wichtige Materialien zur Rekonstruktion seiner Kunstentwicklung fehlen. Um so lauter erhoben hier edle Anwälte der Vergangenheit ihre Stimme und nahmen den „Krieg gegen die Zerstörer" auf.

Ähnlich lagen die Verhältnisse auch in anderen Ländern Europas, besonders in Deutschland; auch dort war durch die Napoleonischen Kriege, wenn auch in nicht so systematischer Weise wie in Frankreich, dem Kunstbesitz schwerer Abbruch geschehen und dadurch der Boden für eine Reaktion vorbereitet. Den direkten Anlaß für diese bot zunächst die nationale Erhebung, die Ursache und zugleich Begleiterscheinung der Befreiungskriege war. Stärker als früher begannen die Deutschen sich als solche zu fühlen und vertieften sich in die Vergangenheit der Nation, um die dort verborgenen Schätze zu heben. Die Romantik trug nicht wenig zur Stärkung dieser Sinnesart bei; auch sie lockte die Gedanken ins Mittelalter zurück, in eine Zeit, deren schlichte Gläubigkeit das Unterpfand ihrer Größe gewesen zu sein schien. Begann man sich dem christlichen Mittelalter mit seiner Liebe und seiner Bewunderung zuzuwenden, so konnte die wissenschaftliche Forschung nicht umhin, sich mit diesem bisher vernachlässigten Gebiete zu beschäftigen. Da erst wurde man gewahr, wie viel unwiederbringlich verloren gegangen war, und mit doppeltem Eifer begann man sich der Überreste anzunehmen. Das

Charakteristische dieser Phase der Denkmalpflege ist also einerseits ein nationales anderseits ein wissenschaftliches Interesse.

Wiederum können die Grenzen zwischen diesen beiden nicht scharf gezogen werden und in den meisten Fällen haben wohl beide zusammengewirkt: ein Denkmal wurde um seiner Bedeutung in der Geschichte oder Kunstgeschichte einer Nation oder eines Staates willen geschützt.

Nach in einer anderen Beziehung haben jene beiden Faktoren zusammengewirkt: hing man mit andächtiger Bewunderung an den Werken des Mittelalters, so lag der Wunsch nahe, sie möglichst vollständig zu besitzen, und sah man in jener Zeit ein absolutes Ideal, so war man leicht versucht, auch den künstlerischen Ausdruck jener Zeit für unbedingt nachahmenswert zu halten. Ersteres führt zu dem Bestreben, „stilrein" zu restaurieren, letzteres zu dem fast ausschließlichen Vorherrschen der Gotik in der kirchlichen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts. Nur die erstere Erscheinung braucht uns hier zu beschäftigen, obwohl es von Nutzen ist, ihren Zusammenhang mit der retrospektiven Richtung der Kunst im neunzehnten Jahrhundert in Erinnerung zu behalten.

Das Bestreben, stilrein zu restaurieren, fand seine weitere Stütze an dem mächtig zunehmenden historischen Sinn, der seine Kenntnisse auch in die Praxis umsetzen wollte. Dieses Überschätzen der wissenschaftlichen Möglichkeiten steht in direktem Zusammenhang mit der intellektualistischen Richtung, die ein Kennzeichen des vergangenen, des neunzehnten Jahrhunderts war und das genaue Widerspiel des politischen Liberalismus jener Zeit bildet. Durch Wissenschaftlichkeit glaubte man alles erreichen zu können, und das Resultat dieser Vorstellung war, daß man mehr zerstörte als Elementarereignisse und Barbarenhände je vernichtet hatten.

Man übersah dabei, daß jede solche Restaurierung nur einem bestimmten Stand der Wissenschaft entsprechen kann, daß also ein Teil davon immer auf einer Hypothese beruhen wird. Die Erfahrung lehrt uns, daß noch nie eine solche Restaurierung durchgeführt worden ist, die nicht schon die nächste Generation mit ihren stark gewachsenen historischen Kenntnissen als lächerliche Spielerei empfunden und verhöhnt hätte. Dürfen wir uns anmaßen, klüger sein zu wollen als frühere Geschlechter? Werden unsere Restaurationen von der Nachwelt milder beurteilt werden? Bei jenen anscheinend so stilgerechten, nach allen Regeln der Archäologie durchgeführten Restaurationen bedachte man auch nicht, daß der Stil einer Zeit der getreue Ausdruck ihrer künstlerischen Gesinnung und ihrer gesamten Kultur ist. Die romanische oder gotische Kunst waren die künstlerische Gestaltung der Ideen ihrer Zeit und deshalb ein höchst lebendiger, lebenswahrer Organismus. Ahmte man aber im neunzehnten Jahrhundert romanische oder gotische Kunst nach, so blieb es doch immer moderne Kunst dieses Jahrhunderts, nur starr und unfrei, weil irgendein Lehrbuch das Walten der künstlerischen Begabung hemmte. Was ein berühmter Jurist der Gegenwart über die Erscheinungsformen des Rechtes sagt, mag füglich auch auf die Kunst Anwendung finden: „Gleichheit der Äußerung ist das Zeichen der Schwäche, die Kraft aber bewährt sich in der Mannigfaltigkeit der Äußerungsformen." Denn wahrhaftig nur ein Stümper

wird sich des Ausdrucks seiner Persönlichkeit ganz begeben können, ein Meister vermag sich beim besten Willen dem fremden Stil nicht völlig unterzuordnen. Als Schmidt gefragt wurde, ob das von ihm gebaute Wiener Rathaus gotisch sei, sagte er, er wisse das nicht. Und wirklich kann der herrliche Bau, bei allen Anklängen an die Gotik, den persönlichen Stil Schmidts nicht verleugnen. Das gilt wie von den selbständigen Werken auch von den Restaurationen; auch bei ihnen wird ein großer Künstler schwerlich ganz auf das eigene Schaffen verzichten und die Arbeiten der Mittelmäßigkeiten sind in ihrer Unfreiheit und Gedrücktheit wohl ein künstlerisches Denkmal, aber nur *ihrer* Zeit, die ihr künstlerisches Ideal verloren hatte und nun sklavisch auf eine stärkere Vergangenheit zurückblickte. In diesem Sinn also verdienen jene Restaurierungen ein gewisses ästhetisches Interesse und ein geübtes Auge kann leicht das Jahrzehnt bestimmen, in dem die Regotisierung (denn um diese handelt es sich in der Regel) erfolgte, — so genau hat das künstlerische Wollen des neunzehnten Jahrhunderts hier seinen Ausdruck gefunden. Aber es ist völlig verfehlt zu glauben, daß dadurch den alten Kunstwerken wirklich ein Dienst geleistet worden wäre: man hat Zubauten späterer Jahrhunderte einer eingebildeten Stilreinheit geopfert und das Resultat war, daß man die gotischen oder romanischen Teile nun mit Zutaten verquickt besaß, die ein nicht minder zweifelloser und echter Ausdruck des neunzehnten Jahrhunderts sind, wie jene entfernten Renaissance- oder Barockzubauten der Ausdruck des siebzehnten oder achtzehnten Jahrhunderts gewesen waren.

* * *

In mehrfacher Hinsicht ist es von Wichtigkeit, die ursprüngliche Idee der Denkmalpflege auf historischer, bezw. kunsthistorischer und nationaler Grundlage genauer ins Auge zu fassen. In erster Linie ist es schwer, die Gegenstände zu ermitteln, die für eine Nation oder einen Staat historische Bedeutung haben. Bei Monumenten ersten Ranges ist die Feststellung des historischen Wertes allerdings leicht, aber gerade bei diesen ist eine systematische Schützung auf gesetzlichem Wege nicht so dringend, denn gerade über ihnen wacht ja die gesamte öffentliche Meinung, das wissenschaftliche Interesse der ganzen Welt. Viel schwieriger verhält es sich mit den zahlreichen Objekten minderen Ranges, die über Stadt und Land verstreut sind; alle entstammen sie einem lebendigen Kunstschaffen und keines wird daher dem andern völlig gleichen, alle werden also das Ihrige zur Erkenntnis der betreffenden Kunstrichtung beitragen. Und selbst, wo es sich etwa — bei kunstgewerblichen Erzeugnissen oder bei Bauten schablonenhaften Charakters — um viele gleiche Exemplare handelte, könnte doch noch immer die Quantität des Auftretens einen, wenn auch kleinen statistischen Wert im Interesse der Geschichte haben. Schon aus diesen Gründen müssen die historischen Wissenschaften die gesetzliche Schützung aller Gegenstände anstreben, die bis zu einer gewissen Zeit, sagen wir vor mehr als hundert oder fünfzig Jahren, entstanden sind. Unter dieser Grenze, die natürlich eine schwimmende und besonders vom Wert der betreffenden Objekte abhängige ist, wird die Fülle der Gegenstände und ihr praktischer Gebrauchswert einen eigenen gesetzlichen Schutz überflüssig erscheinen

lassen; erst wenn der Gebrauchswert der Dinge geschwunden oder gemindert ist und wenn die Zeit ihre Reihen gelichtet und eine gewisse Auslese unter ihnen getroffen hat, wird sich ein solcher Schutz als notwendig erweisen. Denn tatsächlich liegt ein weiterer Ansporn zu möglichster Verallgemeinerung der Schutzmaßregeln in dem stetigen und rapiden Schwinden der Kunstgegenstände, deren Feinde ja so zahlreiche sind. Abgesehen von dem natürlichen Verfall, der keinem menschlichen Erzeugnis erspart bleiben kann, geht jährlich vieles durch Brand und andere Elementarereignisse zugrunde, vieles wird „verrestauriert“ und das meiste, was findige Antiquitätenhändler leichtgläubigen Besitzern oder Verwaltern von Kunstgegenständen abschwatzen, ist dem öffentlichen Besitz so gut wie entzogen, da es von nun an in einem Salon oder einem Raritätenkabinett der Freude oder auch nur noch der Eitelkeit eines einzelnen Besitzers dienen muß.

Dasselbe Resultat ergibt sich, wenn wir auch die zweite Bestimmung der älteren Denkmalpflege, das nationale oder staatliche Interesse, in den Bereich unserer Betrachtung ziehen. Auch hier erscheint nur bei Werken ersten Ranges, von denen wir früher sprachen, das Interesse der Nation oder des Staates zweifellos, bei den minderen scheint es nicht vorhanden zu sein. Das ist aber nicht der Fall; Nation oder Staat, aus lauter kleinen Gemeinschaften zusammengesetzt, haben ein Interesse an allem, was diesen von Wichtigkeit ist. Hier aber ist die Bedeutung des einzelnen Denkmals eine ungleich größere, da jedes an Wohl und Wehe der unmittelbaren Vorfahren erinnern kann, jedes ein Markstein in der Entwicklung der engeren Heimat sein mag; hier in der so verengerten Interessensphäre ist jede Kapelle, jedes Wegkreuz, ja jedes alte Haus ein Stück Heimat und ein Mal ihrer Geschichte. Auch auf diesem Wege gelangen wir wieder zu einer Berücksichtigung auch der kleinsten Objekte.

Zu diesen Resultaten also mußte folgerichtigerweise die Art der Denkmalpflege führen, die wir kurz die des neunzehnten Jahrhunderts nennen können, die einerseits auf der nationalen oder staatlichen Bedeutung, andererseits auf dem wissenschaftlichen Interesse der Gegenstände beruhte. Deutlich läßt sich aber schon jetzt erkennen, daß diese Grundlage, wenigstens in seiner Gänze, nicht auch für das zwanzigste Jahrhundert giltig sein kann und daß dessen Denkmalpflege, sowohl was die Zwecke als was die Betrachtungsweise anbelangt, eine Reaktion gegen die Auffassung des vergangenen Säkulums bedeuten wird.

Natürlich knüpfen die neuen Ideen zunächst unmittelbar an die alten Tendenzen an; schon bei diesen hatte die Entwicklung dahin geführt, daß der Schwerpunkt mehr und mehr in die kleineren Gemeinschaften, also in die Gemeinden gelegt wurde, in deren Existenz das betreffende Denkmal ja viel inniger verwoben sein konnte als in die der ganzen Nation. In dieser Sphäre aber verliert die wissenschaftliche Betrachtung ein Gutteil ihrer Berechtigung; denn für die einzelne Gemeinde ist es gleichgültig, ob ihr Denkmal in eine bestimmte wissenschaftliche Entwicklungsreihe eingegliedert werden kann oder nicht, ob es der Gotik, der Renaissance oder der Barocke angehört, hier walten ganz andere Gründe für die Pietät gegen das Denkmal vor. Die Kirche, in der Eltern und Voreltern getauft, getraut, eingesegnet

worden sind, das Rathaus, in dem die Väter sich in ernsten Zeiten zu gewichtiger Beratung versammelten, werden nicht aus wissenschaftlichen, sondern aus sittlichen und allgemein menschlichen Gründen der Gegenstand der Verehrung sein.

Auch die fortschreitende wissenschaftliche Kleinarbeit verrückt den ursprünglichen Wert des historischen Denkmals. Wenn für das ausgehende neunzehnte Jahrhundert jeder, auch der geringfügigste Gegenstand, als ein Glied im Werden der Nation und ihrer gegenwärtigen Kultur angesehen wurde, so ist jeder unentbehrlich und gewissermaßen allen anderen Gliedern der Entwicklung des Volkes gleichberechtigt. Auf diese Weise aber verliert er seine Bedeutung als Illustration einer bestimmten Periode; nicht daß er an einer bestimmten Stelle jener Entwicklung steht, sondern daß er überhaupt an ihr Teil hat, verleiht ihm jetzt seinen Wert.

Für die wissenschaftliche Anschauung der Dinge wie für ihre naive Betrachtung in der Gemeinde haben die Gegenstände also deshalb einen Wert, weil sie in die Vergangenheit zurückreichen, weil sie mit dem Leben und Sterben der Vorfahren verknüpft sind. Diese Bewertung der Dinge ist eine so neue, daß wir notwendigerweise einiges zu ihrer näheren Erläuterung anführen müssen.

Nicht Erinnerungen an freudige Ereignisse, glorreiche Tage der Vergangenheit allein sind es, die dem Denkmal den Wert verleihen; die Pietät, mit der eine Gemeinde ihre uralte Kirche hegt, mit der sie die Marktsäule als das Wahrzeichen ihrer wirtschaftlichen Bedeutung, ihre alten Wohnhäuser als die Belege erbgesessener bürgerlicher Wohlhabenheit betrachtet, sind durchaus nicht ausschließlich aus angenehmen Empfindungen zu erklären. Mit demselben pietätvollen Schauern sehen wir eine Burgruine an und selbst der flachste Rationalist wird nicht behaupten wollen, in diesem Gefühl spiele die Erleichterung mit, daß die gefahrvollen Raubritterzeiten nun vorüber sind. Unmöglich können es also nur für die Familie, die Gemeinde rc. angenehme Erinnerungen, also egoistische Erwägungen im weiteren Sinne, sein, die diese Gefühle der Pietät gegen die Werke der Vergangenheit in uns erwecken.

Ein anderer Beweis für die durchaus selbstlose Art dieser Gefühle liegt darin, daß wir nicht nur den Denkmalen unserer engsten oder engeren Heimat gegenüber so empfinden, sondern daß auch die alten Bauten eines Nachbarorts ebenso auf uns wirken. Kann man hier noch das Band des gemeinsamen Vaterlands, der gemeinsamen Nationalität und Sprache als das egoistische Motiv unserer Pietät anführen, so entfällt auch dieses lose Band da, wo es sich um die Denkmale fremder, vielleicht feindlicher Völker handelt. Wenn wir durch die Straßen von Spoleto oder Amiens wandeln, so wirkt der Zauber der Vergangenheit nicht minder mächtig auf uns. Hier kann nur die gemeinsame Zugehörigkeit zur Menschheit, die Verwandtschaft aller Kinder Gottes unsere Ehrfurcht vor den Werken fremder, längst dahingegangener Menschen erklären. Deutlicher wird der Charakter dieser Pietät vielleicht, wenn wir unsere aus verschiedenen Elementen zusammengesetzten Gefühle bei der Betrachtung einer neuen und einer alten Kirche vergleichen; die religiösen Gefühle sind in beiden Fällen dieselben und auch die rein ästhetischen Eindrücke können wir als gleich annehmen. Trotzdem läßt selbst

die minder schöne alte Kirche Saiten in uns erklingen, die die prächtigste neue Kirche nicht berührt. Der Grund hievon kann kein anderer sein, als daß die erste Kirche eben alt ist und wir die Spuren des Alters wohl an ihr zu erkennen vermögen.

Dieser Wert, der in dem Eindruck des Alters liegt und auf den als eines der Grundprinzipien des modernen Denkmalkultus zuerst hingewiesen zu haben Alois Riegls Verdienst ist, wirkt am unmittelbarsten, da er einerseits keinerlei historische Kenntnisse, anderseits keinen wie immer gearteten Zusammenhang mit den Menschen voraussetzt, die das Werk geschaffen haben. Daß z. B. dieses Rathaus ein interessantes Beispiel für die innerösterreichische Spätgotik ist, daß jenes Madonnenbild von dem Maler so und so herrührt, wird selbst bei sehr entwickelter historischer Kultur eines Volkes immer nur eine ganz kleine Gruppe von Leuten interessieren und auch von diesen erst bei näherer Betrachtung oder Untersuchung des betreffenden Gegenstandes erkannt und gewürdigt werden. Daß die Vorfahren zur Zeit der Schweden hier zu Rate gesessen, daß jene Kugelspur aus der Franzosenzeit stammt, daß seit Generationen die Voreltern vor diesem Bild gebetet und gekniet haben, wird seinen Eindruck auf die Enkel und Urenkel dieser Menschen nicht verfehlen, wenn sie von jenen Tatsachen Kenntnis haben. Aber daß das ein altes Gebäude, ein altehrwürdiges Bild ist, kann jeder ohne besondere Kenntnis auf den ersten Blick erkennen, denn die Spuren, die die Zeit darauf hinterlassen hat, sind wahrnehmbar und der Gedanke, daß der Bau, das Bild innig mit Leid und Freud vieler menschlicher Generationen verknüpft ist, wird ein Gefühl der Andacht auch bei denen erwecken, denen nichts Näheres über jene menschlichen Schicksale bekannt ist. Dadurch werden die anderen Arten von Interesse an dem Denkmale ja nicht geschmälert und seine etwaige Bedeutung vom wissenschaftlichen, vom nationalen, vom lokalgeschichtlichen Standpunkt wird dadurch nicht geringer.

Haben wir somit einen ganz wesentlichen Teil des Wertes, den das Denkmal für uns hat, in das Alter verlegt, so muß notwendigerweise auch die Denkmalpflege einen anderen Charakter annehmen. Energischer und folgerichtiger werden die Bemühungen „stilgerechter“ Restaurationen ad absurdum geführt, als es der Auffassung des neunzehnten Jahrhunderts selbst in ihren letzten Konsequenzen möglich war. Damals konnten solche Restaurationen nur verworfen werden, weil erstens die Unvollkommenheit alles menschlichen Wissens eine absolut getreue Nachbildung verhindert, eine spätere Korrektur aber unmöglich ist, zweitens weil auch unsere Künstler, die eine solche Arbeit durchführen, nicht imstande sind, den künstlerischen Charakter ihrer Zeit völlig zu verleugnen, daß also die Restaurationen den künstlerischen Charakter des neunzehnten oder zwanzigsten Jahrhunderts zeigen werden und nicht den der Entstehungszeit des restaurierten Werkes. Die moderne Denkmalpflege aber sagt außerdem: eine Restauration ist deshalb sinnlos, weil sie — und wäre sie noch so vorzüglich — gerade das, was wir als besonders wichtig am Denkmal erkannt haben, nicht besitzt, nämlich das A l t e r. Wenn also in Venedig der eingestürzte Campanile jetzt wieder errichtet wird, so ist das eine harmlose kunstgeschichtliche Spielerei, aber einen Denkmalswert hat dieses neue Bauwerk nicht. Es wird vielleicht eine hübsche Nachahmung des alten Turmes

sein, aber all die glorreichen und wehmütigen Erinnerungen, die sich an den Campanile knüpften und seinen eigentlichen Wert bildeten, sind mit ihm auf immer und ewig zusammengebrochen.

Gegen diese absolute Verwerfung sogenannter stilgerechter Restaurationen wird man einwenden können: es ließen sich Fälle denken, in denen eine Restauration auch ohne moderne Zutaten möglich wäre; es könne nämlich der Charakter des ursprünglichen Stils schon dadurch in voller Reinheit wiedergewonnen werden, daß Zubauten späterer Zeit entfernt würden; so würde man durch Wegschaffung der gotischen Zutaten aus einem romanischen, der barocken aus einem gotischen Bau das Denkmal wieder in seiner ursprünglich reinen Form besitzen. Solche Fälle sind sehr selten; frühere Zeiten haben an den Dingen kein historisches oder antiquarisches Interesse gehabt, sondern sie auf ihre Verwendbarkeit hin angesehen. Wenn also in gotischer Zeit ein romanischer Bau oder in der Barocke ein gotischer umgeändert wurde, so geschah dies, weil die Notwendigkeit einer Vergrößerung oder einer Umgestaltung vorlag, und dann wurde vom Alten schonungslos zerstört und weggenommen, was man nicht brauchen konnte, und die neuen Zutaten wurden fest mit dem alten Bestande verbunden. Doch selbst wenn in Ausnahmefällen eine solche Restauration durch bloßes säuberliches Wegnehmen möglich sein sollte, so wäre sie dennoch zu verwerfen. Denn auch jene weggenommenen Teile haben ja inzwischen ihren Alterswert und damit Anspruch auf Schonung erworben. Aber nicht nur das: sie sind mit dem ursprünglichen Bestand ein einziger Organismus geworden, der erst in seiner Gänze voll als Denkmal gewürdigt werden kann, da er uns durch den bloßen Augenschein sogleich kundtut, daß er in allen Generationen vor uns eine Rolle gespielt hat.

Denken wir uns eine ursprünglich romanische Kirche, die später in gotischer Zeit erweitert, im achtzehnten Jahrhundert barockisiert worden wäre. Was kann dieser Bau alles erzählen! Von den bescheidenen und gefährlichen Anfängen, als eine kleine Schar christlicher Ansiedler die Keime der Kultur in ein wildes, halb barbarisches Land trug, von den Früchten, die dieser Eifer so reichlich zeitigte, daß das erste Gotteshaus die Menge der Gläubigen nicht zu fassen vermochte und vergrößert werden mußte, von einer Gemeinde, die allen Stürmen und Anfeindungen Trotz bot und nach den Tagen der Reformation und nach Abwehr der Türkengefahr ihr Heiligtum auf das prunkvollste schmücken wollte, daß jede Zeit in ihrer Art, in ihrer Sprache zur Ehre des Höchsten das Allerbeste zu leisten versuchte. Und all das sollen wir aufgeben, um einige Architekturprofessoren, die einzigen, die es beurteilen können, durch eine nüchterne Stilreinheit zu erfreuen, die ja im Grunde nichts ist als eine Selbsttäuschung und das beschämende Eingeständnis, daß die sich so sehr bewundernde Gegenwart ihre eigene künstlerische Sprache nicht finden zu können glaubt und deshalb ängstlich nach Mustern der Vergangenheit schielt?

Welche Verwüstungen der Restaurierungseifer des neunzehnten Jahrhunderts angerichtet hat, läßt sich kaum ermessen und man müßte ein ganzes Buch schreiben, um die Verluste, die der Kunstbesitz unseres Vaterlandes dadurch erlitten hat, zu verzeichnen. Nur zwei besonders krasse Fälle seien

erwähnt, die zu ihrer Zeit viel von sich reden machten und in denen glücklicherweise der Angriff der Restauriersüchtigen abgewiesen wurde.

Der erste Fall betrifft das sogenannte Riesentor der Stephanskirche in Wien. Hier sollte der angeblich spätere gotische Zubau entfernt werden, damit der ursprüngliche, unter dem Zubau vermutete romanische Bestand in seiner Reinheit wieder hergestellt werde. Von der Fragwürdigkeit dessen, was man unter der gotischen Schichte finden würde, können wir völlig absehen. Sicher aber müßten Bauteile fallen, die doch nur wenig jünger und für jeden ein unabtrennbarer Teil des ehrwürdigen Domes geworden sind.

Das andere Beispiel zitiere ich nach Riegls Broschüre über den Denkmalkultus: „Vor acht Jahren wurde beschlossen, den noch gar nicht baufälligen barocken Chor der Pfarrkirche zu Altmünster zu demolieren und durch einen gotischen zu ersetzen und so eine Stileinheit mit dem gotischen Langhaus herbeizuführen. Vor vier Jahren wurde, allerdings aus finanziellen Gründen, auf diese Herstellung eines gotischen Chores von sehr zweifelhaftem historischen Werte verzichtet. Heute sind wohl alle Anhänger des alten und des neuen Systems darin einig, daß die Beseitigung des Herberstorfischen Chores, mit dem der denkwürdige Bewältiger der reformierten Bauern auch in künstlerischer Beziehung die Gegenreformation in Oberösterreich eingeführt hat, eine unverzeihliche Versündigung nicht allein gegen den Alterswert, sondern auch gegen den historischen Wert gewesen wäre.“

In beiden Fällen ist die Restaurierung, d. h. die Zerstörung aus Umständen ziemlich zufälliger Natur unterblieben; daraus ergibt sich mit zwingender Notwendigkeit, daß die Entscheidung über die Existenz der betreffenden Denkmale unmöglich einzig und allein dem Gutdünken der direkt mit ihrer Verwaltung betrauten Personen überlassen sein kann. Denn nicht nur jeder, der sich mit den historischen Wissenschaften beschäftigt, nicht nur die Gemeinde, der die Denkmale angehören, haben ein Interesse an ihrer Erhaltung, sondern jeder Mensch.

Aber auf welche Weise können wir den Denkmalen einen Schutz angedeihen lassen, der nicht, wie es sich beim Restaurationsverfahren ereignet hat, den verderblichen Dienstbeflissenheiten falscher Freunde gliche? Einen wesentlichen Wert des Denkmals haben wir im A l t e r gefunden, das sich durch die Altersspuren äußert. Demgemäß muß es eine der ersten Pflichten überlegter Denkmalpflege sein, darauf zu sehen, daß die Altersspuren nicht ohne Not vernichtet werden; sie sind die ehrenvollen Wunden, die die Denkmale im Kampfe des Lebens davongetragen haben, und so wenig jemand die zerfetzte und zerschlissene Kriegsfahne eines Regiments schön säuberlich flicken und ausbessern wollen wird, so wenig sollen wir die Zeitnarben der Denkmale mit einem Schönheitspflästerchen verkleben.

Das Gefühl, das wir dem Denkmale gegenüber empfinden — sagen wir: die Denkmalstimmung — wächst, je stärker die Altersspuren wahrzunehmen sind. Ein Haus, von dem nur ein paar Steine oder der Verputz abgebröckelt sind, wird nicht denselben Reiz auf uns ausüben wie eine ganz

zerfallene Ruine.*) Doch sind auch in dieser Hinsicht Grenzen gezogen: wenn die Reste der Ruine keine Spuren der einstigen Bestimmung mehr aufweisen, wenn wir also nichts vor uns haben als einen Steinhaufen, so wird der Alterseindruck wieder aufgehoben und der von Epheu und Moos durchwachsene Schutt wird den Eindruck eines Naturschauspiels machen; hier ist das Menschenwerk zu Staub geworden und die Natur tritt wieder in ihre Rechte, die der stolze Burgbau ihr einst geschmälert hatte.

Unter Altersspuren dürfen wir aber nicht jede Art von Verfall verstehen. Denn ein mit Absicht von Menschen zerstörtes, sogar ein durch plötzliche Elementarereignisse verletztes Bauwerk kann einen durchaus umgekehrten, einen trostlosen Eindruck machen, und das um so mehr, je weniger Zeit seit der Zerstörung verflossen ist. In solchen Fällen empfinden wir es schmerzhaft, daß ein gewaltsamer Eingriff in den natürlichen Lebensprozeß stattgefunden und den Verlauf der Entwicklung unterbrochen hat. Je weiter jene Verletzung zurückliegt, desto weniger macht sie sich geltend; die Zeit scheint auch diese Wunde liebend zu heilen und bei einer Ruine wird das stimmungstörende Bedauern, daß hier ein gewaltsamer Eingriff stattgefunden hat, sich nicht einstellen, auch wenn wir wissen, daß sie einst mit Feuer und Schwert gebrochen worden ist. Die Ruinen des Heidelberger Schlosses, das von den Franzosen im siebzehnten Jahrhundert zerstört worden ist, gehören zu den ehrwürdigsten und stimmungsvollsten Denkmalen der Welt und die Restaurierung, die vor wenigen Jahren an einem Trakt des Schlosses, dem Friedrichsbau, durchgeführt wurde, ist der schmählichste Schimpf, den eitle Restauratoren dem deutschen Volke angetan haben.

Im allgemeinen sind es also nur die Zeichen des natürlichen Verfalles, die uns als Altersspuren stimmungsvoll erscheinen; sie künstlich herbeizuführen, ist unmöglich, und gelänge es auch, so wäre es eine Fälschung in demselben Sinn, wie die „stilgerechten" Restaurationen es sind, und schon als solche sittlich verwerflich. Deshalb vermögen auch die künstlichen Ruinen, die einmal als Gartenschmuck so beliebt waren und für besonders stimmungsvoll und poetisch galten, auf uns Moderne keine Wirkung hervorzubringen.

Wenn wir aber auch nicht imstande sind, dem natürlichen Verfall der Dinge auf die Dauer Einhalt zu tun, so sind wir doch verpflichtet, alles, was den Verfall verzögern kann, durchzuführen und in Treue darüber zu wachen, daß das Dankmal nicht durch Elementarereignisse Schaden leide. Dabei wird immer darauf zu achten sein, daß durch die angebrachten Schutz- und Sicherungsvorrichtungen der allgemeine Eindruck des geschützten Denkmales nicht geschädigt werde. Schutzdächer über Malereien, die Wind und Wetter ausgesetzt sind, Vorsorge für regelmäßigen Wasserablauf, Trocken-

*) Die wissenschaftliche Bewertung ist allerdings genau umgekehrt; je genauer und unveränderter ein Bau die ursprüngliche Form erhalten hat, also je weniger Altersspuren er aufweist, desto lieber ist er ihr. Ein Land, das Hunderte von Burgruinen besitzt, wird sich den Luxus gestatten können, eine oder die andere auszubauen, um die einstige Benützung zu zeigen; mehr Wert als den einer wissenschaftlichen Spielerei hat aber ein solcher Bau nicht.



legung feuchter Bauteile usw. sind Beispiele solcher Maßregeln, die beliebig vermehrt werden können. Allerdings werden sich auch dadurch die Denkmale nicht für ewig erhalten lassen, aber für die Ewigkeit ist nichts bestimmt, was Menschen gebaut und gebildet haben. Erhalten werden ja auch die Denkmale nicht, die man gewaltsam restauriert, im Gegenteil, hier tritt vor der Zeit Neues an Stelle des Alten und es ist ein Irrtum, eins fürs andere zu nehmen, eine Fälschung, eins fürs andere zu setzen. Die Denkmale aber, die trotz der treuen Sorge um sie ihrer unvermeidlichen natürlichen Auflösung verfallen, dienen bis zu ihrem letzten Tage treu und unverfälscht ihrem Denkmalberuf, bedeutungsvolle und lehrreiche Zeugen der Vergangenheit zu sein, und legen noch fallend Zeugnis ab von der Richtigkeit alles Irdischen und der Größe des Herrn, der Ewiges zu schaffen sich allein vorbehalten hat.

Jedoch all das zuletzt Vorgebrachte hat nur Anwendung auf Denkmale, die der Verwendung der Gegenwart entzogen sind und nur um ihres Denkmalwertes willen gehegt und gepflegt werden. Über diese wird sich leichter eine Einigung erzielen lassen, sie bilden aber eine verschwindend kleine Gruppe gegenüber denjenigen Denkmalen, die auch heute noch in Gebrauch sind. Bei diesen sind die Schwierigkeiten ungleich größer, denn dieser fortdauernde Gebrauch stellt eine Reihe von Forderungen, die zum Teile den Wünschen der Denkmalpflege direkt entgegenlaufen und die er diesen gegenüber mit der Rücksichtslosigkeit des Lebenden vertritt, und wie wir sogleich hinzufügen: mit Recht vertritt. Die Forderungen der Hygiene, des Verkehrs, der Sicherheitspolizei ꝛc. sind voll berechtigt und müssen befriedigt werden, können aber in vielen Fällen derart sein, daß ihre Durchführung den Charakter eines Denkmals schwer schädigen, vielleicht vernichten würde. Hier scheinen unversöhnliche Gegensätze zu bestehen; denn wo die anderen nach Reformen schreien, verlangt der Denkmalschutz die unveränderte Erhaltung. Aber eigentlich besteht auch diese Schwierigkeit mehr in der Theorie; in der Praxis lassen sich fast immer Mittel finden, daß jenen Anforderungen genug getan werden kann, ohne daß das Denkmal allzuschwer darunter leidet. Solche für alle Teile ersprießliche Kompromisse sind in zahlreichen Fällen schon geschlossen worden; aber damit solche friedliche Einigungen noch öfters geschehen und damit die Denkmalpflege dabei nicht immer die Rolle des geduldeten und von oben herab behandelten Aschenbrödels spiele, muß die Überzeugung eine viel mehr verbreitete sein, daß die Erhaltung der Denkmale nicht eine bloße gelehrte Spielerei sei, „eine gleichgültige Spezialität oder Altertumskrämerei“, sondern daß jedes Volk, das sich ehrt und an seine Kraft und seine Bestimmung glaubt, ein Interesse an der Erhaltung dieser Zeugen seiner Vergangenheit habe. Wenn das der Fall sein wird, wird nicht immer sogleich der Ruf ertönen: „Fort mit dem alten Gerümpel!“ und die Forderungen des modernen Lebens werden etwas bescheidener auftreten. Denn vielleicht sind wir allzu stolz auf unsere neuesten Errungenschaften und bringen ihnen voreilig Opfer, die dann nicht mehr gut gemacht werden können.

Im Jahre 1894 wurde in Salzburg trotz des energischen Einspruches der Zentralkommission und aller zur Wahrung der künstlerischen Interessen

Berufenen das Linzer Tor niedergerissen; die Geschichte der Demolierung ist so charakteristisch, daß sie Freiherr von Helfert in einem eigenen Büchlein (Eine Geschichte von Toren) ausführlich geschildert hat. Kaum aber war das Tor gefallen, sah man die Nutzlosigkeit des begangenen Gewaltaktes ein und dachte allen Ernstes an eine Wiederaufstellung des ganzen Torbaus, die aber natürlich ganz sinnlos gewesen wäre.

Damit solche Voreiligkeiten vermieden werden, ist es notwendig, daß die Ansprüche des modernen Lebens und die des Denkmalschutzes in billiger und gerechter Weise gegeneinander abgewogen werden; in den meisten Fällen werden von beiden Seiten Zugeständnisse gemacht werden, manchmal wird das Denkmal den Bedürfnissen der Gegenwart ganz geopfert werden müssen, manchmal aber wird seine ungeänderte Erhaltung so wichtig erscheinen, daß alle dagegen sprechenden Gründe werden verstummen müssen. Um aber eine solche gerechte Behandlung des Denkmales zu erzielen, ist es notwendig, daß nicht nur die Forderungen des täglichen Lebens, sondern auch die Ansprüche der Denkmalpflege ihre behördliche Vertretung haben, daß also überall, wie es schon in einigen Ländern Europas der Fall ist, alle diesbezüglichen Fragen durch ein Denkmalschutzgesetz geregelt werden. Wie dieses zu gestalten wäre und welches die Befugnisse der aus sachlich gebildeten Leuten zusammengesetzten Denkmalschutzbehörde wären, das ist hier um so weniger zu erörtern, als ein derartiger Gesetzentwurf so wie so einer Kommission des Herrenhauses zur Beratung übergeben ist.

Bei den Bauwerken, von denen wir zuletzt sprachen, wird deshalb eine Einigung im Wege eines beiderseitigen Kompromisses zu erhoffen sein, weil ja jenen Forderungen der Hygiene, des Verkehres 2c. das Äußere der Denkmale an sich in der Regel gleichgiltig ist; sie werden sich damit begnügen können, eine Reihe von Vorsichts- und Schutzmaßregeln anzubringen, gewisse sanitäre Einrichtungen durchzuführen. Anders ist es, wenn Gründe innerer Natur der ungeänderten Erhaltung des Alten widerstreben. Das ist in erster Linie bei Kirchen der Fall; denn wenn irgendwo, so müssen hier Gründe der Dezenz maßgebend sein und der Wunsch, das Haus Gottes immer aufs prächtigste und glänzendste geschmückt zu sehen, scheint alle Denkmalschutzbestrebungen im Keime ersticken zu müssen. Aber die Verdienste so vieler Geistlicher um Kunstwissenschaft und Denkmalpflege — ich brauche in Österreich allein nur Männer wie Atz, Fahrngruber, Graus, Neumann, Swoboda und Wichner zu nennen — beweisen, daß auch hier der Gegensatz kein unüberbrückbarer sein kann. Zunächst wird gegenüber dem übergroßen Restaurationseifer immer wieder zu betonen sein, daß nicht gotische oder romanische Bauformen die Hauptbedingung für eine würdige Stätte der Anbetung Gottes sind, daß, wie Graus einmal ausruft, die Kirche keine Institution des Mittelalters bis zum fünfzehnten Jahrhundert, sondern auch der späteren Zeit, kein Leichnam sei, den man nur mit dem Geschmack des vierzehnten Jahrhunderts bekleiden könne. Denn dieser Vertilgungskrieg gegen die barocke Kunst, in der die Hauptkirche der Christenheit, St. Peter in Rom, und alle die Ausgangspunkte der Gegenreformation gebaut sind, richtet Jahr für Jahr den schwersten Schaden unter dem Kunstbesitz unseres Vaterlandes an. Weiters führt der lebhafte und berechtigte Wunsch vieler Geistlichen

und vieler Frommen, in ihrer Kirche ein sichtbares Erinnerungszeichen an sich zu hinterlassen, leider zu oft dazu, daß das Alte nicht geschont, sondern aus der Kirche entfernt wird, ohne schadhaft oder indezent zu sein. Aber auch diese alten Altäre, Kelche, Paramente ꝛc. waren meist Stiftungen wohltätiger Menschen, die gehofft hatten, daß diese Dinge bis zu ihrer natürlichen Auflösung ihrer frommen Aufgabe würden dienen dürfen; die ganze Kirche mit ihrer Ausstattung verkörpert gleichsam die Summe von Frömmigkeit vieler Generationen. Und trotzdem kommt es vor, daß solche Gegenstände, nur weil sie einer momentan mißliebigen Kunstrichtung angehören, in der voreiligsten Weise entfernt und daß Dinge, die gestern noch zum Dienste des Herrn verwendet wurden, heute auf die Straße geworfen werden.

Trotz alledem muß das Alte fort, wenn es zu seinem heiligen Dienste nicht mehr geeignet zu sein scheint. Aber was tritt an seine Stelle! Die drängende Neuerungssucht veranlaßt Anschaffungen, ehe das notwendige Geld vorhanden ist, und die Folge davon ist, daß Fabrikware angeschafft wird, die in den ersten drei Monaten das Auge besticht, aber bald jämmerlich genug aussieht. Wer wissen will, was es damit für eine Bewandtnis hat, der lese in irgend einem Jahrgang einer der Zeitschriften für christliche Kunst nach. An Stelle der schönen alten barocken Kunstwerke treten Dinge, die nie einen Alterswert haben werden, weil sie nie einen Neuheitswert gehabt haben und weil sie nach ein paar Jahren so aussehen, daß sie aus der Kirche entfernt werden müssen. Es gibt eine Kirche in Österreich, die eine prachtvolle barocke Ausstattung besaß; vor ein paar Jahren wurden die alten Altäre, Kanzeln ꝛc. entfernt und, da nicht mehr Geld vorhanden war, eine gotische Einrichtung aus Fichtenholz angeschafft. In den heißen Sommern 1904 und 1905 ist alles kreuz und quer gesprungen und sieht heute schon eines Gotteshauses unwürdig aus. Ich spreche nur von einer Kirche, aber ich fürchte, daß sehr viele sich getroffen fühlen werden.

Hätte man sich damit begnügt, das Alte, das noch in sehr gutem Zustande war, zu erhalten, so hätte das viel weniger gekostet, und das Ersparte zusammenlegend hätte man bald, wenn etwas Neues gebraucht worden wäre, nicht modernen Schund, sondern ein gutes modernes Kunstwerk anschaffen können. Von diesem Verfahren hätte also die Denkmalpflege und die moderne christliche Kunst Vorteil gehabt, denn diese kann unmöglich gedeihen, wenn ihren Erzeugnissen infolge der Massenanschaffungen immer Fabrikswaren vorgezogen werden müssen.

In energischer Weise muß also die irrige Anschauung bekämpft werden, daß nur das Funkelnagelneue zum Schmuck der Kirchen diene; dem verderblichen Restaurierungs- und Neuanschaffungseifer, der von gewissenlosen Händlern und Agenten geschürt wird, muß die dringende Forderung entgegengestellt werden, daß den Kirchen ihr alter Schmuck, ihre alte Ausstattung erhalten bleibe.

Dazu kommt, daß durch das Wegschaffen der alten Einrichtungsgegenstände nicht nur die Kirchen verarmen, sondern diese Gegenstände selbst entwertet werden; denn sie gehören in den natürlichen Boden, in dem sie gewachsen sind, an die Orte, für die sie von Anfang an bestimmt waren und wo sie allein voll zur Geltung kommen können. Die alten Künstler

waren fast immer in der glücklichen Lage, die Stelle, wohin ihr Werk kommen sollte, genau zu kennen, und daher konnten sie sich in ihrem Schaffen danach richten, alle Umstände des Bestimmungsortes mit in Rechnung stellen und so ihrem Kunstwerk die allergrößte Wirkung verschaffen. All das entfällt natürlich, wenn das Kunstwerk von jenem Ort entfernt und in einen Museumsaal gebracht wird, in den es nicht paßt.

Manche meinen ja, durch dieses Preisgeben ihrer lokalen Kunstwerke die Wissenschaft zu fördern, in deren Interesse es gelegen sei, daß die Gegenstände an gewissen Zentren vereinigt würden; für einige Arten von Gegenständen ist das gewiß richtig, z. B. für prähistorische Scherben, die für den Laien zu wenig von der Form und dem Sinne der ursprünglichen Bestimmung erkennen lassen, um ein „Denkmalsgefühl" aufkommen zu lassen, und die auch erst mit einem großen Vergleichsmaterial vereinigt richtig verwertet werden können. Bei den meisten Dingen aber ist dank dem Hilfsmittel der Photographie ein solches körperliches Zusammenbringen überflüssig, bei vielen ist aber das Herausreißen aus dem Zusammenhang auch vom wissenschaftlichen Standpunkt aus schädlich. Die beiden Kunstperioden, die für Österreich am wichtigsten sind und aus denen die meisten Denkmale existieren, sind die Gotik und die Barocke; beide Stile aber sind außerordentlich dekorativ und gehen auf eine starke Gesamtwirkung aus. Auch die Wissenschaft wird deshalb die aus dem Zusammenhang gerissenen Denkmale nur halb würdigen können und sie dort aufsuchen müssen, wo sie noch den Intentionen ihrer Schöpfer entsprechend bewundert werden können.

Aber selbst wenn dies nicht der Fall wäre, müßte das Interesse der Wissenschaft, d. h. einer verhältnismäßig kleinen Minorität, gegenüber den rein menschlichen Forderungen zurücktreten. Wer durch ein Riesenmuseum wie etwa das Nationalmuseum in München durchgegangen ist, der wird es begreiflich finden, daß man die Museen die Beinhäuser der Kunst genannt hat; Hunderte von gotischen Flügelaltären stehen dort nebeneinander und machen daher gar keinen Eindruck, sie ermüden nur; in den Dorfkirchen geblieben, aus denen die meisten stammen, wären sie für die ganze Gemeinde ein Kleinod und für jeden Menschen ein unschätzbarer, ehrwürdiger Gegenstand steter Erbauung geblieben. Oder wer die Bilder eines Rubens nur aus Museen kennt, kann den Eindruck nicht ermessen, den sie auf ihren prunkvollen Altären, in der berauschenden Pracht der Barockkirchen, aus denen sie genommen wurden, einst gemacht haben.

Wie nun ein Einrichtungsgegenstand für *eine* Stelle bestimmt ist und nur dort voll zur Geltung kommt, so ist auch jedes Bauwerk für eine bestimmte Umgebung geschaffen, die die Vorbedingung seiner künstlerischen Wirkung ist. Der alte Baumeister hat sein Werk der Umgebung eingefügt oder die umliegenden Gebäude haben sich dem Kunstwerk angepaßt, so daß alles zusammen ein einziger Organismus geworden ist. Erinnern wir uns der Art, wie die alten Domkirchen sich aus dem umliegenden Häusergewirr erheben, so daß es den Anschein hat, als hätten sich die kleinen Häuschen unter den Schutz der guten Mutter begeben und schmiegten sich recht nahe an sie an; der im neunzehnten Jahrhundert wiederholt gemachte Versuch, solche Dome freizulegen, hat jedesmal zu unglücklichen Resultaten geführt.

Sogar von jenem Eindruck enger Zusammengehörigkeit der Bürgerschaft mit ihrer Kirche abgesehen, war die Freilegung auch in rein künstlerischer Hinsicht kein Vorteil; durch das Zurücktreten der anderen Häuser verlieren wir den Maßstab für die Größe des Domes, und das Zurücktreten, zu dem uns der große Platz unwillkürlich nötigt, ermöglicht uns zwar einen säuberlichen Überblick über das Ganze, raubt uns aber den mächtigen Eindruck, den der Dom früher machte.

Natürlich handelt es sich nicht immer um so krasse Fälle, aber an Objekten minderen Ranges wiederholen sich ähnliche Verstümmelungen jeden Tag. Ein kleines Altwiener Haus, dessen Äußeres all die Traulichkeit des Innern, all den tüchtigen Bürgersinn der Bewohner widerspiegelt, wird von der daneben gebauten mächtigen Zinskaserne, von der alle guten Geister des Friedens und Familiensinnes gewichen zu sein scheinen, erdrückt, vernichtet, seines ganzen Reizes beraubt. Denn nicht nur die stolzen Monumentalbauten sind von ihren Erbauern mit einer bestimmten Umgebung in Übereinstimmung gebracht worden, auch jedes schlichte Bürgerhaus nimmt Rücksicht auf den Nachbarn; so fügt sich Haus an Haus zu den Plätzen und Straßen, die den künstlerischen Charakter einer Stadt bestimmen. Durch einen einzigen vordringlichen Neubau kann dieser Charakter vernichtet werden und damit wird Wertvolleres zerstört, als man glaubt. Denn dadurch wird wieder ein Band zerrissen, das ein Volk mit seiner Vergangenheit verbindet, wieder ein Anlaß geboten, sich pietätlos und undankbar über Elternart und Ahnensitte hinwegzusetzen. Wenn das Stadtbild aber einmal geschädigt ist, läßt sich das nie mehr gut machen und auch der neue Bau wird keinen Vorteil davon haben; denn er wird sich der alten Umgebung nicht einfügen und auch seinerseits keinen künstlerischen Eindruck machen können.

Wird es aber ein unbedingtes Erfordernis — etwa des Verkehres oder der Hygiene — sein, daß ein Haus falle und durch ein neues ersetzt werde, so wird die größte Mühe darauf verwendet werden müssen, daß der künstlerische Charakter der Straße oder des Platzes, daß das Stadtbild nach Möglichkeit geschont werde. Der Architekt wird versuchen müssen, seinen Neubau dem Charakter der alten Umgebung anzupassen; daß hiebei von uns nicht an sklavische Nachahmung und Fälschung eines historischen Stiles gedacht wird, braucht wohl nach all dem bisher Ausgeführten nicht besonders betont zu werden, denn sie wäre ja wieder nur eine antiquarische Spielerei. Aber bezüglich der Höhe und Farbe des Neubaues wird man gewisse Direktiven geben können und im übrigen wird eine freie künstlerische Anpassung Sache des Architekten sein, wodurch den Bedürfnissen des modernen Lebens und der modernen Kunst durchaus kein Abbruch geschehen muß. Im Gegenteil, die Nötigung, alte volkstümliche Motive in durchaus freier und unabhängiger Weise anwenden zu müssen, wird für die moderne Kunst nur gute Früchte tragen. Viele deutsche Städte — wie Hildesheim, Rothenburg a. d. Tauber, Lüneburg, Lübeck u. a. — haben Verfügungen in ihre Bauordnungen aufgenommen, daß kein Gebäude, wenigstens in gewissen Stadtteilen, aufgeführt werden darf, das das Stadtbild stört und verletzt, wobei das Gute und Schlechte der einzelnen Verordnungen hier füglich außeracht gelassen werden kann. Nirgends haben diese Verordnungen das wirtschaftliche Gedeihen



der betreffenden Städte gehemmt, im Gegenteil, mit dem alten Stadtbild haben sich jene Orte nicht nur den alten berechtigten Bürgerstolz und Bürgersinn gewahrt, sondern sich auch eine Sehenswürdigkeit erhalten, deren Vorteile auch in wirtschaftlicher Beziehung nicht ausbleiben. Mit Wehmut müssen wir dabei an die alten Wiener Plätze und Straßen denken, die Jahr für Jahr der Bauwut zum Opfer fallen; in den letzten Jahrzehnten ist unser künstlerischer Besitz in schrecklicher Weise zusammengeschrumpft.

Die Umgebung eines Baudenkmals kann durch andere Bauten charakterisiert sein, wie wir zuletzt besprochen haben; aber auch wo das nicht der Fall ist, bleibt es von seiner Umgebung abhängig. Denn auch mit der Natur und ihren Gebilden kann das Denkmal so enge verbunden sein, daß jede Veränderung jener es in seiner Wirkung schwer beeinträchtigen könnte. Es gibt Dorfkapellen, deren architektonischer Wert gleich Null ist; aber durch ihre Umgebung können sie einen bedeutenden Stimmungszauber erhalten. Vier mächtige Kastanienbäume beschatten z. B. das bescheidene Kirchlein — und nun bildet es den natürlichen Mittelpunkt des Ortes. Selbst wenn die Bewohner sich dessen nicht deutlich bewußt werden, so empfinden sie doch instinktiv, daß hier das Herz ihrer kleinen Gemeinde schlägt. Nehmt die Bäume fort und es bleibt ein Gebäude von sehr fragwürdigem Wert übrig, das vielleicht ein minimales Interesse für einen oder den andern Spezialforscher, aber keine sittliche Bedeutung für den Ort hat. — Oder nehmen wir an, eine Ruine auf einer Anhöhe locke viele Wanderer zu sich, ein Bildstock in einer Lichtung lade zu einer stillen Waldandacht ein — und ein spekulativer Kopf mache sich das zunutze und bringe an dem Gemäuer der Ruine, neben dem Wegkreuz ein Plakat mit fußhohen Buchstaben an, in denen er seine Kräuterschnäpse oder seine Fahrrad-Pneumatiks empfiehlt; wird da nicht der ganze Zauber gebrochen und müssen nicht alle guten Geister entsetzt die Flucht ergreifen?

Auch dies wird also zum Schutze des Denkmals gehören, daß es einerseits in seiner natürlichen Umgebung bleibe und daß diese anderseits, ob sie nun von menschlichen Werken oder von der Natur gebildet wird, vor Entstellung geschützt werde. Schon in anderem Zusammenhange haben wir davon gesprochen, daß eine Ruine sich gewissermaßen zur Natur zurückfinden, von dieser gütig wieder in ihren Schoß aufgenommen werden kann. Auch in dem zuletzt besprochenen Fall des Schutzes der Naturumgebung der Ruine mag es fraglich erscheinen, ob wir den Bau oder ob wir die Natur schützen wollen, und das führt uns zu der letzten Ausgestaltung des Denkmalschutzes: zum Naturdenkmal. Auch bezüglich des Schutzes der Naturdenkmale gibt es eine Phase der Auffassung und eine Art der Auslegung, die der historischen oder kunsthistorischen Würdigung der Denkmalpflege entsprechen würde; die naturhistorische. Wie wichtig diesbezüglich die Schützung gewisser Tier- und Pflanzenarten, die dem Aussterben nahe sind, die Erhaltung von Bäumen, die durch Größe oder absonderliche Gestalt auffallen, ist, wird kurz und interessant in der Schrift von Eigner: Der Schutz der Naturdenkmäler (Stuttgart, 1905) erörtert. Hier aber interessiert uns wie bei den historischen Denkmalen nur die allgemein menschliche Seite der Frage und

da sehen wir sie mit der allgemeinen Denkmalschutzbewegung enge zusammenhängen.

Denken wir uns in jenem stillen Waldtal, in dem wir vorhin die Ruine, den Bildstock schützen wollten, diese menschlichen Werke weg, so wird die andächtige oder weihevolle Stimmung, die es auch so in uns erwecken wird, durch ein aufdringliches Plakat, durch den Schlot einer Fabrik nicht weniger vernichtet werden. Auch viele andere Naturdenkmale können des Schutzes bedürftig sein, solche, die die Stimmung der Andacht, der Bewunderung von Gottes Allmacht in besonders hohem Maße zu erwecken geeignet erscheinen, solche, die unserm Bedürfnis nach Erholung und Erquickung in der Natur sehr förderlich sind, solche endlich, die durch ihre charakteristische Form gleichsam Wahrzeichen des Landes geworden sind. Für all diese Arten von Naturdenkmalen — es können reizende Täler oder wilde Schluchten, Wasserfälle oder interessante Felsenpartien, Baumriesen oder charakteristische Bergformen sein — ließen sich unzählige Beispiele aus unserem an Naturschönheiten so reichen Vaterlande anführen.

* * *

Das sind die Hauptzüge der modernen Denkmalpflege: überall und in jedem Zusammenhange Schonung und möglichste Erhaltung des Bestehenden, weil es alt und als solches in die Schicksale der Menschheit mitverwoben ist und Anspruch auf Pietät hat; Konservierung nicht nur der Denkmale selbst, sondern auch ihrer Umgebung, Schützung der menschlichen Werke und der Natur, der Kunst- und der Naturdenkmale. Die Zwecke der Denkmalpflege sind wohl auch wissenschaftliche, in viel höherem Maße aber sittliche, ihre Durchführung liegt also nicht nur im Interesse einiger weniger Gelehrten und Antiquitätenliebhaber, sondern im Interesse der ganzen Menschheit. Und da diese Überzeugung die Basis unserer ganzen modernen Denkmalbewegung ist, so sei sie nochmals in Kürze zum Ausdruck gebracht.

Alles, was Menschenwerk ist, ist für die Endlichkeit bestimmt, es ist Staub wie der Mensch selbst. Deshalb berühren uns die Spuren des natürlichen Verfalles als Zeichen der Vollendung eines göttlichen Willens, ihr Verbergen hinter modernem Tand wie eine Auflehnung gegen das Walten dieses Willens, wie eine jugendliche Maske, die einem ehrwürdigen Greisengesicht vorgebunden würde. Die Gründe, die im neunzehnten Jahrhundert für die Denkmalpflege gesprochen haben, gelten auch heute noch: auch jetzt noch vermögen wir durch die Betrachtung der Denkmale die wichtigsten Aufschlüsse für Geschichte und Kunstgeschichte zu erhalten, auch jetzt noch können wir durch sie erhebende und begeisternde Erinnerungen an große Tage unseres Vaterlandes, unserer Nation gewinnen, aber all das knüpft doch hauptsächlich an einzelne Denkmale von hervorragendem Rang an. Viel wichtiger ist die Wirkung, die die große Menge der Kunst- und Naturdenkmale dadurch ausübt, daß sie uns auf Schritt und Tritt umgibt. Durch sie werden wir erinnert, daß vor uns so viele Generationen gelebt und geliebt, geglaubt und gehofft haben, daß auch wir gleich jenen vom Angesicht der Erde werden verschwinden müssen, auf der wir nur Gäste sind. So schalten wir uns durch diese ehrfurchtsvolle Betrachtung

wieder in den Wechsel von Werden und Vergehen ein, der ein Kennzeichen aller irdischen Dinge ist.

Nicht nur dieser demütige Sinn ist die Frucht der Denkmalsbetrachtung, wie wir sie fördern möchten; auch unser Verhältnis zu den irdischen Dingen bekommt dadurch eine neue Gestaltung. Die wirtschaftliche Entwicklung und eine Reihe anderer Faktoren bringen es mit sich, daß alle Zusammenhänge mit der Vergangenheit gewaltsam erschüttert, daß alle Kulturen durcheinander gemischt werden. Im Gefolge eines Fortschrittes, dessen ethischer und allgemein kultureller Wert zumindest nicht außer Frage sind und dessen am meisten gepriesene Errungenschaften, die rein technischen, zum allergrößten Teile dazu dienen, die Bedürfnisse zu befriedigen, die sie erst geschaffen haben, — im Gefolge dieses Fortschrittes zieht auch die Tendenz einher, auf alles Frühere mit Mitleid oder Verachtung herabzublicken, alle Bande der Tradition, der Heimat usw. zu zerreißen. Je weniger wir uns dem Fortschritt, wo er Gutes bringt, entgegenstellen, umsomehr müssen wir darauf bestehen, daß die Grundlagen dieses Fortschrittes, unsere ganze Kultur nicht mutwillig und freventlich zerstört werde; wir wollen nicht wie die Landstreicher auf Erden sein, die ihre Heimat, die ihre Eltern nicht kennen. Nur durch das Schützen der Traditionen, durch das Forterben von Errungenschaften wird eine Kultur geschaffen. Diese abendländisch-christliche Kultur brauchen wir einem tollen Amerikanismus nicht zu opfern, der gleich dem Versucher die Schätze dieser Welt verspricht. Aber um uns diesem Einfluß entgegenstemmen zu können, müssen wir mit dem Reichtum, den wir unserer Kultur verdanken, so haushälterisch und pietätvoll wie möglich verfahren.

Und während wir unsere tausendjährige Kultur verteidigen, erinnert uns ihr täglicher und unaufhaltsamer Verfall an den, für den tausend Jahre wie ein Tag sind, der aller Zeit entrückt ist und dessen Werke wir eigentlich ehrfurchtsvoll verteidigen, wenn wir die Denkmale menschlicher Kunsttätigkeit, wenn wir die Denkmale der Natur schützen.



Du Handvoll Welt —.

Von Christoph Flaskamp.

Du Handvoll Welt — du meine kleine Erde,
Nein, ich bin größer, ich bin übergroß,
Hoch über deinem Nichts und deinem Werde
Und deinem Ende bin ich schrankenlos.

Ich weiß von Zeiten, wo du noch nicht warst,
Ich kenn' Aonen, wo du nicht mehr bist,
Du kleine Erde, die du mich gebarst,
Die meines Leibeslebens Mutter ist.





Simon Bolivar und die Gründung des Staates Bolivia.

Von Dr. Karl Bu'gelmann.

In der Geschichte des Unabhängigkeitskampfes des spanischen Südamerika leuchtet der Name Simon Bolivars mit unauslöschlichem Glanze. Ob die Motive seines Handelns nur in Freiheitsdrang und Vaterlandsliebe bestanden oder ob, wie seine Gegner behaupten, mehr als das die Triebfedern selbstsüchtigen Ehrgeizes sein Wollen beherrschten, möge hier dahingestellt bleiben. Diese schwierige psychologische Frage entzieht sich unserer Beurteilung schon deshalb, weil uns zu ihrer Beantwortung die ausreichenden Materialien fehlen; sie könnte aber auch sonst wohl bei der Würdigung des sittlichen Wertes der Persönlichkeit entscheidend in die Wagschale fallen, nicht aber bei der Beurteilung der historischen Bedeutung seines Wirkens. Nur diese letztere an der Hand eines wenig bekannten Dokuments zu erweisen, ist hier unsere Absicht, nur in dieser Richtung, nicht hinsichtlich Bolivars Lebensführung im ganzen, soll hier ein Urteil abgegeben werden. In der bezeichneten Begrenzung handelt es sich dann um ein Zweifaches: um Bolivars Führung im Unabhängigkeitskampfe selbst und um sein Eingreifen in die weitere politische Gestaltung der von Spanien getrennten südamerikanischen Länder. Gebührt Bolivar der Ruhm, zur Unabhängigkeit Südamerikas von Spanien das Größte geleistet zu haben, und wenn dies der Fall ist — in diesem Punkte gehen die Meinungen wohl kaum auseinander —, wird dieser Ruhm durch sein weiteres politisches Streben gehoben oder verdunkelt? Das ist die Frage, zu deren Lösung hier ein Beitrag geliefert werden soll.

Als Bolivar am 7. August 1813 zum ersten Male als Sieger in seiner Vaterstadt Caracas einzog, da begrüßte ihn die Stadt als den Befreier Venezuelas von spanischer Herrschaft mit dem Namen des „Libertador“ und dieser Name ist ihm von da an geblieben als das leuchtendste Denkmal seiner historischen Rolle. Nur als ein Verfolgen dieser historischen Aufgabe, nicht als ein sachlich unmotivierter Ehrgeiz kann es erscheinen, wenn Bolivar nach der Befreiung Venezuelas seine Kreise immer weiter zog, denn die Unabhängigkeit Venezuelas von Spanien konnte erst feststehen mit der Zerstörung der spanischen Herrschaft im letzten Orte Südamerikas; es ist daher nur ein Zeichen des politischen Weitblicks Bolivars, daß er mitten in den Kämpfen um die Unabhängigkeit der einzelnen Landschaften von Spanien die große Idee der Vereinigung dieser Länder zu einem politischen Gemeinwesen aufwarf und in wechselnden Formen bis zu seinem Sturze unermüdlich verfocht. Mochten Bolivars unmittelbare Zentralisations-

bestrebungen immerhin überspannt sein, mochte der Kongreß der spanischen Länder Amerikas in Panama (22. Juni 1826) zunächst auch keine politischen Früchte zeitigen, — der große Gedanke einer Vereinigung des lateinischen Amerika hatte damit greifbare Gestalt gewonnen, der politischen Entwicklung dieser Länder auf dem Boden der heiß erstrittenen Unabhängigkeit waren damit weit in die Zukunft reichende Ziele gewiesen: es ist nicht allein der Gegensatz gegen den Feind in der letzten Vergangenheit, gegen Spanien, was in diesen Vereinigungsbestrebungen zu Tage tritt, deutlich offenbart sich hier auch der Selbständigkeitsgedanke dem Amerika des Nordens gegenüber. Der Süden des Kontinents sollte unabhängig werden, aber lateinisch bleiben.

War aber dies ein Leitstern von Bolivars Politik, so könnte man schon hierin eine wenigstens teilweise ausreichende Erklärung mancher seiner eigenartigen Verfassungspläne finden; stand man im großen auf dem Boden der Selbständigkeit den Vereinigten Staaten gegenüber, galt die enge Vereinigung des spanischen Amerika als das Hauptziel, dann konnte sich vor allem für die Ideen des nordamerikanischen Föderalismus von vorneherein wenig Raum in Bolivars Plänen finden. Mit dieser Abkehr von dem nordamerikanischen Muster lag aber auch die Möglichkeit nahe, zugleich für die republikanischen Institutionen eigenartige Formen zu suchen. Und so gelangen wir zu der auf den ersten Blick vielleicht überraschenden, aus den Verhältnissen des lateinischen Südamerika aber erklärlichen Erscheinung, daß in allen von Bolivar, dem „Washington des Südens", ausgehenden politischen Gestaltungen, von den verschiedenen Verfassungsberatungen für Kolumbien (auf den Kongressen in Angostura, Cucuta und Ocanna im Jahre 1819, 1821 und 1828) bis zu dem Verfassungsentwurfe für Bolivia (Bolivars eigenstem Werke im Jahre 1826), das Bestreben vorherrscht, autoritäre Gewalten zu schaffen, welche das nordamerikanische Verfassungsrecht nicht kennt.

Unter diesen politischen Gedanken spielt die lange dauernde, ja sogar lebenslängliche Präsidentschaft eine hervorragende Rolle, und hiemit ist wohl jener Punkt bezeichnet, welcher am meisten zur Angriffswaffe gegen Bolivar gedient und die Beschuldigung ehrgeizigen Strebens nach der „Monokratie" gestützt hat. Auch in diesem Punkte ist es wohl überflüssig, den geschilderten Vorwurf zu bekämpfen: für unser Problem ist nur entscheidend, ob das behauptete ehrgeizige Streben seine Rechtfertigung in den Verhältnissen Südamerikas fand, und dies entschlossen zu verneinen, wie es die Gegner Bolivars tun, scheint uns unmöglich. Wer heute die Geschichte Südamerikas seit Bolivars Tagen überblickt und wer dabei, durch das Schauspiel einer bunten Fülle innerer Krisen verwirrt, nach dem Faden ruhiger politischer Entwicklung vergeblich sucht, dem dürfte die Besorgnis Bolivars vor der Übertragung des nordamerikanischen Republikanismus auf den südamerikanischen Boden vielmehr nur als eine klare Voraussicht der Zukunft erscheinen. War die Lage der Verhältnisse aber so geartet, daß sie die Entwicklung eines monokratischen Elementes erheischte, dann duldet es wohl keinen Zweifel, daß Bolivar allein der Mann war, um eine solche Gewalt in seiner Person zu vereinigen.

Wie man indes hierüber urteilen möge, sicher ist, daß Bolivars politische Pläne nirgends so klar zu Tage treten können als in dem durch ihn zu politischem Eigendasein geweckten Staate Bolivia, welcher zur Kennzeichnung

der Geschichte seines Werdens aus Bolivars Namen seinen eigenen schuf. Die politischen Ziele, welchen Bolivar in letzter Linie zustrebte, können von ihm nirgends schärfer ins Auge gefaßt worden sein als auf dem politisch noch ungeackerten Boden dieses neuen Staates. Seine politischen Kundgebungen und Maßnahmen reichen daher für die historische Beurteilung weit über den engen Rahmen ihrer unmittelbaren territorialen Wirksamkeit hinaus; sie müssen insbesondere erkennen lassen, wie Bolivar von der Zukunft des republikanischen Gedankens in Südamerika, wie er von den Beziehungen der Einzelstaaten des lateinischen Amerika zu einander dachte.

Von allem, was in dieser Richtung vorhanden ist, kann nun nichts bedeutsamer sein als der Verfassungsentwurf, welchen Bolivar auf die Bitte der ersten konstituierenden Versammlung Bolivias dem verfassunggebenden Kongreß im Jahre 1826 vorlegte, und als das Begleitschreiben zu diesem Entwurf, in welchem Bolivar seine politischen Ideen in charakteristischer Weise darlegt. Diese Aktenstücke sind in der deutschen Literatur der Gegenwart kaum bekannt und sie sind sichtlich auch zur Zeit ihres Entstehens in Deutschland, im Gegensatz zu anderen Ländern, wenig gewürdigt worden; wir selbst sind zur Kenntnis des Textes des denkwürdigen Begleitschreibens erst in den letzten Jahren durch einen Zufall gelangt.*) Bei dieser Sachlage scheint es nicht ohne Interesse zu sein, dieses fast verschollene historische Dokument nach 80 Jahren weiterer Vergessenheit zu entreißen.

Der Eindruck, welchen Bolivars Sendschreiben macht, ist zwar gewiß kein durchwegs gewinnender; das übertreibende rhetorische Pathos dieser Kundgebung, welches auch das Phrasenhafte nicht verschmäht, wirkt vielfach befremdend, ja sogar hie und da abstoßend. Allein nicht auf die Verherrlichung eines Helden kommt es uns an; zur Beleuchtung von Bolivars Wesen und Zielen soll die Veröffentlichung dienen und in dieser Richtung wird sie kaum nutzlos sein. Und wer zu abstrahieren vermag, was südländisches Naturell diktiert hat, und mehr noch, was von der Absicht eingegeben ist, auf Südamerikaner zu wirken, der wird kaum leugnen können, daß neben all dem Beiwerk hier originelle und bedeutsame politische Gedanken zum Ausdruck gelangen.

---

*) Beim Suchen in alten Familienpapieren stießen wir vor einigen Jahren auf eine Abschrift von Bolivars Sendschreiben. Die sofort aufgetauchte Mutmaßung, hiemit eine jener Abschriften aus außerösterreichischen Zeitschriften gefunden zu haben, wie sie zur Zeit der Zensur in Österreich vielfach gemacht zu werden pflegten, wurde bestärkt, als sich trotz eifrigen Suchens in allen zugänglichen österreichischen Zeitschriften jener Zeit kein Abdruck fand. In dem „Österreichischen Beobachter", dem bekanntlich in Dingen der äußeren Politik sehr unterrichteten Organe Metternichs, kann man wohl Bolivars Laufbahn Schritt für Schritt verfolgen, der Wortlaut von Bolivars Sendschreiben an den bolivianischen Kongreß fand sich aber auch hier nicht. Dagegen fand sich in Nr. 318 (14. November) des Jahrgangs 1826 der „Allgemeinen Zeitung", welche in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts für alle Freunde der Tagespolitik in Österreich die wichtigste Quelle der Belehrung war, ein Auszug, welcher über die Authentizität des vorliegenden Textes volle Gewißheit brachte; da im Jahrgange 1826 aber keine weitere Mitteilung des Textes vorkommt, so schien die Mutmaßung, daß die Abschrift seinerzeit der „Allgemeinen Zeitung" entnommen worden sei, eine irrtümliche zu sein. Gleichwohl war sie aller Wahrscheinlichkeit nach richtig. Die „Neuesten Staatsakten", auf welche wir durch den Leiter der Zentralbibliothek im Justizpalaste, Herrn Dr. Fischer-Colbrie, aufmerksam gemacht wurden, bringen nämlich in ihrem 7. Bande (13. Band des „Diplomatischen Archivs für die Zeit- und Staatengeschichte", Stuttgart 1827), S. 273 ff., den vollen Text, wie sie selbst berichten, aus der „Allgemeinen Zeitung", welche, wie wir uns nun selbst überzeugten, in der Beilage Nr. 92, 93, 94 vom 2., 3. und 4. April 1827 die vor einem halben Jahre auszugsweise gebrachte Mitteilung durch den Abdruck des vollen Textes ergänzt hat.



Simon Bolivar*) wurde am 24. Juli 1783 in Caracas, der Hauptstadt des damaligen Generalkapitanats von Venezuela, als Sohn einer reichen Kreolenfamilie geboren. Familienbeziehungen führten ihn bei seiner zu Studienzwecken nach Europa unternommenen Reise nach Spanien und von dort kehrte er, kaum zwanzigjährig, mit einer aus vornehmer spanischer Adelsfamilie gefreiten Gattin heim. Nach dem frühen Tode seiner Frau begab er sich schon 1804 wieder nach Paris, um erst nach jahrelangen Reisen über Nordamerika wieder in der Heimat einzutreffen (1809).**) Ob der Plan, die Führung im Kampfe gegen Spanien anzustreben, schon früher in ihm aufgetaucht war oder erst damals in ihm lebendig wurde, möge unerörtert bleiben; genug, als am 18. April 1810, unter dem Eindruck der Nachrichten von den französischen Siegen in Spanien, die erste selbständige Regierung für Venezuela in Caracas entstand, finden wir auch Bolivar als ihr Organ. Die Bildung dieser Junta erfolgte in der bekanntlich für die südamerikanische Bewegung charakteristischen Weise im Namen König Ferdinands III.; die Losreißung von Spanien ward erst später das Ziel der Bewegung. Von dieser interimistischen Regierung ward Bolivar nach London gesandt, um den Schutz der englischen Regierung gegen Frankreich und die Vermittlung derselben bei der spanischen Regentschaft zu erwirken; von dort kehrte er im Dezember 1810 zurück, indem er den Führer des verunglückten Aufstandes von 1806, Miranda, mit in die Heimat brachte.

Als der Nationalkongreß von Venezuela in der weiteren Entwicklung der Dinge am 5. Juli 1811 zur Proklamierung der förmlichen Unabhängigkeit Venezuelas von Spanien schritt und es nunmehr die Verteidigung der „Erstgeborenen der amerikanischen Freiheit“ galt, da kämpfte Bolivar unter der Führung Mirandas, bis die übereilte Kapitulation dieses Generals (5. Juli 1812) dem Kampfe vorläufig ein Ende machte. Daß Bolivar im Unmut über die Preisgebung der venezuelanischen Sache durch Miranda die Auslieferung des unglücklichen Führers

*) Vorstehende Darstellung von Bolivars Lebensgang folgt im allgemeinen der Führung von Gervinus' Geschichte des 19. Jahrhunderts (Band III, 1858 und Band IV, 1860); gerne sei hiebei die Meisterschaft Gervinus' in der Beherrschung des historischen Stoffes anerkannt, — sich seinem Urteil über Bolivars politische Ziele anzuschließen, ist aber der Schreiber dieser Zeilen trotzdem vielfach nicht in der Lage. — Zur Ergänzung von Gervinus' Gesamtbild sind namentlich die historischen Einleitungen benützt worden, welche der unübertroffene Kenner Südamerikas, Wappäus, in seinem Handbuch der Geographie und Statistik des ehemaligen spanischen Mittel- und Südamerika (Band I, 3. Abt. von Stein und Hörschelmanns Handbuch, 7. Aufl., 1863—1870) den einzelnen Kapiteln einfügt. — Was die auf das innere politische Leben Südamerikas gerichteten Bestrebungen Bolivars betrifft, ist noch insbesondere zu verweisen auf den Aufsatz von H. A. Schumacher über die „Geschichte der Verfassung der Vereinigten Staaten von Kolumbien“ (in der „Historischen Zeitschrift“, 33. Band, S. 237 ff.); die politische Betätigung Bolivars in dem Verfassungsleben Kolumbiens, welche der Verfassungsgebung für Bolivia teils voraus, teils parallel geht, findet hier, losgelöst von der Kriegsgeschichte, eine dankenswerte Beleuchtung. Der Text von Bolivars Verfassungsentwurf ist in den „Neuesten Staatsakten“, VII, 287—315 abgedruckt (nach Rivinus, Atlantis) und auszugsweise in Pölitz, Staatenkunde (4. Teil von „Die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit“), Leipzig, 1828, S. 757 u. ff. Vgl. auch die Darstellung von „Bolivien in Wort und Bild“ von M. J. von Vacano u. H. Mattis (Berlin, D. Reimer, 1906).

**) Nach Kottenkamp („Der Unabhängigkeitskampf der spanisch-amerikanischen Kolonien“, Supplementband zu Münchs Allgemeiner Geschichte der neuesten Zeit, Stuttgart, 1838, Seite 199) wäre Bolivar im Jahre 1809 in seine Heimat mit der 1802 erheirateten Frau nach seit seiner Abreise ununterbrochener Abwesenheit zurückgekehrt, sich der Bewegung aber ursprünglich nur zögernd angeschlossen.



an die Spanier unterstützte, ist eine trübe Erscheinung in seinem Leben; für die Sache der Unabhängigkeit hatte diese Haltung Bolivars aber günstige Folgen, denn sie ermöglichte ihm die unbehinderte Entfernung nach Curacao, wo er versprengte Venezuelaner sammelte, um mit diesen zunächst nach Cartagena zu ziehen und sich der Unabhängigkeitsbewegung in Neu-Granada anzuschließen (Oktober 1812). Bolivar erhob damals die Fahne einer für verloren gehaltenen Sache und schlug, indem er allein das Panier der Unabhängigkeit Venezuelas auf fremdem Boden entrollte, sein Vermögen und seine Stellung in der Heimat unerschrocken in die Schanze. Er erwirkte sich von dem Kongreß in Neu-Granada die Anerkennung als Repräsentant Venezuelas und die Überlassung eines Häufleins von Bundestruppen; mit wenigen Hunderten begann er (Februar 1813) den Feldzug gegen Spanien und am 7. August 1813 rückte er mit seinen im unaufhaltsamen Zuge von Hunderten von Meilen zum Heere angeschwollenen Truppen als triumphierender Sieger in Caracas ein. Zwölf Jungfrauen zogen seinen Triumphwagen, der Stadtrat begrüßte ihn mit dem Titel des „Befreiers“ und eine Notabeln-Versammlung wählte ihn nach dem vielbesungenen Siege von Araure am 2. Jänner 1814 zum Diktator für die Zeit des Krieges.

Allein Bolivars Glück war nicht von Dauer, der Sieg des Königs in Spanien über die Franzosen entflammte die Königlichen in Amerika zu neuen Anstrengungen, die „Patrioten“ unter Bolivar wurden bei la Puérta (15. Juni 1814) von den durch Boves gesammelten Llaneros geschlagen,*) und als Bolivar flüchten mußte, wurde er von seinen abgefallenen Parteigängern, wie vor zwei Jahren Miranda, geächtet und abgesetzt (September). Venezuela war gefallen, nur Guerillabanden hielten die Sache der Patrioten aufrecht. Bolivar flüchtete abermals nach Neu-Granada und hier empfing ihn noch immer ungemindertes Vertrauen; er ward sogar zum Generalkapitän ernannt. Aber auch hier war ihm jetzt das Glück nicht hold, er konnte Cartagena nicht bezwingen und mußte, des Kommandos entledigt, das Land verlassen (Mai 1815), bevor noch das unter Morillos Führung in Südamerika gelandete spanische Restaurationsheer nach Neu-Granada gelangt war.

Bolivar begab sich zunächst nach Jamaika, von wo (Kingston) aus er eine Rechtfertigungsschrift in die Welt sandte, und wandte sich dann nach Hayti, wo er bei dem Präsidenten Pètion die freundlichste Aufnahme fand. Dieses Jahr des Exils hat in Bolivars Leben dauernde Eindrücke hinterlassen,

*) Bolivar konnte sich nicht behaupten, obwohl er den Kampf in der rücksichtslosesten Weise geführt hatte. Schon bei dem Zuge nach Caracas hatte er (am 15. Juni 1813) das berüchtigte Dekret von Trujillo erlassen, welches das Leben jedes im Kampfe gefangen genommenen Spaniers für verfallen erklärte, und dieses Dekret, welches anfangs mehr Drohung geblieben war, fand im Jänner 1814, zur Repressalie von Greueltaten der spanischen Parteigänger, mit der Hinrichtung aller spanischen Gefangenen in Caracas und la Guaira, 800 an der Zahl, seine blutige Verwirklichung. Diese grauenvollen Maßnahmen mochten für den Augenblick wirken, den Sieg auf die Dauer an Bolivars Fahnen zu fesseln, waren sie nicht imstande. Für die beiderseitige entsetzliche Art der Kampfesführung in diesem Kriege ist es aber bezeichnend, daß selbst ein so scharfer Beurteiler Bolivars, wie Gervinus, nicht umhin kann, zu berichten, daß das furchtbare Edikt von Trujillo während des Krieges allseits als eine Notwendigkeit galt, und daß er selbst sich zu einer entschiedenen Verurteilung des Blutediktes nicht entschließt; er erklärt vielmehr, daß der ungestüme Rachedurst von Bolivars Landsleuten diesem keine Wahl bei dem Schritte ließ, und daß Bolivar auch zu der Massenexekution im Jänner 1814 durch die heftige Forderung des Volkes genötigt wurde, nachdem der Austausch der Gefangenen wiederholt vergebens angeboten worden war.



die politische Richtung seiner späteren Zeit ist, wie wir sehen werden, durch die hier gemachten Beobachtungen vielfach bestimmt worden. Hier, in Hayit, gelang es Bolivar aber auch allmälich, eine Schar von Flüchtlingen um sich zu sammeln, die, nach manchen Eifersüchteleien, schließlich unter dem Einflusse seines opfermutigen Freundes Brion, eines reichen Kaufmannes holländischer Abkunft, seine Führerschaft anerkannten.

Am 7. Mai 1816 stach Bolivar mit einer von Brion ausgerüsteten Flottille in die See, um von der Insel Margarita aus den Boden Venezuelas zu erreichen; es war das dritte Mal, daß er als selbständiger Führer den Kampf gegen Spanien unternahm, und er tat es mit einer kleinen Schar, welche er später selbst mit den dreihundert Helden des Leonidas verglich. Der Erfolg, welchen er auf Venezuelas Boden suchte, blieb ihm aber jetzt lange versagt, ja, er mußte zunächst sogar nach Hayti zurück. Ende des Jahres stand er wohl wieder an der Spitze der Truppen, das Geschwader Brions lief im Frühjahr 1817 im Orinoco ein, er unterdrückte den Aufstand im eigenen Lager durch die Hinrichtung des Mulattenführers Piar (Oktober 1817) und stand im März 1818 nahe vor Caracas; er wurde aber hier vernichtend geschlagen und rettete mit Mühe das nackte Leben.

In diesem Moment des größten Unglücks schien sogar Bolivars Autorität im Heere tief erschüttert. Allein gerade in diesem kritischen Momente bewährte er jene Standhaftigkeit, welche ihn, wie einst Washington nach dem Rückzug über den Delaware, zum schließlichen Siege führte. Er eilte den Orinoco hinab nach Angostura, zog dort die in England geworbenen Hilfstruppen an sich und eröffnete den Kongreß, welcher eine neue Verfassung beschloß und ihm die Präsidentschaft der Republik und das Oberkommando des Heeres wieder übertrug (Februar 1819). So in seiner überragenden Stellung neu befestigt, wagte Bolivar jetzt, mitten in der Unsicherheit des Kampfes um Venezuela, abermals den Zug den Orinoco hinauf nach Neu-Granada, welcher den Umschwung in der Geschichte Südamerikas begründete.

Obwohl die wichtigsten Orte Venezuelas noch in den Händen der Spanier waren, brach Bolivar zur Zerstörung der spanischen Herrschaft in Neu-Granada auf und nach einem während der Regenzeit für unmöglich gehaltenen Marsche über die Anden zog er drei Monate später (10. August 1819) als Sieger in Bogota ein. Jetzt stand er, der flüchtige Besiegte des vorigen Sommers, mit einem Schlage auf den Höhen des Erfolges; die Vereinigung von Venezuela und Neu-Granada, nach der er, zum Unterschiede von vielen seiner Mitkämpfer, seit dem Beginne seiner Laufbahn als dem höchsten politischen Ziele gestrebt, war eine Tatsache, die provisorische Regierung von Neu-Granada nahm sie an, der Kongreß von Angostura verkündete die Verfassung der ungeteilten Republik Kolumbia (17. Dezember 1819) und huldigte Bolivar als dem Schöpfer des neuen Gesamtstaates, indem er der zu wählenden Hauptstadt den Namen Bolivars beizulegen beschloß.*)

Wohl war der Boden Venezuelas damit von den Spaniern noch keineswegs befreit, und selbst als die Revolution im spanischen Mutterlande

*) Zu der Schaffung dieser neuen Hauptstadt, welche dem ersten kolumbischen Kongreß vorbehalten war, scheint es nicht gekommen zu sein. Der Name Ciudad Bolivar ist aber Angostura, dem Sitz des Kongresses von 1819 und jetzt Vorort der Provinz Guayana, geblieben. (Vergl. Wappäus a. a. O. S. 489.)



(Januar 1820) die Zuversicht in den Reihen der Spanier Südamerikas schon heftig erschüttert hatte, sah sich Bolivar noch veranlaßt, das Verlangen des spanischen Oberbefehlshabers Morillo um einen sechsmonatlichen Waffenstillstand zu gewähren (25. November 1820). Allein die Dinge drängten zur Entscheidung. Der Waffenstillstand wurde im März 1821 gekündigt und nach dem Siege von Carabobo, dem amerikanischen Waterloo, zog Bolivar am 29. Juni 1821 wieder als Befreier in seiner Heimatstadt Caracas ein, welche er vor sieben Jahren als Flüchtling hatte verlassen müssen. Von nun an war der Stern Spaniens entschieden im Sinken, die Entwicklung gewann einen rascheren Gang und nahm einen Zug in das Große an.

Der Kongreß von Cucuta, die konstituierende Versammlung Kolumbiens, welche im Mai 1821 zusammentrat, griff Bolivars Hauptgedanken, die politische Einheit Kolumbiens, mit Entschiedenheit auf; und so sehr sich dieser Kongreß im übrigen allen Vorschlägen Bolivars gegenüber, welche als eine Verkümmerung der republikanischen Institutionen erschienen, ablehnend verhielt, so war doch auch für ihn Bolivar der selbstverständliche Führer und er stellte diesen daher (am 1. Oktober 1821) als Präsidenten an die Spitze der kolumbischen Republik.

Bolivar trug nun die Waffen sofort über die Grenzen Kolumbiens hinaus nach dem Süden, wo der Abfall von der spanischen Herrschaft noch nicht zum Siege durchgedrungen war. In Quito zunächst erlagen die Spanier den kolumbischen Truppen und die Vereinigung mit Kolumbien wurde proklamiert (29. Mai 1822). In Peru war die Unabhängigkeit wohl schon einen Monat nach der Schlacht von Carabobo ausgerufen worden (15. Juli 1821); als aber General Sucre mit kolumbischen Truppen zur Unterstützung der peruanischen Bewegung erschien, richtete der Kongreß zu Lima an Bolivar die förmliche Bitte um Übernahme des Oberbefehls (4. Mai 1823), und als Bolivar mit Zustimmung des kolumbischen Kongresses in Lima eintraf, ward er von dem Peruaner Kongreß sofort mit der höchsten militärischen und politischen Gewalt und wenige Monate darauf (20. Februar 1824) sogar mit der Diktatur bekleidet. Bolivar ergriff die Zügel und führte die Independenten nun zu den letzten entscheidenden Kämpfen gegen die Spanier, welche in Oberperu noch ihren Stützpunkt hatten. Am 6. August 1824 kam es nach einem vierzehntägigen Marsche durch die Kordilleren, welcher an Schrecken hinter dem Andenzuge von 1819 kaum zurückstand, auf dem Plateau von Oberperu zu der Schlacht von Junin, welche die Spanier zum Rückzuge zwang. Als die Spanier nach Monaten einen neuen Vorstoß machten, zerschellte ihr Heer in der Schlacht von Ayacucho (9. Dezember) an dem Widerstande des jetzt von Sucre befehligten Patriotenheeres, der Rest der spanischen Truppen kapitulierte und am 29. März 1825 zog Sucre in Potosi, der berühmten Minenstadt Hochperus, als Sieger ein. Die spanische Macht auf südamerikanischem Boden hatte mit diesem Augenblick im Wesen ihr Ende gefunden, die sechzehnjährigen Unabhängigkeitskämpfe waren zum siegreichen Ende gelangt.

Sofort nach dem Einzug in Potosi berief Sucre mit Bolivars Zustimmung eine Versammlung von Notabeln in den Vorort Oberperus (Chuquisaqua) ein und diese am 16. Juni 1825 zusammengetretene Versammlung rief die staatliche Selbständigkeit der Landschaften Hochperus mit dem Namen

des „Befreiers" aus, dem sie zugleich die Präsidentschaft des neuen Staatswesens Bolivia antrug. Diese Beschlüsse, welche zu einer Zeit gefaßt wurden, als Bolivar sich noch nicht im Lande befand, atmen eine geradezu überschwengliche Bewunderung für den „Befreier", für Sucre und das kolumbische Heer und überbieten sich für diese in kaum glaublichen Dankesbezeugungen.*) Als Bolivar am 19. Juli das Land betrat, hielt er einen förmlichen Triumphzug, und nachdem er die Unabhängigkeitsbeschlüsse der Versammlung genehmigt hatte, übernahm er mit der Präsidentschaft auch noch die ihm (am 26. November) übertragene Mission, dem konstituierenden Kongresse, welcher im nächsten Jahre zusammentreten sollte, einen Verfassungsentwurf vorzulegen. Als dieser konstituierende Kongreß sich im Frühjahr 1826 in Potosi versammelte, war Bolivar unter Zurücklassung Sucres als seines Stellvertreters schon nach Peru zurückgekehrt;**) am Tage des Zusammentritts der Versammlung (25. Mai 1826) übersandte er ihr aber den Entwurf der Verfassung***) mit einem Sendschreiben, welches wir hier im Wortlaute folgen lassen:

Gesetzgeber! Indem ich euch diesen Entwurf einer Konstitution für Bolivia übergebe, fühle ich mich von Besorgnis und Schüchternheit betroffen, da ich von meiner Unfähigkeit, Gesetze vorzuschreiben überzeugt bin. Wenn ich gedenke, daß die Weisheit aller Jahrhunderte nicht hinreichte, vollkommene Grundsätze aufzustellen, und daß der erleuchtetste Gesetzgeber die unmittelbare Ursache menschlichen Unglückes und sozusagen der Spott seines Berufs†) wird, was kann ich Soldat euch††) sagen, der geboren unter Sklaven und in den Wüsten seines Vaterlandes begraben, bloß kettenbeladene Völker und Kameraden sah, mit der Aufgabe, solche zu befreien? — Ich ein Gesetzgeber!!! — Die Besorgnis, euch zu betrügen, und die mir auferlegte Pflicht bekämpfen sich in meinem Innern. Ich weiß nicht, wer in diesem furchtbaren Kampfe mehr leiden möchte; ob ihr durch die Übel, die ihr von meinen Gesetzen befürchten müßt, oder ich durch die Schmach, zu welcher ihr mich durch euer Zutrauen verurteilt! Ich habe alle meine Kräfte gesammelt, um euch meine Meinung mitzuteilen, wie man freie Menschen nach den Grundsätzen kultivierter Nationen leiten muß, obschon die Lehren der Erfahrung bloß lange Zeiträume unglücklicher Ereignisse, von einigen Strahlen der Glückseligkeit unterbrochen, darbieten. Welchen Führern sollen wir in diesem finsteren Chaos von meist traurigen Beispielen folgen? Gesetzgeber! Eure Pflicht ruft euch auf, dem fürchterlichen Stoße zweier Ungeheuer zu widerstehen, die, unter sich im ewigen Kampfe, euch vereinigt angreifen werden! —

Die Tyrannei und die Anarchie bilden einen unermeßlichen Ozean der Unterdrückung, — der eine kleine Insel der Freiheit umgibt und mit der Kraft seiner Wellen und Stürme der letzteren ewigen Untergang droht. Betrachtet das Meer, welches ihr mit dem schwachen Fahrzeug durchschiffen wollet, dessen Steuermann so wenig Erfahrung hat.

Der Entwurf der Konstitution teilt Bolivia in vier politische Gerichtsbarkeiten ein und man hat noch eine weitere hinzugefügt, ohne die klassische Einteilung der andern zu verwickeln.†††)

---

*) Vergl. Beilage zur Allg. Zeitung vom 30. August 1826, Nr. 242.

**) Vergl. Allg. Zeitung vom 20. Mai 1826, Nr. 140.

***) Vergl. Allg. Zeitung vom 24. November 1826, Nr. 328.

†) In den Staatsakten heißt es „seines göttlichen Berufes".

††) Ebenda heißt es „euch von dem Soldaten".

†††) Das Wort „Gerichtsbarkeit" steht hier zweifellos infolge einer unrichtigen Übersetzung an Stelle des Wortes „Gewalt". Nach dem Verfassungsentwurf ruht die Souveränität im Volke und wird durch die

Die Gerichtsbarkeit der **Wähler** hat Befugnisse erhalten, die ihr bei andern Regierungen, welche sich unter die liberalsten rechnen, nicht zugestanden sind. Diese Befugnisse nähern sich in vieler Hinsicht dem Föderativsystem. Es schien mir nicht nur zuträglich und nützlich, sondern auch leicht, den unmittelbaren Repräsentanten des Volks die Vorrechte zuzugestehen, welche jeder Bürger der Departements, Provinzen und Kantone wünschen kann; denn nichts muß einem Bürger mehr am Herzen liegen, als die Erwählung seiner Gesetzgeber, Magistrate, Richter und Pfarrer. Die Wahlversammlungen jeder Provinz stellen ihre Bedürfnisse und Interessen vor und können sich über Verletzung der Gesetze und Mißbräuche der Magistrate beklagen. Ich wage mit einiger Gewißheit zu sagen, daß diese Repräsentation der Rechte teilhaftig wird, die den Staaten einer Föderation gebühren. So wird ein neues Gewicht gegen die vollziehende Gewalt in die Wage gelegt und die Regierung erhält mehr Garantien, Popularität und neue Ansprüche, unter den übrigen demokratischen mit Auszeichnung zu erscheinen.

Für jede zehn Bürger wird ein Wähler erlesen und so wird die Nation durch ihren zehnten Bürger repräsentiert. Man verlangt bloß Fähigkeiten und keinen Güterbesitz zu dieser ehrenvollen Verrichtung. Man muß seine Stimme schriftlich geben, mit dem Namen unterzeichnen und die Gesetze lesen können. Auch muß man eine Kunst oder ein Handwerk treiben, die ein ehrliches Auskommen sichern.

Die Ausschließungen sind bloß Folgen des Lasters, der Faulheit und der absoluten Ignoranz. Wissen und Rechtlichkeit, nicht Geld, ist zu diesem Ehrenamte nötig. — Der **gesetzgebende Körper** erhielt eine Zusammensetzung, durch die seine Teile die notwendige Harmonie gewannen. Er kann nicht durch einen willkürlichen Richter stets getrennt bleiben, wie oft mit zwei Kammern geschieht. Da hier eine dritte stattfindet, so wird ein zwischen den zwei Kammern erhobener Zwist durch diese entschieden und die Frage erhält durch sie genaue Prüfung und unparteiischen Spruch.

Auf diese Art bleibt kein nützliches Gesetz ohne Anwendung und muß wenigstens dreimal geprüft werden, ehe es durchfällt.

In allen Geschäften zwischen zwei streitenden Parteien wird ein dritter zur Entscheidung erwählt; warum sollte man in den wichtigsten Interessen der Gesellschaft dieses Mittel verachten? So werden die Kammern stets Rücksichten beobachten, die unumgänglich für die Einigkeit nötig sind, um leidenschaftslos bloß der Stimme der Weisheit zu folgen. Die neuern Kongresse (wird man sagen) bestanden bloß aus zwei Abteilungen. Dieses geschah, weil in England, welches stets zum Muster diente, der Adel und das Volk in zwei Kammern repräsentieren und wenn solches in Nordamerika ohne Adel geschah, so mag die Gewohnheit diese Nachahmung bewirkt haben.

Zwei beratschlagende Körper müssen ewig kämpfen, so wollte Sieyès bloß einen. Eine klassische Ungereimtheit!*)

---

verfassungsmäßigen Gewalten ausgeübt, u. zw. zerfällt die höchste Gewalt zur Ausübung dieser Souveränität in vier Zweige: die wählende, gesetzgebende, vollziehende und richterliche Gewalt. Bolivar will sonach an dieser Stelle seines Sendschreibens wahrscheinlich nichts anderes sagen, als daß sein Verfassungsentwurf die herkömmliche Trias der Gewalten (Gesetzgebung, Vollzug, Rechtsprechung) durch eine vierte (Wahlgewalt) vermehrt hat.

*) Bolivar hat hier offenbar die von Sieyès entworfene Verfassung des Konsulats (vom 24. Dezember 1799) im Auge. Der beratschlagende Körper war nach dieser Verfassung das aus 100 Mitgliedern bestehende Tribunat, welches die vom Staatsrate eingebrachten Gesetzentwürfe nur zu diskutieren hatte, während dem aus 300 Mitgliedern gebildeten gesetzgebenden Körper die Annahme oder Verwerfung, aber ohne Diskussion, zustand; Bolivar denkt sonach bei der aufgestellten Parallele wohl an das Tribunat, doch trifft die Parallele nur teilweise zu.



Die erste Kammer ist die der Tribunen und genießt das Recht, Gesetze für Finanzen, Friede und Krieg vorzuschlagen. Diese Kammer hat die unmittelbare Aufsicht über diejenigen Zweige, die die vollziehende Gewalt mit geringer Dazwischenkunft der gesetzgebenden verwaltet.

Die Senatoren leiten die Gesetzbücher und die geistlichen Verordnungen, sie bewachen die Tribunale und den Kultus. Dem Senate kommt es zu, Präfekten, Gouverneure und alle untergeordneten Richter zu wählen. Dieser schlägt ferner der Kammer der Zensoren die Glieder des höchsten Gerichtshofes, die Erzbischöfe, Bischöfe und Domherren vor. Dem Senate kommt alles zu, was zur Religion und den Gesetzen gehört.

Die Zensoren üben eine politische und moralische Gewalt aus, die eine Ähnlichkeit mit der des Areopags in Athen und der Zensoren zu Rom hat. Sie sind die Fiskale gegen die Regierung und haben die Beobachtung der Konstitution und der öffentlichen Verträge zu bewachen.

Unter ihren Schild habe ich die Nationalmeinung*) (judicio national) gestellt, um über die gute und schlechte Verwaltung der vollziehenden Gewalt zu unterscheiden. Die Zensoren haben die Moral, die Wissenschaften, Künste, den Unterricht und die Druckpresse zu beschützen. Die furchtbarste, aber auch die erhabenste Amtsverrichtung ist die der Zensoren; sie verurteilen zu ewiger Schmach die Usurpatoren der höchsten Gewalt und die Staatsverbrecher; sie bewilligen öffentliche Ehren den Verdiensten und Tugenden ausgezeichneter Bürger. Sie sind eidlich verpflichtet für den Ruhm, und so muß ihr Leben tadellos und unbefleckt sein. Das geringste Vergehen macht sie höchst schuldig. Diesen Priestern der Gerechtigkeit habe ich unsere heiligen Tafeln anvertraut; denn ihnen kommt es zu, diejenigen zu verfolgen, die es wagen wollten, sie zu entweihen.**)

Der **Präsident** in unserer Konstitution gleicht der Sonne, die vom Mittelpunkt aus das Weltgebäude belebt. Diese erste Autorität muß fortdauernd sein; denn in einem Systeme ohne Hierarchie wurde ein Punkt mehr nötig, um welchen die Magistrate und Bürger, die Menschen und die Dinge sich drehen. Gebt mir einen festen Punkt, sagte jener Weise, und ich werde die Erde bewegen; für Bolivia ist dieser Punkt sein lebenslänglicher Präsident.***)

---

*) Die Parenthese „Iudicio national" zeigt, daß hier jener Anklagebeschluß gegen den Vizepräsidenten und die Staatssekretäre gemeint ist, welcher durch Art. XXIX und XXXIX des Verfassungsentwurfs den vereinigten Kammern anheimgegeben ist. Der Kammer der Zensoren steht das Recht der Anklage der bezeichneten Würdenträger zunächst vor dem Senate und im Falle der Ablehnung des Antrages durch diesen vor der Kammer der Tribunen zu. Stimmt die Kammer der Senatoren oder Tribunen dem Anklageantrage zu, so treten alle drei Kammern zu einer gemeinsamen Sitzung zusammen und in dieser wird über das Iudicio national beschlossen; fällt dieses im Sinne der Anklage aus, so hat dies die Suspension der Funktionäre und die Verweisung der Angelegenheit an das oberste Justiztribunal zur Folge.

**) Die Dreiteilung des gesetzgebenden Körpers in drei Kammern ist eine der bedeutsamsten Eigentümlichkeiten von Bolivars Verfassungsentwurf. Alle drei Kammern (jede vorerst aus dreißig Mitgliedern bestehend) werden durch Wahl gebildet; sie unterscheiden sich vornehmlich durch die verschiedene Mandatsdauer (4 Jahre bei den Tribunen, 8 Jahre bei den Senatoren, Lebensdauer bei den Zensoren) und die verschiedenen Bedingungen des passiven Wahlrechtes (Alter von 25, 35, 40 Jahren u. s. w.). Die in dem Sendschreiben entwickelte Verteilung der Kompetenz enthält im Punkte der Gesetzgebung nur die Gliederung der Initiative. Der Gesetzgebungsantrag der Tribunen bedarf der Zustimmung der Senatoren, der Antrag der Senatoren jener der Zensoren, der Antrag der Zensoren jener des Senats; fehlt die Übereinstimmung dieser zwei Kammern, so wird der Beschluß der dritten, sonst nicht gehörten Kammer eingeholt und dieser schafft den Parlamentsbeschluß. In bestimmten Fällen vereinigen sich aber auch sämtliche Kammern zu gemeinsamer Beschlußfassung.

***) Die Lebenslänglichkeit des Präsidenten ist eine politische Idee, für welche Bolivar schon bei den Verfassungsplänen für Venezuela und Kolumbien eingetreten war; sie war aber an dem Widerstande der Kongresse von Angostura und Cucuta gescheitert, welche eine mehr als vierjährige Dauer des Präsidiums nicht



Auf diesen stützt sich die Ordnung, ohne daß er deswegen Bewegung hat; man schnitt ihm den Kopf ab, damit niemand seine Absichten fürchte, und man hat seine Hände gebunden, damit er niemandem schade. Der Präsident von Bolivia besitzt die Macht des nordamerikanischen, mit vorteilhaften Einschränkungen für das Volk. Seine Dauer ist die des Präsidenten von Hayti. Ich erteile dadurch Bolivia die vollziehende Gewalt derjenigen Republik, bei welcher unter allen in der Welt das demokratische Prinzip am meisten vorherrscht. Die Insel Hayti (man erlaube mir diese Abschweifung) befand sich in fortdauernder Insurrektion; nachdem man alle bekannten Regierungsformen versucht hatte, ward man gezwungen, seine Rettung bei dem erhabenen Petion zu suchen. Er besaß das allgemeine Zutrauen, und Haytis Schicksal wankte nicht mehr. Petion wurde zum lebenslänglichen Präsidenten erwählt, mit dem Vorrechte, seine Nachfolger zu wählen. Weder der Tod dieses großen Mannes noch die Nachfolge des neuen Präsidenten brachten dem Staate die geringste Gefahr, und alles ging unter dem würdigen Boyer in der Ruhe eines rechtmäßigen Reiches vorwärts.*) Dieses schien mir ein sprechender Beweis, daß *ein lebenslänglicher Präsident mit dem Rechte, seinen Nachfolger zu wählen*, die erhabenste Eingebung in der republikanischen Ordnung sei. Der Präsident von Bolivia wird weniger gefährlich sein als der von Hayti, indem die Art der Nachfolge sicherer für das Staatswohl eingerichtet ist. Überdem ist der Präsident von Bolivia ohne allen Einfluß, — er ernennt weder die Magistrate noch die Richter, noch verleiht er geistliche Würden. Diese Einschränkung der Macht hat noch keine gut organisierte Regierung erlitten. Sie legt der Autorität des Chefs alle Hindernisse in den Weg, indem dieser das Volk immer durch diejenigen beherrscht sieht, die die ersten Würden bekleiden. Die Priester führen und leiten das Gewissen, die Richter befehlen über Eigentum, Ehre und Leben und die Magistrate über alle öffentlichen Verhandlungen. Da nun diese bloß dem Volke ihre Würden sowie ihre Ehre und Glücksgüter danken, so kann der Präsident nicht hoffen, sie in einen ehrgeizigen Plan zu verwickeln. Erwägt man die Hindernisse, die natürlich aus der allgemeinen Opposition erwachsen und die eine demokratische Regierung jeden Augenblick seiner Administration entgegenstellt, so kann man vollkommen überzeugt sein, daß die Usurpation der öffentlichen Macht mehr von dieser als von jeder anderen Regierungsform entfernt ist.

---

zugaben. Daß Bolivar diese Idee jetzt zur Verwirklichung brachte, ist sonach begreiflich; daß dieselbe aber vor allem anderen eine Ursache der Kurzlebigkeit des bolivianischen Kodex und des Sturzes von Bolivar war, dürfte ebenso wahrscheinlich sein.

*) Als Bolivar in den Wechselfällen des Revolutionskrieges zum zweiten Male von dem südamerikanischen Festlande hatte weichen müssen (Mai 1815), war Hayti seine Zufluchtsstätte gewesen, in welcher er mehr als ein Jahr verweilte, nämlich bis es ihm gelang, den vierten Zug zur Befreiung Venezuelas zu organisieren (Dezember 1816). Daß Haytis Schicksale in den Vorstellungen Bolivars eine große Rolle spielen, ist daher psychologisch wohl begreiflich; nur der lebhafte Hinweis auf diese Mulattenrepublik als ein Muster für den neuen bolivianischen Staat bleibt überraschend. Die Ereignisse, auf welche Bolivar hier anspielt, sind kurz folgende: In der Zeit von Bolivars Aufenthalt auf Hayti zerfiel die ehemals französische Westhälfte der Insel in den Negerstaat unter Kaiser Heinrich I. im Norden und die Mulattenrepublik unter dem Präsidenten Petion im Süden, welch letzterer der Republik am 2. Juni 1816 die von Bolivar erwähnte Verfassung gab. Am 27. März 1818 starb Petion; sein Nachfolger Boyer behauptete nicht nur die Selbständigkeit der Mulattenrepublik dem Negerstaate gegenüber, sondern vereinigte nach dem Tode des Negerkaisers (8. Oktober 1820) sogar beide Staaten zu einer einzigen Republik, welcher sich 1822 auch der spanische Teil der Insel anschloß. Zur Zeit von Bolivars in Rede stehender Proklamation regierte Boyer als lebenslänglicher Präsident nach der Verfassung vom 2. Juni 1816 über die ganze Insel. Boyer ward erst 1843 gestürzt und sein Sturz war das Signal zur abermaligen Trennung des ehemals spanischen vom französischen Teile der Insel.



Gesetzgeber! Die jetzige Freiheit ist unzerstörbar in Amerika. Man sehe die wilde Natur dieses Kontinents, die an und für sich die monarchische Ordnung verdrängt; Wüsten laden zur Unabhängigkeit ein. Hier gibt es weder hohen Adel noch hohe Geistlichkeit. Unsere Reichtümer waren immer unbedeutend, heute sind sie es noch mehr. Wiewohl die Kirche Einfluß hat, so ist sie weit entfernt, nach dem Oberbefehl zu trachten, und ist mit ihrer Erhaltung zufrieden. Ohne solche Stützen haben die Herrscher keine Dauer, und wenn einige Ehrgeizige Kaiserreiche zu errichten gedenken, so sagen ihnen Dessalines, Christoval, Iturbide, was sie zu hoffen haben.*)

Keine Macht ist schwerer zu erhalten als die eines neuen Fürsten. Bonaparte, Sieger über alle Armeen, konnte nicht über diesen Grundsatz triumphieren, der stärker als alle Reiche ist. Wenn der große Napoleon sich nicht gegen den Bund der Republikaner und Aristokraten erhalten konnte, wer wird in Amerika Monarchien gründen auf einem Grunde, wo die glänzenden Flammen der Freiheit brennen, die alle Bretter verzehren, aus denen man solche königliche Gerüste zusammensetzen möchte? Nein, Gesetzgeber! Fürchtet keine Bewerber um Kronen; diese würden auf ihren Häuptern nur dem hangenden Schwerte über dem Haupte des Damokles gleichen. Die neuen Fürsten, die sich so weit blenden lassen, um Throne auf den Trümmern der Freiheit zu bauen, errichten nur Grabgerüste für ihre Asche, die den künftigen Jahrhunderten zeigen werden, wie sie einfältigen Ehrgeiz der Freiheit und dem Ruhme vorzogen! Die konstitutionelle Beschränkung des Präsidenten von Bolivia ist die größte, die man bis jetzt kennt: kaum ernennt er die Diener für die Finanzen, für Krieg und Frieden, er befehligt die Armee. Dies ist seine ganze Amtsverrichtung. Die Verwaltung gehört ganz dem Ministerium an, welches den Zensoren verantwortlich und der Wachsamkeit der Gesetzgeber, Magistrate, Richter und Bürger unterworfen ist. Die Zollbeamten und Soldaten, die einzigen

---

*) Dessalines (1758 als Negersklave geboren) hatte sich schon an der ersten blutigen Erhebung der Farbigen Haytis gegen die Franzosen in den Neunziger-Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, welche mit der Gleichstellung der Farbigen und Weißen endigte (1798), in hervorragender Weise beteiligt. Bei der zweiten Erhebung (1803), welche zur gänzlichen Vertreibung der Weißen und zur vollständigen Losreißung von Frankreich führte, war Dessalines der ausgesprochene Führer. Nach der Proklamierung der Unabhängigkeit Haytis trat er zunächst (Jänner 1804) als Generalgouverneur an die Spitze des neuen Staates, noch in demselben Jahre (8. Oktober) ließ er sich aber zum Kaiser (unter dem Namen Jakob I.) ausrufen und am 20. Mai 1805 gab er dem Staate eine monarchische Verfassung. Die Antwort war die von dem Neger Christophe und dem Mulatten Petion geleitete Empörung, in welcher er am 17. Oktober 1806 ermordet wurde.

Christophe (1767 als Negersklave geboren) hatte gleich Dessalines von Anfang an in der haytischen Erhebung gekämpft und war, wie wir soeben gesehen, mit Petion der Führer bei dem Sturze der durch Dessalines begründeten Monarchie; auch die Ermordung von Dessalines wird ihm zur Last gelegt. Gleichwohl schritt Christophe, nachdem er sich kaum mit Petion in die Herrschaft Haytis räumlich geteilt hatte (1808), in der ihm zugefallenen nördlichen Hälfte, dem Negerstaate, zur Wiederaufrichtung der Monarchie (1811); er herrschte wohl länger als Dessalines, am 8. Oktober 1820 fiel aber auch er einer siegreichen Empörung zum Opfer, indem er sich selbst erschoß, um der Gefangennehmung zu entgehen.

Mit Iturbides Beispiel weist Bolivar von Hayti weg auf das von nur teilweise verwandten Schicksalen heimgesuchte Mexiko hin.

Iturbide (1783 geboren) hatte in den mexikanischen Wirren von 1810 bis 1820 auf der Seite der Spanier gekämpft; als Befehlshaber des spanischen Heeres entfaltete er aber 1821 die Fahne der Unabhängigkeit, trat nach der Eroberung der Hauptstadt an die Spitze der provisorischen Regierung und ward 1822 auf den Kaiserthron erhoben. 1823 durch eine Militärrevolution entthront und von dem Kongreß nach Europa verbannt, ließ er sich 1824 von seinen Parteigängern zur Rückkehr nach Mexiko bestimmen; vor seiner Landung war aber die Verschwörung schon entdeckt und von dem Kongresse über ihn die Acht ausgesprochen worden, so daß dem Betreten des mexikanischen Bodens (16. Juli) sofort die Gefangennahme und nach drei Tagen schon die Hinrichtung folgte.

Agenten dieses Ministeriums, sind in der Tat nicht fähig, ihm die Volksgunst zu sichern, und so ist sein Einfluß völlig nichtig. Der Vizepräsident ist der beschränkteste Staatsbeamte, den man sich denken kann; er gehorcht zugleich der gesetzgebenden und der vollziehenden Gewalt einer republikanischen Regierung. Von der ersten erhält er die Gesetze, von der anderen die Befehle und zwischen diesen zwei Schranken geht er auf einem schmalen Fußsteige, von Abgründen umgeben. Trotz mancher Unannehmlichkeit ist es doch besser so, als mit absoluter Macht zu befehlen; die konstitutionellen Schranken verweisen ihn auf das politische Gewissen und geben ihm die Hoffnung, stets einen Leitstern zu finden, der ihn zwischen den Klippen, die ihn umgeben, durchführt. Sie dienen als Stütze gegen die Gewalt unserer von fremden Interessen aufgeregten Leidenschaften. In Nordamerika hat man neuerlich beobachtet, daß der erste Minister dem Präsidenten zum Nachfolger dient.*) Nichts ist einer Republik zuträglicher als dieses Verfahren, daß immer ein erfahrener Mann an die Spitze des Staates kommt. Ein solcher beginnt seine Amtsverrichtungen als vollendeter Mann, mit dem Glanze der Popularität und mit bewährter Geschicklichkeit in der Ausübung seines Amtes. Ich ergriff diese Idee und stellte als Gesetz auf, was dort Gebrauch ist. Der Präsident der Republik ernennt den Vizepräsidenten, damit er den Staat regiere und ihm im Oberbefehle folge. Durch diese Maßregel werden die Wahlen vermieden, welche die größte Plage der Republiken sind, jene Anarchie, die Freude der Tyrannei und die nächste und schrecklichste Gefahr für die populären Verfassungen. Sie sind es, die sowohl in Monarchien als in Republiken die größten Krisen hervorbringen. Der Vizepräsident muß im höchsten Grade ein Ehrenmann sein; denn, wenn der erste Staatsbeamte nicht den rechtlichsten wählt, muß er ihn für seinen erbittertsten Feind ansehen und die geheimen Triebe seiner Ehrsucht fürchten. Dieser Vizepräsident muß alles anwenden, um durch wahre Verdienste das Vertrauen zu erlangen, dessen er für seine hohe Würde bedarf, in der Hoffnung der großen Nationalbelohnung des Oberbefehls.**) Der gesetzgebende Körper und das Volk müssen bei diesem Staatsbeamten alle Fähigkeiten und Talente voraussetzen und eine blinde Unterwerfung desselben unter die Gesetze der Freiheit erwarten. Da die Erbfolge ein monarchisches System verewigt und solche allgemein auf der Erde erhalten hat, wie viel nützlicher wird die angegebene Methode für die Erfolge des Vizepräsidenten werden! Was wären die Erbfürsten, wenn sie nach Verdienst und nicht durch den Zufall erwählt würden, und wenn sie statt in Untätigkeit und Unwissenheit zu verharren, sich an die Spitze der Verwaltung stellten? Sie wären ohne Zweifel aufgeklärt und könnten ihre Völker beglücken. Ja, Gesetzgeber! Die Monarchie, die die Welt regiert hat, gewann den allgemeinen Beifall durch das von ihr aufgestellte Erbrecht, das ihr Festigkeit, und durch die Einheit, die ihr Stärke gibt. Daher kommt es, daß ein verzärtelter, in Schmeicheleien und Leidenschaften erzogener Prinz, den ich die Ironie des Menschengeschlechtes nennen möchte, Völker beherrscht; denn er erhält die

*) Bolivar meint hier sichtlich Quincy Adams, welcher, 1824 gewählt, von 1825 bis 1829 die Präsidentschaft in den Vereinigten Staaten bekleidete. Adams war gleich allen seinen Vorgängern seit Washington vorher Staatssekretär gewesen, u. zw. unter dem Präsidenten Monroe (1817—1825); mit seiner Wahl schloß aber die von Bolivar gerühmte Praxis vorläufig ab, denn sein Nachfolger Jackson ward von der Gegenpartei, nämlich der demokratischen, u. zw., wie es hieß, gegen die Dynastie der Staatssekretäre auf den Präsidentenstuhl erhoben.

**) Unter der Nationalbelohnung des Oberbefehls versteht Bolivar hier offenbar die Bestätigung des Vizepräsidenten in der Nachfolge nach dem Präsidenten, welche durch Art. XXIX und XXXIX des Verfassungsentwurfs den vereinigten Kammern vorbehalten ist.



Ordnung der Dinge und die Unterwürfigkeit des Volkes mit fester Macht und beständiger Handlung. Seht, Gesetzgeber! daß sich diese großen Vorteile im lebenslänglichen Präsidenten und erblichen Vizepräsidenten vereinigen.

Die gerichtliche Gewalt, die ich vorschlage, besitzt völlige Unabhängigkeit in einem Grade wie sonst nirgends. Das Volk stellt die Kandidaten vor und die gesetzgebende Gewalt wählt daraus die Individuen für die Gerichtshöfe. Wenn die gerichtliche Macht nicht diesen Ursprung hat, so ist es unmöglich, daß sie sich in ihrer Reinheit erhalte und als Schutzwache der individuellen Rechte diene. Diese Rechte, Gesetzgeber, sind diejenigen, welche die Freiheit, die Gleichheit, Sicherheit und alle Bürgschaften der gesellschaftlichen Ordnung ausmachen. Die wahrhaft liberale Konstitution besteht in den Zivil- und Kriminal-Gesetzbüchern und die furchtbarste Tyrannei üben die Tribunale mit dem schrecklichen Werkzeuge der Gesetze aus. Gewöhnlich hat die vollziehende Gewalt bloß die öffentliche Sache in Verwahrung; die Tribunale hingegen verwalten das Eigentum oder die Dinge, die den Individuen angehören. Die gerichtliche Macht besitzt stets das Maß des Wohls und des Übels der Bürger, und wenn Freiheit und Gerechtigkeit in der Republik stattfinden, so ist es diese Macht, die solche verteilte. Die politische Organisation ist nicht die wichtigste, wenn nur die bürgerliche vollkommen ist; die Gesetze müssen gewissenhaft beobachtet werden und unerbittlich wie das Schicksal sein. Es war wohl zu hoffen und den Ideen des Tages angemessen, daß wir die Anwendung der Folter zu gewaltsamen Geständnissen und die Verlängerung der Prozesse durch die verwirrten Labyrinte der Appellation usw. abschafften.*) —

Das Gebiet der Republik wird regiert durch Präfekten, Gouverneurs, Justizbeamte, Friedensrichter und Bürgermeister. Ich konnte mich nicht über die innere Einrichtung und Befugnisse dieser Ämter insbesondere auslassen, empfehle jedoch der ganzen Aufmerksamkeit des Kongresses die Verordnungen für die Departements und die Provinzen.

Erwägen Sie wohl, Gesetzgeber! Die Städte und Dörfer bilden den Staat und auf ihrem besonderen Wohle beruht das allgemeine.

Man kann nie zu viel Aufmerksamkeit auf die innere Ordnung der Departements richten. Dieser Punkt hat viele Vorzüge in der Verfassung und wurde dennoch am meisten verachtet.

Ich teile die bewaffnete Macht in vier Teile: Linientruppen, Seemacht, Nationalmiliz, Grenzzolltruppen. Die Armee muß die Grenze bewachen. Gott verhüte, daß sie je ihre Waffen gegen die Bürger gebrauche! Die Nationalmiliz ist hinlänglich, die innere Ordnung zu erhalten. Bolivia hat fast keine Küste, und so ist die Marine unnötig; deßungeachtet müssen wir einst das eine und das andere haben. Militärische Zollaufseher sind allen andern vorzuziehen, die alsbald unmoralisch und überflüssig werden, und so dient nichts besser der Republik, als ihre Grenzen durch Linientruppen und Militärzollbedienstete gegen den Krieg des Betruges zu bewachen.

Ich dachte, die Konstitution von Bolivia müsse zu Zeiten reformiert werden, so wie es der Gang der moralischen Welt erfordert. Die Art der Verbesserung habe ich so angedeutet, wie es mir am schicklichsten schien.**)

Die Verantwortlichkeit der Staatsdiener wird in dieser Konstitution aufs kräftigste behauptet. Ohne diese und ohne Einschränkungen ist der Staat

*) Der Verfassungsentwurf kennt einen Obersten Gerichtshof, Distriktsgerichte, Kantonsgerichte und außerdem Friedensrichter. Die in dem Sendschreiben behauptete Abschaffung der Appellation trifft insoweit zu, als die Kantonsgerichte bei Zivil-Streitsachen, welche nicht über zweihundert Taler an Wert betreffen ohne Appellation erkennen.

**) Der Antrag auf Verfassungsrevision war der Kammer der Tribunen anheimgegeben.

stets ein Chaos. Ich wage sogar darauf zu dringen, daß strenge und entscheidende Gesetze für diesen wichtigen Gegenstand verfaßt werden. Jeder spricht von Verantwortlichkeit, und sie bleibt bloß auf der Zunge. Die Magistrate, Richter und alle Staatsdiener mißbrauchen ihre Macht, weil keine gehörige Strenge sie in den Schranken hält, und die Bürger werden immer das Opfer der Mißbräuche. Ich werde ein Gesetz zu einer Art von jährlicher Verantwortung für die Staatsdiener vorschlagen. Ich glaube dadurch vollkommene Garantien aufgestellt zu haben.

Die bürgerliche Freiheit ist die wahre Freiheit, die übrigen sind Wortspiele oder von wenigem Einfluß auf die Bürger. Die persönliche Sicherheit ist garantiert, und so der Zweck der Gesellschaft, woraus alles übrige entspringt. Was das Eigentum anbelangt, so hängt es vom bürgerlichen Gesetze ab und die Bearbeitung desselben muß zum Wohl der Mitbürger zuerst unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Ich habe das Gesetz der Gesetze, die Gleichheit, völlig unangetastet gelassen; ohne sie sterben alle Gesetze, Garantien, alle Rechte. Dieser müssen wir alles opfern. Zu ihren Füßen habe ich die von Schande bedeckte infame Sklaverei gelegt.

Gesetzgeber! Die Sklaverei ist ein Einbruch in alle Gesetze. Ein Gesetz, um sie zu erhalten, wäre das gottloseste. Was kann man für seine Erhaltung anführen? Seht dieses Verbrechen von allen Seiten an, und ich glaube nicht, daß ein einziger Bewohner von Bolivia so verdorben sein kann, die schrecklichste und ausgezeichnetste Schändung der menschlichen Würde rechtfertigen zu wollen.

Ein Mensch im Besitze eines andern Menschen! Der Mensch ein Eigentum! Das Bild Gottes an das Joch gebunden wie das Vieh! Man sage doch, wo sich die Ansprüche dieser Usurpatoren des Menschen befinden? Guinea hat sie nicht ausgestellt, das durch Brudermord verwüstete Afrika bietet bloß seine Verbrechen dar. Diese Trümmer jener afrikanischen Stämme sind einmal hieher verpflanzt, aber kein Gesetz und keine Macht ist fähig, den Besitz dieser Schlachtopfer als Eigentum zu rechtfertigen. Ein solches von allen Schrecken umgebenes Verbrechen übertragen, verlängern und verewigen wäre die schrecklichste Beschimpfung! Die Gründung eines Eigentumsrechtes auf die wildeste Schandtat kann man nicht begreifen, ohne alle Elemente des Rechtes umzuwerfen und ohne die völligste Verderbnis und Vertilgung aller Gefühle der Pflicht anzunehmen. Niemand kann den heiligen Grundsatz der Gleichheit brechen. Sollte da, wo Freiheit herrscht, die Sklaverei bestehen können? Solche Widersprüche wären eine größere Schmähung unserer Vernunft als unserer Gerechtigkeit, man würde uns mehr für blödsinnig als für Usurpatoren halten. Gäbe es keinen Gott, Beschützer der Unschuld und Freiheit, so zöge ich das Los eines großmütigen Löwen, der die Wüsten beherrscht, dem eines Sklaven in Diensten eines infamen Tyrannen vor, der seiner Verbrechen mitschuldig, den Zorn des Himmels reizt. Aber nein! Gott hat den Menschen für die Freiheit bestimmt und er schützt ihn auch in der Ausübung des freien Willens.*)

*) Art. X, 5, der Verfassungsurkunde erklärt alle diejenigen, welche bis zum Augenblicke der Verkündigung der Konstitution Sklaven waren, von diesem Augenblicke an als bleibend frei und als Bolivianer (mit Entschädigung der früheren Eigentümer nach einem Spezialgesetz): Das Bürgerrecht dürfte diesen Freigelassenen aber zunächst gleichwohl großenteils versagt geblieben sein, weil es nach Art. XIII, 4, allen fehlt, welche dem Willen eines andern in der Eigenschaft eines Hausbedienten (sirviente domestico) unterworfen sind. Immerhin ist Bolivar mit dieser Feststellung der Sklavenemanzipation in der Verfassung Bolivias jenem Prinzip treu geblieben, welches er zehn Jahre vorher (Juni 1816) bei seinem ersten Feldzuge von Hayti aus (nach einem Petion gegebenen Versprechen) bei dem Betreten des Bodens von Venezuela laut verkündet und sofort praktisch betätigt hatte. (Gervinus, a. a. O. Bd. III. S. 242).



Gesetzgeber! Ich werde einen Artikel andeuten, den ich, der Stimme meines Gewissens folgend, übergehen mußte.

Eine politische Konstitution muß keine Religionsgesetze vorschreiben; denn die besten Lehren über Grundgesetze dehnen sich bloß auf politische und Zivilgesetze aus, und da die Religion zu keinem dieser Rechte gehört, so findet sie auch nicht ihre Definition in der gesellschaftlichen Ordnung. Sie gehört der intellektuellen Moral an; die Religion beherrscht den Menschen in seinem Hause und in seinem Innern, und bloß sie hat das Recht, sein inneres Gewissen zu prüfen. Die Gesetze hingegen sehen die Außenseite der Dinge an und regieren außerhalb des Hauses der Bürger. Wenn wir diese Betrachtungen anwenden, kann dann wohl ein Staat das Gewissen der Bürger leiten und über die Befolgung der Religionsgesetze wachen, diese belohnen und bestrafen wollen, wo die Tribunale im Himmel sind und Gott der Richter ist? Bloß die Inquisition wäre fähig, ihn in dieser Welt zu ersetzen. Wird diese je mit ihrer Brandfackel wieder zurückkehren? Die Religion ist das Gesetz des Gewissens; jedes Gesetz über diesem würde die Religion vernichten, die Notwendigkeit an die Stelle der Pflicht setzen und dem Glauben, der die Grundlage der Religion ist, alles Verdienst rauben. Die heiligen Vorschriften und Dogmen sind nützlich, erheiternd und von methaphysischer Evidenz; wir müssen sie ausüben; aber diese Pflicht ist in der Moral und nicht in der Politik gegründet.

Welches sind anderenteils in dieser Welt die Ansprüche des Menschen an die Religion? Solche sind im Himmel, dort belohnt das Tribunal und übt Gerechtigkeit nach dem Gesetzbuche des göttlichen Gesetzgebers. Dieses alles gehört zur göttlichen Gerichtsbarkeit und es scheint mir profan und gottlos, unsere Vorschriften mit den Geboten des Herrn zu vermischen. Es gebührt dem Gesetzgeber nicht, Strafen in Sachen der Religion vorzuschreiben; denn er muß Strafen für die Übertretung seiner Gesetze vorschreiben, weil diese sonst bloße Ratschläge wären; wo keine zeitlichen Strafen und Richter sind, die diese anwenden, hört das Gesetz auf, Gesetz zu sein. Die moralische Entwicklung des Menschen ist die erste Absicht des Gesetzgebers. Sobald diese Entwicklung erreicht ist, stützt der Mensch auch seine Moral auf die geoffenbarten Wahrheiten und übt in der Tat die Religion, die um so kräftiger ist, je mehr sie durch eigene Nachforschungen erworben wird.

Überdem sind die Familienväter zur religiösen Erziehung ihrer Kinder verpflichtet. Die geistlichen Hirten lehren die himmlische Wissenschaft. Das Beispiel der wahren Schüler Christi ist der sprechendste Ausdruck seiner göttlichen Moral; denn die Moral wird nicht anbefohlen und derjenige, der hier befiehlt, ist kein Meister dieser Moral, die nur Rat erteilt, aber keine Gewalt anwendet. Gott und seine Diener sind die Behörden der Religion, die durch ausschließlich geistliche Mittel und Organe wirkt, keineswegs aber der Nationalkörper, der die öffentliche Macht bloß auf zeitliche Dinge richtet.

Gesetzgeber! Welche edlen und erhabenen Betrachtungen müssen eure Seele erfüllen, wenn ihr die neue Nation von Bolivia ausgerufen seht!

Der Eintritt eines neuen Staats in die Gesellschaft der anderen ist ein Jubel fürs Menschengeschlecht; denn die große Familie der Völker vermehrt sich. Was müssen erst seine Begründer fühlen, welche Empfindungen müssen mich ergreifen, wenn ich mich dem berühmtesten der Staatengründer, dem Vater der Ewigen Stadt, gleichgestellt sehe! Dieser Ruhm gehört von Rechts wegen den Schöpfern der Nationen, die als ihre ersten Wohltäter unsterbliche Belohnung verdienten, und der meine hat überdem den Wert, rücksichtslos zu sein, da er nicht verdient ist. Wo ist der Staat, wo die Republik, die ich

gegründet hätte? Eure Mildtätigkeit, die mir eine Nation zueignet, ist allen meinen Verdiensten zuvorgekommen, und dadurch über alle Wohltaten erhaben, die man von Menschen erhalten kann. Meine Beschämung verdoppelt sich, wenn ich die Unermeßlichkeit eurer Belohnung betrachte; denn, nachdem ich selbst alle Talente, Tugenden und das Genie der größten Helden erschöpft hätte, wäre ich noch des Namens unwert, den ihr euch gabt, den meinen!!! Werde ich wohl von Dank sprechen können, da dieser doch nur schwach das Gefühl meiner Unwürdigkeit bei einer Güte ausdrücken dürfte, die, der des Schöpfers gleich, alle Grenzen übersteigt? Ja, Gott allein konnte diese Erde Bolivia nennen . . . .

Was wird wohl Bolivia sagen? Eine ungeheuchelte Freiheit, die bei der Begeisterung, als ihr sie erhieltet, nichts Höheres kannte, fand in der Heftigkeit der Gefühle keine angemessenere Huldigung, als den eigenen Namen abzulegen und den meinigen allen euren Geschlechtern zu erteilen. Diese Handlung, unerhört in der Geschichte der Jahrhunderte, ist es noch mehr in der Geschichte erhabener Entsagungen! — Dieser Zug wird in allen Zeiten, die noch in dem Willen des Ewigen liegen, beweisen, daß ihr sehnlichst wünschtet, in den Besitz eurer Rechte zu kommen, die politischen Tugenden zu üben, das Licht der Wissenschaften zu erlangen und mit echter Würde Menschen zu sein, Dieser Zug, ich wiederhole es, wird beweisen, daß ihr würdig gewesen seid die großen Segnungen des Himmels zu erhalten und die Souverainität des Volkes, die einzige rechtmäßige Autorität der Nationen.

Gesetzgeber! Ich preise euch glücklich, daß ihr dem Schicksale einer Nation vorsteht, die mit den Lorbeeren von Ayacucho gekrönt entstanden ist und die ihr glückliches Dasein unter den Grenzen, die eure Weisheit vorschreiben will, und bei der süßen Ruhe, die auf den Sturm des Krieges folgte, verewigen soll.

Bolivar. Lima, den 25. Mai 1826.

Die Worte Bolivars waren diesmal von vollem Erfolge begleitet. Was Bolivar in Angostura und Cucuta nicht gelungen war, gelang ihm jetzt in Potosi, wo er dem Lande mit seiner Botschaft zugleich die Anerkennung der Unabhängigkeit von Seite der beiden ehemaligen Herrschaftsländer, Peru und La Plata*), als Morgengabe brachte; sein Verfassungsentwurf wurde von dem bolivianischen Kongreß mit geringfügigen Änderungen angenommen und jene politischen Ideen, welche ihn seit Beginn seiner Laufbahn begleitet hatten, fanden hier endlich im Leben ihre feierliche Verwirklichung. Ja, es schien sogar, daß der Sieg dieser Ideen nicht auf Bolivia beschränkt bleiben sollte; es setzte eine mächtige Bewegung ein, welche die Verfassung Bolivias — den sogenannten codigo Boliviano — auch in den verwandten Ländern Südamerikas zur Annahme bringen wollte, und in Peru drang diese Bewegung sogar sofort (1826) durch.

In diesem Augenblicke stand Bolivar auf dem Höhepunkte seiner Macht. Er hatte die Zügel der Regierung in allen Einzelstaaten von Bolivia bis Kolumbien in der Hand; diese Macht, wie in Bolivia und Peru, auch in Kolumbien zu einer lebenslänglichen zu gestalten, stand mit der Einführung

*) Die Landschaft von Bolivia bildete unter dem Namen Caracas bis 1778 einen Bestandteil des Vize-Königreiches Peru, von da an einen Teil des Vize-Königreiches Buenos-Ayres. Vergl. Wappäus a. a. O. S. 634.



des codigo Boliviano in Aussicht und schon beschäftigten Bolivar die weiter greifenden Pläne, durch eine Anden-Konföderation die Verbindung dieser Staaten selbst zu einer dauernden zu machen.

Allein der Erfolg war kein bleibender; die innere Zerklüftung, welche das Leben der südamerikanischen Staaten seit der Losreißung von Spanien bis zur Gegenwart beherrscht, konnte auch durch Bolivars Persönlichkeit auf die Dauer nicht gebannt werden, im Gegenteile, sie fand, als der Krieg gegen Spanien beendet war, in dem Kampfe gegen Bolivars Führung ihren ersten bedeutsamen Ausdruck.

Bolivar befand sich noch in Peru, als in Venezuela eine Aufstandsbewegung ausbrach, welche rasch zur Lossagung von der Union mit Neu-Granada führte (7. Nov. 1826). Wohl gelang es ihm, bei seiner nunmehr beschleunigten Rückkehr den Sturm hier durch sein persönliches Eingreifen noch einmal zu beschwören. Er hielt am 10. Jänner 1827 zum drittenmale, vom Jubel umrauscht, in Caracas seinen Einzug und stellte den Frieden wieder her. In denselben Tagen brach aber auch schon der Aufstand in Peru aus, welcher die Wahl Bolivars zum Präsidenten und die Annahme der bolivianischen Verfassung rückgängig machte (1. Mai 1827). Und während sich das Jahr darauf auf dem in Ocaña zur vorzeitigen Verfassungsrevision versammelten Konvent (6. April 1828) die Anhänger Bolivars vergeblich bemühten, die Revision der Verfassung im Sinne des codigo Boliviano zu bewirken, wurden die Grundsätze des letzteren in Bolivia selbst (17. September) beseitigt, um der neuen Verfassung die Bahn freizumachen, welche bald darauf (1831) an die Stelle des codigo Boliviano trat. Bolivar war nicht mehr imstande, die Entwicklung aufzuhalten, obwohl er durch zwei Jahre auf Grund eines für Kolumbien oktroyierten organischen Dekrets die Gewalten in seiner Hand vereinigte. Venezuela erklärte 1829, Ecuador 1830 seine Unabhängkeit, der kolumbische Kongreß in Bogota, welcher die Unabhängigkeit Venezuelas anerkannte, nahm schließlich die Abdankung Bolivars an (29. April 1830). Wohl sollte er durch eine Gegenrevolution (August) noch einmal an die Spitze der Regierung kommen, der Tod machte aber (17. Dezember 1830) allen diesen Wirrnissen ein Ende.

Bolivar hat die Summe seines politischen Wirkens selbst gezogen, ohne sich über die Beschränktheit seiner Erfolge einer Täuschung hinzugeben. Bei der Niederlegung seiner Präsidentenstelle erklärte er laut, die Unabhängigkeit sei das einzige Gut, welches auf Kosten aller anderen erreicht worden sei. Allein dieses Selbstbekenntnis Bolivars kann unseres Erachtens nur schwer gegen ihn verwertet werden; es mag die Bedeutung der Unabhängigkeitsbewegung selbst in Zweifel stellen, für seinen politischen Scharfblick gibt es laut redendes Zeugnis. Die gesetzgeberischen Aktionen Bolivars sind gescheitert, in der Geschichte der politischen Ideen Südamerikas behaupten seine Entwürfe nichtsdestoweniger einen hervorragenden Platz.





Das jonische Element im Griechentum.

Eine Skizze von **Dr. Alois Wurm.**

Warum ging das griechische Volk zugrunde, — ein Volk von einer unvergleichlich leuchtenden Geistesherrlichkeit? Will man die richtige Antwort finden, so ist es nötig, weit zurück nach den Wurzeln zu graben. Denn diese liegen in der Eigenart des jonischen Stammes, und das Verhängnis war, daß dessen Einfluß in langsamem, Jahrhunderte währendem Prozeß das Wesen des mutterländischen Griechentums umgestaltete und verdarb. Betrachten wir zuerst die religiöse Differenz zwischen jonischer und festländischer Auffassung.

Es ist kein Zweifel mehr, daß die homerische Welt eine Schöpfung des jonischen Geistes ist. Nur wenige fremde — äolische — Elemente lassen sich darin noch feststellen. Das bedeutendste darunter ist die gewaltige, selbstmächtige Heldengestalt Achills. Zeus und die Moiren haben noch Züge fremden Wesens, sind aber in der Hauptsache schon durchaus jonisch behandelt. Zeus soll alles vermögen; aber in der Praxis unterliegt der Satz unzähligen Klauseln. Jede der feindlichen Parteien hat ihre Vertreter unter den Göttern. Man sucht für das, was man will, eben den geeigneten Patron. Die Moiren sind in solcher Entfernung gehalten, daß sie nicht zu beunruhigend wirken. Die Resignation erleichtert es dem Jonier, bald über jeden Unfall wegzukommen. Aber welch ein Gesamtschauspiel von Heiterkeit, Frische, Kraft, Anmut, Liebenswürdigkeit, ewiger Jugend bietet die homerische Götterwelt! Diese einzelnen Figuren in ihrer klaren, sicheren Besonderheit, ihrer schön stilisierten Eigenart; dieser erzürnte, blitzeschleudernde, olymperschütternde Zeus, diese ägisschütternde Pallas Athene, diese reizende Aphrodite, die nicht für das Werk der Waffen, sondern nur für das Werk der Liebe taugt, dieser Poseidon, der auf seinem Gespann über das Meer dahinrauscht, daß die Delphine ihre Köpfe über die Flut emporrecken und ihren Herrn geleiten, dieser hinkende Hephaistos, wie er am Feuer mit seinen Blasebälgen arbeitet, und alle die andern; dann das Leben der Götter, ihr Verkehr unter sich beim frohen Mahl, in Streit und heiterem Lachen, in ehelichen Nöten und mütterlichen Tröstungen; ihr Wandeln zu und mit den sterblichen Menschen, ihre Anfeuerung zum Streit, ihre Warnung, ihr Rat, ihre Hilfe, — kurz die ganze klare, heitere, liebenswürdige, leichte, abwechslungsreiche Welt des Göttlichen im Homerischen Epos ist die volle, reiche und sichere Gestaltung des jonischen Innenlebens.

Das Bild der griechischen Religion auf dem Mutterlande weist ganz andere Züge auf als das in Jonien. Sehen wir gleich, wie es etwa zur Zeit des Äschylus ausgestaltet war.



Wir sind in Athen. Athenisches Blut ist nicht rein jonisches Blut; es ist viel Blut von anderen griechischen Stämmen darin, die in Nord- und Mittelgriechenland festen Fuß gefaßt hatten. Man muß also damit rechnen, hier andere Volkseigenschaften anzutreffen als in Jonien. In der Tat, wenn wir den Geist der religiösen Welt Homers dem des Äschylus gegenüberstellen, — es ist ein geradezu abgrundtiefer Unterschied. Denn bei Äschylus ist das Innere der Religion durch und durch ethisch bestimmt, was bei Homer nicht im entferntesten der Fall war. Dike und Hybris, Rechttun und rücksichtsloses Überschreiten der den Sterblichen gesetzten Schranken sind bei dem attischen Dichter die beiden Endpunkte der Achse, um die sich alles dreht. Zeus ist der absolute Schützer des Rechtes und der Heiligkeit, unerbittlicher Rächer alles Unrechts. „Dem Guten hilft er, den Schlechten schlägt er." *) Darum wird Zeus — und das ist das zweite unterscheidende Merkmal — hoch über alle anderen Götter hinausgehoben. Hier ist Zeus in Wahrheit παγκρατής, allmächtig. **) Zeus wirbelt alles auf und ab. ***) Wenn er will, und erst wenn er will, wird alles vollendet. †) Mit Dutzenden von Stellen könnte man das belegen. Dieser ungeheuren, allwaltenden, Recht und Unrecht mit unbedingter Sicherheit vergeltenden Macht des höchsten Gottes entspricht dann auch eine völlige Unterwerfung seitens der Menschen. Damit ist gegeben, daß eine völlig veränderte Luft die ganze Welt des Äschylus durchdringt. Der Mensch lebt hier mit dem Bewußtsein, daß das Auge Gottes all sein Tun und Lassen verfolgt, ob es recht *(δίκαιον)* sei oder ὕβρις. Die heitere, leichte, lichte homerische Welt ist erdrückt von der Fülle schwer lastender Gedanken und Vorstellungen. An ihrer Statt finden sich auch die finsteren chthonischen Wesen ein, — das dritte Unterscheidungskennzeichen. Darunter die Erinnyen in ihrer ganzen nächtigen Furchtbarkeit.

Das ist eine andere Welt als die homerische. Sie stammt nicht aus Jonien, ist auch keine Weiterbildung jener. Sie ist wesentlich anders und ihre Heimat ist anderswo; sie ist auf dem Festland. Zum Glück ist man noch in der Lage, das auch wirklich festzustellen. Das verdanken wir Hesiod, den wir etwa zwei Jahrhunderte vor Äschylus anzusetzen haben. Der eigenartige Mann ist aus einer äolischen Familie hervorgegangen und in Böotien aufgewachsen. Sein Blut war nicht jonisch, seine Ideenwelt ist es auch nicht. Die religiöse Anschauung in seinen „Werken und Tagen", wo er am meisten aus Eigenem spricht, ist genau so ethisch bestimmt wie die des Äschylus. Den Guten gedeiht alles, den Schlechten schickt der Kronide Zeus Vergeltung; das ist der Inhalt einer längeren Partie. ††) Auch dies hat Hesiod mit dem attischen Tragiker gemein, daß Zeus eine völlig dominierende Stellung im Götterkreis einnimmt; die anderen Götter treten ja, soweit Hesiod aus dem festländischen religiösen Volksempfinden spricht, fast völlig zurück. Aber auch seiner „Theogonie" fühlt man leicht an, daß der klare, heitere homerische Geist trotz homerischer Form nicht vorliegt. Bald sieht man auch, daß hier die chthonischen Gottheiten eine ganz andere Rolle spielen, sowohl was Zahl als was Bedeutung betrifft, als bei Homer. Das Ganze stellt sich dar als

---

*) Hiket. 80 f., 403. **) Eum. 919. ***) Eum. 649. †) Hiket. 210, 90 f.
††) Werke und Tage 212—247.



ein Versuch, die einheimische Götterwelt mit der homerischen zu verschmelzen. Bei Hesiod liegt allerdings erst der Ausgangspunkt dieses Verschmelzungsprozesses vor. Dies ergibt sich aus der Beobachtung, daß die verschiedenen Elemente großenteils nur erst äußerlich miteinander verbunden sind. Besonders deutlich tritt das selbstverständlich da hervor, wo Hesiod nicht aus der künstlich-poetischen, sondern aus der natürlich-bodenständischen Tradition heraus dichtet, wie das in den „Werken und Tagen" der Fall ist, d. h. vor allem in dem zweifellos echten Rügelied an seinen Bruder Perses und der poetischen Anweisung zu Ackerbau und Schiffahrt. Aber auch von den späteren Eindichtungen haben der Pandoramythus sowie die Schilderung der fünf Weltalter eine stark ethische Note. Dasselbe läßt sich auch von vielen jener Teile der Theogonie sagen, die über das stark vorhandene genealogische Element hinaus episch gestaltet sind. Darnach wird man keine Befürchtung mehr hegen, es könnte die so bereitwillig und rasch erfolgende Herübernahme des epischen Maßes und Stiles und teilweise auch des Stoffes eine verhängnisvolle Preisgabe eigener hoher Werte im Gefolge gehabt haben. Allerdings, die homerischen Gottheiten des lichten Olympos haben sich auf dem Festland sehr bald und meist in der äußeren Gestalt, die Homer geschaffen, eingebürgert. Dafür war die griechische Empfänglichkeit groß genug. Allein damit war ihr innerer Charakter noch lange nicht übernommen. Der Zeus der Theogonie ist, trotzdem er sich überlisten läßt und die List selber nicht verschmäht, ein absoluter Gewaltherrscher, der mit dem diplomatischen Regenten des Olympos, dem Vater der Götter und Menschen, kaum die entfernteste Ähnlichkeit hat. Das Bild der anderen homerischen Götter ist bei Hesiod so wenig und so undeutlich ausgeführt, daß man auf einen Vergleich von vornherein verzichten muß.

Kehren wir nun zu Äschylus zurück! Da kann es uns nicht entgehen, daß zu den oben aufgewiesenen Zügen des hesiodischen Zeusbildes beim attischen Tragiker noch ein anderer tritt, der den strengen Charakter wesentlich mildert. Zeus hat Wohlwollen gegen die Menschen. Für alles kommt Hilfe von ihm.*) Er ist σωτήρ, Retter im höchsten, allumfassenden Sinn.**) An ihn wendet man sich daher mit festem Vertrauen auf Hilfe.***) Auch dem homerischen Zeus fehlte freilich diese Eigenschaft des inneren Wohlwollens. Sein Walten erfolgt, wo es nicht egoistische Motive bestimmten, aus rein willkürlichem Entschluß. Kein Zweifel, daß dieser milde Zug seine Wurzel in der ethischen Zeusauffassung des mutterländischen Hellenentums hat. Es findet sich ja der Zug des Wohlwollens auch bei Apollon und besonders bei Athene, und zwar nicht ohne die ethische Begründung. Wer den äschyleischen Apoll zum Schützer und Retter haben will, der muß reinen Herzens sein. Ebenso ist hier Athene keine kampflustige Streiterin für ihre Favoriten, sondern die hohe, starke Schützerin der frommen und gesetzestreuen athenischen Bürger. So sicher in diesem Auffassungskreis eine Arbeit derselben einheimischen Vorstellungs-, Gefühls- und Willenstendenz vorliegt, die Hesiod bestimmte, so gewiß bedeutet sie diesem gegenüber eine Milderung der strengen Gesamtauffassung und einen enormen Fortschritt in der Verschmelzung der beiden Welten. Ersteres ersieht

*) Hiket. 594. **) Eum. 559 f. ***) Ag. 160 ff.; Cho. 245.



man schon daraus, daß bei ihm die Blume des göttlichen Wohlwollens noch nicht aus der ja vorhandenen ethischen Wurzel emporgesproßt ist, — letzteres aus dem wirklichen Leben, das die homerischen Götter im Herzen des Atheners leben, wovon eben einige Andeutungen gegeben sind. Ganz besonders hell wird dies aber durch die Stellung beleuchtet, die Äschylus zu den Erinnyen und überhaupt zu den chthonischen Gottheiten einnimmt.

Hier können wir die Verschmelzungsarbeit in ihrem letzten Stadium vorsichgehen sehen. Die uralten furchtbaren Töchter der Nacht steigen noch einmal in ihrer ganzen äußeren und inneren Entsetzlichkeit empor. Die homerischen Erinnyen muten dagegen nur wie blutlose Schemen an. Wesentlich so wie Äschylus sie hier vorführt, nur noch grauenvoller, hatte sie der ethische Wille und das starke Hirn der einheimischen Hellenen ausgeboren. Allein die ganze seelische Organisation des athenischen Volkes war dieser Sphäre des unsagbar Finstern, Unheimlichen, Entsetzlichen entwachsen. Die Tropfen jonischen Blutes in seinen Adern hatten vereint mit dem immerdar wirkenden jonischen Einfluß das Bedürfnis nach einer lichteren Welt, mochte sie auch ernst bleiben, geweckt. So waren die herben Züge der oberen Götter gemildert worden; so mußte denn auch der letzte Schritt getan werden; die entsetzlichen Wesen der Unterwelt mußten in die lichtere Welt eingegliedert werden. Dies Werk hat Äschylus in seinen Eumeniden getan. Die Töchter der Nacht bekommen denselben milden Zug des Wohlwollens, den wir bei Zeus und den anderen Göttern festgestellt haben. Dem Guten Segen, dem Schlechten Unsegen verleihen, das ist von nun an ihre Aufgabe. Man sieht, es ist wesentlich derselbe Kreis ethischer Wirksamkeit, für den Zeus, Athene, Apollon da sind. Und dieser ethische Drang hat einheimische, jenes Lichtbedürfnis jonische Wurzel. Aber ein Sichselbstaufgeben fand deshalb in keiner Weise statt. Denn der enchorische ethische Wille durchdrang alles bis ins Innerste.

Will man noch einen Beleg, so sehe man, was bei Äschylus aus dem homerischen Götterneide, der gar nicht wegdisputiert werden kann, geworden ist. Im jonischen Kreis verstand man darunter wirklich die Furcht seitens der Götter, es könnte ihre Macht durch eine zu große Menschenmacht geschmälert werden. Äschylus bildet das vollkommen ins Ethische um: die Götter schauen mit Besorgnis auf den Reichtum, die Macht der Menschen, weil er diesen leicht Anlaß zur Hybris, zum schrankenlosen Unrecht und darum zum Verderben wird. An der Macht der Menschen an sich nehmen sie so wenig Anstoß, daß sie auf den trefflichen Darius eine ungeheure Machtfülle häufen.*) Man beachte auch hier den Zug des göttlichen Wohlwollens: Gott will nicht, daß der Mensch in sein Verderben renne.

Oder: was ist bei Äschylus aus der homerischen Resignation geworden, dieser vortrefflichen Springstange, die über ernste Katastrophen so leicht hinweghalf? Die Resignation hat bei dem attischen Dichter nur mehr eine sehr geringe Bedeutung. Das Leben ist bei ihm zu sehr von der ethischen Anschauung umspannt. Der Tod ist ja unvermeidlich, ob man gut oder schlecht lebe. Aber mit dem Tod ist eben noch nicht alles fertig oder gleich; auch im Hades erreicht die Übeltäter noch Strafe.**) Zudem ist der Tod

*) Pers. 709. **) Hiket. 227 ff., 416.



für Äschylus nicht so furchtbar wie für den Jonier, weil er eben auch das Leben nicht so glühend liebt wie dieser. Die Danaiden achten ihre Ehre und Selbständigkeit höher als das Leben.*) Aber, was die Hauptsache ist, das große Leid ist für Äschylus fast durchwegs die Folge eines Unrechtes, sei es eines eigenen, sei es eines fremden. Der Gute darf dagegen auf endlichen Sieg und annehmbares Glück vertrauen.**) Es ist völlig klar, daß nach diesen Prinzipien die ganze Lebensgestaltung anders ausfallen muß, als dies bei Homer der Fall sein kann. Dessen Helden fehlt durchwegs die Selbstzucht, die eigene sittliche Lebensausgestaltung. Innerhalb eines ziemlich weiten und elastischen Rahmens herkömmlicher Sitte folgen sie ihren Trieben, und es ist ein Glück, daß diese häufig eines gewissen Adels nicht entbehren. Der äschyleische Mensch dagegen muß beständig damit rechnen, daß er das Rechte tue. Allerdings bietet ihm Äschylus dazu eben auch ein egoistisches Motiv, sein eigenes Wohl, das er damit begründet. Aber er hat doch unmittelbar mit dem Guten als einer Macht für sich zu tun; es tritt ihm als eine eigene sittliche Größe entgegen, der er sich im Namen der Götter zu beugen hat, und das macht eine nungeheuren Unterschied. Nicht triebmäßige, sondern bewußt willensmächtige sittliche Lebensgestaltung ist also die äschyleische Forderung gegenüber der homerischen Konzession.

Damit sind wir aber schon wesentlich in derselben Sphäre wie Sokrates.

In der Tat ist der erste griechische Tragiker innerlich mit dem größten Weisen von Athen verwandt. Beide sind Naturen, die ihrem innersten Wesen nach ethisch gerichtet sind. Wie für Äschylus das Rechttun allererste Lebensnorm ist, so für Sokrates die feste, wahre Tüchtigkeit. Beide kennen nichts Häßlicheres als die Heuchelei, das Verbergen der eigenen selbstsüchtigen Absichten unter der Larve der Hingabe und Ergebenheit***) u. ä. Gemeinsam ist beiden auch der individualistische Zug ihrer Ethik. Jeder einzelne für sich ist verantwortlich dafür, daß er das Rechte tue. Zwischen dem einzelnen und der fordernden sittlichen Macht steht niemand und nichts, weder ein privates noch ein öffentliches Interesse. Der einzige Unterschied zwischen den beiden Männern ist der, daß der eine, der ältere, die sittliche Macht beinahe selbstverständlich in den äußerlich überlieferten Normen verkörpert sieht, besonders in dem Dreigesetz der Ehrung der Götter, der staatlichen Gesetze, der Eltern †), Sokrates dagegen auch hier nach seiner innerlichen Weise die persönliche sittliche Überzeugung, wir würden sagen das Gewissen, als die entscheidende sittliche Macht betrachtet, wie er das den Vertretern der richterlichen Staatsgewalt gegenüber in unzweideutiger Weise kundgibt. Beider Weltanschauung ist aber durch und durch vom ethischen Standpunkt aus gewonnen und von ihm beherrscht. Das ist nun das Gleiche, was oben für Hesiod als das Bezeichnende gefunden worden ist. Der Kreis schließt sich also zusammen.

Inzwischen hatte das jonische Wesen in Kleinasien sich weiter entwickelt. Wir können dies bei den jonischen Lyrikern verfolgen.

Der Adel des homerischen Trieblebens wurde durch das Emporkommen von Trieben aus den unteren Klassen seiner ruhig schönen Vornehmheit beraubt. Man merkt es von ferne, daß man nicht mehr in der Zeit des

*) Hiket. 788. **) Eum. 535—39. ***) Ag 788, 831 ff. †) Hiket. 704—9.

stolzen Ritterstandes sich befindet, sondern in der Blüteperiode des städtischen Bürgertums, wo der Reichtum der adelnde Stempel, wo das Verlangen nach Reichtum, Macht und Genuß zur ewig hastenden Gier wird und das Bewußtsein der Erfolglosigkeit dieses Strebens in den stärkeren Naturen pessimistischen Haß und in den schwächeren schlaffe Sentimentalität erzeugt, wo bei erloschenem Ehrgeiz die Ideale nur mehr heißen: Wein, Knabe oder Weib, — letztere nach jonischer Weise aufgefaßt. So versteht man das schmerzlich weiche Hinschwelgen eines Mimnermos aus Kolophon, den pessimistischen Grundton eines Simonides aus Samos, die leidenschaftliche Sinnlichkeit, die Hassesmacht, den zerfleischenden Spott des einzigartigen Archilochos aus Paros oder den rüden Scheltton des gereizten Hipponax aus Ephesus, schließlich auch den typischen Sänger von Wein und Liebe, Anakreon von Teos, Dichter von teilweise großartigem poetischen Wert, — aber als Menschen hätte sie Äschylus samt und sonders verurteilt. Sie mußten ihm zu wenig fromm und gerecht und vor allem zu wenig maßvoll sein. Sich selbst bescheiden, sich selbst beherrschen ist der ständige Refrain seiner Ethik, mußte es sein, weil ihm das rücksichtslose Sichaustobenlassen der Leidenschaft ὕβρις und damit das Verderben war. Ja, selbst seinen Zeitgenossen Simonides aus Keos — die oben Genannten fallen alle ungefähr in das Jahrhundert vor Äschylus — hätte er trotz seiner chorischen Gesänge auf die Götter in dorischer Mundart, wozu sich der geschmeidige Jonier bequemte, doch ebensowenig wie Pindar als verwandte Natur empfunden; der „griechische Voltaire" war seiner sittlichen Sphäre allzuweit entrückt. In Jonien durften eben im großen ganzen auch offiziell die Leidenschaften herrschen; die Sittlichkeit war hier nie eine absolut verpflichtende und zwingende Macht gewesen. Und wenn nur die Leidenschaften immer groß und stark gewesen wären! Aber es lag ein weicher Zug im jonischen Fleisch und der wurde zur schwächlichen Sentimentalität. Man kann sich nun vorstellen, wie all das in Athen wirkte; denn es kam natürlich nach Athen.

In der Tat, wenn wir den Mann ins Auge fassen, der den Wendepunkt einer neuen Zeit darstellt, Euripides, so wird sofort klar, was der jonische Einfluß für Athen bedeutete. Was bei Äschylus und Sophokles immer unterlag, das siegt bei Euripides: die maßlose Leidenschaft. Diese sieghafte Leidenschaft ist bei ihm die Rache. Sie kennt keine Grenzen; alle Mittel sind ihr gleich recht, wenn sie nur möglichst tiefe Wunden graben. Sie trifft den Schuldigen mit einer aufs raffinierteste berechnenden Perfidie, — man lese, mit welchem Behagen an seiner Erfindung Euripides in seiner Elektra die meuchelmörderische Tötung des Ägisthos durch Orestes erzählt! Sie trifft den Unschuldigen ebenso erbarmungslos, und wäre es eine wehrlose Frau wie Helena, wenn man damit auch dem Schuldigen — Menelaus im Orestes — einen Stich versetzen kann. Und allbekannt ist Medeens Rache, der nicht bloß die verhaßte Nebenbuhlerin mit ihrem Vater zum Opfer fällt, sondern auch die eigenen Kinder. Die Leidenschaft der Rache ist auf der ganzen Linie entbunden und dies in einer völlig bewußt prinzipiellen Weise. Die meisten Dramen des Dichters, die wir haben, sind entweder darauf aufgebaut oder sie spielt darin eine mehr oder minder bedeutende Nebenrolle. Man vergleiche nun etwa die Trachinierinnen von Sophokles, der ja darin

ein ähnliches Problem wie Euripides in der Medea behandelt. Wie edel und mild, wie entfernt von aller haßvollen Eifersucht ist Deianeira! Wirklich ein Adel vornehmster Gesinnung!

Vergleicht man nun mit der Rachegesinnung des Euripides jonische Dichter wie Archilochos und Hipponax, so ist es ganz überraschend, wie sie aus derselben leidenschaftlichen Glut heraus schaffen. Es ist die unauslöschliche Hassesglut. Dies Zusammentreffen kann nicht zufällig sein, und das um so weniger, als auch der andere jonische Zug, die Sentimentalität, das schlaffe Sichergehen in der Leidenschaft sich bei Euripides schon ganz bedenklich anmeldet, um immer ungesunder zu werden, was bereits Theokrit genugsam zeigen kann.

Den Abschied von Alkestis und Admetus gestaltet Euripides sentimental; bei Äschylus oder Sophokles ist derlei nicht zu finden; der vom Wahnsinn erwachte Herakles wird sentimental; Sophokles hätte seine Erschütterung anders gezeichnet; die meisten Klagelieder und Klageszenen sind sentimental: man fließt beinahe bis auf den letzten Rest in Weh und Ach dahin; dagegen verlieren die Personen bei den zwei andern Tragikern sich nie vollständig; den schlaffen passiven Schmerz der Medea, wie er im Anfang des Dramas geschildert wird, oder die Launen der liebessiechen Phädra und ähnliche Szenen hätte der wahre, gefühlstiefe Sophokles nie übers Herz gebracht. Dieses schlaffe Element ist spezifisch jonisch; man kann nicht einmal die äolischen Meliker dafür verantwortlich machen. Denn Alkaios und Sappho sind nichts weniger als sentimental. Mögen sie auch an der Entwicklung ins Hellenistische in etwa mitgewirkt haben, — der große, aber flache Strom, der die Stärke und ethische Kraft des mutterländischen Hellenentums allmählich ertränkte, ging von Jonien aus.

Aber er hatte nicht bloß die eine Quelle, die in den jonischen Dichtern aufgezeigt worden ist, sondern noch eine andere, die sophistische Bewegung. Daß sie im wesentlichen von Jonien ausging, ist klar. Die Hauptführer derselben, Protagoras aus Abdera, einer Pflanzstatt des jonischen Teos, Gorgias aus Leontini, das von Naxos aus gegründet worden, Prodikos aus Keos, tragen jonischen oder stark jonisierten Charakter. Ihr Wesen ist bekannt: Pflanzen mit breiten Blättern und grellfarbigen Blüten, aber die Stengel treibt das Wasser hin und her. Es fehlte diesen Leuten jeder feste Halt; denn sie wollten grundsätzlich von persönlicher Überzeugung nichts wissen, die doch der Kern alles echten Manneswesens ist. Der Einfluß, den sie in Athen gewannen, war gleich anfangs bedeutend und wuchs immer mehr. Wie sehr Euripides' Dramen darunter leiden, ist bekannt. Selbst bei dem gesunden Sophokles haben sich einige sophistische Keime angesetzt. Und diese Flut wirkte nun weiter und umso verhängnisvoller, als sie die Jugend in ihre Wirbel zog. Denn gerade durch die Sophisten erhielt das bisherige Erziehungs- und Bildungssystem einen erschütternden Stoß. Die Sophistenschulen schossen aus dem Boden und sie waren es, die in der Hauptsache die eigentliche Geistesbildung der atheniſchen Jugend übernahmen. Die Dialoge Platons geben einige Proben von dem, was die Sophistik oft aus den talentiertesten Köpfen und Herzen machte. Zwar hatte sich der alte, ernste, ethische Geist nochmals in einer großartigen Erscheinung, in Sokrates, gesammelt, zwar wirkte er weiter in Platon und



verkörperte sich am Ende der eigentlichen griechischen Geschichte in der ehrfurchtgebietenden Gestalt eines Demosthenes, allein die Sophistik war durch äußeren Prunk und das prompte, praktische Organisationstalent, womit sie ihre Schulen errichtete und Schüler gewann, bald eine überwältigende Macht geworden. So wurde der beste Teil des Volks des Sinnes für Wahrheit, Tüchtigkeit und Recht beraubt und der peloponnesische Krieg, der für den Sieg Athens ein Volk in festgewurzelter Stärke, Einheit, Selbstzucht erfordert hätte, traf ein Volk, in dem die Wurzeln zu faulen begannen, das den Halt im eigenen Ich immer mehr und mehr verlor und daher jedem glänzenden Wahngebilde nachjagte; ein Volk, das der völlig entbundene Egoismus in hundert und in tausend Interessenmonaden auseinanderfallen ließ. So kam die vorläufige Vernichtung Athens, das Vorspiel für die Vernichtung Griechenlands. Hätte Athen gesiegt, so wäre Griechenland voraussichtlich geeinigt, dann eine förmliche Großmacht geworden, es hätte sich für den Moment rüsten können, wo es mit der anderen Großmacht zusammenprallen mußte, und es wäre fraglich gewesen, ob es Rom unterlegen wäre. An Intelligenz, nicht bloß an wissenschaftlicher und künstlerischer, sondern auch an praktischer, organisatorischer, militärischer, diplomatischer, hat es den Hellenen nie gefehlt. Wer nur ein Jahrhundert ihrer Geschichte kennt, weiß für die folgenden, daß dies Volk nie durch Mangel an Intelligenz, sondern nur durch Charaktermängel zugrunde gehen kann. Diese ausgenutzt, vermehrt, sozusagen systematisch organisiert zu haben, ist die Schuld des Joniertums und dieses trifft damit die Schuld am Untergange Griechenlands. Das haltlose, verworrene Getriebe in Athen während des peloponnesischen Krieges — eine Frucht jonischer Einwirkung — ist nur ein Vorspiel jener ungeheuren Indolenz mit ihren chronischen Zuckungen gewesen, wie sie in der Philippischen Zeit einem dumpfen Banne gleich auf Hellas lastete. Wäre Athen gesund gewesen an Geist und Willen, hätte es das Ideal seiner Propheten nicht aus dem Auge verloren, wäre es dem angeborenen starken, wahren Charakter des mutterländischen Hellenentums getreu geblieben, dann mußte es siegen; denn das Mehr an Intelligenz war nicht auf Seite Spartas. So trifft denn Jonien die Schuld an der erschütternden Katastrophe von Chäronea. Eine Erkenntnis, aus der die Völker lernen können.





Franz Rákóczy II.

Von Dr. Sigismund Freiherrn v. Bischoffshausen.

> „Wir sehnen uns nach dem Kriege. Was er uns nützen wird, weiß Gott. Wir aber hoffen und hoffen, solange wir nicht sterben . . . . . Unser armer Herr schreibt vollauf nach allen Seiten."
>
> Mikes aus Rodosto im September 1733.

Gegebene Verhältnisse hatten die Ungarn und das Haus Habsburg auf einander hingewiesen, wenn nicht angewiesen. Hatte der nötige Kontakt mit der westlichen Kultur und die auch aus ihr sich erklärenden verwandtschaftlichen Beziehungen der Arpaden schon in den Anjous ein auswärtiges, aber selbständiges Herrscherhaus ins Land gebracht, hatten die Ungarn im Jahre 1439 angesichts der drohenden Türkengefahr anstatt des schon gewählten, noch zu jungen Habsburgers Ladislaus den Nachbarkönig Wladislaw auf den Thron erhoben, so sprachen nach dem Unglücke von Mohacs alle diese Gründe, besonders aber der letztere für die Nachfolge der Habsburger. Auch für diese und ihre Erblande war es von großer Bedeutung, in dem benachbarten Königreiche zur Herrschaft zu gelangen und die Sicherung dieser Vormauer gegen die Türken selbst zu übernehmen. Mehrfache Verwandtschaft mit den Jagellonen, die eigentümliche Verquickung des Wahlkönigtums mit der Erbfolge, dabei vollkommen klare, von den Ständen beschworene Verträge lassen das Nachfolgerecht Ferdinands I. als unzweifelhaft erscheinen. Bezeichnend für den Widerstreit zwischen hypernationalen Empfindungen und gesunden Erwägungen bleibt es aber, daß der Gegner Ferdinands, Johann Zapolya, sich auf den ungiltigen Reichstagsbeschluß von 1505 berufen konnte: nach dem Aussterben der Jagellonen dürfe nur ein geborener Ungar, kein Ausländer mehr gewählt werden, und daß die Anhänger Ferdinands seine Wahl mit dem Hinweis bestätigten, nur er habe die Macht, das Land gegen die Türken zu schützen, daß ferner beim Regierungsantritte der Habsburger nur drei Städte in ihren Händen, das ganze übrige Land aber im Besitze der „nationalen" Partei war.

Die Habsburger übernahmen die Herrschaft in Ungarn unter Anerkennung der bestehenden Verfassung. Zwei Punkte derselben — die Geltung Ungarns als Wahlreich trotz Festhaltens an einer Dynastie und das Recht der Stände auf Insurrektion — waren geeignet, Stürme über das Land zu bringen. Die eben vollzogene Personalunion mit anderen Ländern führte unwillkürlich zu einer Realunion auf den Gebieten, wo der Herrscher aus eigener Machtvollkommenheit entscheiden konnte oder entscheiden zu können



glaubte. Sofort ergaben sich aber Reibungsflächen, welche bei Verfassungsbestimmungen wie die erwähnte gefährlich wurden, da es nicht bei dem blieb, was sich als unvermeidliche Folge der Gemeinsamkeit desselben Herrschers für Ungarn und andere Länder ergab. Nichtungarische Räte gewannen Einfluß in ungarischen Angelegenheiten, Ämter und Befehlshaberstellen wurden an Ausländer vergeben, die Palatinswürde war zeitweise außer Gebrauch, Steuern wurden ohne Reichstagsbeschluß aufgelegt. Offenbare Verstöße gegen die ungarische Verfassung geschahen. Den Fürsten und ihren Räten fehlte in der Zeit des werdenden Absolutismus das Verständnis für die verbrieften Rechte des Landes, es wurde mit Berufung auf die „absolute Gewalt" des Königs verordnet.

Sie ableugnen zu wollen, wäre nur eine Fortsetzung dieser Fehler. Die Verfassung mit ihren Rechten und Freiheiten war anerkannt worden, sie hätte also auch beobachtet werden sollen. Es kann uns heute nur als unverständlich erscheinen, warum im Wiener Frieden von 1608, dann im Linzer von 1645 und bei so vielen andern Gelegenheiten die Rechte der ungarischen Stände gewährleistet und die Abstellung der Beschwerden zugesagt, dann aber nur wenig davon ausgeführt wurde. Kein Wunder, daß die Ungarn an Versprechungen nicht mehr glaubten, auch als sie ernst gemeint waren. Der öfters vorgebrachte Grund, Ungarn sei ein von den Türken wiedererobertes Land und nach dem Rechte der Eroberung könne über dasselbe frei verfügt werden, kann von Seite des eigenen Königs, der darin die Gefühle der Nation teilen muß, doch nicht ernstlich geltend gemacht werden. Ebensowenig hatte die Erklärung, die Verfassung sei durch Aufstände verwirkt, angesichts ihres Wortlautes einen praktischen Wert, umsoweniger, als diesem Standpunkte infolge äußerer Schwäche, deren Augenblicke die Ungarn so gut zu benützen verstanden, wie aus Nachgiebigkeit immer wieder vergeben wurde.

Gewiß begingen auch die Ungarn ebenso große Fehler durch übertriebenene, ja unerfüllbare Forderungen und schon durch den bewaffneten Widerstand allein, der trotz der Goldenen Bulle Andreas II. bei einiger Besonnenheit kaum je als ein Recht in Anwendung kommen konnte. Gestützt auf diese Bestimmung betrachteten sich die überreizten Geister jedoch als Vorkämpfer einer heiligen Sache und empfanden es als gewisses Unrecht, wenn sie als Rebellen behandelt wurden. In diesem Wahne eines berechtigten Kampfes wurden mit den Türken und Franzosen und anderen Feinden des Königs hochverräterische Verbindungen angeknüpft, ja der Feind ins Land gerufen. Einen mächtigen Gärstoff lieferte dabei in der Zeit der Reformation und des Dreißigjährigen Krieges der Protestantismus, der mit seinen Sitzen in Oberungarn und Siebenbürgen vielfach als der Hauptträger der Unruhen erscheint, während die katholischen Landesteile und Geschlechter den Habsburgern vielfach treu blieben. Ehrgeizige und selbstsüchtige Männer, welche die Hand nach dem Fürstenhut von Siebenbürgen oder selbst nach der Stephanskrone ausstreckten, schrieben die Sache der Freiheit, der politischen und der religiösen, auf ihre Fahne und sahen dann Bessergesinnte und das leicht bewegliche Volk ihr immer wieder folgen, wenn sie dieselbe zum Kampfe gegen die Deutschen und Österreicher entfalteten.

Aus allem dem ergaben sich die Wirren und Aufstände, welche sich an die Namen Zapolya, Bocskay, Bethlen, Rákóczy und endlich Zrinyi, Frangipani und Tököly knüpfen und welche 160 Jahre ungarischer Geschichte nach Mohács nahezu ausfüllen. Die von den Habsburgern übernommene Aufgabe, Ungarn gegen die Türken zu schirmen und wiederzuerobern, wurde dabei eben durch Ungarn in dem Maße vereitelt, daß der größere Teil des Landes während dieser Zeit türkische Provinz war.

Erst nach der Niederlage der Türken vor Wien und dem hiemit gebrochenen Tökölyschen Aufstand, mit der Wiedereinnahme der alten ungarischen Hauptstadt und dem Wiedervergeltungssiege, der am 12. August 1687 die türkische Macht auf demselben Felde von Mohács niederwarf, änderte sich die Lage. Am Tage nach dieser Schlacht beschied Kaiser Leopold die ungarischen Magnaten, mit denen er die Bedingungen der Pazifikation Ungarns vereinbart hatte, zu sich und übergab ihnen das heilige Kleinod des Landes, die St. Stephanskrone, die er in der ärgsten Türkengefahr als sein eigener Kronhüter im Schlafgemache verwahrt hatte. Er empfing von ihnen die Versicherung, daß sie als Erbkrone auf das Haupt seines Sohnes Josef gesetzt werden solle. Bald, im Oktober, folgte der denkwürdige Preßburger Reichstag, auf dem die ungarischen Stände durch Festsetzung der erblichen Sukzession des Hauses Habsburg und Verzicht auf das Recht der Insurrektion die beiden ihnen teuersten, aber bedenklichsten staatsrechtlichen Waffen zu den Füßen der Dynastie niederlegten. Dagegen gelobten Leopold und in seinem Krönungseide der neunjährige Josef die Einhaltung der ungarischen Verfassung.

Mit froher Hoffnung mußten damals alle in die Zukunft blicken: der Türke war besiegt, König und Nation hatten sich wiedergefunden! Schauen wir aber heute zurück, so ist manches ganz anders gekommen. Schon im zweiten Jahrzehnt nach dem Preßburger Reichstag sehen wir die Fahnen des Hochverrates und der Empörung in Ungarn und Siebenbürgen wieder wehen und in gerader Umkehr seiner Beschlüsse zur Absetzung der Habsburger und zum Aufstande schreiten.

Dieser Aufstand, der sich an den Namen des jüngeren Franz Rákóczy knüpft und im folgenden Jahrhundert in der Erhebung unter Kossuth ein Seitenstück findet, verlangt darum eine ganz andere Beurteilung als die früheren. Die Insurrektion der Jahre 1703—1711 ist dadurch umso denkwürdiger geworden, daß die jetzt in Ungarn herrschende Partei Rákóczy und seine Taten vor kurzem zum Gegenstande einer Nationalfeier gemacht hat.

Die Persönlichkeit Franz Rákóczys II. erklärt sich zunächst durch einen Blick auf seine Ahnenreihe. Dies ist gleichsam der Boden, dem er entsprossen ist. Schon Siegmund Rákóczy hatte sich als einer der ersten an der Erhebung Bocskays beteiligt und 1607 als dessen Nachfolger, allerdings nur für ein Jahr, den siebenbürgischen Fürstenstuhl bestiegen. Sein Sohn und sein Enkel sind die beiden Wahlfürsten Georg von Siebenbürgen. Georg I. war ein Kampfgenosse und Ratgeber Bethlen Gabors in der ersten Zeit des Dreißigjährigen Krieges und wurde, als dessen Witwe Katharina von Brandenburg, welche in die katholische Kirche zurückgekehrt war, wegen ihrer österreichfreundlichen Richtung abdanken mußte, 1631 zum Fürsten gewählt. Von den unzufriedenen ungarischen Protestanten gerufen, nötigte er im

Bunde mit den Schweden und Franzosen mit Waffengewalt und durch einen Aufstand in Ungarn Kaiser Ferdinand III., im Linzer Frieden die politischen und religiösen Freiheiten der Ungarn anzuerkennen. Georg II. nahm an der Seite Karl X. Gustav von Schweden an dem Kampfe gegen Johann Kasimir von Polen teil, in der Hoffnung, die polnische Krone zu erlangen, nach der schon sein Vater getrachtet hatte, verlor jedoch bei diesen ehrgeizigen Plänen seine Armee und Thron und Leben.

Durch seine Witwe, die katholische Sophie Bathory, schien das Haus Rákóczy in eine andere Richtung gelenkt zu werden. Schon sein katholisches Bekenntnis, das er mit der Mutter teilte, genügte, daß Franz I., obwohl er noch zu Lebzeiten Georgs II. zum Nachfolger gewählt worden war, in Siebenbürgen niemals zur Herrschaft gelangte. Sophie gestattete die Besetzung der Rákóczyschen Schlösser durch kaiserliche Truppen und gewann so sehr die Gunst Leopolds I., daß dieser sich bei der Pforte um die Anerkennung Rákóczys als Fürsten von Siebenbürgen bewarb. Allein andere Einflüsse erwiesen sich als mächtiger als der der Mutter. Franz geriet in enge Verbindung mit den Führern der ungarischen Malkontenten, Wesselenyi und Zrinyi, und wurde durch seine Heirat mit des letzteren Tochter Helena an sie gekettet. Das Ziel war, für Zrinyi den ungarischen und für Rákóczy den siebenbürgischen Fürstenhut zu erringen. Während Franz die Kaiserlichen in Oberungarn mit Erfolg bekämpfte, wurde die Verschwörung verraten und Zrinyi und Frangipani hingerichtet. Nur auf die Fürbitte seiner Mutter wurde Franz gegen Zahlung von 40.000 Gulden und Aufnahme deutscher Besatzungen in seine Schlösser begnadigt. Er starb schon 1676.

Dieses Jahr ist zugleich das Geburtsjahr seines Sohnes Franz II., mit dem wir uns nun eingehender zu beschäftigen haben.

Franz II. wuchs unter einem ganz verschiedenen mütterlichen Einflusse wie sein Vater auf. Helena Zrinyi fühlte in sich das Blut ihres hingerichteten Vaters Peter Zrinyi und ihres mütterlichen Oheims Frangipani, den dasselbe Los getroffen hatte. Vorläufig machte sich noch der Einfluß der Großmutter Sophie Bathory geltend, welche dem Kaiser treu die Rákóczysche Festung Munkacs gegen Tököly verteidigte. Sophie hatte schon Niederlagen erlitten, als Tököly sie mit Friedensanträgen überraschte. Er verlangte die Hand der jungen Witwe Helena Zrinyi und versprach dafür, die Waffen niederzulegen. Von verschiedenen Seiten dazu bewogen, die Gelegenheit zur Beseitigung des Aufstandes zu ergreifen, willigte der Wiener Hof nach langem Zögern in diese Abmachung ein. Tököly, der sein Versprechen nicht ernst gemeint hatte, hielt sich jedoch nur einige Zeit ruhig, um im nächsten Jahre 1682 den Kampf mit Hilfe der Türken und erneuerter Kraft wiederzubeginnen. Der junge Rákóczy wurde nun auf den Streif- und Kriegszügen seines Stiefvaters in dessen Gefolge mitgeführt. Tököly war es bekanntlich, der 1683 die Türken vor Wien führte. Zwei Jahre später wurde er nach Entdeckung seiner Annäherungsversuche an den Kaiser von den Türken als ihr Gefangener weggeschleppt. Von da bis 1688 wußte Helena die Festung Munkacs gegen die Kaiserlichen mit soviel Erfolg zu verteidigen, daß der General Caraffa die Belagerung wiederholt aufgeben mußte. Endlich am 15. Januar gelang die Einnahme, worauf Helena mit ihren Kindern nach

Wien gebracht wurde. Diese heldenmütige Verteidigung hat Helena Zrinyi, die letzte ihres Stammes, zu einer Nationalheldin gemacht. 1691 gegen den von den Türken gefangenen General Heister ausgetauscht, teilte sie die Schicksale ihres zweiten Gatten, bis sie vor ihm im Jahre 1703 in Konstantinopel starb.

Kaiser Leopold übertrug dem Kardinal Kollonics die Ausübung der Vormundschaft über Franz Rákóczy. Der junge Magnat wurde den Jesuiten in Neuhaus und dann in Prag zur Erziehung übergeben. Durch die Heirat seiner einzigen, älteren Schwester Juliane mit dem kaiserlichen General Grafen Aspremont erhielt er allmählich größere Freiheit. Äußerlich wenigstens schien er auf alle Wünsche des Hofes einzugehen. Er vermied den Verkehr mit seinen Landsleuten, vertauschte die nationale Kleidung und Sprache mit der deutschen und wiederholte die Beteuerung: wenn er eine Rippe wüßte, die ihn zu den Ungarn zöge, würde er sie ausreißen und wegwerfen. So erzählt auch der ungarische Historiker und Jesuit Katona. Rákóczys Lobredner erweisen ihm einen zweifelhaften Dienst, wenn sie dies alles für wohlberechnete Verstellung auslegen. Er erhielt später die freie Verwaltung seiner Güter und die Erlaubnis zu einer längeren Reise ins Ausland, von wo er im Jahre 1699 die Landgräfin Karoline Amalie von Hessen-Warnfried als Gattin heimführte. Hätte er sich durch diesen selbständigen Schritt, den sein Vormund, der Kaiser, als vollendete Tatsache hinnehmen mußte und der wegen Gewinnung eines Anhanges im Reiche nicht gerne gesehen wurde, verdächtig gemacht, so folgte ihm das immer mehr begründete Mißtrauen des Hofes auf seine ungarischen Güter, wohin das Ehepaar sich nach Aufhebung der Vormundschaft begab, als neue Zerwürfnisse mit den Ungarn sich eingestellt hatten.

Werfen wir einen Blick auf die Entwicklung der ungarischen Verhältnisse seit dem Preßburger Reichstag. Das fortgesetzte Kriegsgetümmel war der Ausgestaltung des politischen Friedenswerkes von 1687 alles eher als günstig gewesen. Dabei erhoben die Ungarn ungerechte Vorwürfe gegen das Reformprojekt, das wenigstens auf dem Papiere zustandekam, und seinen Urheber, Kardinal Kollonics, der ihnen die Absichten des Hofes zu sehr zu fördern schien. Der unparteiische Beurteiler muß das Vernünftige seines Entwurfes, welcher vor allem in staatswirtschaftlicher Beziehung dem arg vernachlässigten Ungarn Abhilfe bringen wollte, nur anerkennen; so seine Vorschläge für eine bessere Verteilung der Steuern, zu denen nicht nur die Grundhörigen, sondern auch der Adel und die Geistlichkeit herangezogen werden sollten. Die Wahl der Einnehmer wollte auch er den Komitaten und Städten überlassen. Der Rückgang der militärischen Erfolge gegen die Türken, welche den Ungarn imponiert hatten, zwischen 1693 und 1696 ermunterte die immer noch vorhandene Unzufriedenheit. Der Stein kam ins Rollen, als 1696 dreizehn Gespanschaften Oberungarns das Verlangen stellten, durch Delegierte ihre Beschwerden vorlegen zu dürfen. Der dazwischenfallende große Sieg von Zenta hinderte nicht, daß die angekündigte Deputation im September 1698 mit wenig nachgiebigen Absichten in Wien erschien. Umsonst suchte die Reformpartei und an ihrer Spitze Kollonics die Delegierten zu der an sich gewiß wünschenswerten Besteuerung auch der Magnaten zu bestimmen; mit Recht erwiderten sie, daß diese nach der Verfassung bisher nur frei-

willige Subsidien beigetragen hätten und auch dies sowie die Steuern nur auf einem Reichstage bewilligt werden dürfe. Als die Opposition den Erfolg erzielte, daß Erzbischof Széchényi von Kalocsa einen Aufschub erreichte und in einer Audienz beim Kaiser sogar williges Gehör fand, hatte sie umsomehr den Mut, alle Vorschläge der Regierung abzulehnen. Die Regnikolar-deputation wurde am 7. Oktober aufgelöst und gegen die Bestimmungen der Goldenen Bulle die Edelleute, welche als Einnehmer der Kontribution bestallt waren, ohne Verhör und Überweisung eines Vergehens als Geiseln in Gewahrsam genommen. Weiter wurde in Außerachtlassung der Verfassung und in Wiederholung des gleichen Vorganges von 1693 und 1696, nur mit Erhöhung der Steuersumme, eine Steuer von 4 Millionen ausgeschrieben und zum Teile auch den Magnaten und Edelleuten auferlegt. Die Folge war, daß selbst der Palatin Fürst Paul Eszterházy, der bisher der Reformpartei angehörte, durch eine scharfe Repräsentation gegen das Oktroi, das in der „Gefangenhaltung freier Edelleute" gipfelte, zur Opposition überging.

In falschem Vertrauen auf das trügerische Glück der Waffen, in Verkennung der Bauernunruhen, die ohnehin in Oberungarn und gerade auf Rákóczyschen Gütern ausgebrochen waren, hatte sich die Regierung neuerdings in bedenklicher Weise den Ungarn gegenüber ins Unrecht gesetzt. Es war ohnehin unter den obwaltenden Verhältnissen für die Regierung schwierig genug und teilweise unmöglich, in Übereinstimmung mit den ungarischen Gesetzen sogleich eine ungarische Finanzverwaltung, ungarische Gerichte und eine ungarische Militärverwaltung einzurichten. Daß sie Ungarn vielfach keine Befehlshaberstellen anvertraute, daß sie die „fremden" Soldaten nicht zurückrief, war mit Rücksicht auf den kaum beendeten Türkenkrieg und die noch herrschende Gärung begreiflich. Ebenso war es unvermeidlich, daß es bei Rückgabe der Güter an ihre früheren Besitzer nach Abzug der Türken zu Schwierigkeiten und Unzufriedenheit kam. Warum mußte die Regierung aber noch zu alledem die ungarische Eitelkeit verletzen, indem sie bei Abschluß des Karlowitzer Friedens trotz verbriefter Zusagen keinen Ungarn beizog und Ungarns gar nicht erwähnte, warum mußte sie einige jüngst zurückeroberte Komitate unter einem eigenen fremden Statthalter vereinigen, was ihrer Losreißung von Ungarn gleichsah? Und aus allen diesen Beschwerden ragte die eine hervor, daß der Reichstag nicht, wie es 1687 versprochen, alle drei Jahre, sondern gar nicht einberufen und dennoch geradezu drückende Steuern in einer der Verfassung nicht entsprechenden Verteilung auferlegt wurden.

Gewiß rechtfertigte dies alles nicht, daß die Ungarn wieder zu dem äußersten Mittel der Insurrektion griffen, auf das sie in Preßburg verzichtet hatten, und noch weniger, daß sie wieder hochverräterische Pläne mit dem auswärtigen Feinde zu spinnen begannen.

Durch seine Herkunft, den Bauernaufstand auf seinen Gütern, durch freie Reden über das Vorgehen des Hofes hatte sich Franz Rákóczy immer verdächtiger gemacht. Wir können nicht feststellen, ob er, wie behauptet wird, schon in Wien den Einflüsterungen des französischen Gesandten ausgesetzt war. Wahrscheinlicher ist es, daß Graf Nikolaus Bercsényi, der von da an wie sein böser Geist erscheint, ihn zum Eingreifen bestimmte.

Der blutige Sieg Eugens von Savoyen bei Zenta hatte die Macht der Türken gebrochen, von dieser Seite hatten die ungarischen Unzufriedenen von nun an keine Hilfe zu erwarten. Dafür hatte an der Schwelle des Jahrhunderts das gewaltige Ringen zwischen Habsburg und Bourbon von neuem begonnen, diesmal um den Besitz der spanischen Herrschaft. Auf Frankreich richtete darum der 24jährige Rákóczy seine Blicke. Am 1. September 1700 schrieb er seine erste Bitt- und Denkschrift an König Ludwig XIV. Er trat als Vorkämpfer seiner unterdrückten Nation auf, die auf ihn ihr Vertrauen setze. Die vom französischen Hofe verlangte Vollmacht der ungarischen Parteiführer vermochte er jedoch nicht beizubringen. Der Bote, den Rákóczy mit den Depeschen nach Versailles sandte, verriet ihn alsbald an den Wiener Hof. — Ludwig XIV. hatte Rákóczys Großvater, Zrinyi, unterstützt und nach dessen Hinrichtung dem Kaiser seine Befriedigung ausgesprochen „über die gerechte Strafe, welche so abscheuliche Verbrechen ereilte". Ebenso versprach er nun dem Enkel reichliche Geldhilfe und beteuerte nach der Entdeckung der Umtriebe „die Abneigung, die er jederzeit beweisen werde, die Rebellion von Untertanen gegen die rechtmäßige Autorität ihres Souveräns zu unterstützen". Rákóczy wurde am 15. April 1701 auf seiner Burg in Saros verhaftet und nach Wiener-Neustadt gebracht. Sein erstes Auftreten war somit von kurzer Dauer, es war, ebenso wie sein späteres, das eines Hochverräters an dem von der Nation anerkannten Könige und zugleich einer Marionette des französischen Herrschers.

Aus Gewissensbedenken, weil er den jungen Magnaten mehr für verraten als f ür einenVerräter hielt, hatte Leopold I. dessen Kopf geschont. Diese Nachsicht wurde durch die langjährigen Unruhen belohnt, die Leopold noch seinem Sohne zur Entwirrung hinterließ. Bevor Franz Rákóczy zu lebenslänglicher Haft nach Rottenburg in Tirol abgeführt werden sollte, saß er in dem noch heute nach ihm benannten Turme des Wiener-Neustädter Schlosses, der jetzigen Militärakademie. Die Aufsicht wurde jedoch so nachlässig gehandhabt, daß er schon anfangs November durch Bestechung seiner Hüter aus der Haft entkam.

Er wandte sich nach Polen. „Dort erleichterten", wie er später an Ludwig XIV. schrieb, „die Wohltaten des Königs (er erhielt zunächst 25.000 Livres) das Unglück seines Exils." „Die Dankbarkeit dafür sowie die Seufzer der ungarischen Nation bewogen ihn jedoch, den Krieg zu beginnen, ohne Waffen, ohne Truppen, ohne Geld." Wir hören nicht, daß die „bedrückte" Nation ihn gerufen hätte. Vorläufig gab es in Ungarn nur Kuruzzenaufstände, Unruhen von Bauern unter eigenen Häuptlingen und auch von Räuberbanden, wie die traurige wirtschaftliche Lage es mit sich brachte. Wie wenig dies mit staatsrechtlichen Beschwerden zu tun hatte, geht schon daraus hervor, daß der herkömmliche Träger derselben, der Adel, in Bekämpfung der Haufen gemeinsame Sache mit der Regierung machte. Gerade der Sieg, den derselbe Graf Alexander Károlyi, der nach wenigen Monaten auf Rákóczys Seite trat, am 7. Juni 1703 bei Dolha davontrug, wobei er nach eigenem Berichte „Rákóczysche Fahnen erbeutete," schien der Bewegung ein Ende zu machen. Rákóczy hatte begreiflicherweise gezögert, sich an die Spitze solcher Leute zu stellen. Allein sein Entschluß, der Retter

Ungarns gegen die Österreicher zu werben, stand einmal fest und mit ähnlicher Hartnäckigkeit wie sein Großvater, der wahnwitzige Feldzüge nicht aufgab, bis er von Armeen den letzten Mann verloren, begann er „unter den Auspizien eines großen Königs“ (Rákóczy an Ludwig XIV.) auch „ohne Truppen“ den Bürgerkrieg.

Am 16. Juni 1703 erschien er, nachdem er sich im Mai mit einigen Bauernführern verständigt hatte, auf ungarischem Boden. Hiemit änderte sich die Lage für den Adel. Hatte dieser bisher im Interesse seines Eigentums die Kuruzzen bekämpft, so mußte er nun, damit die Bewegung sich nicht gegen ihn kehre, entweder an den „Kuruzzenfürsten“ sich anschließen oder auf seine Güter sich zurückziehen. Hier wurde er von Rákóczy aufgesucht und ebenso wie deutsche Besatzungen zur Übergabe und zum Anschlusse gezwungen. Die Flucht und Auswanderung der Adeligen suchte der neue Führer durch das Verbot, sie ohne Geleitsbrief über die Grenze zu lassen, zu verhindern. Eine Stadt nach der andern fiel in seine Hände; einige wie Eperies und Unghvar hielten auch Monate hindurch stand. Auf diese Weise verstärkten sich Rákóczys Scharen, so daß er schon am 26. September 1703 nach Frankreich melden konnte, er habe alle Lande bis an die Donau in sein Interesse gezogen. Inzwischen gingen seine Boten auch weiter ins Ausland: an die polnischen Magnaten, an den Schwedenkönig, nach Berlin um Hilfe für die „gute Sache.“ Am 1. Jänner 1704 erschien sein in der Sprache Ciceros verfaßtes Manifest: »Recrudescunt Hungariae vulnera«: „Die alten Wunden der edlen ungarischen Nation brechen wieder auf“, „die verletzte ungarische Landesfreiheit verlangt die Anwendung des Eisens gegen die unselige Herrschaft des österreichischen Hauses.“ Einige Wochen später erließ er ein Religionsedikt, das die oberungarischen Protestanten, die eigentliche Stütze seiner Bewegung, für ihn begeistern sollte. Eine ähnliche Zusicherung der Religionsfreiheit, Versprechen der Amnestie und Nachlässe der drückenden Steuern kamen von Seite des Kaisers, aber leider zu spät. In einem Manifest vom 20. Juli suchte Rákóczy diese Versprechungen durch eigene zu überbieten.

Die Beschaffenheit seiner Truppen macht es erklärlich, daß der Insurgentenführer schon bei seinem ersten Zusammentreffen mit den Kaiserlichen an die polnische Grenze gedrängt wurde, aber trotz dieser und anderer Schlappen machte er, da Ungarn infolge des Erbfolgekrieges von Truppen vielfach entblößt war, die vorhandenen mangelhaft ausgerüstet wurden und manche zum Feinde übergingen, immer wieder Fortschritte. Einige polnische Kompagnien waren die ersten regulären Truppen in den anwachsenden Haufen, später kamen Franzosen, namentlich Offiziere dazu, an Deutschen fehlte es auch nicht. Noch im Jahre 1705 berichtet der Vertreter Ludwigs XIV. im Lager Rákóczys, daß von der Gesamtzahl seiner Leute von 48.000 Mann nur auf 1400 Mann Kavallerie und 5380 Mann Infanterie zu rechnen sei. Die übrigen seien „nur geeignet, der Armee das Brot wegzuessen und Unordnung zu machen“. Es waren ungarische Bauern in ihrer bekannten fliegenden Tracht mit Sensen und ähnlichen Waffen ausgerüstet, darunter geradezu Räuberbanden. „Der Gedanke, daß bei regelmäßiger Zahlung von 30.000 Livres monatlich von Seiten Ludwigs XIV.“, so urteilt Klopp, „diese Armee zu sechs Siebenteln aus undisziplinierten

Haufen bestand, läßt das furchtbare Wesen der Freiheit erkennen, die Rákóczy über sein Vaterland gebracht hatte". Wenig anders stand es, als die Insurgenten nach Rákóczys Angaben auf 75.000 Mann anwuchsen und die Subsidien 50.000 Livres betrugen. Nichtsdestoweniger bildeten diese Scharen eine ernste Gefahr. Von Westen waren die Franzosen und der Kurfürst von Bayern im Anrücken, der letztere streifte schon bis Linz und traf augenscheinlich Vorkehrungen, um Wien zu bedrohen. Von Osten aber drangen die Haufen Rákóczys ebenfalls bis vor die Tore der Hauptstadt. In ihrer nächsten Nähe sahen die erschreckten Wiener Ortschaften in Flammen aufgehen. Unter anderem veranstalteten die Rebellen unter Károlyi am Geburtstage Leopolds, am 9. Juni, ein solches „Freudenfeuer" in der Gegend von Schwechat; auf persönliche Kränkung des Monarchen war es offenbar abgesehen, als sie in der kaiserlichen Menagerie die Tiger und Leoparden töteten. Die Bewohner der südlichen Vororte waren schon einmal mit Hab und Gut in die Stadt geflohen, bis die Hauptstadt mit Aufgebot aller Bewohner zwischen 18 und 60 Jahren ohne jeden Unterschied des Standes und Geschlechts rings mit einem Walle umgeben wurde, der für diesen Feind genügte. Als Mautschranke, die „Linien", blieb er bis in die neueste Zeit erhalten. Endlich war Feldmarschall Heister mit einem Korps von 7000 Mann gegen die Insurgenten aufgebrochen. Er brachte ihnen, während Forgacs mit seinen 18.000 Mann auf Sieg gehofft hatte, am 13. Juni 1704 bei Gyarmat eine Niederlage bei. 3000 Kuruzzen bedeckten das Schlachtfeld und der größte Teil löste sich in wilder Flucht auf. „Meine ganze Armee", so schreibt Rákóczy noch im August, „besteht nur aus 5000 Mann und man kann es nur der Gnade Gottes beimessen, daß die Deutschen die Frucht ihres Sieges nicht weiter verfolgt haben, wo es nur an ihnen lag, das ganze Land wieder zu nehmen". Daß dies nicht geschah, hatte er dem Umstande zu verdanken, daß die Kaiserlichen die Schwäche des Gegners nicht ahnten und durch das Landvolk darüber absichtlich getäuscht wurden. Auch die umherstreifenden Banden mochten auf eine überlegene Zahl schließen lassen. „Wir hielten Heister zum besten", belustigt sich der Insurgentenführer, „denn wenn er uns in Niederungarn aufsuchte, verwüsteten wir Mähren, und wenn er dahin eilte, plünderten wir Steiermark und einen Teil Niederösterreichs."

Die drohende Gefahr hatte Leopold I. umsomehr zu Unterhandlungen mit den aufständischen Ungarn bestimmt; sie wurden nach seinem Tode von Josef I., den die ungarische Patriotenpartei, an ihrer Spitze der Palatin Eszterházy, mit Jubel und freudigen Hoffnungen begrüßte, durch großmütige Anerbietungen von Amnestie neuerdings aufgenommen. Als Bevollmächtigter des Hofes erschien vor allem Erzbischof Széchényi von Kalocsa im Lager der Rebellen. Nur ungern hatte der Hof die ihm aufgenötigte Vermittlung der mit ihm verbündeten Seemächte angenommen. Die Haltung des Vertreters Hollands und noch mehr des englischen Gesandten Stepney war jedoch nicht ganz aufrichtig, da sie die Ungarn schonen wollten, in der Meinung, die Interessen des ungarischen Protestantismus wahren zu müssen. Auch dies hinderte den Kaiser, den dringenden Rat Eugens von Savoyen, der zu energischer Bekämpfung des Aufstandes riet, zu befolgen, was von Seiten seiner in diesem Punkte zweifelhaften Bundesgenossen gewiß nicht

geschehen wäre, wenn sie geahnt hätten, in welchem Grade Rákóczy im Dienste Frankreichs stand und daß sie damit nur die Geschäfte dieses gemeinsamen Feindes besorgten. Nichts konnte Rákóczy erwünschter sein, der an seiner Absicht, der Vernichtung der habsburgischen Herrschaft in Ungarn, festhielt und nur zum Scheine Verhandlungen führte.

Die von ihm gestellten Bedingungen und seine ganze Haltung durch diese Jahre zeigen, daß er nur Zeit zu neuer Rüstung gewinnen oder die Niederlage des Kaisers in dem großen Kriege abwarten wollte. Unerfüllbar war seine Bedingung, daß die Ungarn vor allem als unabhängige, kriegführende Macht anerkannt werden müßten; der zwischen ihnen und dem Kaiser abzuschließende Vertrag sollte gar von England, Holland, Schweden, Preußen und Polen bekräftigt werden! Ferner verlangte er die Aufhebung der Preßburger Beschlüsse von 1687; die übrigen Forderungen lassen sich mit Krones dahin zusammenfassen: ein selbständiges Ungarn mit einem habsburgischen Titularkönig. Während Rákóczy in einem Schreiben vom 8. Juli 1705 an Josef I. von Beteuerungen seiner reinen Absichten überfließt, schreibt er an demselben Tage an Ludwig XIV., daß der Friede nur gegen seinen Willen zustande kommen würde, und bekennt drei Wochen später an Vetes, daß er nur den Sieg seiner Waffen abwarte, um den Frieden zurückzuweisen und zur Wahl eines ungarischen Königs zu schreiten.

Selbst der nötigen Hilfsmittel entblößt, hoffte er sie stets von außen zu erhalten und sah sehnlichst einer Vernichtung der Habsburger durch ihre auswärtigen Feinde entgegen. Allein die wuchtigen Siege Eugens und Marlboroughs, von dem bei Höchstädt angefangen, ließen die letztere Hoffnung immer mehr zu schanden werden und was die erstere anging, nützten die fremden Bundesgenossen, vor allem Frankreich, die ungarische Insurrektion nur für ihren Zweck der Schwächung des Kaisers aus, ohne an die Erfüllung von Rákóczys Plänen zu denken. Rákóczy, welcher das eine wie das andere wohl wußte, war nicht der Mann, einen ehrgeizigen Plan deshalb fallen zu lassen. Umsonst schrieb ihm sein scharfblickender Agent Ladislaus Kökenyesdi von Vetes, wie sonst oft, im Mai 1706 aus Brüssel: „Lassen Euer Durchlaucht die Franzosen in Frieden und versöhnen Sie sich mit dem Wiener Hofe; ich halte es für ratsamer, den Versprechungen und Anträgen dieses Hofes Glauben zu schenken, als sicheres Verderben über das Vaterland zu bringen."

Inzwischen war es dem Insurgentenführer gelungen, seine persönliche Stellung den Aufständischen wie dem Auslande gegenüber zu befestigen. Er berief die Stände Siebenbürgens zu einem Landtage nach Weißenburg und wurde von ihnen, das heißt von den Erschienenen, am 6. Juli 1704 zum Fürsten gewählt. Da die siebenbürgischen Stände im Jahre 1690 die Herrschaft der Habsburger anerkannt hatten, waren die Beschlüsse dieses Landtages ebenso unrechtmäßig wie er selbst. Die Mehrzahl der Berechtigten war nicht gekommen; so fehlten hauptsächlich die Magnaten und die sächsischen Städte. Der Kern der Siebenbürger Sachsen stand ebenso wie die Serben, Slowaken und Ruthenen der Sache Rákóczys wenig freundlich gegenüber. Der sogenannte Landtag hatte die Wahl Rákóczys zum Fürsten eben voll-

ziehen können, als er beim Herannahen des kaiserlichen Feldmarschalls Rabutin auseinanderfliehen mußte.

Am 1. September 1705 sehen wir Rákóczy auf dem Höhepunkte seines Glückes. Rings vom Heere der Freiheit umgeben, versammelten sich seine Anhänger im Feldlager zu Széczény, erklärten sich als „Konföderation der ungarischen Stände" und leisteten Franz Rákóczy, „dem fürstlichen Anführer des verbündeten Magyarentums," den Treuschwur. Der Eid, den Rákóczy selbst leistete, ist eine Kriegserklärung gegen das regierende Haus. Und zur selben Zeit wurden die Friedensunterhandlungen mit dem Hofe äußerlich aufrechterhalten! Die Konföderierten hatten ihn tatsächlich mit souveräner Gewalt bekleidet. Von nun an führte er den Titel: Franciscus II. Rákóczy, Dei gratia Transilvaniae princeps electus, partis regni Hungariae dominus rc. Seit der Weißenburger Wahl hatte er sich mit einem Hofhalte umgeben. Im Jänner 1706 tagte ein Landtag der Konföderation in Miskolcz, bei dem ein schwedischer, brandenburgischer und französischer Gesandter anwesend waren. Frankreich verlangte jedoch seine Inthronisation in Siebenbürgen, bevor es ein formelles Bündnis mit dem „Fürsten" eingehen wollte. Es drängte Rákóczy umsomehr, dahin zu eilen, als die dem Kaiser treuen Stände seine Wahl am 2. August auf einem rechtmäßigen Landtage in Hermannstadt für ungiltig erklärt hatten und Rabutin wieder zu ihrem Schutze heranzog. Am 11. November 1705 trafen die Heere bei Zsibo zusammen und binnen einer Stunde hatte Rákóczy eine seiner schwersten Niederlagen erlitten. Die Huldigung des ihm anhängenden Teiles des siebenbürgischen Adels erfolgte erst am 1. April 1707 in Maros-Vasarhely. Der „Fürst" schied von hier in sehr trüber Stimmung, da die Adeligen durch den Beschluß, ihre Grundholden dürften nur mit ihrer Einwilligung an dem Kampfe in Ungarn teilnehmen, einen schlechten Beweis ihrer Anhänglichkeit gegeben hatten.

Eine andere, noch schwerere Bedingung hatte Rákóczy Frankreich gegenüber zu erfüllen: die förmliche Absetzungserklärung des Hauses Habsburg. Dafür hatten er und Graf Bercsényi dem Gesandten Ludwigs XIV. ihr Wort verpfändet, sie war von seinem „Senate", dem einen der ihm beigegebenen Ratskörper, anfangs Januar 1707 in Rosenau schon beschlossen worden. Strenges Geheimnis wurde aber bewahrt, da die Zustimmung der übrigen Anhänger keineswegs so leicht zu erreichen war. Was Rákóczy in seinen eigenen Aufzeichnungen als zufälliges Ergebnis aufflammender Parteileidenschaft hinstellt, erscheint nach den neueren Forschungen immer mehr als ein von langer Hand vorbereiteter Gewaltstreich, um den Widerstand der Zaghaften zu brechen. Der blutige, sogenannte Landtag von Ónod und der 31. Mai 1607 bilden die dunkelsten Flecken in dieser Geschichte. Von den beiden Vertretern des Turoczer Komitats, das sich über die Bedrückungen durch das Insurgentenheer beklagte und ein Rundschreiben an andere Gespanschaften erlassen hatte, wurde der eine in der Versammlung niedergehauen, der andere verwundet und nach Martern hingerichtet. Gegen 20 andere Edelleute wurden in Ketten gelegt und das Komitat zum abschreckenden Beispiele aufgelöst. Unter dem Schrecken, den dieses Exempel einflößte, und von den Scharen Rákóczys in der Stärke von 10.000 Mann

umgeben, sprach die Versammlung — es waren 30 Komitate vertreten — die Thronentsetzung des österreichischen Hauses aus. Es war der Höhepunkt der Bewegung, dem nur ein um so rascherer Verfall folgen konnte. Wie 142 Jahre später, wurde die Wahl des Königs dem nächsten Reichstage überlassen und damit das Unwahre der Situation nur schlecht verhüllt. Die fremden Kandidaten für die ungarische Krone, der Kurfürst von Bayern und der Kronprinz von Preußen, wollten davon nicht viel wissen und, wie Vetes berichtet, wagte Rákóczy seine eigene Kandidatur nicht aufzustellen, weil er des Erfolges zu unsicher war. Frankreich hatte Rákóczy durch diese Absage an den Kaiser nur noch mehr an sich gekettet, tat aber ebenso wenig wie früher.

Franz Rákóczy ging auf der abschüssigen Bahn weiter und konnte dabei die Entschuldigung nicht beanspruchen, daß er nicht gewarnt worden wäre. Sogleich nachdem Vetes von den Rosenauer Beschlüssen Kenntnis erhalten, erhob er seine Stimme, um von dem entscheidenden Schritte abzumahnen. „Ich bitte Euer Durchlaucht um Gottes willen", schrieb er am 17. März 1707, „lassen Sie sich nicht durch die französischen Praktiken täuschen; denn wenn Euer Durchlaucht alles getan haben werden, was der König (Ludwig XIV.) sub vanae gloriae praetextu vom Vaterlande und Euer Durchlaucht fordert, wird er nachher sich nicht viel um das Anbringen Euer Durchlaucht kümmern und Ihre gerechten Forderungen zu umgehen wissen." In offener, nachdrücklicher Sprache machte Vetes zugleich darauf aufmerksam, daß die Kriegslage so ungünstig sei, daß die Friedensbedingungen eher Frankreich vom Feinde vorgeschrieben werden dürften als umgekehrt. Ludwig XIV. sei gar nicht in der Lage, „die Ungarn von der Herrschaft des Wiener Hofes zu befreien oder ihre alten Freiheiten wieder herzustellen". Auch die eigenen Mittel Ungarns und Rákóczys seien ungenügend, um eine bescheidene Reform des ungarischen Staatswesens vorzunehmen, geschweige denn, um die Unabhängigkeit Ungarns zu erkämpfen. Unter diesen Umständen sei es „nicht rätlich, zu diesem Äußersten zu schreiten, selbst wenn es klar wäre, daß der König das Bündnis eingehen wolle". Nun sehe man aber, daß Ludwig XIV. dies gar nicht beabsichtige. „Gebe Gott, daß ich falsch prophezeie, aber ich bin überzeugt, daß Frankreich für das Wohl und zugunsten Euer Durchlaucht und des Vaterlandes nicht eine Stunde länger Krieg führen wird, als es sein eigener Nutzen erfordert . . . und zur Zeit der Friedensverhandlungen (selbst wenn es möglich wäre, daß die Ungarn bis dahin in Waffen bleiben,) wird wenig Erinnerung an die Armen bleiben". „Halten sich Euer Durchlaucht", rief Vetes warnend aus, „den Weg zum Frieden mit dem Hause Österreich offen und ergreifen Sie eine gute Gelegenheit". Frankreich beabsichtige ja nur Ungarn unversöhnlich mit dem Kaiser zu entzweien. Wie wir gesehen, verhallte die Warnung, und, wie wir noch sehen werden, erwies sich Vetes in allen Einzelheiten als ein guter Prophet. Ludwig XIV. schloß das Bündnis gar nicht ab, die Ungarn konnten den Kampf bis zum Frieden gar nicht aushalten und im Friedensschluß war von ihnen keine Rede.

Diese Erfahrungen mit Frankreich, dann weitere Niederlagen, wie die tödliche, welche Heister am 4. August 1708 den Insurgenten bei Trencsin

zufügte, bewogen immer mehr Adelige und deutsche wie auch ungarische Truppenteile zum Abfalle. Der Adel und die Gespanschaften wollten von Rákóczy ebensowenig wie früher vom Kaiser zu Steuern und Kriegsdienst herangezogen werden. Sie hatten an beiden schon über ihre Kräfte geleistet. Alle Maßregeln und Exekutionen Rákóczys konnten dagegen wenig helfen. Und was der „Verrat“ ihm von seinem Heere übrig ließ, wurde in den Jahren 1709 und 1710 von der Pest schwer heimgesucht.

Immer enger schloß sich der Kreis der Anhänger um den Führer, immer größer wurde die Zahl jener, die den Frieden mit Wien suchten. Frankreich selbst drängte jetzt dazu, damit die ungarische Sache ihm bei den begonnenen Friedensunterhandlungen keine unnützen Verlegenheiten bereite. Bitter beklagt sich der Insurgentenführer nun selbst in einem Briefe an Betes: daß man „nun, nachdem die Orange ausgesogen sei, die Schale wegwerfe“. Ludwig XIV. genügte es vollkommen, daß Rákóczy dazu beigetragen, seinem Hause die spanische Erbschaft zu verschaffen. Umsonst wartete Rákóczy auf Hilfe von Seite der Türken, umsonst wollte er eine italienische Liga gegen den Kaiser bilden. Die Kaiserlichen, welche besser organisiert waren, seitdem der Hofkriegsrat den dringenden Vorstellungen Prinz Eugens Folge gegeben, machten beständige Fortschritte. Am 26. April 1711 fiel der letzte Waffenplatz Rákóczys, Kaschau, nach längerem Widerstande in ihre Hände. Rings im Lande wuchsen Jammer und Not. Nur die Unterwerfung unter den rechtmäßigen König konnte noch als Auskunftsmittel erscheinen.

Graf Károlyi unterhandelte erst im Namen des Führers, dann im eigenen mit dem kaiserlichen Feldmarschall Johann Graf Pálffy. Das Ergebnis war der sogenannte Szathmarer Friede, der am 1. Mai 1711 zustande kam. Darin wird dem „Fürsten Franz Rákóczy das Leben, ungestörter Besitz seines Vermögens und freier Aufenthalt im Lande“, also die vollste Amnestie, zugesichert, wenn er wenigstens binnen drei Wochen den Huldigungseid leiste; ebenso gewährte der Kaiser „gleiche Gnade an Leben und Gut“ allen Ungarn und Siebenbürgern; er versprach ferner, die Rechte beider Länder heilig und unverletzlich zu achten und auf dem nächsten Reichstage etwaige Beschwerden entgegenzunehmen. Rákóczy war schon vorher auf den Rat seiner Freunde nach Polen gegangen und weigerte sich, die ihm angebotene Gnade anzunehmen.

Er sollte den Boden seiner Heimat nicht mehr betreten. Kaum acht Jahre hatte er in Ungarn verlebt, der Rest seines Lebens gehörte dem selbstgewählten Exil. Die Tätigkeit Franz Rákóczys in diesen 24 Jahren läßt sich treffend mit den Worten zusammenfassen, welche der getreue Kämmerer Mikes noch im September 1733 aus der Türkei schrieb: „Wir sehnen uns ungemein nach dem Kriege. Was er uns nützen wird, weiß Gott. Wir aber hoffen und hoffen, solange wir nicht sterben . . . . . Unser armer Herr tut mit der Feder, was er kann. Er schreibt vollauf nach allen Seiten.“ Jede Konstellation der europäischen Politik wollte dieser Fürst ohne Land, ohne Armee und ohne berechtigten Titel für seine Pläne ausnützen, denen er um keinen Preis entsagte, die er unausgesetzt durch Agenten und Briefe betrieb. Einen greifbaren Erfolg hatten diese Bemühungen des nicht zu Enttäuschenden nicht. Ein kurzer Überblick ist jedoch hier notwendig, damit

wir unserer Aufgabe getreu den Charakter und die Bedeutung dieses Mannes möglichst genau erfassen.

Ungefähr ein Jahr verbrachte Rákóczy in Polen und dann ein weiteres in Danzig. Er hatte während dieser Zeit Zusammenkünfte mit einem seiner unzuverlässigen Gönner, dem Zaren, und richtete Memoriale an die holländischen Generalstaaten, in denen er seine und der Ungarn Sache als eine protestantische hinstellte; auch könnte die Unzufriedenheit in seinem Vaterlande wieder zu einem Kriege der Türken mit dem Kaiser führen, was sie als dessen Alliierte doch nicht wünschen könnten. Die Sache sollte darum in den Friedensunterhandlungen in Utrecht die nötige Berücksichtigung finden. Daneben begann er die Annäherung an den Kaiser allmählich für das Beste zu halten und wünschte den Prinzen Eugen dafür zu gewinnen. Er bemerkte jedoch, daß er Siebenbürgen nicht entsagt habe, und verlangte, daß ihm die Rückgabe seiner Güter sowie die der Familien Zrinyi und Frangipani im Utrechter Frieden zugesichert würde. Bald rechnete er aber wieder auf Zeichen von Unzufriedenheit, die in Ungarn bemerkbar wurden.

Den sichersten Schutz und Unterhalt konnte der Ruhelose in Frankreich erhoffen. Nach seiner nicht unbegründeten Meinung hatte er Anspruch auf die Dankbarkeit Ludwigs XIV. Hier war auch der fruchtbringendste Boden für seine Pläne, besonders solange der Friede noch nicht geschlossen war. Im Januar 1713 erschien er, ein umso unwillkommenerer Gast, als er manche andere mitbrachte, in Versailles. Das Gnadenbrot, das in einer Jahresrente von 100.000 Livres bestand, war ausgiebig. Der Graf von Saros, wie sich Rákóczy nach seinem ungarischen Besitze zu nennen begann, wurde vom Sonnenkönig jedoch bald nur wie ein Höfling behandelt. Der baldige Abschluß des Utrechter Friedens war für ihn ein bitteres Erlebnis. Der Glockenklang, der ihn am 22. Mai in Paris verkündete, war, wie Krones sagt, das Grabgeläute für Rákóczys Hoffnungen, allein nur für andere als seine Ohren, dessen Hoffnungen nur an seinem eigenen Grabgeläute ihren Endpunkt fanden. Noch in demselben Jahre dachte er an die Bildung einer Liga gegen den Kaiser, welcher der Papst, Savoyen, Venedig und England angehören und Frankreich nicht ferne stehen sollte; dabei vernachlässigte er nicht den Briefwechsel mit dem Zaren und Polen und unterhielt den Verkehr mit den Gesinnungsgenossen in Ungarn. Rákóczy wechselte seinen Aufenthalt in der Umgebung der französischen Hauptstadt; längere Zeit führte er ein fromm-beschauliches Leben in der Nähe der Kamaldulenser in Grosbois. Fromme Ergebung und Entsagung spricht aus den Briefen dieser Zeit und doch blieb er seinen Gedanken treu. Mit fieberhafter Aufmerksamkeit verfolgte er von hier aus den 1714 begonnenen Krieg der Pforte mit Venedig und später mit dem Kaiser, der seinen Plänen wieder eine andere Richtung gab.

Im Sommer 1717 erhielt Rákóczy den Antrag der Pforte, in ihrem Lande Aufenthalt zu nehmen. Gerne verließ er Frankreich, das seinen Erwartungen nicht entsprochen hatte. In der Türkei, wo ein Teil der ungarischen Emigranten schon lebte und nun auch andere sich einfanden, wurde er glänzend aufgenommen, doch fand er wenig mehr zu tun. Nach den Verlusten von Peterwardein, Temesvár und Belgrad mußte die Pforte

an den Frieden denken. Es fehlte nicht viel, so wären Rákóczy und sein Anhang im Passarowitzer Frieden an Österreich ausgeliefert worden. In dem Friedensvertrage vom 21. Juli 1718 übernahm die Pforte nur die Verpflichtung, Rákóczy und seine Genossen an sicheren Orten zu internieren. Schon am 16. August mußte er mit 40 Emigranten Adrianopel verlassen. Auch die Frankenstadt von Stambul mußten sie auf Veranlassung des österreichischen Gesandten bald räumen. Im April 1720 langte Rákóczy in Rodosto am Marmarameere an, wo er bis zu seinem Lebensende verblieb. An äußerlichen Ehrenbezeugungen und an Geld ließ es die Pforte nicht fehlen. Die fast klösterliche Lebensweise, die der Graf von Saros wieder annahm, bildete nur die Oberfläche, unter der er seine Bestrebungen weiterführte. Es genügt an den Brief vom 22. Mai 1722 an den Herzog von Orleans zu erinnern, in welchem er von neuem Luftschlösser baut und Frankreich seinen Plan, im Vereine mit dem Zaren einen Krieg in Ungarn zu entfachen, in sonderbaren Windungen der Gedanken und Worte als höchst hoffnungsreich hinzustellen versucht. Wie wenig entsprach dies der Wirklichkeit, in der die Ungarn zu derselben Zeit die pragmatische Sanktion annahmen! Die Pest, der 1725 unter andern Graf Bercsényi erlag, lichtete seine Umgebung. Aber so traurig und einsam sich sein Leben auch gestaltete, jede in Europa aufsteigende politische Wetterwolke, jedes Zeichen einer Unruhe in Ungarn erfüllte ihn mit neuer Hoffnung, das Spiel wieder beginnen zu können. Mit den Ausdrücken frommster Ergebenheit verband er die Überzeugung, daß, „wenn Gottes Ratschlüsse es gestatten, daß sich ein Krieg in Europa entzünde, es seine Pflicht sei, sich zu opfern, für die Befreiung seines Volkes von offenkundiger Usurpation“, wie er die habsburgische Herrschaft in Ungarn nannte. 1733 war der große Krieg zwischen Frankreich und Österreich gekommen, nach dem er sich sehnte. Umsonst suchte er aber die Pforte zu einem Angriffskriege gegen den Kaiser zu reizen, umsonst bat er, an den Türken verzweifelnd, ihn wenigstens nach Frankreich zu entlassen. Krankheit erfaßte ihn und im Schmerze über seine Enttäuschungen wie über das Verhalten seines Sohnes Josef starb er in Rodosto. „Franz II. Rákóczy, Wahlfürst von Siebenbürgen, Herr von Teilen des Königreiches Ungarn . . . fand hier, was er im Leben nicht gekannt, die Ruhe im Herrn am 8. April 1735 im 59. Jahre seines Lebens“, lautete die Grabschrift in der katholischen Kirche zu Galata.

Noch ein Blick auf die Schicksale der letzten Rákóczy. Die beiden Söhne Franz II., welche unter der Aufsicht des Kaisers erzogen wurden, sollten mit Marchesaten in Sizilien versorgt werden. Der jüngere, Georg, entwich 1727 aus Wien und erschien bei seinem Vater in Rodosto. Allein die Lebensweise seines Vaters behagte ihm wenig, so daß er sich schon nach einigen Monaten nach Paris begab. Er verscholl oder starb im Jahre 1732. Auch der ältere Sohn, Joseph, entkam mit Hinterlassung von Schulden aus Wien und trieb sich als „Erbprinz von Siebenbürgen“ in Italien herum, mit der Entführung der Frau eines kaiserlichen Offiziers und anderen Abenteurern beschäftigt, während sein sterbender Vater ihn sehnlichst zu sehen wünschte. Sein Erscheinen bei der ungarischen Emigration in der Türkei — „Spät, aber doch endlich ist Joseph Rákóczy angekommen“

schreibt Mikes am 6. Dezember 1736 — belebte deren Hoffnungen. Als die Pforte im nächsten Jahre in den Krieg mit Österreich geriet, suchte sie den Sohn und Erben Rákóczys auszuspielen. Sie stattete ihn als Fürst von Siebenbürgen mit orientalischer Pracht aus und in einem Manifeste belehrte Joseph die Ungarn, daß er das Elend seiner geliebten Nation nicht länger mit ansehen könne und sich entschlossen habe, sich für ihre Freiheit aufzuopfern. Allein der Name Rákóczy verfing nicht mehr. Der Erfolg war so gering, daß Mikes „Gott dankt, daß niemand kam, der etwas tauge", denn „die, welche kamen, wären nur dem Galgen entlaufen". Die Türken ermatteten in ihrem Interesse, der junge Mann, welcher im eigenen Kreise so wenig Freunde zu gewinnen wußte, daß er in steter Angst lebte, seine Umgebung wolle den vom Kaiser auf seinen Kopf gesetzten hohen Preis verdienen, erkrankte und schon am 10. Oktober 1738 beschloß, bevor er noch ungarischen Boden betreten, der letzte Rákóczy sein unrühmliches Dasein.

„Der einmal in die Gärung gebrachte Ungar ist seines Temperamentes nicht mehr mächtig; ich habe hievon eine Menge Beweise unter dem Militär über die Charaktere dieser Nation während meiner Dienstjahre gesammelt ..... Mir scheint, der Hang zur Verräterei setzt sich in dem Geblüte so fest, daß er auf Generationen übergeht. Die Söhne wollen das an ihrem Vater vermeintlich begangene Unrecht rächen und das ohnehin erhitzte Geblüt führt sie auf den Punkt ihrer eigenen Vernichtung." In diesen Worten, die Prinz Eugen von Savoyen an den Feldmarschall Pálffy schrieb, liegt großenteils die Erklärung der Lebensgeschicke, die wir hier geschildert haben. Auf diesem Wege wurden die beiden Söhne Franz Rákóczys II., die Prinz Eugen bei seinen Worten zunächst im Auge hatte, zu Abenteurern. Ihr Vater steht zwischen ihnen und seinen immerhin größeren Ahnen. Um auch nur zur Bedeutung seiner Großväter zu gelangen, besaß er kaum die Fähigkeiten, fehlten die äußeren Verhältnisse, genügte schon die kurze Zeitspanne nicht, die er von seinem Leben auf Ungarns Boden verbrachte.

Seine Blutsverwandtschaft mit den Größen der vorhergehenden Aufstände, der Name Rákóczy, der schon ein Jahrhundert vor ihm mit fast allen Wirren in Ungarn verknüpft war, der Umstand, daß er durch fast 40 Jahre als Abgott in jedem unzufriedenen Ungarherzen lebte, die äußerlichen Erfolge, welche ihm die Lähmung der kaiserlichen Macht durch den spanischen Erfolgekrieg verschaffte, die Gloriole des Märtyrers, welche die von ihm selbst gewählte Verbannung und ihre traurigen Schicksale um sein Haupt wanden, von ihm verfaßte und gefärbte, in ganz Europa in starker Auflage verbreitete Memoiren, ein ungarisches und protestantisches Literatentum, das seine Geschichte im Banne eigener Gefühle schrieb: dies alles hat aus Franz Rákóczy einen ungarischen Nationalhelden und aus seinem Leben und Tun eine Legende gemacht. Halten wir uns aber die beglaubigten Tatsachen der Geschichte vor Augen, so fragen wir uns umsonst, worin die große Bedeutung dieses Mannes und gar die Verdienste um seine Nation liegen sollen.

Er selbst verglich sich irgendwo mit Wilhelm III. von Oranien. Wir wollen dessen größeren Schauplatz und größeres Glück nicht in Anschlag bringen und auch zugeben, daß den Engländern vielleicht zu sehr mildernde

Umstande zugebilligt wurden, die gerechten Beschwerden der Ungarn hingegen oft zu wenig berücksichtigt wurden. So begründet diese aber waren, vor den Beschlüssen von 1687, welche auf den bewaffneten Widerstand verzichteten und das Haus Habsburg als Erbdynastie anerkannten, mußte auch Rákóczy sich beugen. Und verstand er es, von dieser klaren Rechtsfrage abzusehen, so mußte er sich, bevor er einen solchen Kampf begann, erst jene andere Frage beantworten, welche wir oben seinen Vertrauten Betes in so trefflicher Weise erörtern sahen: ob er über die Mittel verfüge, die einen Erfolg versprechen. Denn fehlten sie, so konnte er nur Verderben und Not über sein Vaterland bringen. Ob ihm dieser Vorwurf erspart werden kann, darüber mögen die hier erzählten Tatsachen entscheiden.

War es etwa eine Abhilfe gegen die Beschwerde über die „fremden" Truppen, daß nun neben ihnen noch Rákóczys undisziplinierte Soldaten dem Lande Jahre hindurch zur Last fielen und oft nach Räuberart in ihm hausten? War dies die Abhilfe gegen den Steuerdruck der „Wiener" Regierung, daß nun Rákóczy, wo er nur konnte, noch schwerere Kontributionen einheben mußte, über welche die Klagen bald ebenso laut wurden? War die Finanznot durch die von ihm in Zwangskurs gesetzte Kupfermünze geringer geworden? War dem Lande damit gedient, daß nach aller Türkennot, allen Kriegen und Aufständen die alten Wunden noch ein Jahrzehnt länger bluteten und zahllose neue geschlagen wurden? „Wer vermöchte zu beschreiben oder vorzuzählen, wie viel Schäden und Verwüstungen die Kuruzzen in Siebenbürgen anrichteten? . . . Nicht in fünfzig Jahren könnte man dem Kaiser so viel Steuer zahlen", ruft der Siebenbürger Cserei aus. Über die Stimmung in einer der Städte Ungarns berichtet die Eperieser Stadtchronik schon im Jahre 1705: „Das Elend hat noch keine Not über diese arme Stadt; es soll aus der Stadt ein Marktflecken, ja wohl gar ein Dorff werden." Die Not und das Räuberunwesen auf dem flachen Lande nahmen überhand. Rákóczy selbst mußte etwas wie Schuldbewußtsein beschleichen, wenn er z. B. Ende Oktober 1710 auf seinem Zug gegen Unghvar Scharen vertriebener Edelfrauen aus den unteren Gegenden begegnete, ihre von Kälte zitternden Kinder auf den Wägen sah, die sich mühsam durch den zähen Kot fortbewegten. Dem Eperieser Blutgericht, von dem so viel Aufsehens gemacht wird, stand das Ónoder Blutbad gegenüber, der Verhaftung der ungarischen Kontributoren vor dem Aufstande die von Rákóczy eigenmächtig vorgenommenen. Schon 1706 war er auf dem Wege der Verzweiflungsmaßregeln so weit gekommen, daß er den Befehl erließ, die Städte Eperies, Zeben, Bartfeld, Leutschau und Käsmark zu schleifen und niederzubrennen.

Die Leiden, welche Franz Rákóczy mit unbarmherziger Konsequenz über sein Vaterland brachte und ihm noch zu bringen bereit war, sind der schlagendste Beweis für eigene ehrgeizige Pläne. Dahin kam auf der abschüssigen Bahn der Mann, der viele vortreffliche Eigenschaften besaß, dem aber der Blick des Staatsmannes und die wahre Größe fehlten, um mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen und sich in Unabänderliches zu fügen. Der Herzog von St. Simon entwirft in seinen Memoiren ein sehr günstiges Bild von Rákóczys Persönlichkeit und fügt dann bei: „Er war ein sehr

guter, liebenswürdiger und sanfter Mensch; lernte man ihn aber näher kennen, so verwunderte man sich darüber, wie er nur irgendwann der Führer eines großen Anhanges werden und so viel Lärm in der Welt machen konnte." Sein früherer vertrauter Agent Vetes urteilt: „Rákóczy handelte wie ein Blinder; ein Blinder von dieser Sorte, ist er fähig, der Chef einer Partei zu sein? Er kann es nur sein bei Blinden seines Schlages." Rákóczy bestätigte dies selbst, als er in späteren Jahren schrieb: „Ich war damals (1702) 26 Jahre alt, ohne Militärkenntnisse und äußerst oberflächlich unterrichtet über die politischen und geschichtlichen Angelegenheiten. Ich verstand wohl die Fehler und Mängel zu erkennen, doch wußte ich schwerlich, sie zu verbessern. Ich bekenne daher, ich war ein Blinder, der Blinde befehligte." Noch hervorstechender als sein Ehrgeiz war eben sein blinder Starrsinn. Ohne unter den obwaltenden Verhältnissen je eine annehmbare Bürgschaft für einen Erfolg zu haben, hat er seinem Plane, Ungarn von der Herrschaft der Österreicher zu befreien, alles bis auf sein Familienleben — seine Gemahlin war schon zu Beginn der Insurrektion in Wien und dann nach kurzem Beisammensein in Paris geblieben, wo sie 1723 starb — und bis zum letzten Atemzug geopfert. Der Mangel an den nötigen Hilfsmitteln, die beständige Ausbeutung seiner Person durch die fremden Mächte für ihre Pläne, nichts vermochte den unheilbaren Träumer zu ernüchtern. Noch in der Verbannung stellte er Forderungen, als ob er an der Spitze einer Armee stünde.

Bei ruhiger Überlegung war auch damals die Lösung der ungarischen Frage nur auf dem Wege zu erhoffen, der mit den Preßburger Beschlüssen von 1687 schon betreten worden war. Kein billig Urteilender vermochte an dem guten Willen eines Herrschers, wie Leopold I. es gewesen, zu zweifeln, die den Ungarn in Preßburg 1687 gegebenen Versprechen zu erfüllen, und Rákóczy konnte es beim Beginne seiner Tätigkeit an dem Erzbischof Széchényi sehen, daß eine ernste Darlegung der Beschwerden nicht erfolglos war, wenn sie unmittelbar vor den Monarchen gebracht wurden. Und wie ungerecht ist das Lob, das für Rákóczy ertönt, weil sein Tun dem revolutionären Geiste der Nation schmeichelt, so erfolglos es auch war, so viel Unsegen es auch über das Land gebracht hat. Waren etwa der Feldmarschall Johann Pálffy, der den Szathmarer Traktat im Namen des Kaisers beschwor, der Palatin Paul Eszterházy, der Rákóczy und seine Anhänger so eindringlich beschwor, „nicht mehr auf das offenbare Verderben des Vaterlandes auszugehen, wenn nur ein Funke christlicher Gesinnung oder guten ungarischen Blutes in ihnen sei", die zwölf Bischöfe, die 79 Magnaten, die Vertreter der 13 Freistädte, welche alsbald gegen die Ónoder Thronentsetzung protestierten, waren die Stände, welche der kaiserlichen Einberufung zum Landtage von 1708 nach Preßburg folgten, nicht auch warmfühlende Magyaren? Die Preßburger Postulate konnten den eifrigsten Autonomisten befriedigen. Wie viel Segen hätte Franz Rákóczy über sein Vaterland bringen können, wenn er, gestützt auf seinen Namen und Besitz, im Vereine mit solchen Männern nicht bloß 10, sondern noch dazu 20 oder 30 Jahre, welche er in der Verbannung vertrauerte, mit friedlicher Ausdauer an Abstellung der Beschwerden und Heilung der Wunden gearbeitet hätte! Heute

noch würde wohl sein Geschlecht, zu dem die Nation mit Stolz und Dank aufblicken müßte, unter den ersten des Landes blühen.

Sein Platz wäre umsomehr an der Seite dieser königstreuen Männer gewesen, als der jüngere Franz Rákóczy, wie sein Vater, Katholik war. Um den Aufstand in Szene zu setzen, mußte er größtenteils die protestantische Politik seiner Großväter im In- und Auslande aufnehmen. Nach dem Berichte des französischen Gesandten waren fast alle seine Hofbeamten und Staatsräte Protestanten und, wie er selbst erzählt, neun Zehntel seiner Soldaten Kalvinisten. Dieser Umstand ist bei Beurteilung der ungarischen Aufstände nicht aus dem Auge zu lassen. Aber nicht bloß äußerlich hing der Insurgentenführer der katholischen Kirche an, er zeichnete sich durch Religiösität aus, glaubte sie aber mit den Wegen vereinigen zu können, die er wandelte, auch als Papst Klemens XI. trotz seiner politischen Hinneigung zu Frankreich und Rákóczys Versuchen am Stephanstage 1707 in einem Breve die Ónoder Beschlüsse verurteilte und die geistlichen Anhänger der Insurrektion mit kanonischen Strafen bedrohte und nach einem neuerlichen Breve vom 17. August 1708 ein Bischof und andere Würdenträger deshalb abgesetzt wurden. Wie Rákóczy selbst gesteht, hielt der Klerus der Kirche, der er angehörte, im allgemeinen unentwegt zum Kaiser. Ein „treuer Sohn" der Kirche kann er nicht genannt werden; denn die Ideen des contrat social, der kündbaren Untertanenpflicht, sind doch niemals katholische gewesen.

Da Rákóczys Bewegung sich auf die Protestanten stützte, ist es erklärlich, daß sie nach dem Zeugnisse von Krones „dem Protestantismus in den deutschen Vororten des oberungarischen Berglandes zur Vorherrschaft verhalf", „die Szészényer Beschlüsse an den Interessen des katholischen Klerus empfindlich rüttelten" und „der Katholizismus in seinen Hauptträgern, den Jesuiten, allgemach das Feld räumte". Es ist eine Verdrehung der historischen Wahrheit, deshalb, weil Rákóczy Katholik war, die Jesuiten als seine Helfershelfer hinzustellen. Die Triumphpforte, die sie errichteten und mit Lobsprüchen auf seine Weisheit verzierten, um ihn bei seinem Einzuge in Klausenburg zu beschwichtigen, ist kein Beweis gegenüber den Opfern, mit denen sie überall durch Verlust ihrer Güter und Vertreibung aus dem Lande ihr Eintreten für das rechtmäßige Herrscherhaus bezahlten. Nachher erschienen sie, um wieder mit Krones zu reden, „dem Hofe als die Märtyrer des beendigten Bürgerkrieges".

Nicht drei Wochen, sondern vier Jahre wurde nach dem Szatmarer Frieden gewartet, bis der ungarische Reichstag durch das Gesetz von 1715 Franz Rákóczy und einige andere wegen Nichtannahme der Amnestie als „öffentliche Feinde ihres gesetzmäßigen Königs und des Vaterlandes, Hochverräter und Umstürzler der wahren Freiheit" verurteilte. Die zahlreichen Aktenstücke, welche die Forschung zutage förderte, haben Rákóczys Tun und Absichten seitdem in noch helleres Licht gesetzt. Nach ihren Aufschlüssen wie nach den Grundbegriffen, auf welchen die staatliche Ordnung ruht, mußte dieses von Ungarn gesprochene Urteil als ein endgiltiges erscheinen, das einer Abänderung nicht bedarf.



Das deutsche Kunstgewerbe.

Von A. Reichert.

Der Zug nach Wahrheit, der jetzt durch alle Winkel der Welt, durch alle Beziehungen des Lebens fährt, hat auch ein Gebiet erobert, in das er einst nur bedingungsweise eintreten durfte: die Kunst. Und die Schönheitssehnsucht des modernen Menschen mit den feinen Nerven und geschulten Sinnen ist's nicht mehr zufrieden, die Schönheit in einem abgegrenzten Bezirk zu suchen, fast mit der Aufschrift „Nur hier ist Schönheit zu finden", sondern sie will sie überall, in allen Beziehungen, im Kleinen und im Großen. Sie soll kein Feiertagsidol mehr sein, sondern die Göttin jedweden Tages, und sie wird dadurch nicht entweiht, nicht herabgezogen, sondern der Tag, das Kleine, — das, was früher als klein angesehen wurde, — wächst an ihr und bekommt durch sie seine große und heilige Bedeutung. Früher setzte man Wahrheit und Schönheit, Kunst und Leben in einen Gegensatz; heute sieht man, daß sie berufen sind, ineinander aufzugehen, daß die Wahrheit schön und die echte Schönheit wahr ist, daß die Kunst Leben und das Leben eine Kunst sein soll.

Und die ersehnte Einheit von Schönheit und Wahrheit muß sich am besten in einem Gebiete manifestieren, wo Kunst und Leben augenfällig aufeinandertreffen: im Kunstgewerbe.

Was in früheren Jahrhunderten, zu den glücklichsten Zeiten fröhlicher Kunst und reichen Lebens, schon auf die natürlichste Weise zum Ausdruck kam, die Wechselwirkung, die gegenseitige Belebung und Beseelung von Kunst und Handwerk, soll wieder aufleben. Der moderne Mensch verlangt darnach. Nicht aus Reflexion, nicht aus Laune, sondern aus der Zeit und ihren Menschen heraus ist die neue Bewegung im deutschen Kunstgewerbe geboren. Aber diese Bewegung ist ein Erwachen nach langem Schlaf, ein Aufleben wie in einer Gräberstadt. Eine Zeit der Starre, der Reglosigkeit liegt hinter dem deutschen Kunstgewerbe. Die Blüte, um deren Entfaltung das Kunstgewerbe ringt, ist nicht in der glücklichen Reflexionslosigkeit des natürlichen Werdens entstanden, — man hat sie ins Sein gezwungen, weil man nicht ohne sie leben konnte, und muß nun erst das Erdreich suchen, in dem diese Blume ihre Wurzeln schlagen kann. Man muß viele Jahrzehnte zurückgehen, ehe man die Bedingungen findet, die dem neuen deutschen Kunstgewerbe in seinem Ringen um sich selbst zur Seite stehen können, die es stützen und ihm von ihrer Kraft mitteilen.

Wie in jeder eingreifenden Bewegung mehrere und zumeist zwei Richtungen nebeneinander hergehen, so auch im neuen deutschen Kunstgewerbe. Man möchte sie mit den beiden oft mißbrauchten und doch meistens in mehr

oder weniger weitem Sinn zutreffenden Schlagworten des Realismus und Idealismus bezeichnen oder — und das dürfte besser den spezifischen Fall treffen — eine internationale und eine nationale Seite der Bewegung unterscheiden. Noch gehen diese beiden Richtungen nebeneinander her, wenn nicht auseinander; später werden sie sicherlich ineinander aufgegangen sein.

Die realistische oder internationale Seite der Bewegung wird in erster Linie von Van der Velde in Weimar vertreten. Er knüpft an keinen vorhandenen Stil an, sondern schafft ganz allein aus praktischen Erwägungen heraus. Er verlangt von den Erzeugnissen des Kunstgewerbes, daß sie aus dem Begriff der Nützlichkeit, der Hygiene und der praktischen Form konstruiert, daß aus der Idee des Gegenstandes seine Form abgeleitet werden soll. Ein Utilitarismus der Ästhetik, dem in seiner Bedingungslosigkeit ein Verkennen des Menschen und seiner Bedürfnisse zugrunde liegt. Gewiß ist eine innerlich wahre Form auch immer schön; sie besitzt die reine, klare, unverkennbare und jeden ehrlich empfindenden Menschen ansprechende Schönheit des Wahren. Aber der Mensch, und zumal der feiner organisierte Mensch, verlangt von den Dingen seiner Umgebung mehr als die Schönheit der Nützlichkeit, der Hygiene und praktischen Form, die nur die Grundlage seines körperlichen und seelischen Wohlseins gibt. Er verlangt außer dieser noch einen Überschuß an erfreuenden, wohltuenden Momenten, die über den praktischen Nutzen hinaus zum ästhetischen Gefühl, zum Herzen oder zum Verstande sprechen. Ein Purismus, wie ihn Van der Veldes Theorie gibt, muß alles schmückende Spiel des Künstlers und des Menschen, der Kunst und des Lebens negieren. Der Mensch ist aber nicht so ganz und ausschließlich auf Nützlichkeit basiert, wie Van der Velde meint. Im Gegenteil, ein fröhlicher Mensch gibt lieber ein Gran Nützlichkeit, Hygiene und praktische Form hin, ehe er einen Scherz für das Auge, einen muntern Schmuck, eine kleine überflüssige und doch im Leben so nötige Freude entbehren mag. Van der Velde und die den seinen verwandten Ideen sind nötig, um mit dem Wust von schnörkelndem Kleinkram aufzuräumen, der zu keines Menschen Freude und zu aller Belästigung und Unbehagen sich im Hausrat breit machte. Diese Ideen bilden den gesunden Kern aller Bestrebungen auf dem Gebiet angewandter Kunst. Sie sind die Grundlage der weiteren Entwicklung des Kunstgewerbes, und weil sie für das Kunstgewerbe jedes Landes gelten, in das Kunstgewerbe jedes Landes hineingetragen werden müssen, soweit sie nicht schon darin herrschen, sind sie international. Ebenso international wie das Bedürfnis nach Licht, Luft und Wasser im Leben.

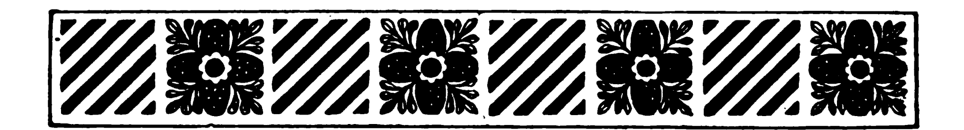
Die Van der Velde nicht durchaus entgegengesetzte, aber doch von ihm abweichende Richtung ist die nationale Schultze-Naumburgs, der fast sklavisch alte, in Deutschland eingebürgerte Formen nachbildet, um dem spezifisch Deutschen im modernen Kunstgewerbe seinen gebührenden Raum zu schaffen. Dieses spezifisch Deutsche der aus der Vergangenheit geholten Formen widerstreitet aber oft der von Van der Velde geforderten Nützlichkeit, Hygiene und praktischen Form. Das Empire ist vielfach starr und hemmend, der Biedermeierstil schwerfällig. Dem Wesen des modernen Menschen entspricht weder das eine noch das andere unbedingt, ebenso wie weder Empire noch Biedermeierstil spezifisch deutsch sind. Aber das deutsche Kunst-

gewerbe findet an beiden einen vollkommenen Anknüpfungspunkt. Ein ganz aus der Moderne heraus gebornes Kunstgewerbe kann auf das stark in der Vergangenheit wurzelnde Gefühl des Deutschen nicht befriedigend wirken. Es ist daher natürlich und verständig, daß das moderne Kunstgewerbe da aufbaut, wo es die passendste Grundlage findet, daß es als Fortsetzung dessen erscheint, was des Weiterführens im modernen Sinn wert und fähig ist: der Formen des Empire und Biedermeier, der letzten in Deutschland vorkommenden Formen, die noch Selbständigkeit und künstlerischen Gehalt aufweisen.

Erst vor zehn Jahren entschlossen sich einige wahr und fein empfindende Künstler, ihre Kräfte an die Neubelebung des deutschen Kunstgewerbes zu setzen. Und mit wie viel gedankenloser Unnatur, mit wieviel Häßlichkeit ist schon aufgeräumt! Daß die Kunst — und als angewandte Kunst das Kunstgewerbe — in erster Linie wahr sein soll, erscheint schon in weiteren Kreisen gar nicht mehr als eine so überspannte, ja unmögliche Forderung, als die sie zuerst betrachtet wurde. Der Blick für das Schöne ist weiter geworden. Nicht nur das seit alters her für schön Gehaltene, auch anderes, Neues, wird als schön empfunden. Man sieht jetzt, daß ein Haus, ein Möbelstück ihren Schönheitsgehalt in sich selbst tragen, in dem Maße, als sie ihre Bestimmung erfüllen, nicht in verlogenem Putz und nicht in kleinlichen, ganz äußerlichen und mit dem Gegenstande selbst gar keine inneren Beziehungen unterhaltenden Schmuckformen. Man sieht auch, daß im Material selbst eine hohe Schönheit liegt, selbst in den bisher verachteten billigeren Holz- und Steinarten, und sieht die besondere Schönheit, die darin liegt, daß man diese billigeren Holz- und Steinarten in stolzer Wahrheitsliebe zur Schau stellt und sie von dem Besitzer und seinen Lebensverhältnissen zeugen läßt. Überhaupt sollen alle Gegenstände eine ganz bestimmte Beziehung zu ihrem Eigentümer unterhalten, sollen nicht Gegenstände an sich, sondern *seine* Gegenstände, sollen allein für *ihn* berechnet sein. Denn dadurch werden sie zu mehr als Stein oder Holz, mehr als käuflicher Ware, werden sie mit persönlichstem Leben durchtränkt, beseelt, — für den Beschauer sowohl, der nun von den Gegenständen auf den Besitzer schließen kann, wie für den Besitzer selbst, dem alle Gegenstände seiner Umgebung von sich und seinem Leben, seinen individuellen Bedürfnissen und Neigungen sprechen, dem sie alle eng mit sich verwachsen sind.

Am erfreulichsten sind die Erscheinungen des deutschen Kunstgewerbes da, wo sie nicht aus einer Theorie, sondern aus einer mitten in ihrer Zeit stehenden und dabei dankbar sich der Vergangenheit erfreuenden starken, wahren, fröhlichen und phantasiebegabten Künstlernatur herausgeboren sind. Da sieht man wunderbar fein gedachte Dinge, Dinge, in dem internationale Zweckmäßigkeit mit echt deutscher Eigenart und aus der Konstruktion sich ergebenden künstlerischen Zierformen vereinigt ist. Denn die Dekoration, das spezifisch künstlerische Element, soll in dem modernem Kunstgewerbe nicht vergessen, nur auf eine andere Grundlage soll sie gestellt werden. Nicht wie früher soll das dekorative Moment das konstruktive verdecken, sondern es in seiner Eigenart betonen und über sich selbst hinausführen, es aus der Notwendigkeit zur Freiheit steigern — wie die Kunst das Leben.





Zur Erinnerung an Franz Dingelstedt.

Von A. Trabert.

Hab' ich denn mit offenen Augen geträumt oder ist es Wirklichkeit und Wahrheit, daß jüngst in den Zeitungen zu lesen war, es werde demnächst zu Ehren des „Kosmopolitischen Nachtwächters", zur wohlverdienten Verherrlichung meines vaterländischen Dichters Franz Dingelstedt, eine glänzende Jubiläumsfeier in Szene gesetzt werden?*)

Sei dem, wie ihm wolle, ich will in der mir Herz und Seele erfüllenden Liebe für Dingelstedt, die mein Stolz ist, unerschütterlich an die Wahrheit des Gelesenen glauben, und wenn das Jubelfest so, wie es mein „Kosmopolitischer Nachtwächter" verdient, gefeiert wird, so soll dabei, will's Gott, auch der Obolus nicht fehlen, den ich beizusteuern entschlossen bin.

Den Namen „Kosmopolitischer Nachtwächter" hat sich Franz Dingelstedt, der mit gutem Rechte hochgefeierte Dichter des Hessenlandes, nicht selbst gegeben. Er hat so nur eine von ihm herausgegebene Zeitschrift genannt, die er einst als hessenkasselscher Gymnasiallehrer in der Haupt- und Residenzstadt meines einstigen Vaterländchens Kurhessen redigiert hat. Als Redakteur dieser Zeitschrift zog er sich die Ungnade des Kurfürsten Friedrich Wilhelm des Ersten und leider auch Letzten, der sich selbst nur einen Kurfürsten des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation nannte, in so hohem Grade zu, daß sich sein Landesherr — ob mit Recht oder Unrecht, untersuchen wir hier nicht — veranlaßt fühlte, ihn aus der vorwiegend protestantischen Stadt Kassel in die katholische Provinzialhauptstadt Fulda zu versetzen. Der Kurfürst ging dabei von der Meinung aus, der katholische Klerus der Stadt Fulda werde wohl das Zeug dazu haben, dem Protestanten Franz Dingelstedt die religionsfeindliche Verhetzungslust, in welcher er sich in Kassel gar nicht selten versucht hatte, recht gründlich auszutreiben. Blinder Parteihaß, Bosheit und Unverstand, denen jede Art religiöser Verhetzung ein besonderes Vergnügen bereitet, nannten zwar die Versetzung Dingelstedts in bitterem Grimm einen Akt brutaler Tyrannei des Kurfürsten, ich aber protestiere gegen diese Verlästerung und nenne den Kurfürsten mit allem mir möglichen Nachdruck jedwedem Widerspruch gegenüber einen der edelsten Männer, die Gottes Gnade jemals auf einen Thron berufen hat.

---

*) Franz Dingelstedt ist geboren im oberhessischem Dorfe Halsdorf am 30. Jänner 1814 und gestorben (als Freiherr von Dingelstedt) am 15. Mai 1881 in Wien.



Ich will einen Ausspruch des Kurfürsten anführen als Beweis, daß ich mit dieser meiner Behauptung im Rechte bin.

„Wissen Sie“, sagte einst der von einem Stärkeren — ich darf wohl sagen: gewaltsam und rechtswidrig — entthronte Kurfürst zu mir, „wann meine lieben Hessen berechtigt, ja wohl auch verpflichtet gewesen wären, gegen mich zu revoltieren? Das war damals“, setzte er gleich selbst hinzu, „als ich mich gegen meine Regentenpflicht so schwer verging, daß ich mich durch eine morganatische Heirat aus dem Konzert der Großmächte ausschloß und so die Vernichtung Kurhessens durch die widerrechtliche Gewalt des Stärkeren, der obendrein auch noch mein Blutsverwandter war, möglich machte.“

Kann der ein brutaler Tyrann genannt werden, der so spricht? —

Als Dingelstedt strafweise an das Fuldaer Gymnasium versetzt wurde, war ich daselbst Schüler der Untertertia und behielt ihn durch die nächsten drei Jahre, die ich in Obertertia und in Unter- und Obersekunda zuzubringen hatte, als Professor für französische Sprache, deutsche Literatur und Weltgeschichte. Daß er ein besonders eifriger, in jeder Beziehung untadelhafter Lehrer gewesen wäre, kann ich, obschon ich seinem Unterrichte ungeheuer viel zu verdanken habe, leider nicht sagen. Als er z. B. eines Tages in die Klasse kam, um nach der bestehenden Ordnung französische Grammatik mit uns durchzunehmen, fragte er: „Habt Ihr Lektüre bei Euch?“ Die Antwort mußte „Nein“ lauten, denn wir alle hatten vorschriftsmäßig nur unsere französische Grammatik mitgebracht. Dingelstedt darauf: „Dann treibt, was Ihr wollt!“ Dann stützte er seinen linken Ellbogen auf das Katheder, bedeckte die Augen mit der Hand, wie jemand, der einen recht tiefen Schlaf zu tun gedenkt, und obgleich wir Schüler kicherten und lachten, ja obschon der eine oder andere von uns gar bald sehr vernehmbar flüsterte: „Er hat Katzenjammer!“ verblieb unser Herr Professor in dieser Stellung ganz unbeweglich und schweigend, bis die Glocke des Schulpedellen das Ende der Stunde verkündete; dann erhob er sich und verschwand.

Und doch konnte Dingelstedt, wie ich schon angedeutet habe, in so ausgezeichnet wirksamer Weise unterrichten wie kein zweiter. Er mußte nur wollen. Obschon er z. B. von den deutschen Aufsätzen, die ich im Laufe der drei Jahre an ihn abliefern mußte, nur drei oder vier korrigierte und bei dreien seine Korrekturen in der Schulstunde auch gründlich mit mir durchsprach, so habe ich dabei mehr gelernt als bei anderen, gar nicht untüchtigen Lehrern in derselben Zeit.

Von zweien meiner Aufsätze, welche Dingelstedt eingehend mit mir durchgesprochen hat, erinnere ich mich noch der aufgegebenen Themata: „Leichenrede auf ein welk vom Baume fallendes Lindenblatt“ hieß das eine, „Rede Rostoptschins nach dem Brande von Moskau“ das andere Thema. Man ersehe daraus auch gleich den poetischen Charakter, den Dingelstedt den Aufgaben, die er uns gab, zu verleihen wußte.

Noch größer aber als das ganz außerordentliche Können dieses Mannes waren seine Unarten. Ich will diese an einigen wenigen Beispielen beleuchten. Als er mich einst griechische Geschichte examinierte, hatte ich die Unterschiede zwischen den Verfassungen Athens und Spartas zu demonstrieren. Wenn Dingelstedt examinierte, sprach er bei den Antworten des Schülers gern mit.

Und dabei verlor er einst mir gegenüber — ich finde im Augenblick keine mildere und doch richtige Bezeichnung dafür — das entsetzliche Wort: „Religion und was dergleichen Borniertheiten mehr sind".

Kann hiernach noch jemand zu behaupten wagen, Kurfürst Friedrich Wilhelm von Hessen habe sich in der strafweisen Versetzung Franz Dingelstedts von Kassel nach Fulda eines schändlichen Verbrechens schuldig gemacht?

„Religion ist Borniertheit!" — darf in einem christlichen Staate eine solche Doktrin der studierenden Jugend eingedrillt werden, einerlei ob es aus gedankenlosem Leichtsinn oder aus bewußter Bosheit, aus Gottlosigkeit oder Gotteshaß versucht wird?

Aber freilich! Es war auch bei den katholischen Einwohnern meiner Vaterstadt Fulda nicht alles so, wie es hätte sein sollen. Hatte ich doch während meiner in Fulda verlebten Gymnasialzeit, in welcher mir das zitierte Wort Dingelstedts auf die Nerven fiel, einen Religionslehrer Namens Schell, der sein Amt, seine „Professur", wie er es immer selbst nannte, nur dadurch erlangt hatte, daß es ihm gelungen war, seinen hochwürdigen Bischof, wenn auch nur für sehr kurze Zeit, so zu täuschen, daß der in ihm ein eminentes Talent zu sehen glaubte, ihn zum Priester weihte und in das Lehramt einführte; so wurde ich der Schüler eines Menschen, den ich bald in seinem heuchlerischen Wesen so sehr durchschaute, daß mir in meinem ganzen Leben nie ein Mensch so sehr zuwider war wie dieser Pseudopriester.

Dieser mein famoser „Professor" hatte die Gewohnheit, bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit seinen Schülern mit möglichstem Pathos ein Poesie sein sollendes Machwerk vorzudeklamieren und als vom Schriftsteller Kotzebue herrührend zu bezeichnen.

Diese Verse, die uns Respekt vor Schells Belesenheit auf dem Gebiete der deutschen Literatur einflößen sollten, lauteten wie folgt:

> Wenn die Tiere jeder Art
> Nur der holde Frühling paart,
> Ist der Mensch in seinem Leben
> Einem Stachel preisgegeben,
> Dessen Name Wollust ist,
>
> Der an seinem Dasein frißt
> Und ihm öfters schon als Knabe
> Gift in süßem Honig beut
> Und den Weg zu seinem Grabe
> Trügerisch mit Rosen streut.

Um uns Schülern auch mit seiner Vertrautheit auf dem Gebiete der altklassischen Literatur der Griechen zu imponieren, hatte er einst zu einem ganz unbedeutenden, jedem A-B-C-Schützen verständlichen Ausspruche noch die Worte hinzugefügt: „In ganz demselben Sinn sagte ja auch schon der große altgriechische Tragöde Euripides: »Hamarthemai theleksai therainai«". Der gelehrte Professor hätte mit ganz gleichem Recht das „Zitat" einem Chinesen in den Mund legen können; wir verstanden aber genug wirkliches Griechisch, so daß ich es wagen durfte, zu fragen: „Bitte sehr, Herr Professor, wie heißt Ihr Zitat aus Euripides?"

Schell erschrak und zauderte, das Zitat zu wiederholen. Da rief ich spöttisch, um seinen Unsinn gleichsam festzunageln: »Hamarthemai theleksai therainai!« Seit jener Zeit hieß Schell, der später zum Rongetum abfiel und ein Weib nahm, nur noch der „Herr Professor Hamarthemai"

und seine Frau „die Madame Therainai“. — Doch nun zurück zum Kosmopolitischen Nachtwächter!

Daß Dingelstedt in ausgezeichneter Weise unterrichten konnte, habe ich bereits gesagt. Zum Schulmeister aber war er nicht geboren. Das eben hatte auch die kurhessische Regierung erkannt und daher ist der vielfach laut gewordene Verdacht, daß sie den Kosmopolitischen Nachtwächter in kleinstaatlicher Engherzigkeit verfolge, unberechtigt. Tadeln kann man höchstens, daß der schon in Kassel mißliebig gewordene Schulmeister höherer Ordnung in die kleine katholische Stadt Fulda verbannt wurde, wo er jedenfalls noch weit weniger am Platze war als in Kassel. Denn abgesehen von den protestantischen adeligen Stiftsdamen, mit denen er in Fulda täglich zu verkehren pflegte, stieß er dort überall auf Gegensätze. Schon sein ausgeprägt norddeutsches Wesen, das sich später gründlich geändert haben muß, fiel auf, noch mehr aber sein häufiges Umhervagieren mit der zwar sehr häßlichen, aber geistreichen Stiftsdame Fräulein von Seckendorf. Der Fuldaer Philister, der das, was er Umhervagieren nannte, mit ansah, war sofort versucht, den Herrn Gymnasialprofessor für einen sehr entbehrlichen Bummler zu halten. Mitunter kam Dingelstedt auch noch ins Gerede durch diesen oder jenen burschikosen Streich, den er sich erlaubte. Ich erzähle diejenigen, die ich selbst mit angesehen und mitangehört habe.

In Fulda lebte ein Seifensieder namens Herbst. Die Frau desselben hielt sich Hühner, die sie gern auf die Straße laufen ließ. Eines Tages nun sah ich den riesenlangen Professor Dingelstedt, der damals dünn wie ein Bleisteift war, mit der drei Käse hohen Zwerggestalt seines Freundes, unserem Mathematiklehrer Hartmann, langsamen Schrittes die Straße hinansteigen, in welcher der Hahn der Frau Herbst gravitätisch mit seinen Hühnern spazieren ging. Frau Herbst stand am offenen Fenster und betrachtete wohlgefällig ihren in hundert Farben schimmernden Rufer der Nacht. Dingelstedt aber, anstatt den Hahn als Kollegen des „Nachtwächters“ freundlich zu begrüßen, gab ihm mit seinem Spazierstöckchen einen leichten Schlag auf den Schwanz. Aber da klang's, den Angstruf des Hahnes laut übertönend, mit scharfer Stimme aus dem Fenster: „Das also sind Deine Kunststücke, Du langer Strick? Hast Du Bummler, Du niederhessischer Hungerleider, nichts Besseres zu tun?“ — „Hörst Du, Kleiner,“ sagte Dingelstedt zu Hartmann, „wie die Alte da Dich schimpft?“ Und noch lauter als vorher erscholl es aus dem Fenster: „Nein, Dich, Dich mein' ich; Dich, den langen Esel!“

Dingelstedt aber ließ sich durch so etwas den Humor nicht verderben. Noch am selben Tage, aber erst spät nach Mitternacht, so daß ich eigentlich „am folgenden Tag“ sagen müßte, passierte Folgendes:

Meinem Elternhaus gegenüber wohnte ein Küfer, der ein riesengroßes Bierfaß für eine Brauerei vollendet hatte, das hochaufgerichtet und mondbeglänzt auf der Straße stand. Ich, der ich nie ein Kämmerlein für mich hatte und meine Schularbeiten meist erst dann machen konnte, wenn Eltern und Geschwister schon schliefen, wachte noch und ließ mich vom Mondschein ans offene Fenster locken. Da kommen Dingelstedt und sein Freund Hartmann an dem Fasse vorbei. Ein Griff und ein Ruck

Dingelstedts und der kleine Mathematik-Professor Hartmann saß oben auf dem Fasse. Etwas Affenartigeres als das Professorlein da oben, diesen Knirps mit seinem fratzigen Gesichte, habe ich nie gesehen! Der Kleine sprang und rutschte oben auf dem Fasse ängstlich hin und her, streckte die Arme aus und bat jammernd, ihn wieder auf die Mutter Erde zu setzen. Dingelstedt jedoch stand mit verschränkten Armen vor ihm und lachte. Er hatte durchaus keine Lust, sich den ergötzlichen Anblick abzukürzen. Da ging oben beim Küfer ein Fenster auf und es gab einen Monolog nach dem Muster der Frau Herbst, der diesmal mit den Worten schloß: „Aber wartet nur! Ich schicke gleich meine Gesellen heraus, die Euch alten Gassenbuben den Heimweg zeigen sollen."

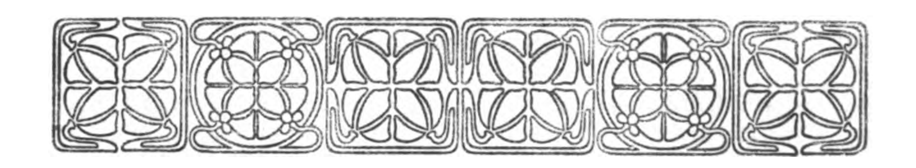
Dingelstedt hob nun den Kleinen wieder vom Faß herunter und zog laut lachend mit ihm weiter.

Auf Streiche dieser Art verfällt man zumeist nur dann, wenn man in Lebensverhältnisse gerät, die einen nicht befriedigen, und wenn man sich darum gedrungen fühlt, seinem gewaltsam zurückgehaltenen Unmute, seinem unterdrückten inneren Groll einmal Luft zu machen.

Nichts aber spricht meines Erachtens so sehr für die Richtigkeit dieser meiner Bemerkung wie das folgende kleine Ereignis, das ich hier getreu wiedergebe: Ich hatte einen Mitschüler, der nicht gerade dumm, aber sehr langsam im Begreifen und unerhört unbeholfen in seinen Antworten war, für die er nur sehr schwer das rechte Wort fand und, je länger er darnach suchte, desto verwirrter und geradezu konfuser wurde. Nur eine geduldige Führung des Examinierenden konnte ihn leicht das Rechte finden lassen. Für eine solche Hilfeleistung war jedoch Professor Dingelstedt nie zu haben. Der hatte vielmehr die sehr böse Gewohnheit, den Unglücklichen ganze Viertelstunden lang stumm anzustarren, wobei aus jeder Fiber seines Angesichtes der giftigste Hohn sprühte, so daß derjenige, der diesem Giftsprudel ausgesetzt war, rettungslos in die vollständigste Verwirrung und Verzweiflung geriet. So kam es, daß er einst an den betreffenden Schüler, der vergeblich nach Worten suchte, die höhnische Frage richtete: „Ein dummer Bauer hatte zwei Kühe. Die eine Kuh war auf der Weide, die andere befand sich im Stalle. Wie viel Ochsen sind das?" Ich denke, mit dieser Frage hat sich Dingelstedt selbst charakterisiert. Sie zeigte eben nur wieder den Unmut und Groll darüber, daß er sich in ein Joch geschmiedet fühlte, von dem er wähnte, es nimmer und nie zerbrechen zu können. Das für unmöglich Gehaltene gelang ihm später doch. Noch mehr: das Glück war ihm so günstig, ihn an die Hoftheater zu München und Weimar und zuletzt an das Hofoperntheater und Burgtheater zu Wien als Direktor zu bringen, wo er sich vor den Augen der ganzen gebildeten Welt zum wahrhaft genialen Dramaturgen emporraffte, der, mit seinem Schicksal jetzt versöhnt, zweifellos an das unselige Wort, daß Religion eine Borniertheit sei, nie wieder gedacht hat.

Vergessen auch wir es! Und halten auch wir Franz Dingelstedts, des Freiherrn von Dingelstedt ruhmreiches Andenken für jetzt und immer in Ehren!





Des Mönches wunderbares Buch.

Frei nach dem Englischen des Amerikaners **Thomas Bailey Aldrich** wiedergegeben von **Allusia Nagl.**

Der Bruder Hieronymus
Empfand ob jugendlicher Schuld
Gar tiefe Reu'. „Wenn einst ich sterb'",
Sinnt er, „taucht meine arme Seel'
Nach grauser Fahrt durchs dunkle All
Gewiß ins ewige Feuermeer!
Dort bleibt dem bangen Blick entrückt
Des Heilands mildes Angesicht
Und seiner Mutter süßes Bild,
Wie sie dem Sohn zu Füßen thront.
Ach, allzu kurze Spanne Zeit
Beut mir das Alter zum Bereu'n
Und Sühnen, was mein Lenz verbrach!"
So klagte Hieronymus
An einem Abend im April
In seiner Zelle Einsamkeit.
Kaum traf der Glocke Ton sein Ohr,
Die in den Chor die Mönche rief.
Doch stand er auf, denn ihm oblag
Die Speisung des bedürftigen Volks
Allabendlich im Klosterhof.
Stets war ihm dies ein traut Geschäft,
Heut' aber schien es ihm recht hart:
„Ist das für mich ein würdiges Amt,
Zu speisen hungrig Bettelvolk!
Gibt es nichts Höheres denn zu tun,
Ein stolzes, reines, schönes Werk,
Das über meinen Tod hinaus
Bestünd' und dauernd Gutes wirkt'?"
Da fiel des Klosters Schatz ihm ein,
Die alten Bücher, goldverziert
Und durch bewegter Zeiten Flucht
Bewahrt in heiliger Mauern Hut.
Nicht Heidengrimm noch Ketzerhaß
Zerstörte dieses teure Gut.
Dem Mönche schienen sie nicht stumm;
Nein, Helden, Heilige, Märtyrer,
Was sie erzählten, waren ihm
Die staubigen Bände altersgrau,
Verwahrt in eichner Bücherei. —
Zu diesem still entlegnen Raum
Lenkt er bedächtig seinen Schritt
Im flackernden Laternenschein;
Beugt dort sich in des Lichtes Kreis
Auf einen großen, schweren Band.
Des' Schrift umgab in farbigem Glast
Ein Kranz von Bildern: Engelein,
Umstrahlt vom Schein des Amethysts,
Blutzeugen, voll ergeb'nen Muts
Auf glühendem Holzstoß; weiter dann
Evangelisten, ernsten Blicks,
Der Büßerin sonniges Lockenhaar.
Dort aus der Worte Zeil' entflog
Ein buntes, fremdes Vögelein,
Hier rankten Blüten sich am Rand
In holder Wirrnis, — Rosen rot'
Und weiße, Tulpen und Aglei
Und Anemonen. Leben haucht
Des Mönchs Entzücken ob der Pracht
Des Bildschmucks toter Farbe ein;
Der Lenzwind, der die Stirn ihm streicht
Durchs Fenster, bringt den Duft dazu.
Der Bruder rief: „O Jungfrau mild,
Wer solches einstmals hat gemalt,
Hat wohl den Himmel sich verdient,
War auch von Schwachheit voll sein Sinn!
Gewiß war Gott ihm gnädig! Herr,
Mich drängt's zu solcher Künstlertat.
Kein Mönch, soweit ein Münster steht,
Schreibt so getreulich ab wie ich,
Malt Initialen auch so schön.
Ja, diesem Werk will ich mich weih'n

Zu meinem Heil. Nun rasch daran.
Auf glatte Blätter schreib' ich fein
Die Offenbarung Sankt Johanns.
Und wirk' ich so in frommer Hast,
Mag ich der Sünden werden frei."

Ohn' Aufschub macht er sich bereit.
Vom Morgenrot zum Abendschein
Sitzt er gebeugt, reiht Wort an Wort
Mit unaufhaltsam zähem Fleiß.
Er setzt nicht aus, nur zum Gebet,
Des Nachts wohl auch; doch Ungeduld
Raubt ihm den Schlaf, er harret wach
Aufs neugeborene Sonnenlicht, —
Nicht Ruhe gönnt sein Vorsatz ihm,
Wie einem, den der grimme Tod,
Eh' er das heiß ersehnte Ziel
Erreicht, zum letzten Schlafe heischt.
Zuweilen trifft des muntern Bachs
Gemurmel fernher doch sein Ohr,
Durchs Fenstergitter grüßend winkt
Und nickt ein blühender Geisblattzweig
Und meldet, daß nun Sommer sei.
Auf grünem Stuhl im Ulmenbaum
Ein Vöglein singt, des Waldes Abt,
Gar fromme Psalmen, — hoch auf horcht
Der Mönch, versteht's und lächelt froh.
Solang' der Sommer Segen wob,
Sah er voll Lust das Werk gedeih'n.
Langlockige Engel malt geschickt
Sein Pinsel, Bilderschmuck entsteht
Auf jedem Blatt des neuen Buchs.
Der armen Leute dacht' er kaum,
Die ihn vermissen jeden Tag.
Mahnt aber sein Gewissen ihn,
Beruhigt er es: „Meine Sorg'
Ist Seelenspeise, Leiber nicht
Will ich fortan betreuen!" Doch
Oft stiehlt ein hungrig Antlitz sich
Vor seines Geistes Aug' und trübt
Mit leisem Dauern ihm den Blick.

Da kam ins Land viel Ungemach:
Das Korn ward faul, es gab kein Brod,
Vom grünen Bergland nieder sank
Giftschwang'rer Dunst, Odem des Tods,
Der schwer und feucht die Flur umspann.
Drauf kam das Siechtum, grüngefleckt,
Das furchtbare Gespenst der Pest.
Es löschte heller Augen Licht,
Es trennte Herzen, die sich kaum
Gefunden, ohne Mitleid. Weh',
Verzweiflung, Elend allerorts!
Das stille Tal füllt Gram und Harm
Und unstillbarer Jammerlaut.
Der Gatte flieht die Gattin, weit
Entweichen Mütter, lassen Haus
Und Kind im Stich' und laufen blind
Durch öde Gassen, irr vor Schmerz.
Verblendet Bauernvolk erstürmt' —
So arg verkehrte Angst den Sinn —
Schloß Cragwood auf dem nahen Berg,
Erbrach den Keller, raste wild
In Trunkenheit. Und schwerer stets
Hing überm Land das Leichentuch
Des giftigen Nebels; kaum durchbrach
Bei Tag den Kampf ein dürftiger Schein,
Der Mond verbarg des Nachts sich ganz,
Als wär im Weh' sein Licht versiegt.
Zu zwei und zwei entsandt' der Abt
Die Mönche ins geprüfte Land
Für Kranke zum ersehnten Trost,
Für Tote zum Geleit ins Grab.
Der Bruder Hieronymus
Verblieb allein im leeren Haus:
„Mag werden, was da will, ich muß
Vollenden, bald ist's nun gescheh'n!"
Er zieht vors Pult den hohen Stuhl
Und geht mit zager Scheu ans Werk,
Das hehre Bildnis Sankt Johanns
Zu malen als sein Meisterstück.
Mit frommer Sorgfalt zeichnet er
Das Haupt, legt's an in zartem Ton, —
Da plötzlich, hilf, allmächtiger Gott!
Nicht des Apostels mild Gesicht,
Ein Totenschädel blickt ihn an.
Mit lautem Schrei springt er empor:
„Treibst an mich so zu meiner Pflicht?"
Ruft er, „weil ich mein Herz verschloß.
Ob Du auch laut mich mahntest, Herr!
Der Du des Menschen Denken kennst,
Du weißt, wohin mein Trachten ging:
Dein Wort den sündigen Seelen lieb
Zu machen durch der Bilder Zier.
Nun bleib', obgleich dem Ende nah,

Doch unbeschlossen dieses Werk!
Ich laß es gern und folge Dir,
Dem galiläischen Fischer gleich,
Der freudig seine Netze ließ
Und Jesu folgte, seinem Herrn!"
Er schloß mit ehrfürchtiger Hand
Und schweigend sein kostbares Buch;
In die Kapuze das Gesicht
Verhüllt, ging er hinaus ins Land,
Ins heimgesuchte. Freude war
Im Himmel wohl an diesem Tag
Ob dieses Mönchs Entsagung, mehr
Als über neunzig Fromme, die
Der Neigung Macht niemals verspürt.
Was er auf seinem Weg gebracht
An Trost den Herzen leidensmüd,
Wie er das Elend Schritt für Schritt
Mühsam auf allen Pfaden fand, —
Das steht verzeichnet in dem Buch,
Das einst am großen Löhnungstag
Zu Gottes Ehr' verlesen wird.
Die Wochen floh'n, es kam der Tag,
Da wieder frei die Sonne schien;
Das Siechtum schwand, die Angst entschwand
In Dorf und Stadt ertönte hell
Von allen Türmen Glockenklang:
Die Pest ist aus, Gott sei gelobt.
Und überall erschallt in Lust
Musik zu Tanz und heitrem Spiel,
Im Jubel wird die Nacht zum Tag.
Doch weh', die Krankheit faßt zuletzt
Noch Bruder Hieronymus.
Er wankt durch die erlöste Stadt,
Durchs winterlich entblößte Land,
Ein bleicher Schatten, klosterwärts.
Auch da herrscht Schweigen feierlich
In manchem einst bewohnten Raum!
Von denen, die in langem Zug
Gewandert ins geprüfte Land,
Kaum zwanzig kamen heil zurück.
Die Lippen im Gebet bewegt,
Ersteigt der Mönch mit bangem Blick,
Wie ein gebannter Kirchhofsgeist,
Die Stufen zu der Bücherei.
Nur noch ein letztes Mal will er
Betrachten sein geliebtes Buch.
Da liegt es offen auf dem Pult, —
Schloß er's nicht zu, als er's verließ?
Er tritt heran, er steht erstaunt:
Es hatte eine Engelshand
Vollendet, was nicht fertig war!
Nach seinem Plan war's ausgeführt;
Am letzten Blatte „FINIS" stand
In Gold gemalt. Kein Menschenkind
Hätt' es so schön zustand' gebracht,
Selbst Bilfrid nicht, der fromme Mann,
In hoher Kunst bewandert, nicht
Der kundige Schreiber Ethelwold,
Nicht Durhams Bischof, der in Gold
Die ganzen Evangelien schrieb
(Ein Schatz, den England stolz bewahrt).
Der Mönch erstarrt, nicht sprach er mehr.
Am letzten Wort hing fest sein Blick
Und seine müde Seel' entfloh
Dem Elend dieser sündigen Welt;
Des Klosters Glocken riefen laut
Zur Feier der Geburt des Herrn. —

Wirrsal des Krieges, die seither
Die Länder plagte, Reiche schied,
Hat auch des Bruders Werk verweht,
Sein seltsam wunderbares Buch.
Doch wenn auch nichts davon verblieben, —
Vergebens hat er nicht geschrieben.





Umschau.

Grenzen des Schauspiels. Daß es Grenzen der Kunst gibt, wissen wir. Der Kunst im allgemeinen sowie der einzelnen Künste im besonderen. Wir wissen, daß dem Maler die Ausdehnung im Raume, dem Bildhauer die Beschränkung auf die Fläche und beiden das zeitliche Nacheinander versagt ist. Allmählich fangen wir sogar an zu begreifen, daß auch der Musiker nicht hexen kann, daß es auch in der Musik Grenzen gibt, die man nicht ungestraft überschreitet. Wir fangen endlich an zu begreifen, daß man wohl Gefühls-, aber nicht Verstandesprobleme in Töne setzen kann. Nur vom Dramatiker verlangen wir Unmögliches, denn beim Drama wissen wir nichts von einer Grenze oder wollen nichts davon wissen. Es soll die heterogensten Elemente in sich vereinen, soll naturwahr bis zum letzten I-Tüpfelchen und doch poetisch sein, soll Spannung, dramatische Höhepunkte und einen Schluß, der gegen das Vorhergegangene nicht abfällt, besitzen, soll — ja was soll es denn nicht?

Und doch hat das Drama genau so seine Grenzen wie jede andere Kunstgattung. Ja, vielleicht sind die Grenzen bei keiner anderen so eng gezogen als gerade beim Drama. Daß wir diese Grenzen erreicht haben, daß wir uns an ihnen wundreiben, beweist der Stillstand der dramatischen Produktion, beweist, daß die letzten Jahre kein großes, einwandfreies dramatisches Werk hervorbrachten. Deutlich fühlen wir, daß, was gestern noch umjubelt wurde, nicht einmal Kraft genug besaß, sich bis heute zu halten. Und in unserem Groll und unserer Unzufriedenheit sind wir ungerecht geworden, haben vergessen, daß wir es waren, die dem Dichter gestern zujubelten und ihm den Weg zeigten. So kam es, daß wir nichts mehr wissen wollen von Sudermanns glatter Theatertechnik, nichts von den mehr lyrisch aufgebauten Dramen Gerhard Hauptmanns. Aber ebensowenig können wir uns darüber täuschen, daß uns auch die Klassiker nicht mehr das sein können, was sie ihrer Zeit waren. So tasten wir herum, fühlen deutlich, daß uns das Alte nicht alles bieten kann, fühlen aber auch, daß uns das Neue unbefriedigt läßt. Dieses am meisten. Warum, wissen die meisten von uns freilich nicht. Nur aus der ablehnenden Art, wie sich Publikum und Kritik dem Großteil der neuen Stücke gegenüber verhalten, und aus dem zögernden Schwanken unserer Bühnendichter sehen wir, daß es gärt im Kreise der Schaffenden, Genießenden und Beurteilenden.

Als vor Jahresfrist Schnitzlers „Einsamer Weg" durch die Berliner zur Aufführung gelangte, da lobte die Kritik einmütig die feine Zeichnung der einzelnen Gestalten, tadelte aber die geringe dramatische Handlung und das Fehlen jeder Spannung und bemerkte ganz richtig, daß Schnitzlers Stück eigentlich eine dramatische Novelle, aber kein Drama sei. Was aber die Kritik, oder besser gesagt, die Kritiker nicht bemerkten, das war, daß die Technik des Schnitzlerschen Stückes das Ende des Dramas überhaupt bedeutet. Und trotzdem wäre es ungerecht, dem Dichter



einen Vorwurf daraus zu machen. Denn er hat nur die Forderungen erfüllt, die man im Streben nach fortschreitender Entwicklung an das Drama gestellt hatte. Wenn dies zum Ruin des Dramas und Schauspieles überhaupt führt, so liegt die Schuld an diesen Forderungen nicht an dem, der sie befolgt.

Schon die erste dieser Forderungen, die Naturwahrheit, ist unerfüllbar. Immer und jederzeit wird der Dichter nur einen Teil der Wirklichkeit und diesen nur von einer Seite darstellen können. Man muß bedenken, welche Menge von Vorgängen und Handlungen zwischen denen des Dramas liegt. Was muß Hamlet in der zwischen dem zweiten und dritten Akte liegenden Zeit erfahren, geschaut und erkannt haben, daß er selbst Ophelia, an die er doch glaubte, verstößt, was muß zwischen den beiden Brüdern Stockmann („Volksfeind") außer den Vorgängen auf der Bühne vorgefallen sein, ehe es zum gänzlichen Bruche im letzten Akt kommen kann! Doch das Gesetz des Raumes und der Zeit zwingt den Dichter, nur die wichtigsten und ausschlaggebenden Dinge in den Bereich der Darstellung zu ziehen, ebenso wie es ihn zwingt, uns nur ein Bild des wirklichen Gesprächs im dramatischen Dialog zu geben. Im Leben sprechen die Menschen nicht nur über die große Hauptsache, die sie bewegt, sondern werden fortwährend durch tausend Kleinigkeiten unterbrochen, während der Hauptgegenstand selbst oft unausgesprochen bleibt und nur in Geberden, im Mienenspiel zum Ausdruck kommt. Darum ist auch jede Liebesszene, und mag sie vom Dichter noch so meisterlich gedacht sein, unwahr. In solchen Momenten pflegen die Menschen überhaupt keine Worte zu sprechen, weder große noch kleine. Die wahre Liebesszene müßte pantomimisch dargestellt werden. Welcher Dichter aber hat die Bescheidenheit und den Mut, den poetischesten Teil seines Werkes nur in Regiebemerkungen anzudeuten und die Ausführung dem Darsteller zu überlassen? Aber nicht nur in diesem Falle wird die Bühnendarstellung die psychologische Wahrheit unmöglich machen und umgekehrt. Ganz besonders was den Gefühlsausdruck betrifft, werden wir uns zum Kompromiß oder, wie es in der Handwerkssprache heißt, zur Konvention herbeilassen müssen. Denn in dem Maße, als der Dichter seine Gestalten psychologisch vergeistigt, in dem Maße, als er ihre Seele bloßlegt, in dem Maße werden sie an Plastik und Farbe verlieren, sie werden dem Zuseher im Gegensatze zur beabsichtigten Wirkung blutleer und konstruiert erscheinen. Ebenso klar ist es, daß durch die tiefer gehende psychologische Zeichnung der einzelnen Gestalten die Handlung des Dramas aufgehalten wird, denn es werden so und so viele Gespräche zu deren Charakterisierung notwendig, die für den Gang der Handlung eigentlich belanglos sind, ja nur hemmend auf ihn einwirken. Was aber schwer in die Wagschale fällt, ist, daß die Gefühlsäußerungen der heutigen Menschen naturgemäß andere sind als die ihrer Vorfahren. Ja noch mehr: in vielen Fällen und zwar gerade in den Momenten höchsten Affektes, in höchster Lust und furchtbarster Seelenpein, kurz für unsere tiefsten und heiligsten Gefühle wird uns, wie schon erwähnt, ein starker, nach außen hin erkennbarer Ausdruck — und nur ein solcher kann für die künstlerische Wiedergabe in Betracht kommen — überhaupt fehlen. Man vergleiche nur den alten Miller, Meister Anton und Akademiedirektor Wegrath („Der einsame Weg") beim Tode der Tochter; während Miller mit dem Ausrufe „O Jesus!" an seiner Tochter Leiche zusammenbricht, läßt Hebbel seinen Meister Anton nur den Ausspruch tun: „Ich verstehe die Welt nicht mehr." Und Wegrath wendet sich überhaupt nur stumm schmerzlich ab, als er den Tod seiner Tochter erfährt.

Damit sind wir aber nicht nur an der Grenze des Dramas, sondern an der der Darstellungsmöglichkeit und damit an der des Schauspiels überhaupt angelangt. Denn nicht nur vom dramatischen Dichter, auch vom Schauspieler verlangen wir Unmögliches, indem wir Forderungen an seine Kunst stellen, deren Erfüllung schon deshalb unmöglich ist, weil sie sich selbst widersprechen. Der Grundsatz, daß jeder Vorzug einen Nachteil in sich schließt, daß jedes Licht naturgemäß Schatten verursacht, sollte uns lehren, daß kein Darsteller, und wäre es auch der genialste, imstande ist, einerseits jedes psychologische, sprachliche und wenn möglich noch epigrammatische Detail herauszuziselieren und anderseits eine gewaltige, aus einem Guß geschaffene Leistung zu bieten. Das hieße vom Aquarellisten verlangen, er solle sein Bildchen als Freskogemälde ausführen, oder vom Bildhauer, er solle eine Kolossalstatue mit denselben feinen Äderchen und Fältchen versehen wie eine Nippes-Figur.

Und darum wird unser Drama immer mehr verfallen, wenn wir nicht rechtzeitig einsehen, daß es nicht alles kann. Vor allem eines nicht: die Wirklichkeit ersetzen. Das Grundwort des Wortes Schauspiel heißt Spiel. Und Spiel, wenn auch ernstes, d. h. festliches Ereignis, soll es auch immer bleiben. Ein Schimmer von Schönheit und Glanz soll es wieder umgeben. Wieder wie einst soll der Dichter, nicht der Nachzeichner, den Hauptanteil am dramatischen Schaffen haben. Und wieder soll sich in der Anordnung der Handlung das Ineinandergreifen und Sichverschlingen der Schicksalsfäden widerspiegeln. Statt auf das Äußere der Vorgänge soll des Dichters Blick wieder in den innern Zusammenhang der Dinge dringen und sein Ohr der Stimme des Weltgeistes lauschen; der Dichter soll selbst wieder zum Schöpfer werden, der, ein Halbgott, das Walten der Verkettungen, die die Menschen Schicksal oder Vorsehung nennen, erfaßt und zusammengedrängt, gewissermaßen im Extrakt, wiedergibt.

Dazu gehört aber vor allem, daß die andern, die Schauenden und Hörenden, mitarbeiten, daß der Phantasie des Dichters die der Genießenden gegenüberstehe; daß das Volk des Dichters Sprache verstehe und von ihm nicht verlange, er möge sklavisch treu die Wirklichkeit nachahmen, — nicht die grandiose Wirklichkeit des Weltganzen, sondern die kleinliche, alltägliche, wie Hinz und Kunz sie sehen. Und wieder wird jenes Übereinkommen zwischen Publikum und Dichter bestehen müssen, das wir mit einem häßlichen Handwerksworte Konvention nennen, das aber ungleich mehr ist als ein bloßer Vertrag zwischen Gebenden und Nehmenden. Denn jede Kunst, ganz besonders aber die des Schauspiels, beruht auf diesem Übereinkommen.

Karl M. Brischar.



Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leogesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien



Arbeitsteilung und Werkvereinigung beim Betriebe der Wissenschaft.

Vortrag, gehalten bei der Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien, am 4. Mai 1907.

Von **Otto Willmann.**

Das Thema, zu dessen Behandlung mich Ihr ehrendes Vertrauen berufen hat, gehört der Wissenschaftslehre an, aber die Ausdrücke zu dessen Bezeichnung: Arbeitsteilung, Werkvereinigung, Betrieb, sind der Wirtschaftslehre, der Nationalökonomie, entlehnt. Damit erscheint auf den ersten Blick das Ideale in das Materielle niedergezogen, aber näher betrachtet liegen in den Begriffen: Arbeit, Werk, Betrieb auch ideale Momente. Betrieb ist das lateinische studium, das griechische πραγμάτεια, und die Worte bezeichnen ebensowohl die den geistigen Dingen zugewandte Bemühung wie die Bearbeitung materieller. Mag man bei Werk zunächst an das mit der Hand Gewirkte denken, so spricht man doch auch von einem Lebenswerke, nennt man die Schöpfungen des Künstlers, des Dichters, des Gelehrten deren Werk, kann Aristoteles von der Tugend als dem dem Menschen eigenen Werke reden. Nicht weniger reicht die Arbeit in das ideale Gebiet hinein: die Kopfarbeit hat die führende Stelle, alle Arbeit hat ein sittliches Moment. Die materiellen Güter der Wirtschaft sind mit geistigen Gütern durchsetzt, teils mit Eigenschaften der Person, wie Fleiß, Gewissenhaftigkeit, teils mit Werten überpersönlicher Art: mit Aufgaben, Normen, Vorbildern, Ideen. Diese dem Nationalökonomen im Gedächtnisse zu erhalten, ist nützlich und notwendig, aber auch für die Betrachtung der Forschungsarbeit ist es förderlich, daran zu erinnern, daß sie ebenfalls Güter erarbeitet und verarbeitet, welche sich über die Person, ja über Generationen hinaus erstrecken.

Von der Wirtschaftslehre wurde die Arbeit zunächst nach Seiten ihrer Teilung untersucht; erst Roscher hat den Ausdruck: Werkvereinigung geprägt, der ergänzend auf die endgiltige Wiederverknüpfung des Geteilten hinweist. Eine weitere Ergänzung hat Theodor Petermann, der Dirigent der (soziologischen) Gehestiftung in Dresden, hinzugefügt: die Werkfortsetzung; die geteilte Arbeit muß sich nicht nur zusammenschließen, sondern auch an das schon Erarbeitete anlagern, wie es im Evangelium heißt: „Andere haben gearbeitet und ihr seid in ihre Arbeit eingetreten" (Joh. 4, 38).

Wie in der Wirtschaft, so zieht auch im Betriebe der Wissenschaft die Teilung der Arbeit zunächst die Aufmerksamkeit auf sich, zumal in unserer

Zeit, wo die Maxime, im kleinsten Punkt die größte Kraft zu sammeln, zu so reichen Ergebnissen geführt hat. Die Spezialisierung der Forschung, die Zerlegung des Kreises der Wissenschaft in Sektoren charakterisiert deren heutigen Betrieb. Wir müssen auf ältere Zeiten zurückgreifen, um das ergänzende Moment, das Streben nach Werkvereinigung, anzutreffen. Ein solches tritt uns zunächst im 17. Jahrhundert entgegen, wo man es sich angelegen sein ließ, die Wissensgebiete, die das vorangegangene 16. angebaut hatte, zu einem orbis doctrinae zusammenzufassen. Das ist die Zeit der Polyhistorie, der Polymathie, der Pansophie, der Gelehrtenrepublik. Es wiederholt sich da eine Abfolge, wie sie schon das Altertum zeigt; in der alexandrinisch-römischen Zeit ist auch das Streben lebendig, die damals sich schon verselbständigenden Wissensgebiete abgestuft zusammenzuordnen, um eine *ἐγκύκλιος παιδεία*, eine allgemeine Bildung zu gewinnen, eine Werkvereinigung des Wissens, an welche die Erinnerung durch unser Wort Enzyklopädie erhalten geblieben ist. Greifen wir aber noch weiter zurück auf die Anfänge unserer Wissenschaft bei den Griechen, so erscheint nicht die Teilung, sondern die Einheit als das Ursprüngliche. Was Pythagoras Philosophie nannte, war Forschung, Wissenschaft überhaupt und das Stammwort von *φιλοσοφία*: *σοφία*, Weisheit, bezeichnet universales Wissen, oder wie die gangbare Definition lautet: der göttlichen und der menschlichen Dinge Erkenntnis. Hier bedurfte es keiner Werkvereinigung, sondern die Werkeinheit galt als das Ursprüngliche und bleibend Vorgezeichnete, die Wissenschaft als den Wissenschaften vorausgehend im Sinne jener Anschauung der Alten, daß überhaupt das Ganze vor den Teilen ist, zwar nicht aktuell, aber ideell, als das vorwaltende, maßgebende Prinzip.

Heute ist man geneigt, solche Anschauungen als altertümliche, sublime, aber nicht zu realisierende Ideale der Geschichte zuzuweisen. Auch die so viel näher liegenden enzyklopädischen Bestrebungen haben keinen Reiz mehr; ein Polyhistor zu sein, ist für den heutigen Gelehrten kein Gegenstand des Ehrgeizes; ja das Wort „Gelehrter“ selbst hat etwas von seinem Vollklange eingebüßt, man will lieber Mann der Wissenschaft, Forscher heißen; tiefdringende exakte Forschung gilt mehr als in die Breite und Weite gehende Gelehrsamkeit. Was heute der wissenschaftlichen Arbeitsteilung einigermaßen die Wage hält, sind Institutionen aus früherer Zeit: einerseits die Akademie der Wissenschaften, welche der Periode der Polyhistorie entstammt, andererseits die Universität, die als universitas litterarum die Sektoren des Wissens zusammenfaßt, ein Erbe aus dem Mittelalter, welches darin die Form für den Betrieb der antik-christlichen Wissenschaft gefunden hatte. Institute dieser Art können aber zunächst nur den Rahmen der wissenschaftlichen Werkvereinigung abgeben; sie fördern diese selbst erst, wenn sie den Forschern Antrieb gewähren, über die Teilgebiete des Wissens hinauszublicken und das Ganze der Wissenschaft als solches ins Auge zu fassen. Dann erst vermögen sie Quellen von Selbstverständigungen, Reflexionen, Überzeugungen zu werden, welche die Einzelarbeit übergreifen und ein wissenschaftliches Gemeinbewußtsein tragen könnten. Die grundlegende Überzeugung kann keine andere sein, als daß es überhaupt ein Wissen gebe, und dies nicht bloß in dem subjektiven Sinne von Bildung, Gelehrsamkeit, sondern auch in dem objek-

tiven von Wissenskapital, Kenntnisschatz, wie dies ja unser Wort: Wissenschaft ausdrückt, welches das lateinische scibile, das griechische ἐπιστητόν einbegreift. Erst damit ist ja ein Wissenswerk gegeben, und die Forderung von dessen Fortsetzung ist Gegenstand einer weiteren Überzeugung: was der einzelne ist, erarbeitet, ist nur Zuwachs zu dem schon Vorhandenen und gering gegen das, was schon da war; die Wissenschaft wächst wie ein Baum, der Jahresringe anlegt, organisch nach eigenem Gesetze.

Reflexionen der Art sind als gelegentliche Antwort auf die Fragen: Was soll dein Tun und Treiben? Wofür bemühst du dich? keinem ernsteren Forscher fremdartig; sie können und sollten aber bis an die Schwelle der Wissenschaftslehre leiten; weit genug geführt, gäben sie auf einen eigenen Forschungsbezirk Ausblick. Das Treibende dabei ist der Gedanke des Objekts der Forschung und des Wissens. Ist es das unabsehbare Gebiet des bunten und wechselnden Vielerlei von Erscheinungen, das uns als Wirklichkeit umgibt? Den Ausgangspunkt des Forschens bildet dieses gewiß, aber doch nicht den Schlußpunkt. Was wir forschend erkennen wollen, ist das Einheitliche im Vielen, der Bestand im Wechsel, das Wesen in der Erscheinung, die Wahrheit im Wirklichen. Und warum wenden wir lebenslange Mühe auf diese Aufgabe? Doch nicht allein, um uns Mittel der Kultur zur Dienstbarmachung der Natur, zur Ausnützung der Dinge zu beschaffen, sondern weil ein Drang dazu in unserer Natur liegt, in unserem Wesen, in unserer Bestimmung, in unserer Hinordnung auf Einheit, Wesenheit, Bestand, Wahrheit.

Dringen aber solche Reflexionen bis hierher vor, so ziehen sie auch das Wahlverwandte des älteren Denkens an sich. Mag der Name „Wissenschaftslehre“ neu sein, — er rührt von Fichte her, — ihr Bestand ist so alt wie die Lehren vom Denken und Sein: die Dialektik, die Logik, die Metaphysik. Diese stellen auch einen Baum mit Jahresringen dar, und ihre Anfänge bieten gerade das, was die Reflexionen über Werkvereinigung suchen: die Anschauung der ursprünglichen Werkeinheit, der ideellen Einheit der Wissenschaft vor ihren Teilen, den Einzelwissenschaften. Es sind sublime, aber keineswegs veraltete Gedanken, wie sie sich in den Namen und Prädikaten der Philosophie als Weisheitsstreben, als Wahrheitslehre, als Prinzipienwissenschaft, als Vollendung unserer Geistnatur u. a. erhalten haben.

So erschließt sich ein zentrales Wissensgebiet nicht als bloße Forderung, sondern ebensowohl als Erbgut der Vergangenheit. Wenn man aber etwa nur einen Teil davon, die Denklehre, die Logik gelten lassen wollte, so hieße das, das Zentrum wieder in Sektoren zerfällen, die Werkvereinigung wieder in Arbeitsteilung umschlagen lassen. Die Lehre vom Denken und die Lehre vom Sein sind untrennbar, denn ohne Realgehalt wären unsere Gedanken leer; die Denkgebilde, mit denen die Logik zu tun hat, die Inhalte des Forschens und Wissens haben so gewiß eine Daseinsform, so gewiß sie ihr Gesetz in sich tragen, dem sich unser Denken konformieren muß, wenn es wahr sein soll. Sie sind organisch, wie es diese großen Gebilde sind, zu denen sie sich zusammenfügen: die Wissensgebiete, zuhöchst die Wissenschaft. Lehrt uns die Logik, den Denkgebilden nachzugehen, wodurch sie Methodenlehre, d. i. Lehre von den Denkwegen wird, so weist sie uns auch auf die Anfänge des Weges hin, die Prinzipien, die ἀρχαί.

Methoden ohne Prinzipien sind Wanderungen ohne Ausgangs- und Zielpunkt. Die Prinzipien aber sind Gegenstand eines unentbehrlichen Wissensgebietes: der „ersten Philosophie", wie es Aristoteles, — der Metaphysik, wie es seine Schüler nannten. Die Prinzipienlehre würde aber nicht erste Philosophie heißen können, wenn sie nichts von dem ersten Prinzip, von welchem Einheit und Wesenheit, Bestand und Wahrheit stammen, also von den göttlichen Dingen, zu lehren hätte.

So etwa würde sich das Denken über die Werkvereinigung des Wissensbetriebes gestalten, wenn es seinen innern Impulsen folgte, aber es ist eine traurige Tatsache, daß die heutige Anarchie in dem philosophischen Gebiete solche Impulse nicht aufkommen läßt oder sogleich in ihre Wirbel zieht. Das Zentrum, in dem sich die Werkvereinigung vollziehen sollte, ist nicht nur zerfällt, sondern zerrissen. Zwischen Logik und Metaphysik klafft ein Spalt. Eine Denklehre möchte man behalten, aber eine Seinslehre gilt als überlebt. Der große Kant hat ja der Metaphysik ein Ende gemacht und der Apostel des Positivismus, Comte, hat sie als den Larvenzustand der exakten Wissenschaft aufgezeigt. Der Nachlaß der verstorbenen Metaphysik ist verzettelt worden: der eine hat sich daraus die Atome gekauft, ein anderer die Energien, ein dritter den Entwicklungsbegriff, fast alle haben sich aus dem Begriffe der Einheit ein All-Eines zugeschnitten und stolzieren damit monistisch drapiert herum. Dem entsprechend ist hergerichtet, was man als Logik beizubehalten wünscht, eine Methodenlehre ohne Prinzipien, eine Denklehre ohne organische Denkinhalte, wohl oder übel einer der modernen Wissenschaften ans Schlepptau gegeben, den Fachbedürfnissen und dem Tagesgebrauche angepaßt. Der Gedanke, daß es auch bei diesen Dingen eine Werkfortsetzung geben sollte, ist ganz abhanden gekommen.

Es ist eine der größten Seltsamkeiten des widerspruchsvollen modernen Wesens, daß man sich bei der Einzelforschung der größten Exaktheit befleißigt: der empirischen bei der Beobachtung, der mathematischen, wo immer Größenbestimmungen in Betracht kommen, der historischen bei geschichtlichen Materien, — daß man aber, wenn es sich um Prinzipien handelt, der Willkür Tür und Tor öffnet. „Exakt" ist die Übersetzung des griechischen ἀκριβής, und Aristoteles hat sehr exakt über die ἀκρίβεια gesprochen, über die Grade ihrer Anwendbarkeit, über ihre Geltung für das Kleine wie für das Große; er nennt aber auch die Weisheit, d. i. die erste Philosophie, die exakteste der Wissenschaft (Eth. Nic. VII, 7), kennt also auch eine metaphysische Exaktheit. Eine solche ist der Neuzeit verloren gegangen, als man im 17. Jahrhundert die mathematische Exaktheit einseitig bevorzugte. Zu derselben Zeit reißt die Verwirrung der Terminologie in der Philosophie ein, wie das Eucken in seiner „Geschichte der philosophischen Terminologie" rückhaltslos dargestellt hat, und in dem terminologischen Babel ist die metaphysische Exaktheit vollends untergegangen. Die Abfolge der wechselnden Bedeutungen eines philosophischen Kunstwortes stellt eine förmliche Leidensgeschichte des damit bezeichneten Begriffes dar. Wie viel Sorgfalt verwendet man dagegen auf die Terminologie der Fachwissenschaften! Was bei der geteilten Arbeit als Gewissenspflicht gilt, hat für die Werkvereinigung keine Geltung, als ob für die peripherischen Wissensgebiete andere Gesetze gälten als für das zentrale.

Aber damit nicht genug der Seltsamkeiten! In den Teilgebieten hält man auf Anschluß des Neuen an das Alte, also auf Werkfortsetzung; für die Philosophie dagegen hat Kant die Parole ausgegeben, man könne alle früheren Versuche, eine Metaphysik zustande zubringen, als ungeschehen betrachten, und Fichte hat in jeder seiner immer neuen Bearbeitungen der Wissenschaftslehre erklärt, nun habe er endlich die richtige gefunden. Derartiges wagt man heute wohl nicht mehr, aber man preist beide Philosophen als bahnbrechende Denker und wird nicht müde, neue und neue Versuche zu machen. In den Einzelwissenschaften gilt also das Gesetz der Jahresringe, in der Zentralzone gilt das Schaffen aus freier Hand, das Gesetz der „Umkippungen", wie Kant gelegentlich seine Denkanläufe nannte.

Hier mag uns die Wirtschaftslehre ein Kriterium an die Hand geben. Was würde man zu einem Großbetriebe sagen, bei dem in der Zentrale ganz andere Geschäftsgepflogenheiten herrschen als in den Filialen und Zweiggeschäften, unterschieden wie Labilität und Stabilität, Willkürtreiben und besonnene Sorgfalt? Merkwürdigerweise hat gerade die wunderliche Meinung, daß dem Ganzen am besten gedient werde, wenn man die Einzelnen nach ihrer Willkür vorgehen läßt, die Wirtschaftslehre lange beherrscht. Es ist die allbekannte Theorie von Adam Smith, daß die Gesellschaft am besten gedeiht, wenn sie jeden schrankenlos seinen Egoismus betätigen läßt; also daß die autonome Arbeitsteilung von selbst sich zu einer harmonischen Werkvereinigung zusammensetzen werde, etwa nach dem Dichterworte: „Wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten." Aber Smiths Rosen sind arg in Dornen ausgewachsen und in seinem Garten hat böses Unkraut Wurzel geschlagen. Heute hat die Nationalökonomie diese Irrlehre überwunden, dank dem tieferen Einblick in die menschliche Natur, der noch andere Triebkräfte als den Egoismus gezeigt hat, und dank der historischen Ansicht, welche die Werkfortsetzung eingeschärft hat, die solche Atomisierung der Arbeit als Widersinn erkennen läßt. Aber diese Irrlehre ist dem modernen Wesen zu kongenial, der Autonomismus und Individualismus liegen wie Imponderabilien zu sehr in der Luft, als daß jene nicht nachwirken sollte. Man liebt es, die sittliche Welt sich aus autonomen Tugendproduzenten zusammengesetzt zu denken, wie sich Smith seine nation of shopkeepers konstruiert hatte; auf die Sittlichkeit als Privatsache weist ja Kants kategorischer, autonomer Imperativ hin, und von den heutigen Übermenschlein hat ja jeder sein eigenes „Pflichtenhemd", wie Nietzsche es gut ausdrückt, höchst eigenen Gespinstes und Zuschnittes. Auch in der ungemessenen Spezialisierung der Forschung mit Geringachtung der zentralen Prinzipien liegt etwas von dieser Zeitkrankheit. Sie erscheint im Gebiete des Wissens als Verbindung von rüstiger Einzelarbeit mit lähmenden Vorurteilen: dem Agnostizismus, Phänomenalismus, Solipsismus, also mit den Meinungen: wir erkennen nicht das Wesen der Dinge; wir müssen uns beschränken, Gesetze für Erscheinungen zu registrieren; in dem, was wir wissen, wissen wir nur uns. Nun, wenn wir nicht mehr Wesentliches und Unwesentliches unterscheiden können, dann lohnt überhaupt kein Unterscheiden mehr; wenn wir nur Gesetze des Scheins herausbringen, so sind das Scheingesetze, die den Namen Gesetze nicht verdienen, weil sie nichts setzen; wenn wir in allem Wissen nur uns finden,

so tun wir besser, ganz in unserem intellektuellen Schneckenhause zu bleiben. Solche Perversitäten entspringen einem Irrtriebe der Erkenntniskraft; sie sind es aber, welche bei so vielen verhindern, daß jene Ansätze zu Reflexionen über die Einheit des Wissenswerkes die Schwelle der Wissenschaftslehre überschreiten; sie wirken zentrifugal und lassen schließlich das Zentrum ganz aus den Augen verlieren und die Werkvereinigung preisgeben. Solche Irrtümer sind, um ein antikes Bild zu gebrauchen, die Lamien, welche der Wissenschaft das Blut aussaugen, oder mit modernem Gleichnisse, die Bazillen, welche ihr die Schwindsucht bringen. Man kann auf seine Gesundheit viel sündigen, aber die Andauer der untergrabenden Kräfte rafft sie schließlich dahin: alle Entfaltung in die vielgeteilte Breite kann den Zerfall und damit schließlich den Verfall der Wissenschaft nicht aufhalten, wenn ihre zentralen Prinzipien das Opfer des Irrtums geworden sind und die Frage unbeantwortet bleibt: hat denn alles Forschen und geistige Arbeiten noch irgend einen Sinn? liegt denn Verstand darin, wenn in den Dingen kein Verstand liegt, ja es gar keine Dinge gibt?

Es könnte scheinen, daß damit zu schwarz gemalt würde, allein es wird nur ein besonderer Gesichtspunkt auf eine Krise angewandt, deren Bestehen tieferblickende Männer nicht leugnen. Es ist weniger die Zerreißung der Wissenschaft, die sie signalisieren, als das Schwanken ihrer Basis, also ein seismometrischer Warnungsruf. So sagt Rudolf Eucken in seiner Schrift: „Geistige Strömungen“ 1904[3] im Vorworte: „Die Grundüberzeugung (des Buches) ist die Überzeugung von der Unsicherheit des Bodens, auf dem unser ganzes Kulturleben und mit ihm auch unsere wissenschaftliche Arbeit steht, die Überzeugung, daß dieses Leben nicht nur einzelne Probleme in Hülle und Fülle enthalte, sondern daß es auch als Ganzes einer energischen Revision und einer gründlichen Erneuerung bedürfe . . . Wir empfinden schwere Unwahrheiten, Phrasen, wo wir Wirklichkeiten, — Steine, wo wir Brot suchen . . . So erhebt sich immer dringender das Verlangen nach Klärung wie nach Befestigung, so wird auch die Philosophie immer zwingender zur Arbeit an diesen Lebensfragen aufgerufen.“ Friedrich Paulsen bezeichnet in seinem „System der Ethik“ I, 149 als „tiefsten und letzten Grund den Mangel an einem Ideal, an einem herrschenden, die Gemüter erhebenden, die Willen begeisternden, die Vielen zur Einheit des Strebens führenden Ideal“. So lauten die Klagen, wird aber die geforderte energische Revision irgend in Angriff genommen, das vermißte Ideal auf Grund der Ideen, von denen die Menschheit bislang gelebt hat, hingestellt, so erfolgt Achselzucken oder gar Schelten über solche Rückständigkeit. Man beschwichtigt sich durch einen Lethetrunk aus denselben Philosophen Kant, Fichte, Comte, deren Scheidewasser das Leiden hervorgerufen. Wir werden so an das Wort des Livius erinnert: Ad tempora, quibus nec vitia nostra nec remedia pati possumus perventum est. Wir sind bei Zeiten angelangt, in denen wir weder unsere Verkehrtheiten noch die Heilmittel dagegen ertragen können.

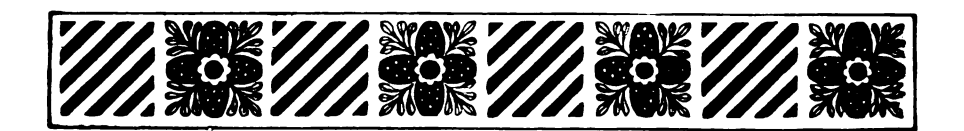
Das Heilmittel gegen den Zerfall der Wissenschaft kann aber nur eine Philosophie gewähren, welche zur Werkvereinigung dadurch befähigt ist, daß sie die ursprüngliche Werkeinheit, die Idee, daß die Wissenschaft vor den Wissenschaften ist, niemals preisgegeben hat, eine Prinzipienlehre, die auch

von dem ersten Prinzip, der höchsten Ursache und dem letzten Zwecke, dem *A* und Ω der Welt und des Menschenwesens, zu lehren weiß und dies in Werkfortsetzung von den Anfängen der Spekulation an ausführt: die antik-christliche Philosophie, die perennis philosophia. Sie ist uns wiedergegeben, dank jener lehrenden Weisheit, die aus der Enzyklika Aeterni Patris spricht, dem Weckrufe des großen Papstes, nach welchem unsere Gesellschaft ihren Namen führt; aber sie ist uns auch wiedergegeben vermöge der von allen Seiten antwortenden Regungen des christlich-spekulativen Geistes. Sie hat ihre Pflege gefunden in den Stätten, welche schon die erstehende christliche Philosophie großgezogen haben, in den Anstalten zur Bildung des Klerus, des säkularen wie des regularen.

An den theologischen Fakultäten wird sie gelehrt und bei uns geht die Wiener Hochschule den anderen vorbildlich voran. Aber auch in den Priesterseminarien findet sie bei uns, in Deutschland und allerwärts sorgfältige Pflege. Die Orden bleiben hinter ihren ruhmreichen Traditionen nicht zurück. Wo die gelehrten Vorschulen noch den katholischen Typus haben, wie in Belgien, der Schweiz, Amerika, wird schon in diesen auf philosophische Schulung Bedacht genommen. In Österreich ist Propädeutik wenigstens als Fach erhalten geblieben und kann ein gedeihlicher Betrieb derselben erhofft werden. Dem in der Lehrerwelt sich regenden philosophischen Interesse läßt sich mit Umsicht entgegenkommen; anderwärts sind philosophische Kurse versucht worden, die den in manchen Ordensschulen gangbaren Namen Philosophat erneuert haben.

Gehalten an die Aufgabe, den Zug zur Spezialisierung der Wissenschaft durch Geltendmachen ihrer Einheit in der Prinzipienlehre zu kompensieren, sind das höchst bescheidene Anfänge, und es gilt auch hier: die Ernte ist groß, aber der Schnitter sind wenig. Allein an der Aufgabe der Werkvereinigung hat sich von je und auf den verschiedensten Gebieten das katholische Wesen vermöge seiner wurzelhaften Einheit bewährt, und hier wie bei so vielen anderen Aufgaben haben wir einen nicht gering zu schätzenden Bundesgenossen: den Ernst der Zeit, der unerbittlich mit aller Halbheit und den inneren Widersprüchen aufräumt. Er kann dem heiligen Ernst unserer Sache nur förderlich sein.





Pius X. und Frankreich.

Von Universitätsprofessor **Dr. E. Eichmann** in Prag.

In Frankreich ist am 9. Dezember 1905 eine Ehescheidung größten Stils vollzogen worden: die Trennung von Staat und Kirche. Man stellt ja das Verhältnis von Kirche und Staat gerne unter dem Bilde einer Ehe dar, um die Gemeinsamkeit der Interessen, die beiderseitigen Rechte und Pflichten, die Harmonie beider Gewalten zum Ausdruck zu bringen. Die Trennung ist erfolgt durch einen einseitigen Machtspruch des Staates, unter rücksichtsloser Mißachtung eines völkerrechtlichen Vertrages, des Konkordates von 1801, und in einer Form, welche der vielgerühmten französischen Urbanität und Vornehmheit gerade kein günstiges Zeugnis auszustellen vermag. Durch den Gewaltakt ist über die katholische Kirche Frankreichs eine schwere Prüfung hereingebrochen, welche naturgemäß das Oberhaupt der Gesamtkirche und alle Teile und Glieder derselben in schmerzliche Mitleidenschaft gezogen hat.

Das einzige Erhebende und Tröstliche in der Tragödie, die sich unter der gespanntesten Aufmerksamkeit der ganzen Welt abspielt, ist die bewundernswerte Disziplin, mit welcher Bischöfe und Klerus sich dem Urteil und den Weisungen des hl. Stuhles unterworfen und so die Hoffnungen jener zu schanden gemacht haben, welche mit einer Spaltung in der Kirche Frankreichs gerechnet hatten.

Pius X. hat durch die Enzyklika „Vehementer" vom 11. Februar 1906 das französische Trennungsgesetz verworfen; er hat durch eine zweite Enzyklika „Gravissimo" vom 10. August 1906 die Kultvereine insbesondere verurteilt und den französischen Katholiken verboten, sich dem Trennungsgesetze irgendwie zu unterwerfen. In der erstgenannten Enzyklika hat der Papst seinen ablehnenden Standpunkt in zusammenfassender Weise also begründet:

Das Gesetz versündigt sich an Gottes Majestät, indem es erklärt, die Republik habe mit keinem religiösen Kultus etwas zu tun; es versündigt sich gegen Natur- und Völkerrecht und an der Heiligkeit der Verträge; es widerspricht der gottgegebenen Verfassung der Kirche, ihren tiefinnersten Prinzipien und ihrer Freiheit; es nimmt der Kirche ihr Eigentum und beschränkt ihre Eigentumsfähigkeit; es behandelt die Person des Papstes und den Hl. Stuhl in unwürdiger Weise und ist eine tiefe Kränkung für die Bischöfe, den Klerus und das katholische Volk.



In seiner Allokution vom 21. Februar 1906 hat Pius X. sich in noch schärferer Weise ausgesprochen und besonders hervorgehoben, daß die Bestimmungen des Gesetzes geeignet seien, kirchlichen Spaltungen Vorschub zu leisten.

Das ist in Kürze der Standpunkt des Papstes. Über seine Haltung haben viele unter uns, Freunde und Feinde der Kirche, den Kopf geschüttelt: „Pius ist kein Diplomat," sagen die einen; „er ist ein Intransigent," sagen die andern. Die einen wie die anderen tun dem Papste unrecht. Die einen, weil sie nicht bedenken, daß alles „Diplomatisieren" dort aufhören muß, wo Prinzipien der Kirchenverfassung in Frage gestellt sind; die andern, weil sie die Haltung des Papstes nur von ihrem Standpunkte aus beurteilen, statt sich in die Auffassung und Situation des Kirchenoberhauptes hineinzudenken. Wer ein sachgemäßes Urteil über das Verhalten Pius X. gegenüber der Kirchenpolitik Frankreichs gewinnen will, muß sich vorerst mit der betreffenden französischen Gesetzgebung und mit den Grundlagen der katholischen Kirchenverfassung völlig vertraut gemacht haben; erst dann, wenn er die „Trennung" samt ihren Konsequenzen im Lichte der gottgegebenen Verfassung der Kirche betrachtet, wird der Standpunkt Pius X. seine befriedigende Erklärung finden.

Nach den angegebenen Gesichtspunkten soll im Folgenden vorgegangen werden. Ich lege die offiziellen Aktenstücke zugrunde, welche ich hier der Übersichtlichkeit wegen zusammenstelle:

Das Gesetz vom 9. Dezember 1905 über die Trennung der Kirchen vom Staate; zu dem Gesetze ergingen Ausführungsverordnungen vom 29. Dezember 1905, 19. Januar 1906 und 16. März 1906;*)

das Gesetz vom 2. Januar 1907 über die öffentliche Ausübung der Kulte;**)

eine offizielle römische Darstellung der der Trennung vorhergehenden Ereignisse bis zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen dem Vatikan und der Republik samt den hierauf bezüglichen Aktenstücken wurde im Sommer 1904 veröffentlicht in dem Publikationsorgan des Hl. Stuhles, Acta Sanctae Sedis XXXVII., p. 36—80 (24 Aktenstücke); eine zweite, ausführlichere Darstellung mit 47 Aktenstücken Ende 1905 in demselben Organ XXXVIII., Beilage, 268 Seiten; hiezu sind noch zu vergleichen die Allokution Pius X. vom 14. November 1904***) und vom 27. März 1905.†)

Von den päpstlichen Kundgebungen kommen in Betracht: die Enzyklika „Vehementer" vom 11. Februar 1906;††)

*) Den französischen Text des Trennungsgesetzes und der Ausführungsverordnungen findet man in „Deutsche Zeitschrift für Kirchenrecht", 3. Folge, XVI. 370 ff., auch separat Tübingen, Mohr. „Archiv für kath. Kirchenrecht", 86. Bd., 221 ff.

**) Text in „Analecta Ecclesiastica" XV., fasc. 1. (Januar 1907), 37.

***) Archiv, 85. Bd., 108 ff; Acta S. Sedis XXXVII., 301 ss.

†) Acta S. Sedis XXXVII., 559 ss.

††) Acta S. Sedis XXXIX., 3 ss; Archiv, 86. Bd., 329 ff.



die Allokution vom 21. Februar 1906;*)
die Enzyklika „Gravissimo“ vom 10. August 1906;**)
die Enzyklika „Une fois encore“ vom 6. Januar 1907.***)

I.

Von Wichtigkeit ist zunächst die Vorgeschichte und unmittelbare Veranlassung der Trennung.

Nach der großen Revolution hatte Bonaparte die Kirche in Frankreich wieder hergestellt. Zwischen der französischen Regierung und Papst Pius VII. war am 15. Juli 1801 ein Konkordat abgeschlossen worden, in dessen Artikel 4 der Regierung das wichtige Recht zugestanden wurde, die Bischöfe in Frankreich zu ernennen. Alle Metropolitan-, Bischofs- und Pfarrkirchen, welche in der großen Revolution für Staatseigentum erklärt worden waren, wurden den Bischöfen zur Verfügung gestellt; über das Eigentum an denselben sagt das Konkordat nichts. In Art. 13 versprach der Papst für sich und seine Nachfolger, die Besitzer von veräußerten Kirchengütern im ruhigen Besitz zu belassen und die Eigentumsfrage nicht aufzuwerfen. Dafür verpflichtete sich die Regierung in Art. 14 den Bischöfen und Pfarrern einen angemessenen Gehalt zu sichern.

Im folgenden Jahre, am 8. April 1802, wurde ein Staatsgesetz erlassen, die sog. organischen Artikel, durch welche die Staatshoheitsrechte über die Kirche, wie Placet und Appel comme d'abus wieder aufgerichtet wurden. Den Bischöfen wurde verboten, ihre Diözesen ohne Erlaubnis der Regierung zu verlassen, eine Bestimmung, welche den freien Verkehr der Bischöfe mit Rom verhindern, bezw. ihn unter die Kontrolle der Regierung stellen sollte;

*) Acta S. Sedis XXXIX., 30 ss; Archiv, 86. Bd., 339 ff.

**) Acta S. Sedis XXXIX., 385 ss; Archiv, 87. Bd., 108 ff.

***) Acta S. Sedis XL., 3 ss; Archiv, 87. Bd., 305 ff. — Die Literatur ist bereits eine sehr umfangreiche. Ich muß hier auf die Angaben in „Deutsche Zeitschrift für Kirchenrecht“, 3. Folge, XVI. 137, 351; XVII. 144 ff. verweisen, wo die neueste Literatur verzeichnet ist. Eine sehr gute Orientierung mit reichlichen Literaturangaben und sämtlichen oben angeführten Aktenstücken bietet Sägmüller, Die Trennung von Kirche und Staat. Mit 13 Beilagen, enthaltend offizielle Aktenstücke über die Trennung von Kirche und Staat in Frankreich, Mainz, 1907. H. Gruber, S. J., in den Stimmen aus Maria-Laach 1906, 426—41. Hist.-pol. Blätter, 135. Bd. (1905), S. 835 ff., 136. Bd. (1905), S. 151 ff., S. 270 ff., 760 ff., 138. Bd. (1906), S. 386 ff., 684 ff., 928 ff., 139. Bd. (1907), S. 55 ff., 221 ff., 451 ff. Paul Sabatier, Zur Trennung der Kirchen vom Staate. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen. Berlin, 1907. Fournier, A propos de la séparation des églises et de l'état. IVe édit. Paris, 1906. J. Eymard-Duvernay, Commentaire pratique de la loi du 9. décembre 1905 et du règlement d'administration publique du 16. mars 1906 sur la séparation des églises et de l'état dans leur application au culte catholique. Paris, 1906. Abbé Joseph Brugerette, Die Lehren der Niederlage oder das Ende eines Katholizismus. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen v. L. Fahrland. Stuttgart, 1907.

bekanntlich hat die Bestimmung unmittelbar vor dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen der französischen Regierung und dem Vatikan eine Rolle gespielt, als der Papst die Bischöfe von Laval und Dijon zur Verantwortung nach Rom vorlud. Titel IV der organischen Artikel betrifft die Zirkumskription der 10 Erzbistümer und 50 Bistümer und der Pfarreien sowie die Staatsgehälter der Kultusdiener. Die Kultusgebäude werden zwar als Eigentum der Nation erklärt, aber den Bischöfen zur freien Verfügung überlassen. Der Verwaltung des kirchlichen Vermögens dienen die „öffentlichen Kultusanstalten“, welche von Staats wegen mit juristischer Persönlichkeit ausgestattet sind und demnach als solche Rechte erwerben und Verbindlichkeiten eingehen können. Die wichtigste „öffentliche Kultusanstalt“ ist die „fabrique“, d. i. die lokale Kirche (Kathedrale, Pfarrkirche) als Vermögenssubjekt und Anstalt des öffentlichen Rechts; das Gotteshausvermögen oder Kirchenstiftungsgut wird verwaltet vom Kirchen- oder Fabrikrat, einer Behörde, welche aus dem Pfarrer, dem Bürgermeister und 5, bezw. (in Sprengeln über 5000 Seelen) 9 Laienältesten besteht. Zu den öffentlichen Kultusanstalten gehören ferner das bischöfliche Tafelgut, (also die Vermögensmasse, aus welcher der Bischof einen Teil seiner Einkünfte bezieht), das Kapitels-, Seminar- und Pfarrgut und die Diözesanhilfskasse (Emeritenfond). Rechtlichen Bestand hatten diese Kultusanstalten, wie später des näheren gezeigt werden soll, bis zum 9. Dezember 1906.

Pius VII. hat die organischen Artikel nicht als unverbindlich erklärt, obwohl sie mit grundlegenden Bestimmungen des Konkordats in Widerspruch standen; er beschränkte sich darauf, in einer Allokution vom 24. Mai 1802 die Erwartung auszusprechen, daß sie eine zeitgemäße und notwendige Ab- und Umänderung erfahren möchten.

Konkordat und organische Artikel bildeten also die Grundlage des bisher in Frankreich geltenden partikulären Kirchen- und Staatskirchenrechts; auf ihnen beruhte die öffentlich-rechtliche Stellung der katholischen Kirche.

Die nun folgende Periode etwa bis zum Beginn dieses Jahrhunderts ist für unsern Zweck nur insofern von Bedeutung, als das große Ereignis des Jahres 1905 sich vorbereitet. Eine Umwälzung, wie sie durch das Trennungsgesetz hervorgerufen wurde, vollzieht sich selbstverständlich nicht plötzlich und unvermittelt. Hätte eine Regierung einen Schritt von solcher Tragweite unternehmen, einen Bruch mit einer fast 2000jährigen Vergangenheit wagen können, wenn auch nur die einfache Mehrheit des Volkes treu zu den religiösen Überlieferungen der Väter stehen würde? Kirchen- und Christentum sind in Frankreich längst nicht mehr von der Überzeugung des Volkes getragen; die allgemeine Atmosphäre ist Gleichgültigkeit oder Feindseligkeit gegen Kirche und Christentum. Und so bewahrheitet sich eben wieder einmal das Wort Iherings: „Der Geist der Zeit und der Geist des Volks ist auch der Geist des Rechts“. Die „Trennung“ wäre hinausgeschoben worden, wenn gewisse Vorkommnisse sich nicht ereignet haben würden; aber keine Diplomatie hätte sie auf die Dauer aufgehalten.

Schon Mirabeau hatte in der großen Revolution verkündet: „Die notwendige Bedingung für das Gedeihen der neuen Freiheit ist die Dekatholisierung Frankreichs“. Das war ein Vermächtnis für künftige Ge-

schlechter. Seit der Mitte der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts rekrutieren sich die höchsten Beamten der Republik aus dem Freimaurertum, dessen Antagonismus gegen Kirche und Christentum zur Genüge bekannt ist. Und wenn im Zeitalter der dritten Republik die radikalen und sozialistischen Parteien die völlige Verweltlichung des staatlichen Lebens, die Erlösung des Staates von der Kirche in ihrem Programm führten, so wissen wir jetzt, daß damit mehr gewollt als gesagt war. Es handelte sich ihnen nicht darum, jeden der beiden Teile auf eigene Füße zu stellen, seine eigenen Wege gehen zu lassen. Sie wollten wohl den Staat erlösen von der Kirche, aber nicht die Kirche vom Staate. Sie wollten den einen Teil, die Kirche, noch mehr unter den Willen des Staates beugen, sie demütigen, sie unschädlich machen. „Die Combisten", sagt der Pariser Korrespondent der Münchener „Allgem. Zeitung",*) „haben den Kulturkampf stets als einen Krieg aufgefaßt, in dem man den Gegner zu Boden drücken muß." So war es ja zu allen Zeiten um den „Liberalismus" und die „Toleranz" des Freidenkertums beschaffen: das Freidenkertum will nur Freiheit für sich, aber Zwang und Vormundschaft für andere. Man will zwar die Welt glauben machen, der Kampf gelte nur dem „Klerikalismus", nicht der Religion und Kirche.**) Solche Phrasen kennt man; sie sind ein Buschwerk, hinter welchem Gauner sich zu verstecken pflegen. Ein Kenner der Verhältnisse, A. Ehrhard, hat das Ziel der jüngsten französischen Kirchenpolitik treffend dahin charakterisiert:***) „Was heute mit allen Mitteln in Frankreich erstrebt wird, das ist . . . die volle Auswirkung der geistigen Säkularisation, die gänzliche Verweltlichung des staatlichen Lebens und durch dessen beherrschenden Einfluß die Ausschaltung des religiösen Lebens auch aus dem Kommunal- und Familienleben, ja, wenn es möglich ist, die Bannung des Christentums aus der Seele eines jeden französischen Bürgers." Und Ernst Troeltsch, Professor der protestantischen Theologie in Heidelberg,†) spricht von dem Trennungsgesetz als einem Kampfgesetz.

Freilich ist auch nicht zu verkennen, daß die französischen Katholiken selbst für die gegenwärtige Lage mit die Verantwortung zu tragen haben. Sie haben, wie wiederum Ehrhard a. a. O. (S. 79) konstatiert, „die praktische

---

*) Nr. 598 vom 26. Dezember 1906.

**) Zur Charakteristik des französischen Antiklerikalismus vgl. die Schrift von Emile Faguet, L'Anticléricalisme. Paris, 1906. Hist.-pol. Blätter, 138. Bd. (1906). S. 684 ff.

***) Katholisches Christentum und moderne Kultur, S. 80.

†) Die Trennung von Staat und Kirche, der staatliche Religionsunterricht und die theologischen Fakultäten. Akadem. Rede. Heidelberg, 1906. S. 19.

„das von einer gegen das Christentum skeptischen oder feindlichen Gesellschaft getragen ist und nicht der Anerkennung der religiösen Gewissensmächte, sondern der Repression des der Demokratie gefährlich gewordenen Katholizismus dient. . . Es war das unverhüllt in seinem ersten Entwurf; aber auch in seiner sehr gemilderten endgiltigen Gestalt . . . ist es noch drakonisch genug. Es stellt die Kirchen unter das Gesetz der Privatvereine und gesteht ihnen nicht einmal die Vorrechte der Associations

Trennung von Religion und moderner Kultur selbst durchgeführt, statt an der Herstellung einer harmonischen Verbindung zwischen der Religion und den berechtigten kulturellen Forderungen der Jetztzeit energisch und erfolgreich zu arbeiten". Ein weltfremd erzogener Klerus ist nicht imstande, Fühlung mit der modernen Welt zu halten; er ist geneigt, in der modernen Kultur nichts als Satanswerk zu erblicken, und er tröstet sich gar zu leicht mit dem Bibelwort: „Zwischen uns und euch ist eine große Kluft"; er zieht sich mit den Getreuen in einen Isolierschmollwinkel, auf ein Eiland zurück, von wo keine Brücke zur modernen Welt- und Lebensauffassung mehr hinüberführt.*) Geradezu verhängnisvoll für den Katholizismus in Frankreich wurde aber der Kampf gegen die Republik und die demokratischen Freiheiten, welcher im Namen der Religion geführt wurde. Und schließlich waren ja auch die Leo Taxil- und Dreyfusaffäre gewiß nicht geeignet, der von den Gegnern so genannten „klerikalen" Partei Lorbeeren einzubringen.

Der Beginn der Feindseligkeiten fällt noch in die letzten Jahre der Regierung Leos XIII. Der Papst hatte den französischen Katholiken empfohlen, sich nicht mit den Feinden der Republik zu verbünden oder gar zu identifizieren; sie sollten sich auf den Boden der gegebenen Tatsachen stellen und sich der Republik anschließen. Die Warnung des Papstes vor solcher Verquickung von Religion und Politik hat leider nicht allseitige Beachtung gefunden. Die Partei der „Ralliierten" blieb zu schwach, und die Gegner trauten auch der raschen „Bekehrung" nicht. Die Unversöhnlichen aber fuhren fort, die Republik im Namen der Religion zu bekämpfen. Die Republik fühlte sich durch den „Klerikalismus" in ihrer Existenz bedroht. »Le cléricalisme c'est l'ennemi.« Der langersehnte Vorwand war gefunden, der Kirche den Krieg anzusagen. Es begann die sog. sukzessive Laisierung, die Verweltlichung des Staatswesens: die Begünstigung der Zivilehe und Ehescheidung, die Entfernung der Kruzifixe aus den Schulen und Gerichtssälen, die Unterdrückung des kongregationistischen Unterrichtes, die Verbannung der Ordensgenossenschaften sind als derartige Maßnahmen zu erwähnen.**) Es folgte der Streit

d' utilité publique, wie z. B. den Wohltätigkeitsvereinen usw., zu. Es nimmt ihnen das Recht, Vermächtnisse und Stiftungen anzunehmen, Schulen und Krankenhäuser und Ähnliches zu unterhalten, beschränkt ihnen die Ansammlung von Reservefonds und Zinskapital auf lächerlich geringe Summen, unterwirft sie einer äußerst eingehenden Polizeikontrolle in der Vermögensverwaltung und in der Überwachung der Predigt, beschränkt ihnen jedes Auftreten nach außen außerhalb des Kultusgebäudes, konfisziert das in der großen Revolution schon einmal konfiszierte Kircheneigentum noch einmal als Staatseigentum und erschwert . . gerade der katholischen Kirche durch die Forderung einer rein laienhaften Organisation der Kultvereine die Behauptung ihres kanonischen Rechts".

*) Man vergleiche die Schriften von H. Hemmer, prêtre du clergé de Paris, Politique religieuse et séparation. Paris, 1905. p. 30 ss. Sabatier a. a. O. S. 9 und Brugerette, die Lehren der Niederlage; die beiden letztgenannten Schriftsteller sind allerdings von Einseitigkeit nicht freizusprechen.

**) Vgl. Acta S. Sedis XXXVIII, Beil. p. 9—43.



wegen der Bischofsernennungen.*) Die Regierung schlug dem Papst selbstverständlich nur republikanisch gesinnte Geistliche als Bischöfe vor; ob ihre Kandidaten die vom kanonischen Recht geforderte besondere Würdigkeit aufweisen konnten, das schien die Regierung nicht sonderlich zu kümmern. Der Papst hingegen bestand auf seinem Recht, ungeeignete Kandidaten zurückzuweisen. So verschärfte sich der Gegensatz immer mehr. Dann kam der Besuch des Präsidenten Loubet am italienischen Königshof und die Protestnote des Kardinalstaatssekretärs Merry del Val an die katholischen Mächte am 28. April 1904. **) Die Note wurde als ein unerhörtes Attentat gegen die Würde der Nation empfunden oder doch als solches ausgegeben. Die Regierung antwortete mit der Abberufung des französischen Botschafters beim Vatikan (21. Mai 1904). Die Vorladung der Bischöfe von Laval und Dijon nach Rom zur Verantwortung ***) — nach Art. 20 der organischen Artikel durften sie ihre Diözesen ohne Erlaubnis der Regierung nicht verlassen — führte dann zum völligen Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen der französischen Regierung und der Kurie am 30. Juli 1904.†)

Nach völkerrechtlichen Usancen bedeutet das den Krieg, die Eröffnung der Feindseligkeiten.

Der damalige Minister Emil Combes, ein ehemaliger katholischer Theologe, legte schon Ende Oktober 1904 der Kammer den Entwurf eines Trennungsgesetzes vor, welches den Charakter eines wahren Unterdrückungsgesetzes an sich trug. Combes' Lage war indessen aus anderen Gründen unhaltbar geworden; erst seinem Nachfolger Bienvenu Martin war es beschieden, das Trennungsgesetz in wesentlich milderer Form am 9. Februar 1905 der Kammer vorzulegen. Die Milderungen sind auf den Einfluß des Kommissionsmitgliedes, des Sozialisten und jetzigen Kultusministers Briand zurückzuführen. Man spricht deswegen viel von dem „Liberalismus" des Herrn Briand. Wie es um diesen Liberalismus beschaffen ist, werden wir ja noch sehen. Der Ruhm „liberaler" Gesinnung wird dort leicht errungen, wo das „écrasez l'infâme" das eigentliche Ziel der herrschenden Parteien geworden ist. Wenn Briand heute erklärt, er habe nichts dagegen einzuwenden, daß außer dem Bürgermeister auch der Pfarrer einen Kirchenschlüssel habe, so besingt eine gewisse Presse morgen seinen „Liberalismus" in den höchsten Tönen.

Mit einer Hast, die bei einem Gesetzentwurf von solcher Tragweite gewiß nicht angezeigt war, wurde der Entwurf in Kammer und Senat durchgepeitscht. Am 8. Juli 1905 wurde das Gesetz in der Kammer mit 341 gegen 233 Stimmen, am 7. Dezember 1905 im Senat mit 179 gegen 103 Stimmen angenommen, am 9. Dezember 1905 vom Präsidenten und den Ministern unterzeichnet und am 11. Dezember publiziert. Die „Trennung" von Staat und Kirche war vollzogen.

*) Ebenda p. 73—104. Hiezu Wirtz im Archiv, 85. Bd., 85 ff., 209 ff.

**) Acta S. Sedis XXXVIII, Beil. p. 105—116.

***) Ebenda p. 117—126.

†) Ebenda p. 269. Dokument XLVII.



II.

Die unversöhnliche Haltung Pius X. gegenüber dem Trennungsgesetz wird verständlich, wenn wir die zwei Leitsätze ins Auge fassen, welche dem Gesetze das charakteristische Gepräge geben. Dies sind 1. das Prinzip der grundsätzlichen Trennung von Staat und Kirche, der Laisierung des Staates samt ihren Konsequenzen: Unterdrückung des Kultusbudgets und der öffentlichen Kultusanstalten; 2. die neue Organisation, welche der Kirche durch das Gesetz von Staats wegen aufgenötigt werden soll, nämlich die Organisation in Kultusgenossenschaften oder Kultvereinen (associations cultuelles). Diese beiden Maßnahmen werden näher darzustellen und vom kirchlichen Standpunkt aus zu beleuchten sein.

Zunächst also das System der Trennung von Staat und Kirche oder die Laisierung des Staatswesens. Nach diesem System betrachtet der Staat die Kirche wie alle Religionsgenossenschaften als private Vereine und unterwirft sie dem allgemeinen Vereinsrecht. Er gewährt allen Religionsgesellschaften freie Ausübung ihres Kultes und den entsprechenden staatlichen Schutz; aber er gewährt keiner Religionsgesellschaft Vorrechte und gibt keine Dotationen zu kirchlichen Zwecken. Und wie der Staat den Religionsgesellschaften keinerlei Vergünstigungen einräumt, so nimmt er auch — wenigstens verlangt das die Konsequenz — keinerlei Rechte über sie in Anspruch als diejenigen, welche er im Interesse der öffentlichen Ordnung über alle anderen Vereine beansprucht; er überläßt es ihnen, innerhalb der Normen des allgemeinen Vereinsrechtes ihre Verfassung selbst zu bestimmen. *) Diese Konsequenz hat allerdings das französische Trennungsgesetz, wie sich gleich zeigen wird, nicht gezogen.

In Titel I sind zwei Grundsätze aufgestellt: 1. Die Republik garantiert die Gewissensfreiheit; sie gewährleistet die freie Ausübung der Kulte unter den einzigen Beschränkungen, die im Interesse der öffentlichen Ordnung durch das Gesetz selbst verfügt werden. 2. Die Republik anerkennt, besoldet und unterstützt keinen Kult. Vom 1. Januar 1906 an werden die Kultusbudgets (Staats-, Departements- und Gemeindekultusbudgets) unterdrückt. Da die Republik keinen öffentlichen Kult mehr anerkennt, so werden die bisherigen öffentlichen Kultusanstalten aufgehoben; sie haben nur provisorisch ihre Tätigkeit fortzusetzen, bis die neue Organisation durchgeführt sein wird. An ihre Stelle treten Verbände von Privatpersonen, die associations cultuelles, die Kultvereine. Spätestens bis zum Ablauf eines Jahres nach Erlaß des Gesetzes, also am 9. Dezember 1906, sollen die bisherigen Kultusanstalten ihr Ende erreichen. Wenn bis zu diesem Zeitpunkte sich kein Kultverein gebildet haben wird, an welchen das Vermögen der Kultusanstalt übertragen werden kann, so wird dasselbe den Gemeindeanstalten, welche innerhalb des betreffenden Bezirkes gelegen sind, für Armenpflege und Wohltätigkeit überwiesen werden.

*) P. Hinschius, Allg. Darstellung der Verhältnisse von Staat und Kirche (in Marquardsen, Hdbch. des öfftl. Rechts I. 1) S. 221.



Der völligen Laisierung des Staates entspricht es, wenn in Art. 28 des Gesetzes verboten wird, irgend ein religiöses Abzeichen oder Sinnbild an öffentlichen Bauten und Orten anzubringen, außer an Kirchen, auf Kirchhöfen, an Grabmälern, in Museen und Ausstellungen; wenn ferner in Art. 30 angeordnet wird, daß Religionsunterricht an Kinder im schulpflichtigen Alter, welche die öffentlichen Schulen besuchen, nur außerhalb der Schulstunden erteilt werden darf.

Das also ist die „Erlösung des Staates von der Kirche", die Verweltlichung des Staatswesens, die „nationale Apostasie" Frankreichs.

Wie ist nun vom kirchlichen Standpunkt aus die „Trennung von Staat und Kirche" zu beurteilen?

Die Trennung von Staat und Kirche als allgemein durchzuführendes System ist vom Hl. Stuhl wiederholt verworfen worden: so in Satz 55 des Syllabus; ferner von Leo XIII. in seiner bekannten Enzyklika „Immortale Dei" vom 1. November 1885, wo es heißt: „Schon die Vernunft gebietet einem jeden, Gott einen heiligen und religiösen Dienst zu weihen; denn in seiner Hand stehen wir, von ihm sind wir ausgegangen, zu ihm sollen wir wieder zurückkehren. Dasselbe Gesetz gilt auch für die bürgerliche Gesellschaft. Denn auch in der Gesellschaft geeint sind die Menschen ebenso in Gottes Gewalt wie der einzelne. Und hat der einzelne Gott zu danken, so nicht minder auch die Gesellschaft, die durch ihn entstanden ist, die sein allmächtiger Wille schirmt und erhält, dessen Barmherzigkeit einen überfließenden Schatz von Gütern ihr gespendet hat. Wie es darum für einen jeden Sünde wäre, seine Pflichten Gott gegenüber zu vernachlässigen, und es unsere unerläßliche Aufgabe ist, unser Gemüt ganz von der Religion durchdringen zu lassen und auch durch unsern Wandel Zeugnis von ihr zu geben, ebenso wäre es auch von seiten der Staaten ein Frevel, wollten sie sich derart gebaren, als ob es gar keinen Gott gäbe, oder die Religionsangelegenheiten als einen ihnen ganz fremden Gegenstand von sich weisen." Ähnlich spricht sich auch Pius X. in seiner Enzyklika »Vehementer« aus. In der Tat müssen wir nicht bloß als Christen, nein, auch als Staatsbürger, als Patrioten und Menschenfreunde alles Interesse daran haben, daß das Staatswesen nicht entchristlicht werde. Auch die staatliche und gesellschaftliche Ordnung muß Gottes Majestät und die Gottesrechte anerkennen. Sie muß es sogar um ihrer selbst willen tun, wenn sie ihren Bestand, ihre Autorität sichern will. Man nenne uns eine Weltanschauung, welche eindringlicher die Achtung vor jeder „bestehenden Gewalt", vor Gesetz und Recht predigt als das Christentum! Und lehrt nicht die Geschichte hundert- und tausendfach, daß der Abfall von den ewigen Wahrheiten und sittlichen Forderungen des Christentums schließlich doch immer wieder die Worte der hl. Schrift bestätigt: „Die Sünde macht die Völker elend"? Nur der oberflächliche Hurrapatriot kann sich durch den äußeren Glanz, den Kultur und Wohlfahrt um sich breiten, über den inneren Zerfall eines Volkes hinwegtäuschen, welchem der Sinn für die ewigen Wahrheiten und sittlichen Forderungen des Christentums entschwunden ist.

Es ist ein Beweis von Kurzsichtigkeit, wenn zuweilen auch wohlmeinende Katholiken sich für die Losung „freie Kirche im freien Staat" ausgesprochen haben. Welche „Freiheit" die Kirche durch die „Trennung" gewinnt, zeigt

zur Genüge das französische Gesetz; ihre Bewegungsfreiheit ist jetzt weit mehr eingeengt und unter staatliche Kontrolle gestellt als ehedem. Und ist etwa die Staatssouveränität über die Religionsgesellschaften dort aufgegeben worden, wo, wie in Nordamerika und Belgien, die Trennung schon seit längerer Zeit durchgeführt ist? Heinrich Singer*) hat es mit Recht als einen großen Irrtum bezeichnet, „wenn man den vollständigen religiösen Indifferentismus der Staatsgewalt als eine sichere Bürgschaft für die kirchliche Freiheit, ja auch nur für die Gewissensfreiheit des einzelnen betrachtet. Nirgends ist die Kirche mehr der Gefahr einer schonungslosen und blutigen Verfolgung ausgesetzt als in dem religiös indifferenten Staate, wenn eine radikale Majorität, welche sich jeder Rücksicht auf die Gewissensfreiheit in ihrem gewalttätigen Fanatismus für entbunden hält, den eklatantesten Beweis erbringt, daß — nach Geffckens bekanntem Ausspruch — ‚die Demokratie an sich nichts mit wahrer Freiheit zu tun hat!'" **)

Das System der Trennung ist aber auch von finanziellen Gesichtspunkten aus zu würdigen. Die Kirchengüter, welche im Jahre 1789 in Frankreich für Staatsgut erklärt wurden, werden nach ihrem damaligen Werte auf 15 Milliarden Franken geschätzt; nach ihrem heutigen Werte würden sie ein jährliches Einkommen von ca. 250 Millionen Franken abwerfen. Das jährliche Kultusbudget betrug nun aber bloß 40 bis 45 Millionen Franken; es war tatsächlich eine Staatsschuld an die Kirche, es wurde geleistet in Erfüllung einer Rechtspflicht, welche der Staat auf Grund der Säkularisation im Konkordat und in den organischen Artikeln übernommen hatte. Nun ist auch das Kultusbudget unterdrückt, den Departements und den Gemeinden sogar verboten worden, Ausgaben zu kirchlichen Zwecken in das Kultusbudget einzustellen. Aber noch nicht genug. Durch Art. 7 des Gesetzes wird das Vermögen der kirchlichen Wohltätigkeitsanstalten den „öffentlichen oder öffentlich-nützlichen Anstalten" überwiesen; den Wert dieser Güter berechnet man auf 400 Millionen Franken. In Art. 5 wird das Vermögen kirchlicher Stiftungen, die aus der Zeit vor dem Erlaß der organischen Artikel stammen — zum größeren Teil waren dies Stiftungen für Seelenmessen — dem Staate zugesprochen; man berechnet dieses Vermögen auf 25 bis 30 Millionen Franken. Konnte der Papst eine solch enorme Beraubung der Kirche stillschweigend hinnehmen?

Die bloße „Trennung" vom Staate wäre indessen für die Kirche noch zu ertragen. Aber unerträglich ist es, wenn der Staat der Kirche eine Verfassung aufdrängen will, die ihr von Haus aus fremd ist. Das ist zugleich illiberal und inkonsequent: wenn schon einmal die Trennung durchgeführt werden soll, dann darf der Staat auch keine weiteren Rechte über die Kirche in Anspruch nehmen, als diejenigen,

*) Zur Frage des staatlichen Oberaufsichtsrechts. Deutsche Zeitschrift für Kirchenrecht V., S. 60 ff., VIII., S. 30 ff., S. 34 A.

**) Zur Beurteilung der Trennung von Kirche und Staat vergl. Sägmüller a. a. O. S. 10 ff; dort ist weitere Literatur angegeben. Hiezu jetzt Kahl in „Systematische Rechtswissenschaft" (Kultur der Gegenwart, II. Teil, 8 Abteilung.) S. 285 ff.

welche ihm im Interesse der öffentlichen Ordnung über die übrigen Vereine zukommen; er soll es dann auch den Religionsgesellschaften überlassen, ihre Verfassung selbst zu bestimmen, er soll sie dann auch ihre eigenen Wege gehen lassen.

Wie wir gesehen haben, macht das Gesetz, um mit Briand zu reden, „tabula rasa mit der bisherigen kirchlichen Organisation“. Aber es geht noch erheblich darüber hinaus. An die Stelle der aufgelösten Organisation hat nämlich eine andere, vom Staate vorgeschriebene Organisation zu treten, welche der Verfassung der katholischen Kirche durchaus widerspricht: nämlich Kultusgenossenschaften oder Kultvereine, die sich wieder zu Bezirksverbänden mit zentraler Verwaltung und Oberleitung (Diözesen) zusammenschließen dürfen und so, wenn sie wollen, die bisherige Organisation in Pfarreien und Bistümer wiederherstellen können. Daß hierin die Gefahr schismatischer Gemeindebildungen liegt, ist ohneweiteres ersichtlich. Nicht der Hierarchie ist die Umgrenzung der Pfarreien und Bistümer und die innere Organisation der Kultusverbände und -vereine anheimgegeben — von der Hierarchie ist in dem ganzen Gesetze mit keiner Silbe die Rede —, sondern — und darin steckt der Pferdefuß — den freien Vereinbarungen der Kultusgenossen, der Laien. Die Kultvereine werden als juristische Personen des Privatrechts die Eigentümer und Herren des kirchlichen Vermögens; sie werden darüber befinden, ob und welche Ausgaben für den Gottesdienst und für den Unterhalt des Geistlichen zu machen sind; sie werden in finanzieller Hinsicht durch die staatlichen Behörden beaufsichtigt. Kirchliche Reservefonds dürfen nur bis zu einer „lächerlich geringen Höhe“ gebildet werden.

Und wie die Konstituierung der Kultusverbände und -vereine, so ist auch deren Auflösung völlig in den Willen der Mitglieder gestellt. In gewissen Fällen können sogar die Gerichte die Auflösung des Vereines oder Verbandes aussprechen.

Wenn schon einmal, von juristischen Erwägungen aus, die Organisation von Kultusgenossenschaften für unumgänglich gehalten wurde, so hätte die Konsequenz gefordert, dieselben einfach dem allgemeinen Vereinsgesetz vom 1. Juli 1901*) zu unterstellen. Das französische Vereinsrecht kennt drei Arten von Vereinigungen: die association simple, welcher keine juristische Persönlichkeit zukommt; die association déclarée, welche etwa den „eingetragenen Vereinen“ des deutschen Rechts entspricht und als juristische Person des Privatrechts mit autonomer Verwaltung anerkannt ist; und die association d'utilité publique (als gemeinnützig anerkannte Vereinigung) mit den Rechten einer öffentlichen juristischen Person, aber unter der Aufsicht des Staates. Das Trennungsgesetz behandelt die Kultvereine als eine besondere, neue Art von Vereinen, welche mit den associations déclarées die Eigenschaft als juristische Personen des Privatrechtes und mit den associations d'utilité publique die Unterwerfung unter die besondere Staatsaufsicht gemeinsam haben; es schafft also gerade für die religiösen Vereinigungen einen odiosen Ausnahmezustand.

*) Den Text des Gesetzes in deutscher Übertragung bietet H. Gruber S. J. in den Stimmen aus Maria-Laach, 62. Bd., S. 483 ff.



Was aber den unbeugsamen Widerspruch des Papstes gegen die Kultvereine, wie sie das französische Trennungsgesetz vorsieht, herausfordern mußte, war der Umstand, daß dieselben mit der Verfassung der katholischen Kirche in vollem Widerspruch stehen. Derartige Kirchengemeinden als juristische Personen, als selbständige Träger von kirchlichen Jurisdiktionsrechten kennt wohl die protestantische und die israelitische Religionsgesellschaft, mit der Verfassung der katholischen Kirche aber sind sie unverträglich. Warum, das sagt uns Pius X. in seiner Enzyklika »Vehementer«: „Sie verstoßen gegen die Verfassung, welche Christus selbst der Kirche gegeben hat. Denn die hl. Schrift verkündet und die von den Vätern überlieferte Lehre bestätigt es, daß die Kirche, der mystische Leib Christi, durch die Autorität von Hirten und Lehrern verwaltet wird, also eine Gesellschaft von Menschen ist, in welcher einige, die mit der vollkommenen Gewalt zu leiten, zu lehren und zu richten ausgestattet sind, den übrigen vorstehen. Diese Gesellschaft ist also, ihrem Wesen und ihrer Art nach, eine ungleiche; sie umfaßt eine doppelte Personenreihe, Hirten und Herde, d. h. solche, welche die verschiedenen Stufen der Hierarchie einnehmen, und die große Menge der Gläubigen; aber diese beiden Personenreihen sind derart unter sich verschieden, daß nur in der Hierarchie Recht und Gewalt ruht, die in der Gemeinschaft Vereinigten zu leiten und zu regieren; Pflicht der großen Menge ist es, sich leiten zu lassen und gehorsam der Führung der Vorgesetzten zu folgen.“

Pius X. erhebt demnach Widerspruch gegen die Verwischung dieses Fundamentalsatzes der Kirchenverfassung, gegen die Aufrichtung des Laienregimentes in der Kirche, gegen die Übertragung der demokratischen Prinzipien in die Verfassung der Kirche. Ähnlich spricht sich der Papst gegen die Kultvereine in der Enzyklika „Gravissimo“ und in der jüngsten Enzyklika vom 6. Januar dieses Jahres aus; er verwirft in dem letzterwähnten Erlaß nochmals besagte Vereine, denen vom Gesetze eine Organisation zugedacht sei, welche direkt gegen die wesentliche Verfassung der Kirche verstoße; das Gesetz weise ihnen Aufgaben zu, welche der Hierarchie ausschließlich zukommen, sie seien außerdem der kirchlichen Amtsgewalt entrückt und der staatlichen Gerichtsbarkeit unterstellt. „Das sind die Gründe“, sagt der Papst, „welche uns bewogen haben, diese Kultvereine zu verwerfen trotz der materiellen Opfer, welche die Verwerfung mit sich brachte.“

Die Hierarchie kommt demnach in diesen Kultvereinen mit keinem Wort zur Geltung. »De hierarchia vero silentium est.« Die Pfarrgemeinde ist alles, der Pfarrer ist nichts, der Bischof erst recht nichts und der Papst ist für die Regierung überhaupt nicht vorhanden. Hat doch Briand am 28. Dezember 1906 im Senat erklärt, man könne keine katholische Hierarchie zulassen, die unter Aufsicht einer auswärtigen Macht stünde; er werde sich mit Rom in keine Besprechung einlassen, denn das monarchische Papsttum und die demokratische Republik seien miteinander unvereinbar. Das sagt einer der höchsten Beamten der Republik, die mit dem absoluten Selbstherrscher aller Reußen eine Allianz geschlossen hat!

Auch in anderen als kirchlichen Kreisen scheint man allmählich einzusehen, daß es, wie ich oben sagte, illiberal und inkonsequent ist, der Kirche eine

Verfassung aufnötigen zu wollen, die ihren tiefinnersten Prinzipien widerspricht. Der ehemalige Ministerpräsident und Urheber des Trennungsgesetzes Emil Combes schreibt in der „Neuen Freien Presse", Nr. 15229 vom 13. Januar 1907:

„Die Schöpfer des Gesetzes stürzen diese als göttlich angesehene Organisation um, indem sie . . . sich den Anschein geben, ihre Texte derselben anpassen zu wollen. Anstatt sich zur Bildung ihrer Kultusvereine an die Initiative von oben zu wenden, rufen sie die Initiative der einfachen Laien an, als ob in der katholischen Lehre die Laien durch ihre Initiative jene ihrer Seelsorger zu ersetzen vermöchten. Anstatt dem Seelenhirten und zuvörderst dem obersten Hirten die Sorge für die Organisation ihrer Vereine zu überlassen, machen sie die Hirten von der Herde abhängig. Die Herde soll den Hirten führen. Die Herde wird den Hirten über die fetten Weiden und die reichen Gründe ihrer Mensa hinwandeln lassen. Die Herde wird die Güter verwalten, wobei sie gelegentlich, so oft sie eben die Lust anwandelt, dem Hirten den Brotkorb hoch hängt . . .

So entspricht denn — wir meinen es dargetan zu haben — die Weigerung Pius X., der Organisation der vom 1905er Gesetze vorgeschriebenen Kultusvereine beizustimmen, dem Bewußtsein seiner Pflichten gegen die Kirche. Es ist kindisch, diese Weigerung als Eigensinn zu bezeichnen und dem Charakter des Mannes aufs Kerbholz zu schreiben, wenn dieser Mann selbst von einer oberen unabänderlichen und unwiderstehlichen Lehre beherrscht und geleitet wird."

So Herr Combes. Nur schade, daß er so spät erst zur Erkenntnis kommt. Nicht mit Unrecht hat Briand dem Exminister entgegengehalten, daß dessen Gesetzentwurf ja auch Kultusgenossenschaften in Aussicht genommen und sogar noch strengere Bestimmungen enthalten habe als das jetzige Gesetz, wie z. B. die, daß er die Bildung von Kultusverbänden über die Grenzen eines Departements hinaus verbot und so die Ausdehnung der Diözesen willkürlich bestimmte. (Vgl. „Neue Freie Presse" Nr. 15234 vom 18. Januar 1907.)

Protestantischerseits hat kein Geringerer als Dr. Kuyper, der ehemalige Ministerpräsident der Niederlande und gegenwärtige Theologieprofessor an der Freien Universität in Amsterdam, in einem Brief an den Pastor der reformierten Kirche Frankreichs, Lacheret, nachgewiesen, „daß die Organisation der Kultusvereinigungen, die durch das französische Gesetz geschaffen wird, im förmlichen Gegensatz steht zum Begriffe einer von Gott eingesetzten Kirche". *)

Man hat nun dem Papste entgegengehalten, er verweigere den Franzosen, was er den Deutschen gestatte. Es ist richtig, daß die Gesetzgebung verschiedener deutscher Bundesstaaten das Institut der katholischen Pfarrgemeinde kennt; auch dem österreichischen Recht ist sie nicht fremd. Aber die Kirchengemeinden des deutschen Rechts unterscheiden sich doch ganz wesentlich von den französischen Kultvereinen. Sie wollen nicht der Aufrichtung des Laienregiments in der Kirche dienen; sie wollen lediglich für die Besteuerung der Pfarrgenossen die rechtliche Grundlage bieten und der Pfarrgemeinde

*) Graf de Mun in der „Reichspost" v. 17. März 1907. Vgl. „Köln. Volkszeitung" v. 7. April 1907.



einen gewissen Einfluß auf die Kirchen**vermögens**verwaltung einräumen; sie erkennen die kirchliche Hierarchie und ihre Rechte durchaus an. So z. B. das vielberufene preußische Gesetz vom 20. Juni 1875 über die Vermögensverwaltung in den katholischen Kirchengemeinden, das preußische Gesetz vom 14. Juli 1905 betr. die Erhebung von Kirchensteuern in den katholischen Kirchengemeinden und Gesamtverbänden, und die Gesetze vom 21. und 23. März 1906. Alle diese Gesetze wollen nicht eine neue, vom Belieben der katholischen Laien abhängige Organisation schaffen, lehnen sich vielmehr einfach an die vorhandene Organisation an; sie wollen den von den bisherigen Pfarreien bezw. Diözesen umschlossenen Personenverbänden nicht das Kirchenregiment übertragen, sondern lediglich „eine **Mitwirkung** bei der Besorgung der kirchlichen **Vermögens**angelegenheiten, insbesondere bei der Vermögensverwaltung sichern" (Motivenbericht zu dem Ges. v. 20. Juni 1875); sie wollen die **Form** der Verwaltung und die Formation der Verwaltungsorgane regeln, das Recht der Besteuerung der Kirchengemeindemitglieder in einer vom Staate anerkannten und mit der Erzwingbarkeit des Rechts ausgestatteten Form zur gesetzlichen Anerkennung bringen. In den §§ 47 ff. des Gesetzes vom 20. Juni 1875 werden „die den vorgesetzten Kirchenbehörden gesetzlich zustehenden Rechte der Aufsicht und der Einwilligung zu bestimmten Handlungen der Verwaltung" ausdrücklich, mit gewissen Einschränkungen allerdings, anerkannt; nach § 1, Abs. 3 des Gesetzes vom 14. Juli 1905 bedürfen Steuerbeschlüsse der Kirchengemeinden der Genehmigung der (staatlichen und) bischöflichen Aufsichtsbehörde. Die preußischen Bischöfe haben kein Bedenken getragen, an der durch das Gesetz angeordneten Verwaltung teilzunehmen, ihre durch dasselbe anerkannten Befugnisse auszuüben und die Gläubigen zur Vornahme und Annahme der durch das Gesetz vorgeschriebenen Wahlen zu veranlassen. Und wie die Blätter berichten, haben ja auch die bayerischen Bischöfe dem ministeriellen Entwurf einer neuen Kirchengemeindeordnung im Prinzip zugestimmt.*) Die Erkenntnis bricht sich eben immer mehr Bahn, daß eine stärkere Heranziehung der Laien zu kirchlichen Aufgaben nur wünschenswert sein kann. Allein wo immer eine Verwendung von Laien zur Erfüllung kirchlicher Obliegenheiten (Laien als Religionslehrer, Vermögensverwalter, Räte im kirchlichen Gericht) Platz greift, hat es zu geschehen in Unterordnung unter die durch die Kirchenverfassung bestellten Organe. Bischöfe und Pfarrer müssen die Herren ihrer Kultverbände verbleiben, sie dürfen nicht, wie es das französische Gesetz vorsieht, zu abhängigen Dienern dieser Verbände degradiert werden. Pius X. hat in der Enzyklika »Gravissimo« keinen Zweifel darüber gelassen, daß er solche Kultvereine, aber auch nur solche zu tolerieren bereit sei, welche die göttliche Verfassung der Kirche, die unwandelbaren Rechte des Papstes und der Bischöfe und deren Befugnisse hinsichtlich des Kirchengutes, insbesondere der Gotteshäuser, zur gebührenden Geltung kommen lassen würden; aber er konnte nicht gestatten, daß man die Herde über den Hirten stelle.

---

*) Vgl. auch Trid. sess. XXII. c. 9 de ref. Über das Aufsteigen des Laientums in der katholischen Kirche vgl. **Hist.-pol. Blätter**, 139. Bd. (1907), S. 432 ff., 674 ff.



III.

Entsprechend dem päpstlichen Verbot (Enzyklika »Gravissimo«) traten derartige Kultvereine nirgends ins Leben. Diesen Fall hat Art. 9 des Trennungsgesetzes vorgesehen, welcher bestimmt: „Fehlt es an einem Verein, der die Güter einer öffentlichen Kultusanstalt übernimmt, so werden diese Güter durch Regierungserlaß den Gemeindeanstalten für Armenpflege und Wohltätigkeit überwiesen, die innerhalb des beteiligten kirchlichen Bezirkes gelegen sind." Folgerichtig überweist das Gesetz vom 2. Januar 1907 die erzbischöflichen und bischöflichen Paläste, Pfarrhäuser und Seminargebäude den Eigentümern, nämlich dem Staat, den Departements und den Gemeinden zur freien Verfügung. Die Bischöfe mußten infolgedessen ihre Paläste, die Pfarrer ihre Pfarrhäuser, die Seminarprofessoren und Alumnen die Seminargebäude räumen. Ferner bestimmt das Gesetz, daß die Güter der bisherigen Kultusanstalten den örtlichen Wohltätigkeitsanstalten zufallen sollen. Das Kirchenvermögen, welches auf diese Weise am 2. Januar d. J. dem Stiftungszweck entfrembet worden ist, repräsentiert einen Wert von 400 bis 600 Millionen Franken. In der Gottesdienstfrage dagegen sah sich die Republik genötigt, Konzessionen zu machen. Nach dem Trennungsgesetz hätte sie an Orten, wo keine Kultvereine sich gebildet hatten, die Kirchen schließen können und folgerichtig auch schließen müssen. Das Gesetz vom 2. Januar d. J. bestimmt jedoch, daß die Kirchen den Gläubigen geöffnet bleiben sollen. Der unentgeltliche Gebrauch derselben *kann* ihnen vom Präfekten bezw. dem Maire (Bürgermeister) eingeräumt werden, und zwar an Kultvereine, welche sich nach Art. 18 und 19 des Trennungsgesetzes, oder — und hierin liegt die Konzession — an Vereine, die sich nach dem allgemeinen Vereinsgesetze vom 1. Juli 1901 gebildet haben würden, oder an Kultusdiener, deren Namen der Behörde angezeigt worden ist. Man hat also in diesem Punkte wenigstens die Rückkehr zum allgemeinen Vereinsgesetze gefunden.

Eine weitere Konzession enthält das neue Versammlungsgesetz vom 9. März 1907. Versammlungen jeglicher Art sollen keiner polizeilichen Anmeldung oder Genehmigung mehr bedürfen. Das Gesetz ermöglicht also, daß die gottesdienstlichen Zusammenkünfte, deren Anmeldung von den Geistlichen verweigert wurde, auch ohne vorherige Anzeige stattfinden können.

Wir sehen, daß die Republik bereits den Weg der Konzessionen hat betreten müssen: ein Hoffnungsstrahl für die Zukunft.

Endlich sollen noch die Kirchenpachtverträge*) erwähnt werden.

Art. 13 des Trennungsgesetzes sagt:

„Die zur öffentlichen Kultusausübung dienenden Gebäude sowie die beweglichen Gegenstände, die sie enthalten, werden den öffentlichen Kultusanstalten, sodann den Vereinen, die sie zu ersetzen berufen sind und denen das Vermögen dieser Anstalten . . . überwiesen ist, unentgeltlich zur Verfügung gelassen". . . . „Die öffentlichen Kultusanstalten, sodann die nießbrauchenden Vereine sind gehalten, für die Ausbesserungen aller Art sowie für die Versicherungskosten und andere Lasten aufzukommen, die auf den Gebäuden und ihren beweglichen Gegenständen haften".

*) Die Pachtformulare bei *Sägmüller* a. a. O. S. CXXXIV.



In gewissen Fällen kann der Nießbrauch durch Erlaß des Staatsrats, außerhalb derselben nur durch Gesetz entzogen werden. Nach einer Verordnung Briands sollte in den Pachtverträgen der an der Kirche angestellte Geistliche verpflichtet werden, die große Baulast zu übernehmen. Die Verträge sollten ferner die Bestimmung enthalten, daß keine Ausländer und keine Mitglieder aufgelöster Kongregationen angestellt werden dürfen. Auf beide Bedingungen glaubte man kirchlicherseits nicht eingehen zu können. Die Übernahme der großen Kirchenbaulast müßte in der Tat den Geistlichen erdrücken. Was dagegen die Anstellung von Ausländern betrifft, so könnten die kirchlichen Behörden wohl das verlangte Zugeständnis machen; in den Staatskirchengesetzen fast aller Staaten findet sich diese Bestimmung und auch bei uns ist die österreichische Staatsbürgerschaft Voraussetzung für Erlangung eines Kirchenamtes. Anders verhält es sich mit dem Verbot der Anstellung von Ordensgeistlichen. Woher sollen die Bischöfe die Priester nehmen, nachdem die Seminarien zur Zeit geschlossen sind und also für die nächste Zeit kein Nachwuchs an Weltpriestern zu erwarten ist? Die Gefahr, daß auf diese Weise die aufgelösten Kongregationen wieder aufleben möchten, „zum Nachteil des Weltklerus", wie der Minister Briand in seiner Senatsrede vom 19. Februar d. J. meinte, ist ein Gespenst. Es ist doch selbstverständlich, daß die Anstellung von Ordensgeistlichen als Pfarrer nur ausnahmsweise, bei Mangel an Weltgeistlichen, erfolgen wird. Auch wird immer nur e i n Ordensgeistlicher als Pfarrer angestellt; da aber zur Bildung einer Genossenschaft mindestens zwei oder drei Mitglieder gehören, so wirkt die Befürchtung ebenso erheiternd wie die plötzlich erwachte Liebe für den Weltklerus.

An diesen Schwierigkeiten sind nun die Verhandlungen zwischen dem Präfekten des Seinedepartements und dem Erzbischof von Paris vorläufig zum Stillstand gekommen.

Auch das Gesetz vom 2. Januar 1907 ist von Pius X. verworfen worden durch die Enzyklika vom 6. Januar 1907, die, in französischer Sprache abgefaßt, mit den Worten „Une fois encore" beginnt. In Hinsicht auf die Kirchengüter, sagt der Papst, sei das Gesetz ein Raubgesetz und in Hinsicht auf die Ausübung des Kultes habe es die Anarchie organisiert, indem es die Einräumung und Entziehung des Besitzrechtes an den Kultusgebäuden in das Ermessen der Behörden stelle; es könnte jetzt so viele verschiedene Situationen hinsichtlich der Ausübung des Kultes geben, als es in Frankreich Gemeinden gebe; die Pfarrer seien der Willkür der Gemeindebehörden preisgegeben; auf der einen Seite werden ihnen die größten Lasten auferlegt, auf der anderen Seite die Einnahmequellen in der grausamsten Weise versperrt.

IV.

Es hat bekanntlich auch unter den Katholiken nicht an solchen gefehlt, welche dem Papste Unversöhnlichkeit und Eigensinn vorwerfen, zumal seitdem bekannt geworden ist, daß die Majorität der französischen Bischöfe sich für einen loyalen Versuch mit den Kultvereinen ausgesprochen hatte. Zur Nachgiebigkeit rieten die „Soumissionisten", eine Gruppe katholischer Männer, an

deren Spitze der nunmehr verstorbene Brunetière, Graf d'Haussonville, der Marquis de Voguë, Georges Goyau und andere sich stellten:*) alles Männer, deren Namen auch außerhalb Frankreichs des besten Klangs sich erfreuen und welchen man keineswegs, wie es leider geschehen ist, Schwäche oder Verrat oder sonstige unedle Beweggründe unterschieben darf.**) Eine Gruppe von französischen Katholiken hat eine anonyme Bittschrift an Pius X.***) gerichtet und ihn beschworen, er möge gestatten, daß die französischen Katholiken sich die Vorteile des Gesetzes zu nutze machen; er möge die Nachteile und Verluste in Erwägung ziehen, welche seine unversöhnliche Haltung im Gefolge haben müsse. Auf die Frage, ob diese Vorwürfe und Auffassungen berechtigt sind, haben die vorstehenden Ausführungen, wie ich hoffe, die Antwort gegeben. Nützlichkeitserwägungen müssen dort zurücktreten, wo es sich um Wahrung grundlegender Prinzipien handelt. Gewissermaßen als Resumee des Gesagten mögen aber doch noch die Worte hier Platz finden, mit welchen Combes den Papst gegen diese Vorwürfe in Schutz genommen hat. In der „Neuen Freien Presse“ Nr. 15222 vom 6. Januar 1907 schreibt Combes:

„Nein, Pius X. handelt nicht wie ein Starrkopf. Er handelt wie ein Papst im Bewußtsein seines Amtes und auch im Bewußtsein der Fundamentallehre, deren Bewahrung ihm übertragen ist. Seine Unversöhnlichkeit ist nicht die Unversöhnlichkeit eines Menschen, sie ist die Unversöhnlichkeit einer Lehre, und diese Lehre zu entstellen oder zu verschweigen, ist diesem Menschen nicht erlaubt. Er hält es mit Fug und Recht für Pflicht und Ehrensache, sie von der Höhe seiner päpstlichen Kanzel herab zu verkünden, wenn er sich nicht in Sachen des katholischen Unterrichts einer wirklichen Pflichtvergessenheit schuldig machen will“.

Auch an solchen hat es nicht gefehlt, welche hinter der Haltung des Papstes irgend welche politische Hintergedanken witterten. Das Senatsmitglied Lecomte hat beispielsweise in einer Rede am 27. Dezember 1906 im Senate gesagt, daß der Papst durch seine Intransigenz eine kräftige Verfolgung der Kirche habe veranlassen wollen. Die Gelehrten und die Politiker sind eben immer noch nicht ausgestorben, welche sich einen Papst ohne politische Hintergedanken nun einmal nicht denken können. Man wird gerade dem jetzigen Papste, der seine Abneigung gegen das Politisieren schon wiederholt zum Ausdruck gebracht hat, die Entrüstung nachfühlen, mit welcher er in der Enzyklika „Gravissimo“ gegen solche Verdächtigungen sich verwahrt: „Wir erklären diese und andere ähnliche Vorwürfe mit unserer ganzen Entrüstung

---

*) Näheres bei Sägmüller S. 38 ff; ebenda S. 41, A. 1, sind sämtliche 23 Unterzeichner der an die versammelten französischen Bischöfe gerichteten Bittschrift (Ende März 1906) genannt.

**) Sie wurden sogar als verkappte Freimaurer bezeichnet. In seinem Antwortschreiben an die 23 sagt der streitbare Bischof Turinaz von Nancy, daß der Teufel durch seine Vertreter, die Freimaurer, zur Annahme des Gesetzes rate. Ich meine, daß man den Standpunkt der 23 mißbilligen kann, ohne ihre optima fides anzutasten.

***) Supplique d' un groupe de catholiques français au Pape Pie X. Paris, 1906 (als Broschüre erschienen).



als Falschheit." In der Allokution vom 15. April 1907 hat Pius X. auch den Vorwurf abgewiesen, als ob er sich in seiner Haltung gegenüber Frankreich von einer Feindseligkeit gegen die republikanische Staatsform habe leiten lassen.

Es ist ferner darauf hingewiesen worden, daß doch die französischen Protestanten sich mit dem Gesetz ohne besondere Schwierigkeiten abgefunden hätten. Das konnten sie, weil schon die politische Klugheit ihnen gebot, „sich auf die Seite der Demokratie gegen den Katholizismus zu stellen",*) und dem letzteren galt ja doch eigentlich das Kampfgesetz. Daß ein solches Verhalten aber sehr würdevoll war, wird niemand behaupten wollen. „De Standaard", das Hauptorgan der niederländischen Protestanten, liest sogar den französischen Glaubensgenossen darob in wenig schmeichelhafter Weise den Text, indem es schreibt:**)

„In Frankreich geht es los. Statt ehrlich und offen die Selbständigkeit der Kirche anzuerkennen und ihr die kirchlichen Gebäude ins Eigentum zu geben, hat das Trennungsgesetz den Besitz der Kirchen von einer Art selbständiger Vereine abhängig machen wollen, wogegen der geistliche Charakter einer jeden Kirche sich wehren wird. Von katholischer Seite sah man von der Bildung solcher Vereine ab und gab lieber jeden materiellen Vorteil preis, als daß man die geistige Selbständigkeit der Kirche opferte. Darauf sagte die Regierung: Gut, in diesem Falle nehmen wir von den Kirchen Besitz; Ihr könnet Euch darin versammeln, wie sonst können allerlei Versammlungen abgehalten werden; Ihr müsset jedoch dem Gesetze des Jahres 1871 Genüge leisten. Im Hause eines Fremden würde dann der Gottesdienst wie eine Art öffentliche Versammlung abgehalten werden müssen, jedoch in der Weise, daß der Kirche jeder rechtliche Anspruch versagt wäre. Hiefür bedanken sich aber die Katholiken. Lieber opfern sie alles, als daß sie die Selbständigkeit verlieren. Man will den Gottesdienst in seiner Kirche halten, ein öffentliches Gebäude aber, worin man als ein Fremder aus Gnade geduldet wird, ist keine Kirche. Es wird also ein harter Kampf. Es muß jedoch anerkannt werden, daß die Kirche für ein hohes sittliches Recht kämpft. Zu unserem Bedauern können wir es nicht verhehlen, daß die katholische Kirche einen höheren Standpunkt einnimmt als die Protestanten, die sich in allem dem Gesetz fügten. Das scheint praktisch und friedliebend, ist aber charakterlos."

* * *

Ich komme demnach zu dem Ergebnis, daß Pius X. gegenüber Frankreich füglich keine andere Haltung einnehmen konnte, als er tatsächlich eingenommen hat. Es sollte dankend anerkannt werden, daß er den geraden, ehrlichen und entschiedenen Weg gegangen ist; daß er mit sich und seiner Stellung als Oberhaupt der Kirche kein unwürdiges Spiel treiben und sich nicht von der Mitwirkung ausschließen lassen wollte, wo man ihn vor allem hätte hören müssen; daß er gegen den Versuch inkompetenter Faktoren, der Kirche eine Verfassung aufzudrängen, die ihr von Hause aus fremd ist, pflichtmäßig Einspruch erhoben hat. Mit voller Zuversicht kann Pius X., wie er in der

---

*) Troeltsch a. a. O. S. 45, A. 16.

**) Nach der „Reichspost" vom 19. Dezember 1906.

Enzyklika „Une fois encore“ sagt, das Urteil der Geschichte anrufen. „Wir erwarten ohne Furcht den Wahrspruch der Geschichte. Sie wird sagen, daß wir die Augen unbeweglich auf die Verteidigung der höheren Rechte Gottes gerichtet, nicht die weltliche Gewalt demütigen, nicht eine Regierungsform bekämpfen, sondern das unantastbare Werk unseres Herrn und Meisters Jesus Christus wahren wollten.“

Die Lage der Kirche in Frankreich ist allerdings durch diese Stellungnahme des Hl. Stuhles eine recht schwierige geworden. Allein darob kleinmütigen Gedanken Raum zu geben, hieße an der göttlichen Vorsehung verzweifeln. Die Kirche hat schon schwerere Krisen und Prüfungen überstanden als diejenige, welche sie gegenwärtig in Frankreich zu überwinden hat. In Unglück und Not zeigt sich die strafende, aber auch die führende und heilende Hand Gottes. Wenn auch die gläubigen Katholiken das Ihrige tun, wenn insbesondere Episkopat und Klerus einig und treu zusammenhalten, dann wird die Republik der Kirche wenigstens die Freiheit zurückgeben müssen, sich nach ihren Gesetzen und Bedürfnissen einzurichten. Idealer Sinn, Begeisterung für die hohe, heilige Sache und die Überzeugung von ihrem ewigen Werte mögen die Opfer versüßen, welche jetzt gebracht werden müssen! „Die Liebe überwindet alles.“

Welches wird aber dann die nächste und wichtigste Aufgabe der französischen Katholiken sein? Wie die Verhältnisse liegen, kann das nächste Ziel unmöglich dahin gehen, durch Organisation einer katholischen Partei die politische Macht an sich zu reißen. Vielmehr: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit!“ und „Das Reich Gottes ist in euerem Innern“. Kern und Stern aller Bemühungen muß es sein, das Christentum Christi in den Seelen wieder aufzurichten, christliche Überzeugung und Gesinnung wieder in die Herzen zu pflanzen, das religiöse Leben zu verjüngen und zu vertiefen. Suchet zuerst das Reich Gottes! Instaurate omnia in Christo! Alles übrige stellt sich dann von selber ein.





Wirtschaftliche Faktoren in Dalmatien.

Von **Ferdinand Artmann.**

Wenn wir älteren österreichischen Kulturvölker es für unsere Pflicht halten, Stellung zu nehmen zu den von der Regierung vorbereiteten besonderen wirtschaftlichen Maßnahmen zur Hebung Dalmatiens und unsere Intelligenz und unsere Energie in den Dienst der Wiederbelebung des wirtschaftlichen Lebens dieser unserer südlichsten Provinz zu stellen, so müssen wir vor allem rein Tatsächliches objektiv untersuchen. Nur so werden wir zu einer richtigen Auffassung der sonst fast unverständlichen Retardierung in der Entwicklung des Landes gelangen und nur auf diesem Wege wird auch eine dauernde Besserung erreicht werden.

Es dürfte demnach von jedem, der ein einigermaßen geschultes historisches und soziales Denken besitzt, und von jedem, der weder den einseitigen Standpunkt tendenziöser Ausfälle gegen die Regierung einnimmt, noch die Schuld an dem wirtschaftlichen Notstande des Landes ausschließlich in einer geringeren Eignung der dalmatinischen Bevölkerung zu westeuropäischer Kulturarbeit sucht, nur als wünschenswert empfunden werden, wenn wiederholt zu kritischer Untersuchung des Tatsächlichen eine Anregung gegeben wird.

Die Geschichte eines Landes, das seit Jahrzehnten genau in demselben Verwaltungsverhältnisse zur Krone steht wie die übrigen Kronländer, kann unmöglich von einer einzigen Seite aus gemacht worden sein. Es widerspricht auch für jeden mit den speziellen Verhältnissen nicht Vertrauten aller historischen Lehre, daß eine fast 100jährige Regierung durch ein Kulturvolk nicht eine Reihe zweckmäßiger Maßnahmen getroffen hätte oder daß in dem Heere von Regierungsbeamten, welche im Verwaltungsdienste Dalmatiens gestanden haben, nicht eine Reihe tüchtiger Männer gewirkt hätten. Meines Erachtens liegt der Fehler, den wir bisher, zumal in den ersten 80 Jahren unserer Regierung, in Dalmatien gemacht haben, vorzüglich darin, daß wir das Land zu lange unter strategischen Gesichtspunkten regierten und daß seitens der leitenden Faktoren das Land zu wenig verstanden und zu wenig Mühe aufgewandt wurde, um es durch eine entsprechende Erforschung auf seine natürlichen und sozialen Bedingungen hin kennen zu lernen, daß in antiquierte Wirtschaftsformen nicht beizeiten modernisierend eingegriffen wurde. Wir haben es versäumt, zur Zeit, als alle politischen Bedingungen vorhanden waren, die staatsrechtliche Stellung des Landes unzweifelhaft festzulegen. Wir haben versäumt, dem Lande die zu seiner Entwicklung erforderlichen Kommunikationen zu geben, mit Energie die wirtschaftliche Entwicklung dort durch Staatsinitiative zu fördern, wo das Volk selbst in seiner immer

größer werdenden wirtschaftlichen Not nicht vorwärts kam, d. h. das Volk durch eine intensive westeuropäische Erziehung und überlegte Unterstützung zur Lösung wirtschaftlicher Leistungen auf seiner eigenen Scholle zu befähigen; andererseits das Land dorthin zu steuern, wo es bereits einmal gestanden war und vermöge seiner geographischen Lage hin gravitiert: zum Transitlande in dem westlichen Balkan.

Es hat uns die Erkenntnis gefehlt, daß sich Dalmatien weder wirtschaftlich noch sozial so regieren läßt wie unsere älteren Kronländer, welche aus einer untereinander ähnlichen historischen Entwicklung heraus das »self government« in der Besorgung der internen Verwaltung bedungen haben.

Die Regierung hat sich wohl im allgemeinen immer mehr gegen die Forderungen der einzelnen Länder an die Staatshilfe zu wehren gehabt, als daß sie in die Lage gekommen wäre, die Initiative zur wirtschaftlichen Entwicklung der einzelnen Kronländer selbst zu ergreifen. Die Regierung hat diesen Standpunkt im Prinzipe auch Dalmatien gegenüber gewahrt, welches in der jüngeren Geschichte durch seine exponierte Lage ein begehrenswertes Objekt im Kampfe um die Vorherrschaft in der Adria und hierdurch in seiner wirtschaftlichen Entwicklung nachteiligen Einflüssen ausgesetzt war.

Es hätte seitens der ersten Governatore einer hohen Auffassung ihrer kulturellen Mission bedurft, um dieses Land wirtschaftlich langsam, wenn auch mitunter gegen den Willen und über das Verständnis der Bevölkerung hinaus zu entwickeln, um es später mit Beruhigung auf jene wirtschaftliche Selbständigkeit zu setzen, auf welcher das konstitutionelle Prinzip basiert. Man hat Dalmatien vielfach durch Generale regieren lassen, wozu jedenfalls die exponierte Lage des Landes einen zwingenden Anlaß gegeben hat; nichtsdestoweniger ist es bedauerlich, daß man die ersten Interessen des Landes nicht in wirtschaftlich besser geschulte Hände legen konnte. Sicherlich hätte ein politisch kluger Kopf, ein rühriger, dem praktischen Erwerbsleben näher stehender Mann, der auf landesüblichen Opanken das Land durchlaufen hätte, diesem wirtschaftlich bessere Dienste geleistet als so mancher militärische Vertreter der Krone, der ähnlich den venezianischen Generalprovveditori von Zeit zu Zeit repräsentative Fahrten längs der Küste unternahm.

Man hat noch bis in die jüngere Zeit vor allem unter strategischen Gesichtspunkten regiert, andererseits war der Landtag zu sehr durch den inneren politischen Kampf absorbiert, um einen entsprechend kräftigen Impuls zur wirtschaftlichen Entwicklung des Landes aus sich heraus zu geben. Man hat auch da und dort seitens der Regierung direkt eingegriffen, und in dem Maße mehr, als die Überzeugung der Notwendigkeit solcher staatlicher Eingriffe allgemeiner geworden ist, — und hat sich seitens der Regierung und ihrer Organe bemüht, wirtschaftlich Nützliches zu leisten. Die letzten Jahre weisen eine Reihe solcher Maßnahmen, wenn auch noch in bescheidenerem Umfange, auf.

Es ist hier, wo so vieles Ungünstige in zumeist sehr allgemeiner Form über den dalmatinischen Verwaltungsdienst in jüngster Zeit gesagt wurde, am Platze, ein Wort für die Organe der dalmatinischen Landesregierung einzulegen. Ich schicke voraus, daß der Dienst der exekutiven Außenorgane der Landesregierung ein sehr schwieriger ist, der weniger eine gelehrte Vor-

bildung als gesunden Menschenverstand und eine gewisse Lebenserfahrung bedingt, und daß die Verwendung sehr junger, gerade von den Schulbänken kommender Leute häufig mehr Schaden als Nutzen gebracht hat. Ich selbst habe aber auf meinen vielen Wegen sowohl in Istrien als auch in Dalmatien wiederholt Gelegenheit gehabt, mit Vertretern der Landesregierung zu verkehren, und habe wiederholt Männer gefunden, die nicht »ex offo«, sondern aus ihrer eigensten Initiative und aus einer größeren Auffassung ihrer Mission heraus sich bemühten, wirkliche Kulturarbeit zu leisten, Männer, die vielmehr angestrebt haben, als die Regierung eigentlich von ihnen verlangt hat, Männer, die darunter gelitten haben, daß weder die Regierung selbst ihr Wirken vollauf würdigte, noch die Bevölkerung von ihren besten Intentionen Gebrauch machen wollte.

Es darf nicht vergessen werden, daß bei aller Anerkennung des guten Willens der dermaligen Regierung, in Dalmatien wirtschaftlich einzugreifen, eine solche Maßnahme aussichtslos wäre, wenn nicht seit Jahren von den verschiedenen Organen der Landesregierung in Dalmatien die nötigen Vorarbeiten gemacht worden wären. Mehr oder weniger sind all die agrarischen Maßnahmen, die das heutige Programm der Regierung ausmachen und der Gegenstand so mancher Kommentare geworden sind, in dem im Jahre 1897 von Regierungsrat Professor Johann von Zotti, dem Landeskulturinspektor in Dalmatien, herausgegebenen „Progetto di un Programma di Azione per promuovere l'agricoltura in Dalmazia" prinzipiell enthalten.

Ich greife diese Enunziation eines dalmatinischen Landesbeamten deshalb speziell heraus, weil sie meines Wissens die einzig publik gewordene ist und als eine Sammlung wohlüberlegter Reformvorschläge angesehen werden muß.

Man hat mitunter vom grünen Tisch aus Wanderlehrer mit Missionen betraut, ohne der intellektuellen und finanziellen Aufnahmsfähigkeit des Landes Rechnung zu tragen, Missionen, die nur mit größeren Mitteln durchführbar gewesen wären, ohne aber diese Mittel zur Verfügung zu stellen, und hat dadurch nur die eigenen Organe bei der Landbevölkerung diskreditiert.

Es hat sich also in solchen Fällen nicht um den Mangel an gutem Willen, von Staats wegen einzugreifen, gehandelt, sondern um den Mangel an richtigem Verständnis der Verhältnisse des Landes und des Möglichen.

Ich möchte, um das Gesagte an einem Beispiele verständlicher zu machen, einen hierfür bezeichnenden Fall herausgreifen, zu welchem die immer mehr sinkenden Olivenkulturen des österreichischen Litorales Anlaß gegeben haben. Das Interesse der Regierung war hier umsomehr am Platze, als es sich um eine Kultur handelt, die zumal im Süden des Landes eines der wichtigsten Subsistenz-Mittel der Bevölkerung bildet. *)

Die schwere finanzielle Krise, welche durch die Phylloxera hereingebrochen war, hatte auch zur Folge, daß, nachdem der Preis für gewöhnlich erzeugtes dalmatinisches Öl sowie dessen Absatzfähigkeit konstant zurückgingen, seitens der Bevölkerung den Olivenbäumen weniger Kulturarbeit zukam und die Pflanzen immer mehr unter allerhand Schädlingen zu leiden hatten. Es

*) Vgl. F. Artmann, Vorschläge zur Hebung der heimischen Olivenöl-Produktion. Wien, Fromme, 1907.



gab also der effektiven Gründe für die Vernachlässigung der Kultur zwei: erstens solche finanzieller Natur und zweitens technische, insoferne vielfach der zwischen den Oliven gepflanzte Wein zugrunde gegangen ist und man eine Arbeit, die früher beiden Kulturen zugute kam, bei den gedrückten Ölpreisen für die Olive allein nicht aufwenden kann und will.

Was der Ölbauer demnach vorzüglich benötigte, war, durch ein verbessertes Ölgewinnungsverfahren und durch kommerzielle Assoziierung das Rendement der Olivenproduktion zu heben, um auf diesem Wege die Mittel zu einer verbesserten Kultur zu beschaffen. Man hat aber vor allem versucht, durch empfohlene Kulturmaßregeln zu helfen, und hat hierin mitunter eine wenig glückliche Hand gehabt. So wurden z. B. Jahre hindurch aus Pisa die sogenannten Tagliatori Pisanoti für das Litorale verschrieben. Diese Leute haben den Baumschnitt, der sich in Toskana für die dort zumeist hoch- und schwachwüchsigen Oliven herausgebildet hatte, auf die holzreichen, mehr gedrungenen Formen unseres Karstbodens angewendet. Man hat zum Entsetzen der Bauern den größten Teil des Holzes heruntergeworfen, also einen schweren Regenerierungsschnitt auf einem verarmten, die Regenerierung der Pflanzen sehr erschwerenden Boden durchgeführt, mit anderen Worten, die Leute auf Jahre hinaus um einen großen Teil der Ernte gebracht.

Bei der nicht sonderlich ausgesprochenen Disposition der dalmatinischen Landbevölkerung zur Anwendung verbesserter Kulturmaßregeln und bei dem geringen Vertrauen, das diese Leute jedermann entgegenbringen, wurden solche Maßnahmen für andere, sorgfältiger erwogene verhängnisvoll.

Um zu verstehen, warum im allgemeinen eine Reihe wirklich gut gedachter und mit Sorgfalt eingeleiteter Regierungsmaßnahmen, zumal solcher, die auf ein gemeinsames Zusammengehen der Interessenten gerichtet waren, nicht den entsprechenden Erfolg mit sich brachten, muß man die Gründe in der Eigenart der Bevölkerung und in deren Wirtschaftsformen suchen. Es muß ferner speziell darauf hingewiesen werden, daß die zweifache finanzielle Katastrophe der letzten Dezennien, d. i. das Zugrundegehen der Segelflotten und die Phylloxerierung der Weinländer, schwere Wunden in die wirtschaftliche Kraft des Volkes riß und durch die Untergrabung der wirtschaftlichen Position der zumeist italianisierten signorilen Familien in einer Zeit der Erlahmung der nationalen Arbeit mit vermehrter Vehemenz einen nationalen Kampf zwischen ihnen und den aufstrebenden Slaven auslöste, der durch Jahre lähmend auf die Leistungsfähigkeit des Volkes wirkte.

Ich will versuchen, an der Hand bestimmter Momente der Geschichte zu zeigen, wie gewisse, der Entwicklung des Landes ungünstige Faktoren geworden sind. Das sind die verschiedene Entwicklung des Landes bis zur österreichischen Herrschaft, das Anwachsen der Geschlechterherrschaft, beides Vorläufer des nationalen Kampfes der letzten Dezennien und der Befehdungen der Fraktionen untereinander, die bis in die letzte Zeit prädominierende Betätigung auf merkantilistischem Gebiete und die damit zusammenhängende primitive Art landwirtschaftlicher Exploitierung des Landes; endlich der Rückstand in der Entwicklung des Volkskreditwesens.

Wenn man die Geschichte des Landes bis auf das Verschwinden des byzantinischen Einflusses in dem alten Illyrien, also etwa bis 1000 n. Ch.

zurückverfolgt, so ist dieselbe, bis auf eine kurze nationale Herrschaft, ein Aufeinanderfolgen verschiedener fremder Regierungen, welche aber stets nur einen Teil des heutigen Dalmatiens unter eine einheitliche Regierung bringen, während es einzelne Gebiete (zumal Ragusa und das Narrenta-Gebiet) häufig verstanden haben, sich durch spezielle Übereinkommen mit den jeweiligen Beherrschern des Landes oder durch die Unterstellung unter eine rivalisierende Macht eine relative Selbständigkeit zu wahren, und dadurch einen von dem übrigen Lande verschiedenen Entwicklungsweg gegangen sind.

Die Verschmelzung der verschiedenen Bezirke Dalmatiens, zumal einzelner Inselgruppen zu dem heutigen Königreiche Dalmatien ist erst bei der zweiten Inkorporierung in die österreichische Krone durchgeführt worden.

Selbst während der Regierungsdauer der einzelnen fremden Mächte in vorösterreichischer Zeit ist je nach deren Bedeutung das Gebiet bald gewachsen, bald vermindert worden, so daß sich wiederholt zwei Mächte in das heutige Dalmatien geteilt haben. Auch zur Zeit der venezianischen Herrschaft, die den einzigen Ruhepunkt in der neueren vorösterreichischen Geschichte des Landes bedeutet und eine gewisse konstante wirtschaftliche Entwicklung begünstigte, sind je nach der Bedeutung Venedigs und seiner übrigen Engagements Verschiebungen in der Zusammengehörigkeit der einzelnen Landesteile vor sich gegangen.

Die nachteiligen Folgen solcher fortwährender Verschiebungen des Besitzes auf die einheitliche Entwicklung des Landes wurden durch den Umstand verschärft, daß es sich nicht um die Aufeinanderfolge der Regierung kulturell gleichhochstehender Völker handelt, die sich gewissermaßen in der wirtschaftlichen Erschließung des Landes ablösen, sondern es ist das Land bald einem kulturell hochstehenden Volke, wie den Venezianern, bald dem Einflusse morgenländischer Regierungsweise unterstellt gewesen, so daß in der letzteren Zeit das meiste, was bereits an Kultur in das Land hinausgetragen war, wieder in den engen Raum weniger fester Städte zurückgedrängt wird. So kommt es, daß länger als in anderen europäischen Ländern kulturelles Leben nicht dauernd über die Stadtgebiete hinauskommt und daß das Verständnis der stammesgleichen Bevölkerung fortwährend gestört wurde. An diesem Übelstande leidet Dalmatien heute noch.

So ist es auch begreiflich, daß es zu einer ausgesprochenen Vorherrschaft einzelner Geschlechter kam und daß es solchen durch hervorragende Leistungen um das Gemeinwesen oder durch geschickte Abmachungen gelang, sich und ihrer Sippe besondere soziale oder wirtschaftliche Vorteile zu sichern. In dem sich fortwährend verändernden Bilde der Herrschaft im Lande bleiben die Geschlechter das Dauernde.

Speziell war es die Republik Ragusa, der es bis Ende des 18. Jahrhunderts gelungen war, unter allen Drangsalen sich stets als ein republikanisches Gemeinwesen durch besondere Privilegien selbständig zu erhalten und sich durch geschickte politische Sonderabkommen vorübergehend eine geradezu blühende Entwicklung zu verschaffen.

Das Prädominieren alter Geschlechter im politischen Leben des Landes, welches bis in die neueste Geschichte anhält, ist demnach nicht lediglich auf die mit der venezianischen Regierung zusammenhängende Privilegierung des

italienischen oder italianisierten Elementes zurückzuführen, sondern ist eine Folge der Notwehr der in steter fremder Abhängigkeit stehenden kleinen dalmatinischen Gemeinwesen um ihre politische und materielle Existenz, während in der häufig italienischen Färbung derselben wohl vor allem die Konsequenz der längsten Periode ungestörter kultureller Entwicklung unter venezianischer Herrschaft zu sehen ist. Es ist also in dem heutigen Cliquenwesen zum Teile ein Herübertragen alter Begriffe und der verschiedenen wirtschaftlichen Entwicklung der einzelnen Gebiete zu sehen, von dem zu hoffen ist, daß es in dem Maße an Schärfe verliert, als ein einheitlicher wirtschaftlicher Sanierungsgedanke zwingendere gemeinsame Interessen schafft und es der Regierung gelingt, die verschiedenen Elemente in diesen Dienst zu stellen und den österreichischen Reichsgedanken zu popularisieren.

Der auch heute noch in manchen Köpfen in Dalmatien lebende Gedanke einer Trennung in ein südliches und ein nördliches Dalmatien ist auf die lange Sonderstellung der südlichen Gebiete zurückzuführen und findet in der allernächsten Nähe, d. i. in Italien, eine Analogie, wo erst das verallgemeinte Wiederaufblühen des wirtschaftlichen Lebens diese alten Gegensätze einer verschiedenen historischen Vergangenheit auszugleichen beginnt. In Dalmatien liegt die Sache insoferne günstiger, als der Rassenunterschied zwischen den Süd- und Nordländern nicht so deutlich ausgeprägt ist wie zwischen den Süd- und Norditalienern. Die letzteren haben bekanntlich einen starken germanischen Einschlag. Hingegen spielt das verschiedene Glaubensbekenntnis der Kroaten und Serben eine nicht zu unterschätzende Rolle.

Wenn man sich einerseits die vielfach schwierigen Vegetationsbedingungen in Dalmatien in Erinnerung bringt, andererseits die lange Küstenentwicklung ins Auge faßt, die an und für sich die Bevölkerung auf den Seeerwerb drängt, und in letzter Linie dem Umstande Rechnung trägt, daß die unruhige geschichtliche Entwicklung des Landes dem Ausbreiten der kultivierten Elemente in das Innere des Landes bis in die österreichische Geschichte hinein hinderlich war, so erscheint es als notwendige Folge, daß die Intelligenz Dalmatiens von jeher ihre Erwerbsquelle vorzüglich im Seehandel gesucht hat, sei es im Anschlusse an den westbalkanischen Transithandel, sei es in erster Linie in der Verfrachtung internationalen Gutes, welches Geschäft eine von der beschränkten Produktion des eigenen Landes unabhängige und unbegrenzte Entwicklungsfähigkeit bot.

Ebenso war es naheliegend, daß der solcherart gemachte Erwerb immer wieder in den Dienst des Seehandels gestellt und nur zum allergeringsten Teile zur Meliorierung der Urproduktion verwendet wurde. Daraus ergibt sich die untergeordnete Bedeutung, welche man dieser Produktion seitens der Intelligenz des Landes beimaß und der Fähigkeit des Kolonen, des ungebildeten Bauern überließ.

Dieses dem Volke im Blute liegende besondere Verständnis für kommerzielle und zumal Seehandels-Aktionen wird auch richtunggebend für die allgemeine wirtschaftliche Auffassung. Der Dalmatiner will rasch verdienen. Er will den Effekt seiner Leistungen und Kombinationen in kurzer Zeit sehen. Für solche Geschäfte ist er bereit, jedes Opfer zu bringen, und sehr gut verwendbar.



Es fällt demnach sehr schwer, gerade die mobilen, die unternehmenden Köpfe an das mit modernem, westeuropäischen wirtschaftlichen Arbeiten notwendig verbundene schrittweise Verfolgen eines weiten Zieles im Wege kleiner Erfolge zu gewöhnen. — Hiezu kommt, daß man vielfach versucht, Unternehmungsarten, wie sie in jungen, überseeischen Ländern gesehen wurden, auf die Durchführung von Aktionen im eigenen, beschränkten Lande anzuwenden, und lieber resigniert, als sich in eine scheinbar beengende Auffassung zu finden. Darunter haben eine Reihe guter Projekte in Dalmatien zu leiden gehabt.

Es liegt in der zumeist von einzelnen oder familienweise betriebenen freifahrtigen Segelschiffahrt, in dem damit verbundenen Abjagen von Frachten ein gewisses unsoziables Moment, ein rücksichtsloses Arbeiten auf eigene Faust, das auch heute noch lebendig und der in Dalmatien so sehr notwendigen genossenschaftlichen Idee feindlich ist.

Wir haben Dalmatien im Jahre 1814 als ein uns in seinen Lebensformen fremdes Land mit antiquierten venezianischen Kulturformen übernommen, ohne recht zu wissen, wie diese Kulturansätze modernisiert weiter zu entwickeln wären, ohne auf jenem großzügigen Ansatz des französischen Zivilgouverneurs, v. Dandolo, zur wirtschaftlichen Entwicklung des Landes weiter zu bauen, ohne in dem Lande selbst die nötigen Kommunikationen herzustellen, ohne das Land durch gute Verkehrsmittel uns näher zu bringen und ohne die alten Handelswege nach dem Balkan neu zu eröffnen. — In dieses hauptsächlich aus den Erträgen der Schiffahrt, der Wein- und Ölproduktion und der Weidewirtschaft lebende Land schlagen nun kurz hintereinander zwei schwere Katastrophen ein.

Die erste wird verursacht durch den rasch sich entwickelnden allgemeinen Übergang der Schiffahrt zum Dampfbetriebe, begünstigt durch die Eröffnung des Suez-Kanals, wodurch das ganze Frachtgeschäft nach Indien und dem äußersten Osten für die Segelschiffahrt verloren geht. Zum Teile ist man sich der unbezwinglichen Konkurrenz durch die Dampfschiffahrt nicht bewußt, man rechnet darauf, daß sich dieselbe für den überseeischen Dienst nicht bewähren werde. Zum Teile ist es ein Moment finanzieller Natur, welches die Akkomodierung an die neuen Bedingungen erschwert. Bisher konnte die Segelschiffahrt mit relativ kleinen Kapitalien betrieben werden, während das Engagement an der Dampfschiffahrt größere Kapitalien und eine veränderte Organisation des kommerziellen Dienstes verlangt. Die mit immer größerem Tonnengehalte gebauten, rasch laufenden Dampfschiffe ziehen das Frachtgut immer mehr an sich, so daß die Segelfahrzeuge kaum mehr Fracht oder nur zu so gedrückten Raten finden, daß nicht einmal die Navigationskosten gedeckt werden. In den achtziger Jahren liegt im „Sacchetto" in Fiume ein großer Teil der dalmatinischen Segelflotte, dicht zusammengedrängt Schiff an Schiff. Es kommt so weit, daß man jene Schiffe, die nicht nach der Levante verkäuflich sind oder wegen ihres Alters keine Versicherung mehr finden, zum Holzwerte verkauft. Es gehen viele große und kleine Vermögen verloren und Rheder, Kapitän und Seemann werden brotlos. Die Einnahmsquellen werden auf den Erwerb im Lande und auf die aus der Auswanderung zufließenden Gelder beschränkt. In diese ohnehin prekäre Situation fällt nun die Phylloxera, die

Weingärten devastierend. Es treten eine Reihe bisher im Lande unbekannter Erkrankungen der Rebe auf, die Jahr für Jahr einen vermehrten Aufwand an Arbeit und Geld beanspruchen.

Wie entwickelt sich nun das wirtschaftliche Leben unter dieser doppelten Katastrophe?

Die Signoria kennt nur den großzügigen Handel zur See und Reste eines veralteten Gewerbes. Die Seefischerei kommt durch die Konkurrenz der von den Italienern bis nah an die Küste betriebenen Raubfischerei nicht über den Zustand einer gerade nur den Bedürfnissen des Landes dienenden kleinen Küstenfischerei hinaus. Der Bau größerer Schiffe ist fast vollständig eingegangen und es findet sich nur mehr vereinzelt ein sehr unbedeutender Bootbau (Curzola als wichtigste Erzeugungsstätte). Von der einzigen wirklichen Ressource des Landes zur Zeit dieses Notstandes, der Landwirtschaft, versteht man nicht viel und hat auch wenig Interesse dafür, vor allem anderen aber kein Geld, um den schweren Kampf gegen die Phylloxera zu führen und um das immer hinderlicher werdende System der Kolonenwirtschaft in Selbstbewirtschaftung umzuwandeln; die Hilfen des Staates und des Landes aber kommen nur sehr langsam nach.

Der Ertrag der landwirtschaftlichen Produktion im Lande steht weit unter der Rente, welche beziehbar wäre. Große Strecken Landes sind vollkommen unkultiviert oder geben nur eine ärmliche, unsichere Weide. Das Land leidet an Wassermangel und längs der Flußläufe an Versumpfung. Große Flächen sind derartig karstig, daß eine Kultur überhaupt unmöglich ist, soferne dieselben nicht aufgeforstet werden. Mangelnder Futterbau gestattet nur die Zucht kleiner Herden eines erbärmlichen Schlages Vieh, das sich Jahr für Jahr den Winter hindurchhungern muß. Die Futterernte und die Ergiebigkeit der Weiden ist fast ausschließlich Sache des Zufalls. Die Düngerproduktion der großen Schafherden kommt für den landwirtschaftlichen Betrieb fast gar nicht in Frage und die Produktion von Viehdünger ist, da die Stallfütterung ganz unbedeutend ist, vollkommen unzureichend. Die Produktion an Getreide deckt weitaus nicht die lokalen Bedürfnisse. Die Bevölkerungszunahme ist sehr stark und das Volk vielfach unterernährt und dadurch vielerorts schwer an Malaria leidend. Die Wiederaufforstung nimmt nur langsam zu. Ein Ertrag aus den jungen Forsten besteht demnach nicht, doch muß im Interesse derselben vielfach ein Ziegenhaltungsverbot erlassen werden, wodurch gerade der ärmste Mann schwer betroffen wird. Die Kellerwirtschaft war bis in die letzten Jahre sehr mangelhaft, ebenso ist die Olivenöl-Produktion zum allergrößten Teile unglaublich rückständig; dem Lande gehen auf diese Weise jährlich Millionen verloren.

Das Gewerbe, das schon in den letzten Jahren venezianischer Regierung keinen Fortschritt mehr machte, zumal das Kunstgewerbe, sinkt immer mehr herab. Man ist zu sehr zurückgeblieben gegenüber den anderen Ländern, in denen mittlerweile auf allen Gebieten eine Großindustrie entstand. Die Kreditwirtschaft ist ganz ungeordnet und unfruchtbar.

Man stand, möchte ich sagen, fremd vor den Verhältnissen des eigenen Landes, auf dessen bescheidene Produktionsbedingungen die altgewohnten, kommerziellen Begriffe keine Anwendung finden können. Alte Wege des Erwerbes haben sich überlebt und man hat noch nicht gelernt, neue zu gehen. Dazu leidet das Land an den immer versprochenen und immer nicht durchgeführten großen Verbesserungen des Kommunikationswesens.

Eingeengt von allen Seiten und auf ein minimales Lebensniveau reduziert, drängt die Intelligenz zum Kampfe gegen den Staat, um endlich die Durchführung jener Verkehrsverbesserungen zu erzwingen, die als eine unbedingte Notwendigkeit, als der erste Schritt zu einem Wiederaufblühen des wirtschaftlichen Lebens angesehen werden. Man wendet sich den akademischen Berufen, dem politischen Leben und dem Staatsdienste zu und damit von dem praktischen Erwerbsleben ab. Neben dem alten Kampfe des slavischen gegen das italienische Element bekämpfen sich die slavischen Fraktionen untereinander, solcherart das Wenige, was durch ein geeinigtes Vorgehen zu leisten wäre, hemmend.

Es tritt ein Zustand gebundener Volkskraft, eine förmliche Anämie nationaler fruchtbarer Arbeit ein. Neben der überwiegend zu findenden Verbitterung und Resignation, neben einem fatalistischen Zuwarten, daß durch Kräfte von auswärts das Land entdeckt und erweckt werden müsse, flackern da und dort phantastische Ideen von großen Unternehmungen, von ungeheueren Gewinnen auf, die ein Hindernis zäher, klarsichtiger Kulturarbeit und auch ein Hindernis für die Aktionen der Regierung werden. Geschäfte mit 50, 100, 200 Prozent werden projektiert. Man trägt sich nur allzu leicht mit exotischen kommerziellen und wirtschaftlichen Begriffen. Riesengroße Pläne, welche die glühende Sommersonne des Landes begünstigt, werden geschmiedet, Pläne, die selbst in den großzügigsten überseeischen Ländern kaum realisierbar wären. Ich erinnere nur an das erst in der jüngsten Zeit veröffentlichte Seeschiffahrtsprojekt von Gopčević und dessen kalifornischen Vettern, welches die gesamte österreichische Seeschiffahrt monopolisieren, hiezu ein Kapital von 250 Millionen Kronen aufbringen und, weil Seine Exzellenz Dr. Fort auf dieses Projekt nicht reagierte, unter amerikanischer Flagge segeln und den Lloyd binnen 6 Monaten zur Liquidation bringen will. Gewiß ist das die Äußerung eines einzelnen, die nicht ernst genommen werden kann. Es ist das aber eine Note jener gefährlichen Musik, die man im Interesse Dalmatiens unter allen Umständen vermeiden sollte; nicht nur im Interesse des Kredites dalmatinischer Aktionen, sondern vor allem im Interesse der Bevölkerung.

Man hört in Dalmatien seitens dieser so häufig den Wunsch, den Großhandel als ein sich an der Arbeit des Produzenten nutzlos bereicherndes Zwischenglied auszuschalten, um womöglich direkt an den Konsum heranzutreten. Man hat wenig Geduld, vor allem mit sich selbst. Fast überall in Dalmatien fehlen Kellereien und die Möglichkeit, auch nur einjährige Weine gut geschult in den Handel zu bringen, und doch sucht man mancherorts das Heil in einem schwunghaften Detailhandel. Man erwartet für gesund erzeugtes dalmatinisches Olivenöl denselben Preis, der für höchstwertige zarte französische Öle gezahlt wird, kommt solcherart mit

der ganzen Meliorierungsaktion nicht vorwärts und findet leider auch immer wieder gefällige Experten, welche diese übertriebenen Ansprüche encouragieren. Jeder, der solchen Bestrebungen ruhige und praktische Erwägungen entgegenstellt, macht sich mißliebig. Es besteht eine solche Geldnot, ein solches Bedürfnis, die wirtschaftliche Lage wieder zu heben, daß man leicht über das Ziel hinausschießt und gute Ideen im Lande und bei der Regierung diskreditiert.

* * *

Ich habe mich bemüht, in dem Vorstehenden ein objektives Bild des allgemeinen sozialen Zustandes zu geben, wie er Ende des vergangenen Jahrhunderts in Dalmatien bestand und wie er auf das wirtschaftliche Leben einwirkte. Ich möchte noch kurz einige Momente erwähnen, die für die Produktion und die Entwicklung des Landes von höchster Bedeutung sind und in welchen inzwischen bereits Ansätze zu einer durchgreifenden Besserung gemacht wurden.

Schulbildung. Ich fühle mich nicht berufen, Ausführliches hierüber mitzuteilen, und überlasse das einer maßgebenderen Seite. Ich will nur daran erinnern, daß selbst in dem litoralen Gebiete Dalmatiens gut ein Drittel der Bevölkerung Analphabeten sind und daß es an fachlicher Ausbildung fast ganz gefehlt hat. Bezüglich dieser ist in den letzten Dezennien teils durch Vermehrung von landwirtschaftlichen Schulen, teils durch einen vermehrten landwirtschaftlichen Wanderlehrerdienst, teils durch Errichtung von Musterwirtschaften manches geschehen. Eine fachliche Gewerbeausbildung hat bis vor kurzem überhaupt nicht bestanden. Auch darin ist eine Besserung eingetreten durch Einsetzung ambulanter Instruktoren. Ich erinnere bei dieser Gelegenheit an das humane Werk eines Mitgliedes des Kaiserhauses, welches es sich zur Aufgabe gemacht hat, die fast vergessene, berühmte Spitzenindustrie in Dalmatien wieder aufzugreifen, und so Anstoß gegeben hat zur Wiederbelebung einer alten Hausindustrie. Die Erkenntnis der besonderen Rückständigkeit in der Elementarschulbildung findet ihren Ausdruck in dem aktuellen Regierungsprogramme durch eine jährliche Subvention von K 300.000. Auch sind Lehrerbildungsanstalten 2c. vorgesehen. Es wird also hoffentlich die junge Generation im Lande selbst eine leicht zugängliche, allgemeine und fachliche Bildung finden und dadurch ihre Arbeitskraft in den Dienst moderner Mittel stellen können.

Kredit. Es ist von jedem, der über Dalmatien geschrieben hat, auf die große Armut und auf den Mangel einer gut organisierten Kreditwirtschaft hingewiesen und das hierdurch verschuldete Wuchersystem in schärfster Weise gerügt worden. Am schwersten wird hievon die landwirtschaftliche Bevölkerung betroffen. Der Hypothekarkredit ist sehr teuer und mitunter auch schwer erhaltbar und es besteht durch die vielerorts notleidend gewordenen Kulturen eine Überlastung des Grundbesitzes. Das heißt also, daß, insolange nicht eine wesentliche Verbesserung der Bodenproduktion eintreten wird, die Beschaffung der für Investierungen notwendigen Mittel großenteils durch Hypothekardarlehen nicht möglich sein wird, daß also mit den gedachten Meliorierungen auch die nötigen Kredite flüssig zu machen sein werden. Ob das nun in Form eines Landesanlehens unter Garantie der Regierung oder durch dieselbe

direkt geschieht, ist nebensächlich, aber man wird diese Frage so oder so ehestens lösen müssen.

Am drückendsten jedoch sind die Formen, unter denen Personalkredit gegeben wird. Ich meine hier nicht nur den mitunter exorbitant hohen Zinsfuß, sondern mehr noch die indirekten Verpflichtungen, welche meist an die Gewährung eines solchen geknüpft werden. Die einschneidendste unter diesen ist die Verpflichtung, die Ernte dieser oder jener Kultur oder den Nutzen aus einer bestimmten Viehzucht zu in vorhinein festgesetzten Preisen an den Gläubiger abzutreten oder ihm ein Vorkaufsrecht einzuräumen, sowie die Leistungen, welche für die Stundung von Kapital oder Zins verlangt werden. Das Ganze wird in einer Form gemacht, die den Schuldner unter normalen Verhältnissen überhaupt nicht mehr aus der Hand des Gläubigers läßt und ihm im besten Falle aus dem Erträgnisse seiner Arbeit nur die elendeste Lebensführung ermöglicht. Es ist ausgeschlossen, daß eine solche finanzielle Beschwerung des Landwirtes eine Verbesserung in der landwirtschaftlichen Produktion zuließe. Ganz im allgemeinen ist die Form der Geldgewährung durch derartig damit verbundene Repressalien die denkbar unfruchtbarste, da sie jede wirkliche Entwicklung selbst des fleißigsten Schuldners ausschließt. Auch das Vorgehen der wenigen Finanzinstitute kann nicht als liberal bezeichnet werden. Es kommt dadurch zu keiner Schaffung von Mehrwerten, sondern lediglich zu einer Kommassierung der kärglichen Einnahmen des Landes in wenige unfruchtbare Hände.

Ganz ähnlich wie überall unter solchen Verhältnissen ist der Bauer so sehr an diesen Druck gewöhnt, daß er sich eher von seinem eigenen Landsmanne das letzte Huhn aus dem Topfe holen läßt, als eine von außen kommende, bestgemeinte Hilfe anzunehmen. Gewohnt, von Seinesgleichen in der rücksichtslosesten Weise ausgebeutet zu werden, ist seine Auffassung jedem Fremden gegenüber, sei er nun ein einzelner oder ein Regierungsvertreter, die des absoluten Mißtrauens. Man zeige aber von Seite der Regierung, daß dieser das Wohl des kleinen Mannes am Herzen liegt, daß man ihm wirklich dauernd helfen wolle, man verliere nicht durch Mißerfolge Hoffnung und Willen und man wird diese Leute auf immer für sich gewinnen. Wie das Volk geartet ist, herrscht geradezu ein instinktives Verständnis dafür, daß derjenige, der Geld besitzt, es in der rücksichtslosesten Weise fruktifiziert.

Ein Dalmatiner, der um Haus und Hof gebracht wurde, wird eventuelle überseeische Ersparnisse nach seiner Heimkehr genau in derselben engherzigen, unverständigen Weise verwenden. Das Ideal der meisten derer, die hinausgehen, ist, so viel zu erwerben, um nach der Heimkehr den väterlichen Besitz zu entschulden oder wieder zu erwerben und den Überschuß nicht zu einer wirklichen Verbesserung des ersteren zu verwenden, sondern sich sodann auf Kosten ihrer Landsleute auf demselben Wege zu bereichern, auf dem sie selbst verarmten.

So sehr die Leute im Auslande zusammenhalten, ebensowenig sind sie in ihrem eigenen Lande assoziabler Natur. Ich zitiere als Beispiel für die erstere Behauptung das mir bekannte Faktum, daß in New York, wo die dalmatinischen Auswanderer großenteils in den Docks Verwendung finden, sie sich zu förmlichen Wirtschaftsgenossenschaften zusammentun. Sie

beziehen ein gemeinsames bescheidenes Quartier in einer der Vorstädte. Der Einkauf der Lebensmittel geschieht für gemeinsame Rechnung; einer, zumeist der jüngste, übernimmt die Besorgung des Haushaltes, und falls ein Mitglied arbeitslos oder krank wird, wird es vorderhand auf Generalunkosten erhalten. Es ist denselben Leuten aber leider nicht recht verständlich, daß dieselben Interessen, die sie im Auslande zusammengehalten haben, auch den Zusammenschluß der Schwachen im eigenen Lande erfordern und daß selbst der Fruktifizierung des draußen mühsam Erworbenen sich größere Chancen eröffnen würden, wenn der einzelne nicht zur Verarmung, sondern zur wirtschaftlichen Entwicklung seiner Genossen beitrüge.

Hier wird sich für die verallgemeinerte Elementar- und Fachschulbildung ein vorzügliches Betätigungsgebiet ergeben. Ein Land, welchem es so sehr an mittleren Vermögen fehlt wie Dalmatien, ist geradezu prädestiniert, das Assoziationswesen im weitesten, auch im produktiven Sinne zu seiner sukzessiven wirtschaftlichen Stärkung aufzunehmen. Diese Erkenntnis leitet schon seit Jahren die maßgebenden Faktoren der Regierung und es wird in immer kräftigerer Weise auf die Errichtung von Erwerbs-, Wirtschafts- und Produktivgenossenschaften hingearbeitet.

Eine Reihe von Erfolgen durch Gründungen von Raiffeisen- und Schulze-Delitzsch-Kassen ist bereits erreicht worden und erst vor kurzem wurde durch die Einflußnahme des Ackerbauministeriums eine Zentral-Genossenschaft in Spalato gegründet.

Ob man mit dieser Form der Akkumulierung kleiner Einlagen bei der großen Armut der Bevölkerung das Auskommen finden wird, ist fast bestimmt zu verneinen und ich bin der Meinung, daß die so beschaffbaren Mittel unbedingt eine ausgiebige Ergänzung finden müssen, um das Kreditbedürfnis der nächsten Dezennien in loyaler Weise zu befriedigen, wie überhaupt die beabsichtigten agrarischen Operationen eine großzügige Regelung des agraren Kredites unbedingt voraussetzen. Professor von Zotti schlägt für Gebiete, wo zufolge der großen Armut der Bevölkerung auf genossenschaftliche Einlagen nicht gerechnet werden kann, wo aber gerade die höchste Geldnot und der schwerste Wucher zu finden sind, die Errichtung von Bezirkskredit- oder Bezirksunterstützungskassen vor. (Ein Analogon hierfür besteht in Bosnien und in der Herzegowina.)

Gedacht ist an Einschüsse des Landes in diese Kassen; der Vorschuß an einzelne soll 200 Kronen jährlich nicht übersteigen. Diese Vorschüsse sollen vor allem zur Bestreitung der notwendigen landwirtschaftlichen Betriebsmittel dienen, doch denkt v. Zotti auch an die Ablösung wucherischer Schulden. Sosehr der letzte Gedanke auch human und empfehlenswert ist, glaube ich doch, daß die Tätigkeit solcher Kassen nur als ein vorübergehender Zustand zur Schaffung eines vom Staate garantierten Agrarkredit-Institutes aufgefaßt werden könne.

Ich möchte hier einer der wichtigsten, die Reorganisierung des Agrarkredites bedingenden agrarischen Operationen gedenken: der Umwandlung des Kolonensystems und der Aufteilung des Gemeindelandes zu dessen intensiverer Nutzung.

Es ist bereits der Versuch gemacht worden, gewisse Erscheinungen des heutigen Wirtschaftslebens in Dalmatien als eine notwendige Folge der Geschichte abzuleiten. Ich habe speziell darauf hingewiesen, daß die merkantilistische Betätigung der Intelligenz des Landes zu allen Zeiten den Betrieb der Urproduktion in der primitivsten und kapitalsärmsten Weise belassen hat und daß das Wissen und die fachliche Bildung nicht über die engsten Grenzen hinausgekommen ist.

Soweit nicht ein freier Bauernstand oder selbstbewirtschaftete, größere Grundbesitze bestehen, ist das vorwiegende Arbeitssystem das der Kolonenwirtschaft, d. i. im Wege von Erbbewirtschaftungsverträgen. Die Form solcher kann als bekannt vorausgesetzt werden. Speziell hervorzuheben wäre nur, daß für größere Investierungen auch der Grundherr in Kontribution gesetzt wird und daß der Kolone ein Anrecht auf neue Meliorationen gewinnt. Es sind dann über dem Lande nicht nur zwei Willen, sondern auch zwei Herren. Ist der Kolone ein tüchtiger und strebsamer Mann, so geht die Sache an, endigt aber zuweilen, bei der vielfachen Verschuldung des Grundherrn, in dessen Depossedierung. Andererseits ist ein untüchtiger Kolone ein direktes Hindernis für jede Verbesserung. Im Interesse der Hebung der landwirtschaftlichen Produktion muß in erster Linie auf die Ablösung solcher alten Rechte in dem einen oder dem anderen Sinne gesehen werden.

Eine weitere fundamentale Frage ist die Aufteilung des Gemeinlandes, die Kommassierung des Privatbesitzes, die Durchführung der vielfach gedachten Meliorierungen und die sich zum Teile daran schließende Schaffung von Wassergenossenschaften 2c. 2c.

Die genannten wirtschaftlichen Krisen und die starke Bevölkerungszunahme haben Anstoß gegeben, daß der robuste und arbeitswillige Mann des Volkes einen vorübergehenden Erwerb „in Übersee" sucht, so daß es heute allüberall im Lande an Arbeitern fehlt. Die Leute sind seit Jahrzehnten so ziemlich in allen überseeischen Gebieten zu finden: in der internationalen Handelsmarine, in überseeischen Docks, als Fischer am unteren Mississippi, als Pflanzer in den Südseeländern, als Feldarbeiter und Kopalgräber in Australien und in Neuseeland, als Arbeiter bei überseeischen Bahn- und Wasserbauten, als Kolonisten in den La Platastaaten, als Salpetergräber in Chile, als Kautschuckpicker in Bolivia 2c. Es kann als bekannt gelten, daß sich diese Leute fast ausnahmslos eines sehr guten Rufes erfreuen. Ihre Arbeitstüchtigkeit und Anstelligkeit ist anerkannt und sie gelten als scharfe Konkurrenten überall dort, wo Geld zu verdienen ist.

Ein prägnanter Ausdruck für diese Auffassung ist das noch erinnerliche Einwanderungsverbot in Australien gegen Dalmatiner. Man hat es in diesem sozialistisch regierten Lande seitens der einheimischen Arbeiter sehr unangenehm empfunden, daß diese Leute zu allem zu brauchen, arbeitswillig und bescheiden in ihren Forderungen sind.

Diese Leute wären zurückzurufen und die junge Generation ist von der Auswanderung zurückzuhalten, indem man ihr behilflich ist, im eigenen Lande verbesserte Erwerbsbedingungen zu finden. Dieser Teil der Aktion zur

Wiederbelebung des wirtschaftlichen Lebens in Dalmatien dürfte wohl der schwierigste werden.

Wir haben in Dalmatien eine stattliche Reihe von Männern, die eine vorzügliche Begabung auf wirtschaftlichem Gebiete gezeigt und kommerzielle und industrielle Leistungen aufzuweisen haben, die weit über das Mittelmaß ihrer Umgebung hinausreichen. In dem dalmatinischen Volke steckt mehr an Fähigkeiten und mehr an Tüchtigkeit, als ihm heute zum Teile selbst bewußt sein mag. Ist es doch eine allgemeine Regel, daß nicht nur die Individuen, sondern auch Nationen oder Stämme sich selbst in ihren vollen Mitteln erst im Erfolge kennen lernen.

Wenn sich die Dalmatiner erst an die wirtschaftliche Wiedereroberung ihres Landes gemacht haben werden und alle ihre Fähigkeiten und Arbeitskraft ausschließlich in diesen Dienst stellen, so werden sie sich selbst und andere davon überzeugen, was sie wert sind.

Ich möchte hier mit wenigen Worten auf ein Moment kraftvoller wirtschaftlicher Selbstentwicklungsfähigkeit hinweisen, welches in diesem Volke steckt und auf das wir stolz sein können. Es ist dies das Wiedererstehen einer österreichischen freien Seeschiffahrt aus den Resten der in der zusammengebrochenen Segelschiffahrt verloren gegangenen Kapitalien.

Es war in den letzten Jahren des rapiden Eingehens dieses Gewerbes die Initiative weniger Männer, die durch das Zusammentragen kleiner Kapitalien ihrer Familien und Freunde damit begannen, einige alte englische Dampfschiffe anzukaufen und neuerdings ihre erprobte Seetüchtigkeit und merkantile Geschicklichkeit zu verwerten. Der Ausgangspunkt dieser neu erstandenen „freien" Dampfschiffahrt war Lussin, dem später andere Orte folgten; die Pioniere dieser neuen österreichischen Handelsschiffahrt waren Cosulich, Gerolimich, Martinolich, Premuda u. a. Die ersten Schiffe wurden im Wege von Karaten — in der Höhe von K 4000 bis K 10.000, je nach dem Werte des Schiffes, — angekauft.

Die Führer der Schiffe, der größte Teil der Bemannung, die kommerziellen Leiter, die Agenten in Triest, London, Hamburg, New-York, Bombay, Sidney, Valparaiso 2c. waren Lussinianer. Man könnte sagen, es sei die ganze Körperschaft eine einzige Familie. Die außerordentliche Tüchtigkeit und die sich durch die großen überseeischen Kriege in den letzten zwei Dezennien ergebende günstige Konstellation haben eine geradezu ungeahnt rasche Entwicklung dieser österreichischen oder besser gesagt „Lussinianer" Seeschiffahrt ermöglicht. Die alte freifahrtige Gesellschaft „Fratelli Cosulich" ist heute zur Itineraire-Aktien-Dampfschiffahrtgesellschaft „Vereinigte österreichische Dampfschiffahrts-Aktiengesellschaft, vormals Fratelli Cosulich und Austro-Americana" umgewandelt worden, ein Unternehmen, welches nahe an 30 Millionen Kronen repräsentiert und unseren Verkehr nach Zentral- und Nordamerika geschaffen hat.

Heute erklärt sich die Regierung bereit, durch außerordentliche Maßnahmen und Kredite in die wirtschaftliche Entwicklung des Landes energisch einzugreifen; alles kann aber diese weder finanziell noch intellektuell tun. Soll das wirtschaftliche Leben in Dalmatien wieder aufblühen, so muß das Volk

selbst dazu seine besten Kräfte in den Dienst stellen. Die politischen Interessen der einzelnen Fraktionen müssen gegen den großen allgemeinen wirtschaftlichen Gedanken zurücktreten und es wird Sache der intellektuellen Führer des Landes sein, die besten Kräfte dem positiven Erwerbsleben des Landes zuzuführen.

Es sind zwei Dinge, die in Dalmatien zu leisten sind. Das erste ist die bessere Erschließung des eigenen Landes und die bessere Utilisierung der Volkskraft, das zweite die Erschließung des westlichen Balkans über Dalmatien. Das ist eine Reichsaktion, die an die Mitarbeit des gesamten österreichischen Volkes appelliert. Den an den Einbruchsstationen sitzenden Dalmatinern wird aber auch hierin die erste Aufgabe zufallen, an die sie ein geschichtliches Anrecht und für die sie eine geschichtliche Verpflichtung besitzen, und sie werden zu dieser Aufgabe in erster Linie dadurch beitragen, daß sie den österreichischen Reichsgedanken voll in sich lebendig werden lassen.

Die Regierung soll beweisen, daß es ihr mit der Hebung dieses Landes ernst ist, daß sie sich bewußt ist, hier ein großes Stück Kulturarbeit leisten zu können, welches sie nur schrittweise mit zäher Energie und Überzeugungstreue zu Ende führen kann.



Wohl dem . . .

Von José Schneider-Arno.

Wohl dem, der in der Taten Drange
Des Zweifels Stachel nie empfunden,
Der nie mit tränennasser Wange
Durchwacht die schlafgeweihten Stunden.

Der nie mit bangen Zukunftsfragen
Sich selbst gequält und Seinesgleichen,
Der nie durch bitt're Schicksalsklagen
Mit Gott die Rechnung wollt' begleichen.

Wohl ihm, der auf den stillen Bahnen
Des Lebens echten Wert genießt,
Dem in der Wahrheit heiligem Ahnen
Des Daseins Strom in Ruhe fließt.

Er richte niemals die vermessen,
Die, Opfer finsterer Gewalt,
Um dieses Lebens Wert zu messen,
Ihr Glück mit Tränen schwer gezahlt!





Großstadt und Seelsorge.*)

Von Dr. Heinrich Swoboda.

Wer sich über Zahl und Wachstum der Großstädte einleitend, aber anschaulich unterrichten will, sehe in Hickmanns statistischem Taschenatlas die Tafeln 25 und 46 etwas genauer an. Dort findet man von London, der größten Stadt der Welt, bis zur kleinsten der Großstädte, Szegedin in Österreich-Ungarn an 280 Städte, die 100.000 Einwohner und darüber zählen, also Anspruch auf den Titel einer Großstadt erheben. Von ihnen haben die europäischen Großstädte, ohne die russischen, allein eine Gesamtbevölkerung von zirka 50 Millionen Menschen.

Besonders die erste Tafel wird das Interesse eines jeden erregen, da sie von den 92 größten Städten der Welt das mitunter ungeheuere Wachstum in den letzten 50—100 Jahren vor Augen führt. Vielen wird das Bild neu sein, niemand aber kann die Fülle großer Perspektiven verkennen, die sich für das materielle und die verschiedensten geistigen Gebiete eröffnen.

Darum wird uns aber auch das Verständnis des Problems, das wir zu erfassen gedenken, naturgemäß vorerst durch die Genesis der Großstädte, ihr Prinzip und ihre Entwicklung hindurchführen müssen.

Zunächst fällt es auf, daß das rein numerische Charakteristikon „mehr als 100.000 Einwohner" den Titel der Großstadt begründe. Eine Großstadt ist also keineswegs die besondere Art einer politischen Dominante, oder eines wirtschaftlich in sich abgeschlossenen Organismus. Ihre Bürger wohnen loser und lockerer beisammen als jemals oder irgendwo anders. Großstadt ist zunächst nur ein Zahlenbegriff. Hinter dieser Äußerlichkeit der Terminologie verbirgt sich aber eine tiefere Erkenntnis, nämlich jene, „daß der alte Stadtbegriff sinnlos geworden und daß man heute die Wohnorte nur nach der Größe der Bevölkerung unterscheiden kann". So schließt Doktor Bücher in seinem Werke „Über die Entstehung der Volkswirtschaft" seine Untersuchung über das Werden der modernen Großstädte ab. Vergegenwärtigen wir uns zunächst diesen Entwicklungsgang kurz, zum größtenteile Dr. Büchers Ausführungen folgend.

Die modernen Großstädte unterscheiden sich wesentlich von den antiken. Mag Babylon auch sieben- oder achtmal so groß wie das heutige Berlin gewesen sein, so kann man es doch mit keiner unserer Großstädte vergleichen. Es fehlten

*) Der nachfolgende Aufsatz bildet den ersten Teil eines im Verlage von Fr. Pustet im Herbste dieses Jahres erscheinenden Werkes: „Gedanken über großstädtische Seelsorge".



die zusammenhängenden Straßennetze, dagegen hatte es ummauerte Territorien mit zahlreichen größeren und kleineren Häusergruppen, zwischen denen Felder und Gärten, Weiden und Fruchtbaumhaine sich ausdehnten, so daß Babylon schon drei Tage in der Hand des Feindes war, und ein Teil der Stadt, nach Versicherung des Aristoteles, noch nichts davon wußte. Wieder anders gestalteten sich die Königstädte Ägyptens, die mit ihrem König erwuchsen und starben. Hingegen war bei den Griechen in der Polis zugleich die Politik eingeschlossen, aber die Bürger kannten einander persönlich, — ein doppelter, scharfer Unterschied gegen das moderne Großstadtwesen. Und doch sind nach diesen alten Stadtstaaten die Idealgebilde vom Staate, welche Plato und Aristoteles überliefern, in ihren wesentlichen Zügen geformt. „Das nationale Hellenentum hat keine Großstädte hervorgebracht."

Das wurde im Römerreich anders, wo nur die Städte eine öffentlich rechtliche Stellung hatten und das Land ihr Gebiet bildete. Rom ist die erste Großstadt der Welt, nicht als Industriestätte, sondern als ein glänzendes Zentrum antiker Kultur, das seine Saugwurzeln in allen Provinzen hatte. »Epitome mundi«. „In der Hauptsache lebte die Bevölkerung Roms wie diejenige Athens" (aber in noch größerem Maßstab) „von ihrem Herrscherberufe. Die Reichen zogen unmittelbar aus ihren Ämtern Vermögen; die Ärmeren, zur Zeit Cäsars schon 600.000 Proletarier, wurden auf Staatskosten mit ‚Brot und Spielen' versorgt." Aber Rom war nicht nur der Magen, es war auch das Haupt und Herz des Riesenleibes. Und noch erinnert, wie Hartel in seiner Rektoratsrede ausführte, eines der modernsten Schlagworte daran, daß die „Zivilisation" für die ganze damalige Kulturwelt in der Teilnahme am Bürgerrechte dieser Stadt bestand.

Für unser spezielles Thema berührt es ganz eigenartig, daß in dieser ersten Großstadt der Welt, die zur Zeit Neros auf eine Million Einwohner geschätzt wird, der erste Papst den Grundstein zur Kirche legte. Also auch im altrömischen Sinne galt diese providentielle Tat urbi et orbi.

Während des germanisch-romanischen Mittelalters weist die Gliederung der Niederlassungen auf eine soziale Ordnung zurück, in welcher die Städte eine ganz andere Rolle spielten als im Altertum. Der „Bürger" war in erster Linie Gewerbetreibender, Handwerker, aber nur im kleinen Kreise eben seiner Stadt. Die mittelalterliche Stadt — nicht Großstadt — ist das natürliche Produkt der inneren wirtschaftlichen Entwicklung des Landes und des Austausches zwischen Bürgern und Bauern. Letztere wurden nicht von der Stadt verschlungen, sondern hatten ihre eigene soziale und politische Stellung. Besonders günstige Bedingungen des Aufblühens herrschten in den Bischofsstädten. Aber alle mittelalterlichen Städte hatten eine gegen moderne Begriffe sehr niedrige Bevölkerungszahl, wofür Dr. Bücher eine Übersicht gibt, deren Höchstzahl für Lübeck 22.000 bildet. Nürnberg erreichte in der Mitte des 15. Jahrhunderts nur 2000, Dresden und Leipzig zirka 4000 Einwohner.

Während sich diese alten Städte mehr individuell entwickeln konnten, will der moderne Staat keine selbständigen Sondergewalten dulden. Als äußeres Symbol hiefür fallen die absondernden Stadtmauern, die auch durch die Sicherheit im Innern und die moderne Bewaffnung überflüssig werden.

Sonst nähert sich die Anlage der Straßen wieder der altrömischen Regelmäßigkeit, nur herrscht nicht mehr wie in Rom die Stadt über das Reich, sondern das Reich über die Stadt und über die Großstädte. Letztere verdankten ihr Entstehen der hochausgebildeten modernen Großindustrie und der außerordentlichen Vermehrung und Vervollkommnung der Verkehrsmittel. Ihr Absatzgebiet ist die ganze Welt. Wohl entstehen auch durch die Ausbreitung der gesamten nationalen Produktion halbstädtische Fabriks- und Hausindustriebezirke, aber in manchen ungünstiger gelegenen alten Städten verkümmerte wieder die industrielle oder Handelstätigkeit und sie sanken auf die Stufe von Dörfern herunter. Das Aufschnellen der begünstigten Orte wird übrigens auch durch eine, vorher nie möglich gewesene Umsiedelung der Menschen gefördert, denn mit der Einführung der Arbeitsteilung fielen gleichzeitig die alten Städteprivilegien und das Gebundensein an die Scholle. Beide mittelalterlichen Grundsätze wurden durch die Gewerbefreiheit und Freizügigkeit abgelöst. Das Atomisieren der Gesellschaftsstruktur im Zeitalter des Subjektivismus und Individualismus beginnt. Für die numerisch wachsenden Großstädte besteht die Grenze ihres Wachstums nur mehr in der Grenze der Erwerbsmöglichkeit. An diesen einzelnen Orten häuft sich die Bevölkerung, die überdies seit der Mitte des 18. Jahrhunderts unter dem „Druck einer ununterbrochenen Volksvermehrung" steht.

Aber die moderne Entwicklung kam rasch und stürmisch. „Vor hundert Jahren hatte im Gebiete des jetzigen Deutschen Reiches nur eine Stadt mehr als 100.000 Einwohner (Berlin), und Hamburg erreichte knapp diese Zahl. Um 1850 war die Zahl der Städte mit 100.000 Einwohnern in Deutschland erst auf 5 gestiegen, 1870 gab es ihrer 8 und nun geht es mit Riesenschritten vorwärts: 1880: 15, 1890: 26, 1900: 33 und 1905: 41," so daß gegenwärtig in Deutschland jeder fünfte Mensch ein Großstadtbewohner ist.

In Großbritannien, Frankreich, Italien, Belgien verlief die Bewegung noch rascher, besonders aber in Amerika. In England leben „nicht weniger als 32 Prozent der Bevölkerung in Städten mit mehr als 100.000 Einwohnern — und nur noch 28 % in ländlichen Distrikten"!

Jedes Reisehandbuch belehrt darüber, daß die enorme Einwohnerzahl Londons von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ende desselben sich geradezu verdoppelte.

Die organische Art dieses Wachstums, auf welche Dr. Bücher ein so großes Gewicht legt, scheint uns aber auch ein anorganisches Element zu enthalten. Das harmonisch entwickelte Kleingewerbe der mittelalterlichen Stadt suchte und fand seinen Absatz im direkten Verkehr des städtischen Marktes und der umliegenden Landbewohner. „Die moderne Stadt dagegen produziert vermittelst einer einseitig entwickelten Großindustrie für den gesamten nationalen, ja oft für den internationalen Markt. Ihr Erwerbsspielraum hat zur Zeit noch keine Grenze." Der vollen politischen Autonomie mittelalterlicher Städte steht die Unterwerfung der modernen Städte unter die Oberleitung des Staates mit „übertragenem Wirkungskreis" gegenüber. Aber „kein Zwang einer äußeren Gewalt hat sie geschaffen; die Hunderttausende, welche ihre Steinhäuser und Asphaltstraßen füllen, sie oder ihre

nächsten Vorfahren sind freiwillig hereingekommen, getrieben in der Hauptsache von wirtschaftlichen Motiven; jeder kann die Stadt verlassen, wann er will. Aber ihre Mauern werden darum nicht leer, ihre Wohnungen veröden nicht; von Jahr zu Jahr müssen vielmehr Hunderte neuer ‚Mietkasernen' errichtet werden, um die Menge zu fassen, die ihrer Anziehungskraft folgt, wie von magischer Gewalt getrieben. Und noch vermag niemand ein Ende dieses Wachstums abzusehen."

Wenn aber Dr. Bücher abschließend von diesem „neuen Typus, dem keine frühere Städteform in unserem Kulturkreis gleicht", behauptet, daß diese Städte kraft der sozialen Auslese „das Höchste, was die Nation an geistiger und wirtschaftlicher Energie aufzuweisen vermag, in sich vereinigen", — so entsteht für den Pastoraltheologen die etwas unmoderne Frage, ob diese höchste geistige Energie auch hinsichtlich der Seelsorge eben jener Großstädte gepriesen werden könne.

Die Frage ist umso berechtigter, wenn nicht wir, sondern unser begeisterter Autor der „unliebsamen Begleiterscheinungen, welche der Umschichtung unserer Bevölkerung, wie jeder großen Umwälzung zu eigen sind", gedenken muß. Büchers Endergebnis, daß „die moderne Stadt, die Stadt der freigewählten Arbeit, eine höhere Form des sozialen Daseins bedeutet als alle früheren Städteformen, die griechische Polis nicht ausgenommen", scheint uns auch keineswegs absolute Giltigkeit zu haben. Gerade sein letztes Wort von der „wahrhaft sozialen Kulturentwicklung" klänge mehr wie eine Frage, wenn die Palästra ihrer Arbeit nicht auch die Hochblüte der ars artium, wie einer der größten Päpste die Seelsorge nannte, einschließen würde.

Oder bilden die Lebensbedingungen der Großstadt schon an sich ein prinzipielles Hindernis der Seelsorge? Mit dieser Frage beginnt eigentlich unser Problem. Fassen wir die bisher gefundenen Beziehungen zwischen Großstadt und Pastoration zunächst ganz allgemein zusammen.

Unsere historische Skizze zeigte, daß die moderne Großstadt sich auf die Anhäufung oder Zusammendrängung großer Menschenmassen an einem Punkte gründe, deren Tätigkeit wohl industrielle Produktion, aber nicht im selben Grade auch Konsumtion ist. Der gesellschaftlichen Struktur nach sind Interessengruppen und -schichten vorhanden, aber ohne architektonische Verbindung; sie haben den Aufbau des Sandhaufens. Diese relativ rasche und enorme Erhöhung der Menschenzahl an einem Ort mag eine Erschwerung und Vermehrung, kann aber an sich keine prinzipielle Verhinderung der Seelsorge sein. Hier wird es sich also wesentlich um die Einteilung der großen Menschenmasse in seelsorgliche Distrikte von zweckrichtiger Größe und entsprechender Organisierung handeln. Damit nennen wir die wichtigste aller Vorfragen bezüglich der Seelsorge in solchen Städten.

In der lokalen Näherung der zu Pastorierenden liegt gegenüber der Landseelsorge mit ihren weiten Distanzen sogar eine bedeutende Erleichterung, also ein relativer Vorzug der Stadtseelsorge, der leider dadurch wieder wettgemacht wird, daß die so nahe beisammen Wohnenden einander oft ganz unnatürlich entfremdet sind. Nirgends kann man so allein, so unbeobachtet sein als im Menschenmeer einer Großstadt. Dort fehlt also diese moralische

Mitkontrolle Aller und des Einzelnen, die in kleinen Gemeinden von selbst, und ohne odios zu sein, wirksam wird; aber um so klarer ergibt sich daraus die Notwendigkeit des seelsorglichen Kontaktes zwischen dem Geistlichen und den Pfarrkindern.

Eine fast unüberwindliche Schwierigkeit bringen viel eher die Nichtwohnenden, die oft oder stets Wohnung Wechselnden, die Zuzügler und bald wieder Abreisenden, kurz die Legion der modernen Stadtnomaden. Das Prinzip der Freizügigkeit erschwert also in dieser Richtung die Seelsorge fast bis zur Preisgebung. Zum Glück ist im Vergleich zu den Seßhaften jener Prozentsatz ein niedriger, und außerdem kann bis zu einem gewissen Grade durch verschiedene seelsorgliche oder auch administrative Einrichtungen, wie sie manchenorts schon bestehen, den üblen Folgen des Herumwanderns entgegengearbeitet werden. Nach dieser Richtung hin wird sich also das Problem der großstädtischen Seelsorge zu spezifizieren haben, aber für unmöglich darf seine Lösung nicht erklärt werden.

Auf diesem lockeren Gerölle baut sich natürlich die Bevölkerung der Großstadt nicht auf, sondern ihre zahlreichste und, wie wir am Entwicklungsbild sahen, wichtigste Schichte wird in den Regionen der Industrie und des Handels zu suchen sein. Kann aber diesen gegenüber die Seelsorge von vornherein für unmöglich oder gar überflüssig erklärt werden? Man hat sich vielfach daran gewöhnt, im Arbeiter, besonders im „organisierten“ Arbeiter, einen Feind Gottes zu sehen. Aber das ist grundfalsch. Es gibt blühende Arbeiterpfarreien, und zwar nicht nur in England. Die Wahrheit ist vielmehr, daß zur selben Zeit, als die internationale Sozialdemokratie sich zu organisieren begann, die einzig ausreichende und — soweit jene Organisierung kirchenfeindlich ist — auch wirksamste Gegenorganisation, die der pfarrlichen Seelsorge, zumeist gerade an den gefährdeten Punkten aufhörte zu wirken und ausgebaut zu werden.

Lassen wir uns auch von den zahlreichen kaufmännischen Kongregationen belehren, daß die kommerzielle Tätigkeit, so sehr sie von den Schätzen, welche Rost und Motten verschmähen, abzieht, doch mit der vernünftigen Sorge um das eigene Seelenleben und Seelenheil vereinbar ist. Nur muß auch hier der einzelne darauf aufmerksam gemacht werden, weil die nervenanspannenden Aufregungen vielleicht mehr als die Ermüdung des Arbeitens intensiv alle Sinne gefangen halten. Wir stehen damit bei einer nicht zu unterschätzenden Schwierigkeit, welche eigentlich von der — Nervosität des Großstädters gebildet wird. Wenn für die Zunahme an körperlichen Erkrankungen (trotz aller Abnahme der Sterblichkeitsziffer) ein moderner Heidelberger Arzt den „seltenen Verkehr des Städters mit der freien Natur“ mitverantwortlich macht, wie vielmehr muß erst der Seelenarzt mit einer gesteigerten, mimosenhaft empfindlichen Nervosität rechnen? Außer diesen und ähnlichen Umständen werden die gehäuften Vergnügungen, besonders wo sie sich der Lastersphäre nähern, dem Seelsorger gerade in der Stadt die Pflicht gesteigerter und verdoppelter Aufmerksamkeit auferlegen. Die seelsorgliche Prophylaxe, der Kampf mit den Vorbedingungen des Lasters und, was vielleicht noch wichtiger ist, mit den indifferenten Vorstadien des Lasters, wird zu einem Charakteristikon der großstädtischen Seelsorge in einem höheren Grade als auf dem Lande

werden müssen. Wenn die Jugendfürsorge schon in Landgemeinden wichtig ist, wie sehr wird sie es in der Großstadt sein!

Diese Gefahren greifen aber auch in die oberen Schichten der Bevölkerung über. Wir besprechen hier nicht im einzelnen die Klassen der Intelligenz, des materiellen Besitzes, der Vorzüge und Ansprüche adeliger Geburt. Die seelsorgliche Schwierigkeit liegt auch nicht in der Existenz dieser Schichten, sondern in der Gleichzeitigkeit, im Nebeneinander so vieler in der Behandlungsart zu unterscheidender Bevölkerungsschichten. Wie ist es möglich, daß hier der Seelsorger Allen — Alles wird? Verlangt unser Problem nicht ein Anpassungsvermögen, — kein nachgiebiges, sondern ein führendes, — das Menschenkräfte übersteigt?

Das omnibus omnia darf keine Verwirrung der Begriffe stiften. Der Zweck der Seelsorge ist ein rein übernatürlicher, ihre Mittel aber sind übernatürliche und zugleich natürliche. Der Seelsorger soll den Bauern gegenüber nicht verbauern und im Salon nicht aufhören, ein Apostel zu sein. Ebenso sind — trotz aller charitativen Hilfen, materieller und moralischer Prophylaxe, führender Ideen und Schönheit der kirchlichen Erscheinung — die Interessen der Seelsorge nicht industrielle oder kaufmännische, nicht gesellschaftliche oder an sich wissenschaftlich künstlerische. Ihr Zweck ist, das übernatürliche Tugendleben, und zwar A l l e r, zu stärken oder sie dazu heranzurufen, sie sucht den zum Bösen geneigten Willen aufzurichten, die Sünden des Reumütigen, aber nur dieses, zu tilgen, und das alles auf Grund jener klaren katholischen Lehre und subjektiven Überzeugung, die der Heiland seiner Kirche zur Verwaltung und Hütung und Förderung übergeben hat.

Bei der ausführenden Seelsorge, insbesondere bei der eigentlichen Seelenführung müssen freilich auch auf Seite des Seelenhirten menschliche Erfahrung und umsichtige Geschicklichkeit, Eifer, Wissen und lautere Gesinnung mitarbeiten und im Zusammenwirken aller jener menschlichen und göttlichen Faktoren, des Gotteswortes und jener äußeren sichtbaren Akte, mit denen Gott selbst die Gnadenspendung verbindet, besteht die Seelsorge. Ihr Objekt ist „die bis ans Ende der Zeiten durch das Priestertum geübte Tätigkeit Christi und seiner, in innigster Einheit mit ihm verbundenen Kirche zum Heile der Seelen“.

Die Idee der Seeelsorge an sich betrachtet, faßt also die mannigfaltigste Vielheit zwischen dem Höchsten und dem Irdischen in lebendigster Einheit zusammen, eine Zweck- und Wahrheitsidee, die an geistiger Schönheit, aber auch an ethischem und kulturellem Wert nicht übertroffen werden kann.

Woher nun die gerade in den größten Kulturzentren anwachsende Entfremdung des Einzelnen und der Massen gegenüber den Ideen von Religion, Kirche, Seelsorge, übernatürlichem Leben? Liegt die Schuld vielleicht auf Seite der letzteren? Sind ihre Ideale nur weltfremde täuschende Worte? Steht die Religion innerhalb oder außerhalb des Kulturkreises, wenn sie sich über denselben erhebt, oder m u ß die Seelsorge jener Kirche, die den Modernismus ablehnt, den Seelen moderner Menschen gegenüber versagen?

Verweilen wir bei dieser Frage um so mehr, als gerade die der Kirche Entfremdeten so rasch bereit sind, die weltgeschichtlich einzig dastehende Organisation der katholischen Kirche mit huldigenden Worten anzuerkennen. Dabei hält man

es für ausgeschlossen, daß gerade diese kirchliche Organisation dort, wo sie ihre feinsten Wurzeln einsenken sollte, in ihrer Wirksamkeit gehemmt sein könne. Letztere Frage wird, soweit es die städtischen Kulturzentren betrifft, unser Thema bilden, darum müssen wir zuerst die Zwischenfrage beantworten.

Wenn also die Entfremdung aus dem Prinzip der Großstadt heraus nicht begründet werden kann, liegt sie vielleicht im Wesen der Seelsorge?

So wie von einem hohen Berg aus der weite Raum fühlbarer geworden, aber zugleich besiegt und überwunden vor uns liegt und wir die tausendjährige Schönheit der Natur in einem Augenblick genießen, wie dann alles Gewirre in der Niederung, von diesem höchsten Gesichtspunkt betrachtet, geordneter erscheint und an Schönheit gewinnt, ebenso ist der hohe pastorale Standpunkt der Kirche nicht schönheitsfeindlich, nicht kulturwidrig, nicht weltfremd.

Über Zeit und Raum im Geist und in der Wahrheit sich erhebend erkennt der erdwärts Blickende eine ungeahnte Ordnung im Gewirr aller Kultur. Er sieht deutlicher, wo Licht und Schatten ist, aber der höhere Standpunkt hindert ihn nicht, im wahren Kulturfortschritt, allerdings nur in diesem, auch ein Werk des heiligen Geistes zu sehen. Warum soll die Erde nicht noch Milliarden von Kilometern vielleicht schienenloser Eisenbahnen erhalten, wenn ihr dies zum Segen gereicht, — oder das Luftschiff sicherer lenkbar gemacht werde als die Gedanken der Menschen es sind? Möge die Wissenschaft doch nur alle Sternenbahnen wandeln und mit allen Lichtstrahlen ins Innere der Dinge eindringen oder die Mechanik der Seelenkräfte experimentell, aber auch exakt feststellen! Die Kunst soll nur Gottes Schöpfung wiederholen und dabei über den geheimnisvollen Widerspruch nachdenken, daß sie die Natur übertreffen könne und doch stets hinter derselben zurückbleiben müsse. Oder wenn, wie ein reinigendes Gewitter, der wirtschaftliche Krieg tobt oder über wogenden, ringenden Nebeln der Sonnenaufgang des sozialen Friedens leuchtet, oder das Chaos politischer und nationaler Interessen leidenschaftlich oder friedlich sich löst, — das Alles ist vom Standpunkt der Kirche aus nicht gleichgiltig, noch weniger hassenswert. Es sind für sie sogar wichtige Bedingungen, Begleiterscheinungen, Früchte oder Hindernisse ihrer Versorgung der Seelen mit den übernatürlichen Gütern. Wir vermengen hier nicht oder versöhnen nicht, was prinzipiell getrennt sein will und muß.

Gewiß ebensoweit, als die übernatürliche Ordnung in ihrer Vollendung über der natürlichen stehen muß, auf der sie doch ruht, ebenso hoch ragt über alle irdische Vollendung und Schönheit jene Idee und jene Tätigkeit empor, die die Seelen mit Gott verbindet. Hat aber diese Wahrheit den Heiland gehindert, als Jerusalem mit seiner Schönheit, seiner hellenistischen Kultur und seinem herandrängenden nationalen Unglück vor ihm lag, über das verlorene Volk und über die herrliche Stadt Tränen zu weinen, für sie zu arbeiten und zu sterben? — Oder war vielleicht, um die Geschichte der Sklaverei nicht ganz zu wiederholen, jene Ungerechtigkeit dem Arbeiterpapste Leo XIII. gleichgiltig, mit der in der aufgeklärtesten Zeit eine moderne Sklaverei eingerichtet werden sollte? Hat er nicht, unbeirrt um seine Freundschaft mit den Großen der Erde, gerecht und glänzend dargetan, daß die richtige Sorge um Leben und Leib nicht ohne — Seelsorge möglich ist?

Daß aber diese natürlichen und übernatürlichen Interessen untrennbar sind wie Voraussetzung und Vollendung, möchten wir auf den drei großen Kulturgebieten der Kunst, des sozialen Lebens und der Wissenschaft untersuchen.

Die Kunst ist für diese Wirkungen das empfindsamste Gebiet. Im selben motu proprio, in dem Pius X. die großartige Kunstform des altchristlichen Chorales preist und als die eigentliche kirchliche Gesangsform einschärft, hat er zugleich das große Wort, das er bald darauf auf alle Gebiete der Kunst ausdehnte, daß auch die moderne Kunst prinzipiell liturgisch zulässig sei, wenn sie sich nur den allgemeinen, von ihm klargestellten Normen füge. Und wenn das die Kunst nur tun wollte! Es wäre zu ihrem eigenen Segen. Weil nämlich bei der Kunst die Form entscheidet, muß man auf ihrem Gebiete am raschesten und anschaulichsten den Beweis finden, daß die Vollendung des Natürlichen durch die übernatürliche Ordnung erfolge.

So sind anerkanntermaßen die Aufgaben, welche die Religion der Kunst stellt, unter allen die monumentalsten. Die Formen, welche die Kirche von der Architektur und noch zarter und ausdrucksvoller von der figuralen Kunst verlangt, zwingen den Künstler zur tiefsten seelischen Erfassung des Problems und drängen zu völlig ausgereiften, zu den erhabensten, verständlichsten, volkstümlichsten und doch strahlendsten Formen, mit einem Wort zur höchsten Kunst. Nur auf dem Wege durch das Heiligtum wird auch die moderne Kunst ihre eigene Größe und Vollendung finden. Wir erleben gerade gegenwärtig die verschiedensten Proben für jene Behauptung, richtiger Erfahrung, die bei der Tempelkunst heidnischer Völker beginnt. Und zwar spreche ich hiebei nicht von einer äußeren materiellen Förderung der Kunst durch kirchliche Aufträge, sondern von der inneren und darum wahren Förderung. Gerade hierin hat aber die konsequenteste und lebensvollste aller christlichen Religionen, die katholische, an Einfluß und Erfolg die übrigen christlichen Denominationen unvergleichlich übertroffen. Das lehrt jede Kunstgeschichte.

Man kann ruhig den Grundsatz aufstellen: Je mehr das durch die Seelsorge vermittelte praktisch-katholische Leben blühte, desto mehr blühte auch die eigentliche hohe Kunst. Man denke sich doch, um den Beweis zu vollenden, welch ein intensives Kunstleben gerade in den größten Städten wieder beginnen würde, wenn, wie in alter Zeit, die Kirchenbaubewegung gleichen Schritt mit der Entwicklung unserer Städte halten würde. Ein Parlamentsbau und ein Rathaus ist zu wenig, und 10 und 20 Theater in den Stadtbezirken ersetzen nicht die Höhe und Fülle der Kunstanregung durch ebensoviel Kirchenbauten. Wie anders sieht das Stadtbild der alten Bezirke Wiens gegenüber dem der modernsten, überaus öden Vorstädte aus! Jener alte gesunde Reichtum an Kultbauten stand eben im normalen Verhältnis zum Bedürfnis der Kunst, die durch diese äußere und innerlichste Berührung mit dem Übernatürlichen ihre naturgemäße Blüte fand und finden wird.

Weniger nach außen hin ersichtlich, weil durch die tatsächlichen Verhältnisse verschleiert, gilt ein Gleiches vom sozialen Gebiete. Und doch lebt es in der Überzeugung aller, — man fürchtet förmlich, einen Gemeinplatz mit

der Behauptung zu bringen, — daß ein glückliches, ideales Zeitalter im selben Moment sich verwirkliche, sobald die Lehren des Christentums von der Gerechtigkeit, Liebe, Mäßigkeit und Autorität überall, d. h. bei den Besitzenden und Besitzlosen, beim Arbeitsgeber und Arbeitsnehmer befolgt werden. Aber in Wirklichkeit steht wie ein dräuender dunkler Berg, dessen Gipfel Wetterwolken drücken, das Massenelend vor uns; wie vor dem Ausbruch des Unwetters die Berge näher geschoben erscheinen, droht jenes heranrückende Unheil täglich, uns zu verschlingen. Aber bei jenem Naturphänomen fehlt es nur am rechten Licht, am natürlichen klaren Sonnenschein. Gilt das auch vom sozialen Gebiete? Mangelt auch hier nur die rechte Vermittlung des Lichtes?

Sprechen wir ohne Bild.

In einem sozialdemokratischen Viertel von Wien, dort wo vor kurzem eine der größten Pfarren der Welt war und sich jetzt eine neue große Kirche erhebt, entspann sich folgendes Gespräch: „Hochwürden, wie tun Sie sich hier bei den Sozialdemokraten? Wohl etwas schwer?" Antwort: „O, nein! Das sind gute Menschen, die nur niemals mit einem Geistlichen verkehrt haben; wenn sie nun sehen, daß wir es ehrlich meinen und daß es nicht so ist, wie ihre Führer sagen, bekommen sie Vertrauen. Wir kommen sehr gut mit ihnen aus." Und ich überzeugte mich bald aufs schlagendste von der Richtigkeit dieser Worte: Am ersten Karfreitag nach der Einweihung jener Kirche war es unmöglich, durch die Menschenmenge, welche abends bei der Kreuzwegandacht die Kirche füllte, hindurch zu kommen. Im Arbeiterviertel! Ich mußte wieder zurück und um die Kirche herum in die Sakristei gehen.

In einem anderen der verlassensten Wiener Bezirke hat man die Beobachtung gemacht, daß nach der Eröffnung der neuen Kirche verbissene Sozialisten, die dort gewohnt hatten, ihre Wohnung wechselten, da sie den Einfluß der Seelsorge auf ihre Familie — fürchteten.

So wenig dieser Effekt wünschenswert erscheint, ist er bezeichnend genug. Kann es anders sein, als daß man jenen Führern nachgeht und von ihnen beinflußt wird, die den persönlichen K o n t a k t suchen? Und gerade wenn sich der Seelsorger bei diesen Verlassenen n i c h t z e i g t, lernen sie, im trüben Licht ihrer Presse seine Gestalt hassen. Wenn aber auch hier die Perle des Evangeliums zu finden ist, allerdings nur von dem, der sie sucht, wenn auch hier das Sonnenlicht leuchtet und wärmt, ja wenn vielleicht grade der Lichthunger der Enterbten diese zu Maßlosigkeiten gestachelt hat, ein Licht- und Lufthunger der Seelen, der heute ebenso groß ist, wie zu den Zeiten der römischen Weltbeherrscher, als die Apostel und ihre Schüler den Armen das Evangelium verkündeten, — warum sind wir von jenem idealen christlichen Gemeindeleben so weit entfernt, welches so unwiderstehlich anziehend ist, daß es sogar die Sozialisten und Kommunisten für sich reklamieren? Wenn sie es mißverstehen konnten, müssen sie es auch verstehen können, da der Irrtum hier scharf umschrieben ist und da die Lehre Christi, die das Eigentum schützt, durchaus keine Stütze des Mammonismus ist.

Es muß irgendwo ein Schädling sich verbergen, der die Wurzel der pastoralen Tätigkeit selbst der eifrigsten Priester annagt oder vielleicht sogar es hindert, daß sich überhaupt Wurzeln bilden und einsenken können.

Und dabei war und ist das Christentum weder zur Zeit der Imperatoren noch später eine Religion der Sklaven. Die Monumente und die Schriftsteller bezeugen, daß es schon bei seinem ersten Auftreten bis in den Kaiserpalast und in die römische Aristokratie eindrang und dort wie bei den Armen und Bedrückten mächtig wirkte. Das praktische Christentum, also das Ziel aller Seelsorge hat den Eigentumsbegriff nicht angetastet und gerade deshalb den sozialen Ausgleich in Jerusalem und Rom in den christlichen Gemeinden gebracht. Und zwar trat es nicht nur im ersten, sondern ebenso in den folgenden Jahrhunderten geradezu als Städtereligion auf. Warum findet es nun in unseren Großstädten so wenig seine Heimat, daß es zum modernen „Paganismus" zu werden droht und man sich wenigstens in vielen Ländern des Kontinents ohneweiters gewöhnt hat, von dem gläubigen Landvolk im Gegensatz zum aufgeklärten Städter zu sprechen? Und doch hat dieses uralte Christentum allein das Zusammenleben der Vielen in idealer Vollendung einstens ermöglicht.

Allerdings war das keine mechanische, äußerliche Vollendung. So wie das Öl die Mechanik der Maschine nicht erhöht oder verbessert, sondern nur ihre Bewegung erleichtert, ebenso wirkt das Christentum im sozialen Organismus; aber noch weit innerlicher, und zwar nicht nur auf die Massen, sondern vor allem individuell muß die Salbung dieses Öles angreifen. Mit anderen Worten: das soziale Wirken des Christentums ist von der richtigen und intensiven pastoralen Tätigkeit wie der Erfolg von der Vorbedingung abhängig.

Und so kommen wir wieder auf das Axiom zurück, daß die besten Christen, in denen nämlich jenes heilige Öl innerlich — nicht bloß äußerlich — wirkt, die besten Menschen wären. Soweit es auf die Charakterbildung, den Gerechtigkeitssinn, die Verträglichkeit und Gewissenhaftigkeit, kurz auf solche Eigenschaften ankommt, die wir in eigener Gewalt haben, müßten wir die besten Herren und die besten Arbeiter, die besten Regenten und die besten Soldaten und die besten Beamten sein oder werden. Und da alle Konflikte auf menschliche Leidenschaften zurückgehen, ergibt sich der weitere Schluß ohne utopische Perspektiven von selbst. Andererseit hat, um e contrario die Frage zu beleuchten, selbst die puritanische Sonntagsruhe den wirtschaftlichen Aufschwung Englands und Londons, der größten aller Weltstädte, nicht gehindert. Schadet es den dortigen Universitätsstädten und ihren Studien, daß der Rektor das Recht hat, über liederliche Frauenspersonen die Stadtverweisung auszusprechen, oder daß die Studenten, die „freien Musensöhne", unter vielleicht mechanischer Kontrolle ihre religiösen Pflichten zu erfüllen angehalten werden? Und als vor kurzem ein berühmter Lehrer der Medizin einen tragischen Tod gefunden und der Verdacht des Selbstmordes auftauchte, hat nicht sein wissenschaftlicher Mitarbeiter vielleicht unfreiwillig unser Thema bestätigt mit den entscheidenden Worten, daß jener „einen Selbstmord verübte, sei wegen seiner religiösen Gesinnung völlig ausgeschlossen"?

Die Tüchtigkeit sachlicher Forschung kann allerdings naturgemäß nicht vom übernatürlichen Gnadenleben oder von der religiösen Überzeugung, soweit mehr als Pflichteifer dazu nötig ist, abhängen. Noch weniger als man sagen

kann, daß der frömmere Künstler auch der genialere ist, kann man den Astronomen oder Historiker nach der Erfüllung seiner Christenpflicht wissenschaftlich beurteilen. Ohneweiters ist zuzugeben, daß der Einfluß, den die Religion auf die Kunst nimmt, sich viel rascher selbstveranschaulicht als jener auf die Wissenschaft, denn bei der Forschung handelt es sich um den Wissensinhalt und im Zeitalter der Spezialforschung häufig um einen, der mit der Religion nichts Gemeinsames hat. Dieser positiven Erforschungsarbeit gegenüber wäre das vielzitierte Wort Friedrichs von Schlegel:

Wissen ist des Glaubens Stern,
Andacht alles Wissens Kern,

in seinem zweiten Satz ebenso wissenschaftlich unhaltbar, als der erste Satz an sich schon dogmatisch schief steht. Wo aber zwischen Glauben und Wissen eine inhaltliche Berührung stattfindet, kann kein wahrer Widerspruch, wohl aber muß eine innere, wechselseitige Förderung bestehen, wie jeder wirklich Voraussetzungslose leicht erfahren kann, sobald er beide Gebiete mit Einsicht, nicht dilettantisch studiert. Und dort, wo die naheste innere Berührung erfolgt wie zwischen Metaphysik und Religion, zwischen Pädagogik und Katechese, verhalten sie sich wie Wegweiser und Weg. Naturgemäß bleibt der Wegweiser auf seinem Platz, — Christus aber ist der Weg, weil er die Wahrheit, das Leben ist.

Wir haben hier gar nicht nach der äußeren Förderung des Wissens zu fragen. Dafür könnte man wohl mit der kirchlichen Gründung der Universitäten allein, dem Wirken alter und neuer Klöster, dem Aufblühen der theologischen Wissenschaften und mit dem Namen älterer und neuerer gläubiger Gelehrter allbekannte Hinweise wiederholen. Lassen wir die praktischen Amerikaner eine Darstellung katholischer Kulturarbeit in ihrer 15bändigen catholic encyclopedia verwirklichen. Unsere Frage geht vielmehr dahin, ob der pastorale Standpunkt auch der modernen geistigen Elite gegenüber eine Rolle zu spielen berufen ist.

Gewiß besteht kein subjektives seelsorgliches Bedürfnis bei allen jenen, die den Glauben an die Übernatur verloren haben. Damit ist aber letzterer nicht als überflüssig erwiesen. Beschränken wir uns wegen der Fülle des Materiales darauf, unsere Frage durch zwei andere Fragen zu beantworten, zunächst, ob auch der Gelehrte, der Erfinder, der Schriftsteller, der Geniale den Kampf des Lebens, das Unzulängliche und Unbegreifliche desselben fühle. Gewiß ja, und gerade der Geniale leidet nicht nur persönlich, sondern tiefer als der Durchschnittsmensch, denn er fühlt das Leid der Menschheit mit. Kann er aber, abgesehen von positiven Gründen, keinen wissenschaftlich zwingenden Grund aufweisen, Kraft und Trost der Religion abzulehnen, und sind Hochgeistigkeit und Schöngeistigkeit keine Panacee, — was soll in der äußersten Krisis, wo auch der geistige Heros gegenüber der Logik des Revolvers keine Antwort mehr findet, ihm Halt bieten können? Und wenn der genialste Mann Hand an sich legte, würde dadurch der Schaden der Wissenschaft nur empfindlicher, das Maß seiner Verantwortlichkeit und damit das des Frevels vielleicht größer, aber sicher der Beweis bis zur Evidenz gesteigert, daß die Philosophie des Lebens in der Theologie des Schmerzes besteht.

Eine kräftigere Apologie der Seelsorge und speziell der katholischen kann es nicht geben als den ziffernmäßigen Beweis, daß dort, wo die ungehinderte katholische Seelsorge auf die Menschen einwirkt, der Selbstmord auf ein Minimum reduziert erscheint. Sogar die nationale Disposition zum Selbstmord wird dadurch überwunden.*)

Wer die Kirche nicht nur in ihrer historischen Bedeutung, sondern auch in ihrer aktuellen Befähigung kennt, wird ihr auch bei der Betreuung hochstehender Seelen den Wert des Kulturfaktors und in der Seelenkultur aller den höchsten, heiligsten und darum tiefeingreifendsten Einfluß nicht absprechen. Die Seelsorge hat niemals Polizeidienste zu supplieren, — dadurch würde sie sofort unwirksam, — aber gewiß ist sie ein höheres, innerlich wirksames Mittel zum Gemeinwohl und ihre überragenden und überdauernden Motive können durch keine anderen gleichwertig ersetzt werden.

Nur darf die Religion nicht ausschließlich als ein poetischer Kulturfaktor aufgefaßt oder empfunden werden. Ein weitverbreitetes, schier unausrottbares und ebenso schädigendes Mißverständnis hat bereits die öffentliche Wertschätzung der Religion und der sie vermittelnden Seelsorge sowie die subjektivste Auffassung des Einzelnen beeinflußt. Es ist Mode geworden, von den „religiösen Gefühlen", ihrer Schonung und ihrem Wert zu sprechen, wobei aber eigentlich die Religion als solche, ihr öffentlicher Schutz und ihre Schätzung gemeint sind. Vielleicht hat niemand bisher dieser Auffassung widersprochen, obwohl sie, allgemein rezipiert, ein Verhängnis bedeuten würde. Denn damit wäre die Religion in ihrem Wesen verkannt und zur Wirkungslosigkeit verurteilt. So gefühlvoll die Scheu vor den „religiösen Gefühlen" anmutet, erschiene damit die Kirche auf eine Wolke, nicht auf einen Fels gegründet. Nur psychologische Falschmünzer können diesen einseitigen Ausdruck geprägt und in Kurs gesetzt haben. Denn Religion ist mit allem Nachdruck und fundamental auch Verstandessache, männliche Überzeugung, Erfordernis und Inhalt des logischen, wissenschaftlichen Denkens; das Übernatürliche ist nicht identisch mit dem Unerkennbaren.**) Ebenso ist die Religion Willenssache, Läuterung und Zielbestimmung des Willens, untrennbar von Charakterbildung. Die göttlichen Gnaden sind keine Gefühle. Man lasse sich doch durch einzelne weichliche, pseudoaszetische Schriften und besonders französische Andachtsbildchen nicht irreführen, die mit religiösen Gefühlchen aus der seligen Schäferzeit arbeiten. Die süßlichen Produkte einer angeblich „kirchlichen" Fabrikskunst der letzten Zeit sind sogar der beste Beweis für die gleichzeitige falsche, schwächliche Auffassung der Aszese. Jene Gefühle aber, die in Wirklichkeit mit zum Wesen wahrer Religiosität gehören, ohne daß

---

*) Vgl. Rost, Der Selbstmord als sozialstatistische Erscheinung. Köln, 1895. H. A. Krose, Ursachen der Selbstmordhäufigkeit. Freiburg, 1906. Wir haben zu diesen genauen und objektiven Studien nur das hinzuzufügen, daß dort, wo sie übereinstimmend den Zusammenhang zwischen Selbstmordhäufigkeit und Religionsbekenntnis darlegen, statt „Konfession" richtiger und deutlicher „Seelsorge" gesagt werden sollte.

**) Vgl. Vandervelde-Pernerdorfer, Alkohol, Religion, Kunst. S. 125—131.



letztere sich in ihnen erschöpft, haben nichts Sentimentales. An diesem Reichtum der Seele ist nichts Phantastisches und nichts Fanatisches, ihre Stimmung ist harmonisch. Harmonisch aber muß jenes Gefühl sein, weil es „aus allen Deinen Kräften“ hervorgeht, also auch aus dem Verstand und dem Willen, von denen es daher nicht getrennt werden darf.

Das Christentum ist nicht Weichlichkeit, sondern die Weihe des Menschentums. Eine der glänzendsten modernen Apologien führt in mehreren Bänden den einen Grundgedanken durch: „Zuerst Mensch, — dann Christ — und so ein ganzer Mensch.“

Die kirchliche Seelsorge zielt also — um zusammenzufassen — auf diese übernatürlichen und die untrennbar damit verbundenen natürlichen Wirkungen der Gnade ab.

Mit Recht hat das modernste, entchristlichte Frankreich die Statue des heiligen Vinzenz von Paul, des größten Seelsorgers, den Paris je hatte, des einzigen, der die Revolution hätte aufhalten können, vielleicht wider Willen im Pantheon belassen. Der wahre, selbstlose Seelsorger gehört zu den Großen seiner Nation, deren größter Wohltäter er ist, weil er die Vorbedingung aller Wohltaten, die Gottes- und Nächstenliebe, lehrt und übt, weil er die Heiligkeit nicht nur der Seele, sondern auch des Leibes predigt. Niemand erkennt und betont so scharf den Wert der einzelnen unsterblichen Seele als eben der Seelsorger. Er vollbringt das eucharistische Opfer und darum kann er den täglich nötigen Opfergeist nähren und ihn darum mit Erfolg lehren. Und ohne diese Schätzung des Einzelnen und ohne Hingabe für die Gesamtheit, d. h. ohne Opfer, geschieht nichts Großes auf Erden. Der Rausch des Ideales verraucht, das tägliche Ideal, das Ideal im Straßenstaub des Lebens muß geübt werden.

Darum ist das Instaurare omnia, das Pius X. als seine Devise verkündete, ein Programm des Göttlichen und ein Programm der Menschheit. Die über die bloße Natursphäre hinausreichende Bedeutung des Menschen verkündet und veranschaulicht das Papsttum wie keine andere Institution auf Erden schon durch seine Existenz.

Aber die Päpste haben auch in ihrer Art aktive Seelsorge geübt und gerade die Großstädte sind von dieser großzügigsten Seelsorge mehr, als man glauben möchte, berührt worden. Sehen wir uns nur jene Dezennien des 19. Jahrhunderts an, während welcher sich die rapide Entwicklung der Großstädte vollzog. Es sind die Pontifikat Pius IX. und Leo XIII. Fast scheint es, daß man in den größten Städten gegenwärtig, ohne es beabsichtigt zu haben, mehr vom Papst hört und weiß als vom eigenen Pfarrer, den Hunderte und Hunderttausende dort nicht kennen und der auch seinerseits seine Schäflein nicht mehr kennen kann. Gerade an den Residenzen des Journalismus erfährt man rasch das Wichtigste der päpstlichen Aktionen und Rundschreiben. Zeigt sich nicht gegenwärtig das seelsorgliche Eingreifen des Papstes in Frankreich, d. h. in Paris, das international ausgreift, wie die Auseinandersetzungen von Combes sogar in der — Wiener Presse bezeugen? Ein Novum in der Kirchengeschichte.

Aber mit den Namen der letzten Päpste haben wir nicht einen zufälligen kirchlichen Zeitenhintergrund für unsere Frage, sondern wir stehen damit auch vor dem Wirken der ersten und obersten Seelsorger.

Am Wesen der Kirche ändern auch die größten Päpste nichts, wie es ebensowenig anginge, ein Pontifikat gegen das andere auszuspielen. Aber die Lebensäußerungen der Kirche können verschiedene sein und müssen schon wegen der autoritativen und feinfühligen Verfassung das Gepräge der einflußvollsten Persönlichkeit annehmen. Und welcher Persönlichkeiten! Im großen Sturmjahr der jugendliche, tatkräftige Pius und bald darauf der Beginn seines Kampfes mit dem Liberalismus. Und als der Denkfehler des Liberalismus sich dem scheinbar entgegengesetzten Sozialismus vererbte, ragte in die Abendröte des Jahrhunderts die beherrschende und richtende Prophetengestalt Leos empor.

Soweit es gegenwärtig möglich ist, diese bedeutsamen Pontifikate zu charakterisieren, scheint sich wie von selbst die Tätigkeit Pius IX. im Lichte der beiden Dogmatisierungen zu entschleiern, die am Anfang und auf der Höhe seines Pontifikates stehen: Immaculata Conceptio und die Irrtumslosigkeit des Papstes in Glaubens- und Sittenlehren. Beide Dogmen, die Vielen unerhört klangen, sind für jeden Wissenden nur exakte, logische Folgerungen des Glaubens, dessen Gefüge sie nach oben und nach innen fein und unbeugsam scharf und fest ausbauen.

Da aber Viele gerade in diesen beiden Dogmen empfindliche Hindernisse der Seelsorge für unsere Zeit sehen wollten, sei ihr innerer Zusammenhang kurz erörtert. Das eine derselben spricht die erste Voraussetzung der Erlösung aus, das andere deren letzte Konsequenz. Ein idealer, kristallener Festigungsprozeß, der dem Auflösungsstreben des Liberalismus vorauseilte und entgegenarbeitete. Damit hat sich ein starker Ring von innerer Kraft und Autorität geschlossen und mit der marianischen Idee eine zarte Weihe empfangen. Mögen Leute, welche Kristallisierung und Verknöcherung verwechseln, der Meinung sein, daß ein Erstarrungsprozeß sich vollendet habe, so muß es selbst dem Rationalisten klar sein, daß durch diese formelle innere Festigung und Vereinheitlichung, wenn sie auch tatsächlich vorher bestand, die Kirche anschaulichst als ein uneinnehmbares Reich dastehe. Vom seelsorglichen Standpunkt aus verdient es aber womöglich noch mehr Beachtung, daß in keinem Dogma bisher die Stellung des Papstes als des obersten Hirten und Lehrers, also als Seelsorger, so energisch wie bei der Begründung und Definierung der Unfehlbarkeit ausgesprochen wurde.

Aber der indirekte Zusammenhang mit der Seelsorge ist ebenfalls unverkennbar.

Inhaltlich betonen beide Dogmen die Makellosigkeit. Eines hebt die Natur der Gottesmutter über die Sünde empor und zeigt so Ausgangspunkt, Mittel und Zweck aller Pastoration in idealster Steigerung. Das andere erhebt die Lehrtätigkeit des obersten Hirten über die Gefahr des Irrtums und sichert so nicht nur dem absterbenden Gallikanismus, sondern jedem kirchlichen Separatismus gegenüber die Grundlage einheitlich geordneter Seelenführung über die ganze Welt hin. Und weil beide Dogmen an die übrigen innig anschließen, heißt eines von ihnen herausnehmen so viel als das ganze Gefüge des religiösen Lehrgebäudes zerstören. In dieser scharfen Prägung und Gliederung uralter Glaubenssätze scheint aber auch ein moralisches Spiegelbild des exakten, mechanischen Fortschrittes, wie er den gleichzeitigen

Verlauf des Jahrhunderts auszeichnet, gegeben, aber eines Fortschrittes an innerer Festigkeit und Klarheit, an zartestem und genauestem Ineinandergreifen der Kräfte, Lehrsätze und praktischen Lebensnormen. Niemand sollte das früher erkennen als jene, die in der Kirche nur ein historisches Gebilde, in ihrer Tätigkeit nur ein Mechanisieren der „religiösen Gefühle“ sehen wollen.

Allein die Kirche ist keine Maschine. Ebensowenig als es eine mechanische Umschaltung war, daß derselbe Papst, der durch ein Unrecht, das immer Unrecht bleiben wird, die weltliche Machtstellung verlor, gleichzeitig die denkbar festeste Kodifizierung seiner höchsten Souveränität durch die klare Ausprägung des Primates erlangte. Und damit ist nicht nur ein sogenannter papa politico, sondern jeder Papst, das Papsttum als solches, ein Machtfaktor im höchsten Sinn, nicht international, sondern übernational geworden.

Die Glorie dieser objektiven Macht über die Seelen ist eine Folge des inneren klaren, vom heiligen Geist belebten Gefüges und als solche trat sie unter Leo XIII. noch deutlicher hinaus ans Licht der Welt. Die Zeiten Innocenz III. schienen in sublimerer Form wiedergekommen.

Während auf dem Gebiete der Naturerforschung die Wunder des Lichtes und seiner Strahlen durch neue Entdeckungen vermehrt wurden und die Menschen daran gingen, sich ohne die alten verrosteten Eisendrähte zu verständigen, fand sich plötzlich die Welt, auch die ungläubige, zu ihrer eigenen Verwunderung im Banne einer weitausblickenden, religiösen und doch diplomatisierenden, politisch überaus feinfühligen, weil intellektuellen Macht, deren Lichtstrahlen alles durchdrangen. Diese überlegenen großen Aktionen Leos waren nicht direkte Seelsorge, aber es war eine Sorge um die Geistesbewegung der Gegenwart, als dieser Papst das philosophische Genie eines Thomas von Aquin pries. Ebensoweit war es von direkter Seelsorge entfernt, als derselbe Papst das vatikanische Archiv erschloß und die Akten der Vergangenheit zum Zentrum der modernen Geschichtsforschung machte, denn wer Licht verbreitet, hat das Licht nicht zu scheuen. Damit bereitete Leo eine wissenschaftlich neu begründete Zukunftstellung der Kirche vor, ebenso weittragend, wie die erste Weltausstellung für kirchliche Kunst im Vatikan ein vorher nie geschautes und bei keinem anderen Souverän auch nur mögliches Bild der Huldigung einer ganzen Kulturwelt aufrollte, selbst jener Gebiete, die sich erst der Kultur erschließen. Derselbe, der als Papst niemals außer den vatikanischen Mauern seine segnende Hand erhoben, wurde von mehr Menschen aufgesucht als jemals einer seiner Vorgänger, ja der Gewaltigste seiner Zeitgenossen, der Kanzler aus Eisen, kapitulierte vor ihm. Liegt in all dem pastorale Arbeit? Wenn auch nur vorbereitend und oft auf weiten Umwegen, so doch überragend wie ein Pyramidenbau über dem Hirtenzelt, das in seinem Schatten steht. Pius hat mehr auf die Gläubigen gewirkt, Leo auch auf die Ungläubigen. Und als der Telegraph die einzelnen Phasen des Patriarchentodes, den Leo starb, der Welt zutrug, nahmen alle Kulturmenschen, Gläubige und Gleichgiltige, Philosophen und Arbeiter, Landleute und zeitungsgierige Städter in Spannung Anteil. Vor der Bahre Leos hat die Welt sich gewundert, wie sehr sie katholisch sei, wenngleich das große Licht nur die Augen traf und nicht überall bis ins Herz eindrang. Pius hatte unter

Sturm und Widerspruch den modernen Menschen, also auch den „Gottsuchern“ deutlich gemacht, „wo Gott sei“; Leo hat gezeigt, daß das unnahbare Licht dieses Gottes auf alle Höhen und in alle Tiefen der Menschheit seine Strahlen sende.

Ein solches Licht kann nicht erlöschen, es mußte sich in ein brennendes Feuer umsetzen, subjektives Licht werden und alle zu ergreifen suchen. Licht vom Himmel wäre zu wenig, wenn es nicht auch ein Licht von der Erde aus wäre, das bis zum Himmel emporbrennnt. Darin besteht die seelsorgliche Aufgabe der Kirche, in jede einzelne Seele dies Feuer zu verbreiten, das zu bringen Christus selbst gekommmen war. Diesem Licht dient aller Glanz und alle Macht der Kirche, ihre Rechtsformen, ihre Politik und Diplomatie, ihre Würde und ihre Arbeit, ihre Ausbreitung und selbst ihre Verfolgung.

Und in diesem Lichte ist auch das Programmwort zu verstehen, das der Nachfolger jener beiden großen Päpste, Pius X., in seinem ersten Hirtenschreiben vom 4. Oktober 1903 an die gespannt wartende katholische Welt gerichtet: Instaurare omnia in Christo!

Nicht mehr und nicht weniger als ein Apostel-Zitat. — Und ausdrücklich erklärt der Papst gleichzeitig, daß er „nichts anderes sein will als ein Diener Gottes“. In einem Rundschreiben vom 11. Juni 1905 betont er neuerdings, daß das immer die Devise der Kirche gewesen, was er besonders in unseren bedrängten Tagen zu seiner eigenen gemacht. „Alles erneuern, nicht irgendwie, sondern in Christus; alles, was himmlisch und irdisch ist, also was zur göttlichen Mission der Kirche gehört, die Führung der Seelen zu Gott, aber auch, was von selbst aus jener göttlichen Sendung folgt: die ganze christliche Zivilisation in der Gesamtheit aller und eines jeden einzelnen ihrer Elemente. Daher müssen alle schweren Unordnungen, welche das Antichristentum verursacht, zurückgewiesen und bekämpft werden. Jesus Christus ist wieder in die Familie, in die Schule, in die Gesellschaft zurückzuführen; das Prinzip der menschlichen Autorität muß wieder als das Abbild der göttlichen anerkannt und eingesetzt werden, kräftig und herzlich müssen die Interessen des Volkes, insbesondere der Arbeiter und Ackerbauer, gewahrt werden, indem man nicht nur in ihre Herzen die Religion einpflanzt, den einzigen Quell des Trostes in den Bedrängnissen des Lebens, sondern indem man ihre Tränen trocknet, ihr Elend versüßt, ihre wirtschaftliche Lage mit guter Versorgung bessert. Deshalb muß man sich Mühe geben, daß nur gerechte Gesetze geschaffen und ungerechte beseitigt werden; man verteidige schließlich und stütze in allem mit wahrhaft katholischem Herzen die Rechte Gottes und die nicht minder heiligen der Kirche“. So spricht mit einem wahren Erlöserherzen der Papst, der die Kirche „ispiratrice e fautrice primissima di civiltà“ nennt. Das ist das Programm instaurare omnia. Seitdem sind jene einfachen, sozusagen selbstverständlichen Worte, die manchem wie eine Enttäuschung klangen, viel zitiert und kommentiert worden.

Neuestens hat sich ein eigenes Buch damit beschäftigt, aus der bisherigen Tätigkeit des Pfarrers von Salzano, des späteren Bischofs von

Mantua und Patriarchen von Venedig festzustellen, wie Pius X. diese Worte aufgefaßt wissen wolle.*)

So dankenswert und interessant jene Ausführungen sind, war es doch schon den Römern am Tage der Wahl klar, daß nun ein „papa pastorale" käme. Bald gewahrte man die unbeugsame Willenskraft und den praktischen Blick des Predigers im Vatikan und jenes instaurare bekam eine Kraft und Bedeutung, so groß, wie sie von dem, der es zum erstenmal niederschrieb, intendiert worden war. Wieder war es das Wort eines Weltapostels geworden. Nichts berührt sich auch innerlicher und naturgemäßer als ein altchristliches Motto mit der modernen Zeit.

So einfach und scheinbar wenig modern die Worte aus dem Epheserbriefe klingen, liegt doch darin ein autoritatives Betonen der allgemeinen Seelenerneuerung, der Verinnerlichung, richtiger Subjektivierung des Christentums, wie sie vorher in unserer Zeit nie so klar, direkt und entschieden ausgesprochen wurde. Gewiß ist damit auch eine Art providentielle Weiterführung oder Ergänzung der beiden vorhergegangenen Pontifikate gegeben. Die Gedankenlosen und Formalisten aber sagen, auf den politischen und diplomatischen Papst sei nun ein religiöser gefolgt.

Richtig ist es zu sagen, daß derjenige, der „Alles in Christo erneuern" will, von den Errungenschaften Leos und Pius' nichts preisgibt, wenn er zum Kollektiverfolg den Individualerfolg hinzufügt und wenn er die objektive Glaubensklarheit und das Reich der Gnade nunmehr subjektivieren und verlebendigen will. Nicht das betonen wir, daß er aus dem Volke hervorgegangen und, wie durch Jahrhunderte keiner seiner Vorgänger, in der seelsorglichen Praxis und in der praktischen Charitas herangewachsen, zur Würde des Ersten unter allen Menschen emporgestiegen ist, sondern daß er Gottes Diener nur dann sein zu können glaubet, wenn er Allen in ihrer Gesamtheit und jedem Einzelnen in lebendiger Gnadenberührung dient. Darum wird von der Regierung Pius X. an der seelsorglichen Arbeit eine erneute Aufmerksamkeit gewidmet werden. Der päpstliche Titel Servus Servorum Dei ist nicht nur kirchengeschichtlich denkwürdig und will nicht nur heute wie ehedem die getrennten Brüder einigen, sondern er entspricht geradezu dem Wesen der Kirche, die nicht Gottes Kirche wäre — denn Gott bedarf an sich keiner Kirche —, wenn sie nicht auch den Menschen diente. Und das tut sie durch die Seelsorge. Das ist ihr einziges, ältestes und modernstes Mittel. Das verkündet Pius X. urbi et orbi.

Die Kirche hat auch den Großstädten gegenüber kein anderes Programm als das instaurare omnia in Christo.

Die moderne Zeit liebt das zweckoffenbarende, einfache, weil verinnerlichte Wesen und seinen ungesuchten, echten Ausdruck. Auch darum ist jenes Papstwort modern. Ein so überaus modernes Wort, weil es den Zweck alles Sacerdotiums ohne Umschweife und erschöpfend zusammenfaßt. — Seine apostolische Einfachheit wirkt ergreifend, weil es an Alle gerichtet, keinen anderen Effekt sucht, als eben Allen in tiefster Seele zu nützen. Niemals wurde so viel von der Seele gesprochen wie heute. Und in letzter Zeit

*) Alex. Hoch, Papst Pius X. Ein Bild kirchlicher Reformtätigkeit. Leipzig, 1907

hörten wir eine erschütternde Klage über die „fortschreitende seelische Verarmung der modernen Menschheit“ führen. Während wir durch Entdeckungen und Erfindungen die Natur beherrschen, haben wir unsere Seele verloren, ihren natürlichen und übernatürlichen Reichtum bis zur Verständnislosigkeit eingebüßt. Diese höchsten Schätze will Pius der Welt wiedergeben.

Sein Wort reduziert aber auch zugleich die modernen Reformirrtümer auf ihren Wahrheitsgehalt, den sie haben oder haben sollten. Was will die ganze Skala von Frenssen bis Fogazzaro, vom dogmenlosesten Christus bis zum ersten Anklingen des Laienprimates, von „der stillen Sehnsucht nach Einheit“, die neuestens der Protestant Frühauf bekennt, und dem aus der orthodoxen Kirche ausgestoßenen Tolstoi, dessen „Göttliches“ und „Menschliches“ kaum mehr einen Wesensunterschied zeigt? — Von allen geht ein Schrei nach Verlebendigung und Verinnerlichung des Christentums, also nach Seelsorge, aus, den man der modernen Zeit nicht zutrauen würde, wenn er nicht ebenso mißverstanden als echt wäre. Eine Sorge um die Seelen geht durch die Welt. Jener Seelsorger aber, der in der ältesten Großstadt als parochus mundi wirkt, der von Christus über die *eine* Herde als der *eine* Hirt gesetzt ist, empfindet sie mit, spricht sie einfach, wahr, erschöpfend und kraftvoll aus und beweist dadurch siegreich seine Sendung urbi et orbi.

Der Begriff des orbis ist unveränderlich, es ändert sich nur die Ausbreitung der Kirche, die vor keiner Landesgrenze mehr zurückweicht. Aber der Singular urbi, der nicht nur wegen des Wortspieles betont wird, bedarf vielleicht einer Bemerkung. Die Stadt Rom ist im katholischen Sinn die Hauptstadt der Welt, aber Weltstadt ist sie nicht mehr allein. Die Formel stammt aus jener Zeit, wo die Kulturwelt nur *ein Zentrum* hatte, — jetzt hat sie deren viele. Ebensoviele als es Großstädte gibt, deren geistige und materielle Interessen sich über die ganze Welt hinspannen. Sie haben das Recht, Beachtung zu fordern. Darum muß Petrus in jede dieser Städte kommen, soll das urbi et orbi eine wahre Segensformel sein. Darum wäre es unmodern, an der großstädtischen Seelsorge zu verzweifeln, — im Gegenteil, sie wird erst beginnen. Suchen wir zunächst ein Bild der Seelsorge, wie sie in diesen Intelligenz- und Kulturzentren tatsächlich geübt wird, in ebensovielen Momentphotographien festzuhalten und sie dann abschließend mit dem Idealbild großstädtischer Seelsorge zu vergleichen.





Farbenharmonie.

Von Adolf Mayer.

„Die Ästhetik sucht das Wesen des künstlerisch Schönen in seiner unbewußten Vernunftmäßigkeit."
Helmholtz.

Über die Ursache der Harmonie der Töne sind durch Hermann Helmholtz und andere grundlegende Forschungen angestellt worden. Es sind die Klänge mit gemeinschaftlichen Obertönen, die unserem Ohre den Eindruck des Harmonischen gewähren, und um gleiche Obertöne zu geben und keine Schwebungen zu verursachen, die das Ohr beleidigen, müssen die Grundtöne hinsichtlich ihrer Schwingungszahlen in einfachen mathematischen Verhältnissen stehen. Die Oktave steht bekanntlich zum Grundtone in dem Verhältnis, daß ihre Schwingungszahl die doppelte ist; die Quinte hat anderthalbmal so viel Schwingungen wie der Grundton u. s. w.

Dergleichen einfache Beziehungen lassen uns bei den Farben zunächst im Stiche. Allererst umschließt die Skala des sichtbaren Lichts — die meisten physikalisch analogen Strahlen machen ja bekanntlich keinen Eindruck auf das Auge — nur eben eine Oktave. Schon dadurch ist die Gelegenheit zu einer harmonischen Übereinstimmung auf Grund eines einfachen mathematischen Gesetzes äußerst beschränkt. Von einer völligen Analogie kann schon deshalb nicht die Rede sein, obschon es auch hier auffällig ist, daß gerade mit der Vollendung der Oktave der Farbeneindruck der höheren Oktave, des Violett, sich dem der niedern, des Feuerrot, schon merklich nähert und nur noch die Farbennuance des Purpur zwischen sich läßt. Sodann reduziert sich das ganze Sehen der Farbe auf nur drei diskrete Wahrnehmungsarten, — wie Thomas Young, ein seiner Zeit weit vorausgeeilter Denker, der auch den Schlüssel zur Entzifferung der Hieroglyphen fand, schon vor hundert Jahren entdeckte, — auf die Wahrnehmung des Roten, Grünen, Violetten, aus denen sich die ganze bunte Farbenwelt zusammensetzt. Auch ist diese von der Fachwissenschaft adoptierte Annahme nicht öde Theorie, nicht bloß das Resultat vorgenommener Analyse, sondern es ist durch die praktische Erfahrung vollständig erhärtet, daß man durch die richtige Zusammenmischung von drei Grundfarben alle wie auch immer gefärbten Bilder erzeugen kann. Man denke nur an die Photographien der Ölgemälde alter Meister nach dem Dreiplattensystem. Endlich ist das Auge gar nicht imstande, wie das Ohr mit den zusammengesetzten Klängen tut, eine Mischfarbe in seine einzelnen Bestandteile aufzulösen. An eine ganz einfache Analogie zwischen der Ursache des harmonischen Gefühls in der Farben- und in der Tonwelt kann also schon nicht mehr gedacht werden; denn in der letzteren wird, im Gegensatze zu der Zurückführung des Farbigen auf drei Elemente, die Wahrnehmung durch eine wahre, ausgedehnte Nervenklaviatur vermittelt, in welcher für die

besondere Perzeption der Töne vieler Oktaven reichlich Gelegenheit gegeben ist.

Der physiologische Apparat des Ohres ist also, was die Höhe des Tones angeht, sehr viel vollkommener konstruiert als der des Auges in der analogen Richtung. Der Sehapparat zeichnet sich aber wieder durch ganz andere Vorteile aus, vor allem durch die Möglichkeit, aus dem erhaltenen Bilde die Abstände der leuchtenden Körper schätzen zu können, und durch die Projektion eines Bildes, das der wirklichen Außenwelt jedenfalls ähnlich ist; denn wir sind fortwährend der Gefahr ausgesetzt, das eine mit dem andern zu verwechseln.

Für das Ohr ist die Tonhöhe beinahe alles. Für das Auge ist die Farbe nur eine orientierende Zutat. Auf einer einzigen Tonhöhe läßt sich nicht das einfachste Lied konstruieren. Das Minimum der Töne für die Erzeugung eines solchen ist drei, und das dreitönige Lied ist noch immer (zwar nicht ganz wörtlich, aber doch nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch) verzweifelt monoton. Dagegen geben uns ungefärbte Photographien, Stiche und Zeichnungen schon einen sehr vollkommenen Eindruck des zugrundeliegenden Kunstwerkes; und Mondscheinlandschaften ohne Farbe können reizvoll sein, wenn auch dieser Reiz rascher erschöpft ist als der einer farbigen Landschaft.

Der Vergleichspunkt muß also, wenn überhaupt, ganz wo anders gesucht werden; wie mir dünkt, zwar in derselben Richtung, nur etwas tiefer.

In derselben Richtung; denn auch ich will versuchen, in der Farbenwelt auf die Natur zurückzugehen, auf die Natur, die uns überhaupt das Maß aller Dinge ist, die auch die Ursache ist, daß eine mechanisch richtige Konstruktion als schön erscheint, weil sie den natürlichen, auf Festigkeit konstruierten Dingen aus der organischen Welt dadurch unwillkürlich ähnlich wird.

In derselben Richtung, nur tiefer; denn in der Welt der Töne ist das mathematische Gesetz das näherliegende, dieses aber seinerseits wieder erklärlich durch die von der Natur gegebenen Umstände.

Ehe wir aber näher auf das Natürliche in der Welt der Farben eingehen und das, was wir hier nur angedeutet, im einzelnen nachzuweisen versuchen, sei mir eine Bemerkung erlaubt, wodurch der soeben besprochene so sehr viel größere Reichtum der Welt des Klanges an Tönen verschiedener Höhe gegenüber der Armut der Farbenwelt in dieser Richtung biologisch erklärt werden kann. Es genügt für diesen Zweck sogar die Aufstellung einer einzigen Frage: Was bliebe von der Welt des Klanges denn übrig, wenn die ganze Natur auf einen Ton gestimmt wäre? Sie wäre vergleichbar der Sprache eines Taubstummen oder der Rhythmik des Telegraphengeräusches. Nur Tonstärke und unregelmäßige Aufeinanderfolge blieben zurück, während das optische Bild noch beinahe ungeschwächt in seiner Wirksamkeit ist, wenn auch die belebende Färbung wegfällt. Und doch war es seinerzeit, da dies alles im Werden begriffen war, biologisch die Aufgabe für den wehrlosen Menschen, in der Dunkelheit und aus dem Dickicht die Stimme des Wolfes zu unterscheiden von der des treuen Hundes, da in solcher Lage die Gefahr schon drohte oder die Rettung sich ankündigte, ehe der Urheber mit dem Auge gesehen werden konnte. *Klangfarbe* wird man vielleicht sagen, und

daß dieses Merkmal noch übrig bliebe zur Unterscheidung: aber damit würde man einen Irrtum begangen haben, da Klangfarbe — obschon das Wort nicht völlig analog gebildet ist und nicht sein kann, da eben die Analogie bei der Vergleichung des Reichs der Farben und Töne fortwährend im Stiche läßt — eben zum Teil auch auf der Höhe des Tones beruht, allerdings nicht auf der Höhe des Grundtones und des dadurch bestimmten Kollektivklanges, sondern der Nebentöne, die eben den Charakter eines Klanges ausmachen. Fällt also die verschiedene Tonhöhe weg, so schwindet auch notwendig die Klangfarbe und es bliebe nichts übrig als das Laut oder Leise, das Anschwellen und das Abschwellen und dann überhaupt der Rhythmus der Aufeinanderfolge, kurz die Akzentuierung.

Die Tonwelt würde sich dann, wie gesagt, beschränken auf eine farblose Sprache, wie die, welche der Morsesche Telegraph redet und die uns gar nichts sagen würde, wenn hier nicht schon aus dem bloßen Rhythmus die Elemente einer Kunstsprache zusammengestellt wären, die der Eingeweihte allerdings versteht, die aber ihres abstrakten Charakters wegen auch für ihn viel langsamer redet als die der Natur nachgebildete oder vielmehr noch ganz natürliche des Telephons, daher es denn nicht wunder nehmen kann, daß das letztere, wo es irgend verwendet werden konnte, bald die Herrschaft gewann.

Wie könnten aber auf diese farblose Weise die vielen Klänge in der organischen Natur, die instinktiv hervorgebracht und instinktiv verstanden werden, eine charakteristische, vor Mißverständnis schützende Bildung erlangen? Das Wutgebrüll des Raubtieres, das die Herdentiere erzittern macht, wie könnte es genugsam unterschieden werden von dem Freudengewieher des Hengstes, wenn er die Stute erblickt? Die Warnungsrufe der Alten, wie wären sie genügend zu unterscheiden von den Koselauten der Jungen und der Jüngsten? Das Ohr der Tiere mußte differenziert werden zu einer Empfindlichkeit*), die viele Oktaven von Tönen umfaßt, und diese Differenzierung hat bei dem Menschen wohl noch entschieden zugenommen, da der Mensch erst recht auf die Beherrschung verschiedener Tonhöhen angewiesen war. Die Klangfarbe ward benützt zur Wortbildung aus verschieden gefärbten Buchstaben; die Tonhöhe verwendet zur Gestaltung der befehlenden, bestätigenden, fragenden Form die Dissonanz und das chromatische Hinübergleiten, auch hier wieder anlehnend an die instinktive Natur zur Äußerung des Schmerzes und des Unwillens; und wenn in der späteren Kultur durch allerlei abstrakte Hilfsmittel auch ein Höhepunkt in diese Evolution gekommen ist und die Sprache der Hochgebildeten viele jener sinnlichen Hilfsmittel eher verschmäht als fördert, so hat doch eine besondere Kunst, die offenbar von der menschlichen Sprache abzweigt, sich gerade der Tonhöhe als Mittel zu ihrer Wirkung bemächtigt und benutzt wesentlich diese sowohl in der Melodie als im Akkorde als mächtiges Stimmungsmittel für das Gemüt. Und auch in der lyrischen Poesie und in der Rhetorik spielt noch die Tongebung neben dem abstrakt übermittelten Inhalt der Rede ein

*) Im Märchen hübsch angedeutet, indem die sieben jungen Geißlein ihre Mutter an der Stimme erkennen und der Wolf erst Kreide fressen muß, um seine Stimme der der alten Geis ähnlich zu machen.



gerade wieder in der Neuzeit mehr und mehr gewürdigtes Hilfsmittel zu nahezu demselben Zwecke.

Es wird aber hohe Zeit, daß wir auf unser eigentliches Thema kommen, zu der Farbenharmonie und ihrer Erklärung. Es wurde schon angedeutet, daß wir auch hier zu der Natur der Dinge zurückkehren müssen, ich meine damit zu der Farbenerfahrung im praktischen Leben, zu dem Federkleid der Vögel, zu dem Haarkleid der Tiere, zu Haut- und Haarfarbe des Menschen, zu den Blumenfarben und dann zu denen der Landschaft. Wir vertreten damit in keiner Weise die Behauptung, daß einfache physikalische Gesetze nicht auch mitwirkten. Gewiß ist, daß satte Komplementärfarben nebeneinander niemals als harmonisch empfunden werden, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie beim langen Betrachten sich gegenseitig derart steigern, daß es geradezu schmerzt, auf sie hinzublicken.*) In der Akustik läßt uns hier wieder jeder Vergleich im Stiche, schon weil es dort bloß ein Nacheinander und nicht auch ein Nebeneinander gibt, da sich das Gleichzeitige zu einem Akkorde oder gar zu einem einheitlich empfundenen Klange vermischt.

Eine andere, rein physikalische Regel scheint es zu sein, daß sich die dicht nebeneinander liegenden Farbentöne, also z. B. Violett und Purpur, Orange und Feuerrot, ja selbst Gelb und Grün, Grün und Blau schlecht miteinander vertragen und hierzu gibt es ja auch ein akustisches Analogon, des immer Falschklingens der halbtönigen und noch kleineren Intervalle. Besser stimmen jedenfalls unter den satten Farben die vollen, auf der Erregung ganz anderer Nerven beruhenden Intervalle, also Rot und Blau, Rot und Gelb, Gelb und Blau**), die ja auch auf den Flaggenfarben eine sehr große Rolle spielen, während, wenn Rot und Grün auf einer Flagge vereinigt ist, es gewöhnlich durch das neutrale Weiß geschieden wird. Violett kommt wohl nur aus dem Grunde hierbei nicht oder wenig vor, weil die technische Darstellung des entsprechenden Farbstoffes schwieriger ist oder war. Unter den vielen bekannteren Flaggen leistet sich nur die Türkei zur Handelsflagge Rot und Grün unmittelbar nebeneinander und das ist offenbar nicht durch den Geschmack diktiert, sondern durch den Fanatismus, der das Grün des Propheten neben die schon vorhandene rote Kriegsflagge setzen wollte. Nahe nebeneinander liegende Farben (Gelb neben Grün) kommen nur in den Flaggen zweier exotischer Mächte: Brasilien und Bolivia vor, bei denen die Auswahl origineller Zusammenstellungen schon wesentlich erschwert war. Sonst stimmen alle bekannteren Flaggen mit der hier angegebenen Regel.

Warum die näher bei einander liegenden Farbentöne sich schlecht vertragen, ist aber rein physikalisch einstweilen nicht zu erklären, während in

---

*) Dies im Widerspruche zu Goethe, der die Komplementärfarben oder, wie er sie nennt, Kontrastfarben (geforderte Farben) geradezu harmonisch nennt. Was in diesem Aufsatze besser stimmend oder wohltuend genannt wird, nennt G. charakteristisch. S. R. Magnus: „Göthe als Naturforscher", p. 213. Das eigentlich Harmonische sind uns aber Farben derselben Brechbarkeit, aber von verschiedener Sättigung.

**) An bestimmte mathematische Verhältnisse kann hier aber auch nicht gedacht werden. Selbst die Wellenlängen der Komplementärfarben stehen im ungleichen Verhältnisse von 1:1,19 bis 1:1,33.



der Akustik die Differenz mit Erfolg auf die große Anzahl von Schwebungen zurückgeführt worden ist, die unser Ohr ebenso beleidigen, wie eine helleuchtende, flackernde oder zuckende Flamme unserem Auge wehe tut. Zu solchen Obertönen ist aber in der Farbenwelt gar keine Gelegenheit, schon aus dem Grunde, weil ja alle Farben kaum eine Oktave umfassen. Deswegen müssen wir schon anläßlich dieses Punktes bei der Natur in die Lehre gehen und da sehen wir denn sowohl im Federkleide der Vögel und im Haarkleide der Säugetiere als auch in der Landschaft allerdings alle möglichen nahe beieinander liegenden Farbentöne, aber es sind meistens nicht Nuancen in der Richtung einer kleineren oder größeren Wellenlänge, sondern kleinere oder größere Sättigungen einer und derselben Farbe, also Vermischungen der Farbe mit Weiß oder Schwarz, aber nicht mit den benachbarten Farben des Spektrums.

Das natürliche Kleid eines Tieres ist meist braun, gelb oder grau, bei manchen Vögeln auch von einem lebhaften Grün. Nach der Bauchseite zu wird dann die Farbe beinahe regelmäßig heller, aber diese Helligkeit beruht eben auf der Zumischung von Weiß und nicht auf einer anderen Farbennuance. Hat das Tier noch andere Farben, so sind ihm dieselben gewöhnlich in ganz keckenTupfen oder Streifen aufgesetzt und nicht aus einer ähnlichen Farbenmischung gewählt, sondern aus einer ganz anderen Gegend der Palette, obwohl auch wohl niemals genau komplementär, selbst nicht bei den bunten Papageien. Die hellere Bauchfarbe, die durch das ganze Tierreich verfolgt werden kann, wird wohl ihre physiologischen Ursachen haben, zum Teil auch durch die Mitwirkung des Lichts bei der Pigmententwicklung zu erklären sein, da das Licht eben vorzugsweise den derberen Rücken trifft. Sie hat aber auch biologisch einen guten Sinn. Gerade weil die Bauchseite des Körpers, die Innenseite der Extremitäten dem Lichte gewöhnlich abgekehrt sind und die Farbe der Tiere vielfach den Zweck hat, dieselben in dem ihnen natürlichen Medium vor Verfolgern oder Verfolgten zu verbergen, so ist der Vorteil der größeren natürlichen Dunkelfärbung der stärker beleuchteten Partien augenscheinlich. Die Gegensätze von Licht und Schatten werden dadurch gedämpft und das Tier, das auch nach bloßer Ausgleichung seiner Farbe mit dem umgebenden Medium noch an der Form erkannt werden könnte, ist, wenn Licht und Schatten neutralisiert wird, durch diese scheinbare Einbuße seiner plastischen Gestalt vor Erkennung geschützt und dadurch im Kampf ums Dasein bevorteilt. Es handelt sich also um Schutzfärbung (Mimikry).

Diese natürliche Farbenabstufung des Tierkleides wird nicht ohne Glück von der modernen Mode namentlich bei Damenkostümen nachgeahmt. Hellere Westchen unter dunkleren Jäckchen u. dgl., aber immer dieselbe Farbe, nur verschieden gesättigt, wie ja auch in der dem Körper angepaßten sich ververjüngenden Tüpfelung oder Streifung des Stoffes ein Anlehnen an die gleiche Natur nicht zu verkennen ist, während das Karrierte des Kleiderstoffes, aus Schottland importiert, nur den Stempel des Technischen trägt und das Organische gleich seinen eigenen Linien unbarmherzig durchkreuzt. Es ist diese moderne Behandlung der Bekleidungsstoffe also ein sich Anlehnen an die Natur auch in Bezug auf die Farbengebung, die uns schon durch die lange Gewöhnung als harmonisch erscheint, und wir haben diese Richtung

wohl den in neuerer Zeit dahin gerichteten Studien, auch der besseren Kenntnis der Tiere in zoologischen Gärten zu danken, während wir früher auf der Stufe standen, auf welcher der Orientale noch jetzt steht: sich in dem Kleidergeschmack von der Natur nach Kräften abzuwenden und auch zur Bekleidung die Farben zu verwenden, die an sich auf die Sinne den stärksten Eindruck machen.

Auch für die Farbentönung der Landschaft herrscht, wenn wir den Gesetzmäßigkeiten in der Natur weiter zu folgen versuchen, eine ähnliche Regel wie für das Kleid der Tiere.

Das Grün der Pflanzenwelt ist zunächst so ziemlich ein und dasselbe, da derselbe Farbstoff mit ganz bestimmten optischen Eigenschaften in allem pflanzlichen Gewebe dieser Färbung vorkommt und nur durch die Beimischung von Gelb, Blau und Rot nicht unbedeutend modifiziert wird. Ein und dasselbe Gewächs hat aber meist über seine ganze Fläche nur eine Nuance von Grün. Die Zweigspitzen sind nur weniger mit Farbe gesättigt. Oder derselbe Unterschied der Sättigung wird zustande gebracht durch Behaarung, die meist selbst farblos ist, oder durch weiße Reflexe, die sich dem Grün beimischen, am meisten aber durch verschiedene Beleuchtung, wodurch verschiedene Sättigung mit dem gleichfalls neutralen Schwarz hervorgerufen wird. Das alles finden wir schön, weil es im Organismus begründet ist. Wie entzückend ist es, wenn der Sonnenstrahl das junge Buchengrün durchleuchtet und uns diese Abstufungen derselben Farbe zu genießen gibt! Und die edle Kastanie sucht mit ihren hellen Blüten diesen Beleuchtungseffekt nachzuahmen und gibt uns so auch an Regentagen helle Lichter zu genießen, wie sie sonst nur die Sonne zu erzeugen vermag. Dies wird wiederum bewirkt durch verschiedene Sättigung eines und desselben Grüns und mit nichten durch Nuancierung desselben nach dem Blauen oder dem Gelben zu. So helfen sich nur schlechte Maler, die oft das Hellgrüne mit einer geblichen Nuance und das Tiefgrüne mit einer bläulichen andeuten.*)

Zeigen die jüngsten Sprossen, wie bei der Eiche und der Walnuß, wirklich durch Beimischung von Rot eine andere Nuance von Grün, so ist diese Beimischung meist so different, daß keine Verstimmung des Auges, wie sie zu nahe beieinander liegende aber spektroskopisch verschiedene Farben erzeugen, zustandekommt. Nur das Moos ist gelbgrün, ist aber von Natur stark beschattet, so daß die Differenz nicht wirksam wird, und der junge Roggen hat wohl dem Wiesengrün gegenüber einen Stich ins Bläuliche. Aber in der großen Landschaft verschwinden diese Differenzen. Sie bleiben

*) Ich ziele hiermit nicht auf den verbreiteten und schon von Helmholtz richtig gedeuteten Malertrick, für sehr große Helle überhaupt das Gelb und für Düsterheit das Blau zu bevorzugen. Dies läßt sich sehr wohl verteidigen, ja, ist gar nicht zu vermeiden, da man die große Helle auf der Leinwand überhaupt nicht zurückgeben kann und so von der Eigenschaft des Gelben Vorteil zieht, in der Helligkeit besonders stark zu leuchten. Wird hierdurch die Illusion größerer Helle wirklich erreicht, so wirkt die Disharmonie, soweit sie in diesem Falle theoretisch überhaupt noch vorhanden ist, nicht mehr störend. Sie wird durch Überlegung aufgehoben. Die Dissonanz wird gleichsam gelöst.

nur erhalten und treten aufdringlich in den Vordergrund auf unseren künstlichen Ackerfeldern und werden dort auch wohl sicher als unharmonisch empfunden. Blaugrüne Disteln und ähnlich gefärbte Koniferen gehören auf die Düne, wo sie von selbst niemals mit dem reinen Grün in einen unangenehmen Kontrast geraten. Kommt aber in die große Landschaft durch die Luftperspektive (infolge der Beugung der starken brechbaren Strahlen) ein entschieden bläulicher Hintergrund, so ist derselbe, da er meist durch eine entfernt liegende Gebirgskette hervorgebracht wird, schon so abweichend nuanciert, daß die Färbung nicht mehr als eine nahe angrenzende und darum schreiende Differenz empfunden wird, und zugleich wirkt die geringere Sättigung der „blauen Ferne“ beschwichtigend in derselben Richtung. Wird uns ausnahmsweise der Hintergrund durch eine ungewöhnliche Aufklärung der Luft (z. B. bei drohendem Gewitter) nahe gerückt, so wird auch in der Tat die Empfindung des Schönen gestört, und diese Differenz kann das unangenehme Gefühl, welches in einem solchen Augenblicke die elektrische Spannung in uns erzeugt, bedeutend verstärken.

Hiermit erscheint nun völlig in Übereinstimmung, daß blaugrüner Anstrich, wie er bei der Billigkeit der Chromfarbe so häufig beliebt wird, als abscheulich empfunden wird an dem Holzwerk von Häusern, die in Gärten gelegen sind, oder irgendwie vom Pflanzengrün sich abheben. Ebenso garstig ist der Niederschlag der Bordeaux-Brühe, die zur Bekämpfung von Pflanzenkrankheiten gebraucht wird. Die blaugrüne Farbe der Kupfersalze kontrastiert unangenehm mit dem Pflanzengrün. Dagegen ist sie — und zwar in der seegrünen Nuance — wohl angebracht an Booten, Strandgebäuden, Badeanstalten, da das Wasser wohl häufig grün, aber nicht rein grün, sondern aus der rein blauen Wasserfarbe mit gelblichen Schlammteilen gemischt ist und die Differenzen nur bei den reinen Spektralfarben stark gefühlt werden. Wenn aber ein ungeschickter Maler wegen der geringen Haltbarkeit des organischen Saftgrüns Chrom zur Wiedergabe der Pflanzenfarbe benutzt, statt, wie erfahrene tun, die Farbe genau nach der Empfindung des Auges aus Blau und Kadmiumgelb zusammenzumischen, so tut dies dem Auge des Beschauers entschieden wehe.

In der Herbstlandschaft kontrastieren die bräunlichen und rötlichen Töne ganz gut mit dem Grün, da diese Farben nicht nahe aneinandergrenzen, und die Schönheit des Effektes erhebt uns über die Melancholie der Stimmung des baldigen Vergehens. Gerade umgekehrt im Frühling. Die gelbgrünen Sprenkelungen im Walde sind an sich unschön und werden nur gerne ertragen in dem erhebenden Gefühl des Werdens, aus welchem Grunde man auch dem jungen Wein seine anfängliche Herbigkeit verzeiht. Gerade deshalb ist es aber eine Geschmacksverirrung der Landschaftsgärtner, durch gelbe Baumvarietäten die Sommerlandschaft zu beleben. Dies Gelbgrün kann nie das helle Sattgrün des Sonnenglanzes ersetzen.

Übrigens ist wohl, wie schon angedeutet, kein Zweifel, daß gelegentliche Farbendifferenzen, wie z. B. die zwischen Gelbgrün und Blaugrün, gemildert, wiewohl nicht ganz beseitigt werden, wenn eine der beiden weit von der Sättigung entfernt ist, wie es ja in der Natur meist der Fall ist. Dasselbe gilt noch in höherem Grade für das Erträglichwerden von Komplementär-

farben. Blumen mit Gelb und Lila*), die häufig sind, werden ganz hübsch gefunden. Lila ist eben ein ungesättigtes Violett. Aber noch etwas ganz anderes macht sich bei diesen Erwägungen geltend, nämlich, daß Farbendifferenzen unter Umständen ganz gut ertragen werden. Ein Kostüm in Feuerrot mit einem Hut in Purpur ist fürchterlich; aber wenn zwei Personen mit Kostümen in den beiden Farben zusammensitzen, ist die Differenz schon erträglich, und ein Korb voll bunter Ostereier beleidigt unser Auge wenig, obgleich er auch nicht gerade schön gefunden wird. Offenbar ist hier die stillschweigende Überlegung des Dauerns oder Nichdauerns mit im Spiele. Aus einem ähnlichen Grunde tut uns auch das buntscheckige Bild eines Jahrmarktes oder selbst der heterogenen Architektur des Kremls in Moskau nicht wehe. Im letzteren Falle wird eben die Vereinigung ganz widersprechender Kulturen unter dem allmächtigen Zepter des Zaren dadurch zur Anschauung gebracht, was versöhnend wirkt. Überhaupt ist die Färbung von Dingen, die nicht organisch zusammengehören, die gleichsam kaleidoskopisch durcheinander purzeln, ziemlich gleichgültig. Aber die Idee, daß man in dem vorhin gewählten Beispiele das nicht zusammenpassende Kostüm nun immer sehen muß, oder auch nur, daß die betreffende Dame es an sich sehen kann, wirkt ästhetisch verstimmend.

Daher ist es auch auf dem Bilde anders als in der Wirklichkeit und hieraus kann ein Argument gezogen werden gegen jeden plumpen Naturalismus. Auf dem Bilde bleiben eben zwei nebeneinander gruppierte Personen in Ewigkeit nebeneinander. Man kann sich nicht mit dem Gedanken trösten: die Differenz wird nicht lange dauern, die Dissonanz wird sich auflösen; man kann auch nicht wegsehen, denn die Bilder sind eben dazu da, um gesehen zu werden. Und warum sollte sich der Maler den Vorteil entgehen lassen, gleichzeitig mit anderen Momenten auch durch die Farbenharmonie seiner Schöpfung zu wirken? Ist doch die Kunst ganz eigentlich der Schein einer schöneren Welt, gewiß so wahrscheinlich wie möglich, aber nicht so wahrscheinlich, daß die Schönheit darüber verschwindet.

Es gab freilich eine Zeit, wo man das nicht begriff. Nicht bloß das naturalistische, falsche Raisonement, auch der Mangel an Farbengefühl trug hieran die Schuld. Cornelius war wahrlich kein Naturalist und auch seine Farbengebung war es in keiner Weise. Aber dieser große und idealistische Zeichner entbehrte beinahe ganz des Farbengefühls und so wurden die Helden und Heiligen auf seinen Fresken abwechselnd mit roten, blauen, grünen Röcklein begabt, — in rein mechanischer Periodizität. Die ganze erste Hälfte des 19. Jahrhunderts war eigentlich noch blind in dieser Richtung. Erst dann wurde die Entdeckung der Farbenharmonie als einer Hauptquelle des

*) Wie denn zwischen diesen beiden Farben chemische Beziehungen zu bestehen scheinen, da sie so oft bei einander und in einander übergehend gefunden werden. So bei Viola tricolor, bei Iris, bei Melanpygrum-Arten, bei der Kartoffelblüte, bei der Passionsblume und in vielen anderen Fällen. Ebenso bestehen Beziehungen zwischen Cyanblau und Rosa (Vergißmeinnicht, Kornblume u. a. Fälle) in der Pflanzenwelt.

Genusses wieder gemacht und die alten Koloristen kamen auch in dieser Beziehung wieder zu Ehren.

Freilich erscheinen die Bilder bei diesen häufig geradezu auf eine Farbe gestimmt (was durch eine gleichförmige Untermalung erreicht wird), so bei Rembrandt auf Goldgelb, das so wirkungsvoll ist im Kontrast zu dem Amsterdamschen blaugrauen Stadtdufte; bei Rubens auf eine etwas bläuliche Fleischfarbe; bei Paul Veronese auf Violett. Das ist aber nur Gesamtstimmung; im einzelnen weichen dann sehr wohl kontrastierende Töne von dem Grundtone ab, so daß zusammen etwas sehr Harmonisches entsteht, das man wohl gar, nicht ohne einige Übertreibung, eine Farbensymphonie zu nennen pflegt.

Übrigens sind aus schon angedeuteten Gründen die Ansprüche an Farbenharmonie an einem organisierten Wesen größer als in der Landschaft oder gar am Minerale. Das Farbenchaos einer Kraterwand ist uns z. B. etwas ganz Willkürliches und wird nirgends als Vorbild dienen. Auch bei der Möblierung eines Zimmers, das in manchen Stücken der natürlichen Landschaft nachgebildet ist, machen wir geringere Ansprüche an Farbenharmonie als bei der Bekleidung eines Menschen.

Auch auf einem ganz anderen Wahrnehmungsgebiete herrschen Verhältnisse, die zu ähnlichen Resultaten führen können und uns überall auf die Natur verweisen. Ich meine den Gegensatz vom Klaren zum Trüben. Das Klare wird von uns bevorzugt, da es uns angenehmer und nützlicher ist. Die klare Quelle liefert besseres Trinkwasser als die trübe. Getrübte Bäche und Flüsse deuten Überflutungen und Zerstörungen an; desgleichen ein trüber Himmel schlechtes Wetter. Auch noch für die Wahl unserer zivilisierten Getränke gilt lange dasselbe, nämlich, daß der klare Trunk vorzuziehen sei. Die undurchsichtige Milch dient nur für den Säugling, der noch nicht seine Augen zur Beurteilung der Speise gebraucht, und das trübe Lichtenhainer Bier wird aus Holzgefäßen getrunken, um seine widerlichen optischen Eigenschaften zu verbergen.

Nun sind aber die optischen Eigenschaften aller klaren Medien die, daß tiefer oder weniger tief gesättigte Farbe, je nach der Schicht, die der Strahl durchdrang, ehe er in unser Auge gelangen konnte, nebeneinander im ergötzlichen Spiele auf das Gesichtsfeld zu liegen kommt. Höchstens wird durch die geringe Trübe, die auch im Klaren meist vorhanden ist, die eigentümliche Farbe in den verschiedenen Sättigungsgraden durch ein diffuses (durch Beugung der Lichtwellen entstandenes) Blau — dasselbe Blau, das, damals unerklärt, Goethe in seiner Farbenlehre einführte — auf angenehme Weise abgewechselt. Das wirklich Trübe gibt dagegen eine sehr wenig gesättigte und gleichmäßig über das ganze Gesichtsfeld ausgedehnte Farbe, die außerdem gewöhnlich etwas schmutzig ist; denn das Schmutzige entsteht eben durch Mischung mehrerer Farben und in einer trüben Mischung haben wir es wenigstens mit zwei Medien zu tun, die im allgemeinen auch verschiedene Farben haben werden.

Wir sehen immer mehr bei dieser Analyse, wie auch hier — und so ist es bekanntlich in allen ästhetischen Dingen — ein Physiologisches mit kompliziert Psychologischem zusammentrifft und auch zusammen über das Endresultat entscheidet.

Wie wenig durch das Physikalisch-Physiologische allein das ästhetische Urteil gegeben ist, ergibt sich vielleicht am deutlichsten aus der einfachen Tatsache, die wir täglich im gewöhnlichen Leben wahrzunehmen Gelegenheit haben, daß ein falsch interpretiertes optisches Bild sofort einem andern Urteile unterliegt, sobald der Irrtum verbessert ist. Wir meinen in einem Spiegel einen Sprung zu sehen und das ist in unseren Augen entschieden eine Verunzierung, bis wir entdecken, daß der scheinbare Sprung der Reflex von einem Drahte oder von etwas dergleichen ist. Oder ein neues Kostüm zeigt einen häßlichen Fleck, bis sich ergibt, daß die vermeintliche Verunreinigung der Schatten ist eines bisher unbeachteten Objektes. Das optische Bild, der rein physiologische Eindruck auf unseren Sinn ist in beiden Fällen gleichgeblieben und könnte, wenn Schön und Häßlich einfach physikalisch-physiologisch wäre, nur einerlei Beurteilung erfahren. Da nun aber diese Beurteilung sofort eine andere wird mit der verbesserten Einsicht in die Gründe der Erscheinung, so muß eben diese Einsicht, also etwas Psychologisches, bei der Bildung der komplizierteren Empfindungen beteiligt sein. Mit anderen Worten, es steckt in diesen Empfindungen schon ein Stück Beurteilung. Die von der Seele aufgenommenen Bilder sind vielfach noch mehrdeutig, da die Welt des optischen Scheins kleiner ist als die der Wirklichkeit, und ein und dasselbe Bild macht auf uns den Eindruck — nicht des Schönen oder des Häßlichen, aber doch den — des ungetrübten Schönen oder des getrübten je nach der Interpretation, die, wie gesagt, schon intellektueller Natur ist.

Wir sahen eben, wie die trüben blaugrauen Nebel der Niederlande einen Heißhunger nach Sonnengold*) erzeugen. Hiervon hat Rembrandt Vorteil gezogen und man könnte sogar vermuten, daß die holländische Vorliebe für das sonst wenig in Ansehen stehende Orange nicht bloß ganz allein aus der Wappenfarbe seines Herrscherhauses zu erklären sei. Ähnlich entspringt offenbar die Farbe des Propheten aus dem Lechzen nach dem Oasengrün der arabischen Wüstenbewohner und das rote Brusttuch des Schwarzwälder Bauern einer Vorliebe für diese lustigste aller Farben nach der Sättigung des Auges an Waldes- und Wiesengrün, wie denn überhaupt in der grünen Landschaft ein einziger roter Fleck oft Wunder tut. Er wirkt wie ein Trompetenstoß in allzu einförmiger Musik. Es muß aber bei einem einzigen kleinen Flecken bleiben, einem lustigen Feuerlein im Walde, einem roten Hut einer zur Staffage dienenden Figur, um nicht die allzu lebhaften Kontraste des Komplementären hervorzurufen. Auch daß im Märchen jenes Mägdlein im Walde, daß dem Wolfe begegnet, als Rotkäppchen bezeichnet wird, ist aus demselben Gesichtspunkte erklärlich. Das in Übereinstimmung mit der Umgebung gefärbte Jägergewand verdankt dagegen seine Wahl gleich wie die Kakiuniform des afrikanischen Soldaten nicht einem ästhetischen Urteile, sondern ebenso wie die Hauptfarbe des Haar- und Federkleides der Raubtiere dem praktischen Bedürfnis, solange wie möglich unerkannt bleiben zu können. Wenn daher die Methode des Jägers umschlägt von der List zur Gewalt

*) Daher auch noch neuerdings im Museum Soisseau zu Amsterdam zur Beleuchtung des Treppenhauses angewendet.



und der verschwiegene Pirschgang ersetzt wird durch die laute Parforcejagd, dann tritt aus ästhetischem Bedürfnis wieder das schreiende Rot des Jagdfracks in sein Recht, das zusammen mit dem Bellen der Rüden, dem Hussassa und dem Jägerhorn über die grüne Fläche dahinsaust, dem gejagten Wild zum vernichtenden Schrecken, der Jagdgesellschaft zur grausamen Potenzierung ihres Selbstgefühles, genau so wie einst die roten Uniformen der Engländer in den Kriegen gegen die Indianer ihnen selbst zur Freude, den Naturkindern aber zum verdoppelten Schrecken gereichten.

Im übrigen sind auch Soldatenuniformen nicht aus der Ästhetik in Bezug auf den Menschenkörper zu erklären, sondern als wandelnde und reitende Flaggen. Der Landsknecht trug eben die Farbe seines Herrn und hatte im übrigen kein Recht auf wohlerwogene Harmonien. Doch mag dabei das Vorherrschen des Blau zumal bei der Kavallerie (blaue Husaren) zu der guten Übereinstimmung mit der vorherrschend rotbraunen Pferdefarbe in Beziehung stehen, wie auch der Fuhrmannskittel blau gefärbt ist und der Hausknecht, der die Pferde schirrt, gerne mit einer blauen Schürze begabt wird.

Vielleicht auch, daß unsere deutsche Landschaft, in der das Gelblichgrüne so unerbittlich vorherrscht, von einem Wüstenbewohner von erquickender Idealität gefunden wird; für unser Auge verdient sie jedenfalls den Tadel der Maler des vorigen Jahrhunderts, die aus dem violett angehauchten Italien zurückkehrend sie gerne als Spinat mit Eiern bezeichneten, und ich erachte es als kein Vorrecht der ganz Modernen, daß sie gerade in diesem Punkte am Naturalismus festzuhalten pflegen, während sie doch im übrigen ganz anderen und oft geradezu mystischen oder symbolischen Passionen huldigen.

Es gibt eine Anzahl von berühmten Farbenpaaren, die als wohltuend immer wiederkehren, so Gold mit Purpur als Schmuck der Fürsten und der fürstlichen Baldachine. Diese und andere berühmte Farbenzusammenstellungen können leicht nach der „Windrose“ der Spektralfarben, die jetzt angenommen wird, analysiert werden.*)

(purpur)

violett — rot

indigo — orange (goldgelb)

cyanblau — gelb

blaugrün — grüngelb

(grün)

---

*) Früher pflegte man dieselbe vereinfacht und nur mit sechs Farben im Dreieck geordnet vorzustellen. Es kommt dies auf dasselbe hinaus. Wesentlich ist nur, daß die erfahrungsgemäß komplementären Farben einander gegenüberstehen.



Purpur liegt zwischen Rot und Violett, bis zum Goldgelb sind also zwei Farbentöne zu passieren. Sehr schön steht auch Gold zu Russischgrün. Abstand in dem Farbenkreis $^5/_{16}$. Schön ist auch grüner Samt mit braunem Pelz verbrämt; ungefähr derselbe Abstand.

Eine prachtvoll wirkende Zusammenstellung ist das Eichenbraun unserer Stubentüren, der Möbel und des Getäfels zu dem gedämpften Blau einer Tapete. Braun ist ein Rot oder Gelb mit Schwarz gedunkelt, das gedämpfte Blau Indigo mit Weiß gedämpft, also wieder zwei Farbentöne des Kreises weiter. Einen ähnlichen Effekt macht auch auf den japanischen Vasen das Blau zum Schokolodenbraunen oder Pompejiroten.

Orangen heben sich prachtvoll ab vom blauen Delfter-Porzellan, welches einem gedämpften Indigo nahe kommt. Wieder liegen zwei Farbentöne dazwischen. Ist das Blau ein Kornblumenblau, dann ist der Gegensatz schon zu stark, dann kommt schon die beinahe unerträgliche Steigerung des nahezu Komplementären.

„Im dunkeln Laub die Goldorangen glüh'n." Grün und Orange stehen $^3/_8$ bis $^5/_{16}$ des Kreises auseinander. Ehrlich gesagt, die goldgelbe Zitrone macht im grünen Laub einen noch viel besseren Effekt: Abstand $^3/_8$. Rosa und Himmelblau machen zusammen einen schönen Gegensatz; der Grund auch wohl, daß blau-äugigen Kindern die Rosakleider schön stehen. Rosa ist abgeblaßter Purpur; Abstand zu Blau $^3/_8$ bis $^5/_{15}$.

Als allgemeine Regel würde sich ergeben: Komplementärfarben wirken zu stark und blenden. Eine Reklameplatte mit Orangeschrift auf Blau macht geradezu Augenschmerzen. Eine Kombination etwas näher zusammen, wie Rot zu Zyanblau oder zu Grüngelb wirkt frisch, aber ist für starke Nerven berechnet und daher ein wenig bäuerisch. Am besten wirkt im allgemeinen eine Entfernung von $^3/_8$ des Kreises. Und was dicht bei einander liegt, wirkt geradezu ekelerregend, so, wie schon erwähnt, giftgrüne Fensterläden zu grünen Bäumen; während dieselbe blaugrüne Farbe neben ähnlich (nur ungesättigt) gefärbtem Wasser, also als Anstrich für Boote und Badeanstalten, ganz gut ertragen wird. Wir haben ja hievon schon vorhin geredet.

Es erscheint schwierig, das gleiche Prinzip auf Blumen anzuwenden. Denn Blumen gibt es ja schöne in allen Farben und viele sind rot und dem Grünen nahezu komplementär, das ja in allen Fällen die Folie abgibt. Aber hat man denn niemals gesehen, wie verschieden das Grün ist, wenigstens im einzelnen, wenn auch nicht in der landschaftlichen Gesamtwirkung? So haben die tiefroten Pelargoniums (gewöhnlich Geranium genannt) das Rot auch im Blatte, das besonders im halbwelken Zustande an den Blatträndern zum Vorschein tritt, oder mit dem Grün zusammen dunkle Ringe bildet. Dies ist eine Erscheinung ganz analog der, daß, wie die Gärtner behaupten, bei gefüllten Varietäten diese Eigenschaft am Geschmacke des Saftes zu erkennen ist. Wie hier bestimmte, wenigstens mit der Zunge erkennbare Bestandteile die Monstrosität, Staubfäden in Blumenblätter umzuwandeln, bewirken, so geht also in den stark gefärbten Varietäten der Blumenfarbstoff durch den ganzen Organismus. So wird durch das tiefe Rot das Grün des Blattes verändert, so daß es nicht mehr komplementär oder

nahezu komplementär ist, sondern, da die blauen Spektralteile durch die roten neutralisiert werden, ein dunkles Grüngelb oder die Olivenfarbe erreicht wird, das mit dem Hochrot nur $^3/_8$ auseinandersteht und einen ganz guten Eindruck macht. Ähnlich mag es sich auf der anderen Seite des Spektrums mit dem Violetten verhalten.

Übrigens ist das reine Rot in der unveränderten Natur als Blütenfarbe selten und wird nur durch die Züchtung in unseren Gärten vergrößert und gehäuft, nicht so sehr aus dem Gefühl für das Schöne, sondern aus einer Art von Protzentum, das im halbgebildeten Menschen noch so stark ist, daß er Blumen so groß wie möglich, so gefüllt wie möglich und so bunt wie möglich verlangt, wogegen aber dann mit wachsender Geschmackskultur eine Reaktion sich geltend zu machen anfängt. Nach einer Bemerkung des amerikanischen Züchters Burbank wird die rote Blütenfarbe durch alkalische Bodenreaktion begünstigt und diese ist eine Ausnahme, wenigstens in Ländern mit großem Regenfalle, wo das Pflanzengrün zu üppigster Entwicklung gelangt.

Blumenfarben, die dem Grün ganz nahe stehen, sind selten und machen dann auch keinen günstigen Eindruck. Die ganz grünen Blüten des Tulpenbaumes und der Küchenschelle (Helleborus) werden meistens ganz übersehen. Auch gelbgrüne Blumen gibt es sehr wenige und sie werden, da eben das Auge an andere Gegensätze gewöhnt ist, trotz zierlicher Form nicht für schön gehalten, wie z. B. die Wolfsmilch. Blaugrün kommt so gut wie gar nicht vor und wirkt, wenn bei der Hortensia durch künstliche Färbung erreicht, nur als Kuriosität. Die weitverbreiteten gelben und blauen Blumen sind dagegen schon auf dem richtigen Abstand der Farbenskala; denn das Gelb ist beinahe immer ein kräftiges Goldgelb und die Blattfarbe in diesem Falle, zumal bei gelbblühenden Schmetterlingsblütigen, von tiefem Grün.

So fügt sich auch die Blumenwelt im allgemeinen der gegebenen Regel, wobei aber nicht zu vergessen ist, erstens: daß es sich eben nur um eine Regel handelt, von der Bastarde und Kunstprodukte eine Ausnahme machen. Dasselbe gilt ja auch für die Form. Die grellen Zinerarien, bei denen die Kultur die leuchtende Farbenfläche unbillig vergrößert hat, finde ich wenigstens durchaus nicht schön, ebensowenig wie die gelbe Azalia mollis, an der man im Frühling mehr Blüten als Blätter sieht, oder die modernen Ziersträucher von goldgelbem Blatt. Ebenso sind bekanntlich Sträuße, dicht gepreßt mit bunter Blüte an bunter Blüte, unschön und werden mit Recht bäuerisch genannt. In ihnen fehlt das in der Natur vermittelnde Grün infolge der aufdringlichen Häufung des Farbigen. Sie sind freilich auch noch aus einem anderen Grunde unschön, weil die Gestalt des Zweiges in seiner natürlichen Architektur nicht zur Geltung kommt. — Zweitens: was sich für Blumen schickt, schickt sich nicht für jede Übertragung. Bei der Bekleidung des Menschen z. B. muß nicht bloß auf die Harmonie der Kleiderfarben unter sich, sondern auch auf eine leibliche Übereinstimmung mit Gesichtsfarbe, Augen- und Haarfarbe geachtet werden. Von Grün kann man bei der Toilette überhaupt nur einen sehr beschränkten Gebrauch machen, da es dem blaßgelblichen Teint der Stadtdamen zu nahe steht.

Trotzdem ist es, meine ich, im allgemeinen nicht zu verkennen, daß sich unser Geschmack nach der Gewohnheit gerichtet hat. Aber nicht bloß die Übereinstimmung mit dem Erfreulichen in der Natur, auch der Abscheu vor dem Fürchterlichen mag in manchen Fällen gewirkt haben. Zwar die Erregung des Gemüts durch das Rot, eine Erscheinung, die durch viele Erfahrungen aus der Tier- und Menschenwelt bestätigt wird, von der Wut des Stieres und des Truthahnes bis zur Liebhaberei der Revolutionäre für die rote Fahne, mag wohl mit der Blutfarbe zusammenhängen, ist aber mehr Kampflust als Abscheu. Sogar in Nervenanstalten hat man versucht, Vorteile von dieser spezifischen Reaktion zu erlangen. Abscheu wird mehr erweckt durch undurchsichtiges (ungesättigtes) Rot, wodurch das Blut allzu deutlich nachgeahmt wird, und durch allerlei Schmutzfarben, die eben an den Schmutz und den Kot erinnern und durch Beimischung von Grau zu den eigentlichen Farben erreicht werden.*) Das Grau aber hat sich schon seit langem den Titel des Scheußlichen zugezogen. Ich meine, aus solchen Beispielen sei deutlich zu erkennen, daß, wie sich unser Geschmack in seinen positiven Äußerungen, dem sogenannten Gefallen, nach der normalen Natur gerichtet haben muß, er in seinen negativen Äußerungen, dem Mißfallen, und in der äußersten Steigerung desselben, dem Ekel, sich nach den abnormen oder geradezu gefährlichen Naturerscheinungen orientiert haben wird. Die Instinkte lehren uns bekanntlich das Gesunde aufsuchen und das Gefährliche fliehen, ein Resultat, das vermutlich auf dem Wege der natürlichen Züchtung erlangt wurde. Gerade unser ästhetisches Empfinden ist aber in hohem Grade instinktiv, in seinem Ursprunge sogar ganz und gar, und nur zu Zeiten der höheren intellektuellen Entwicklung der Menschheit von Überlegungen und vom Beispiele beeinflußt. Nun ist das Welke von Natur mißfarbig, die natürlichen Entleerungen braun, wie das ungesunde Wasser leicht trübe. Warum? Ja, zum Teil aus demselben einfachen Grunde, warum der Schmutz eben schwarz ist. In einer Ansammlung vieler ungleichartiger, nicht zusammengehörender Teilchen von aller möglichen Färbung neutralisieren sich alle lebhaften Farbentöne und es resultiert ein dunkles Ungefärbtes, ein undefinierbares Braun oder sogar das Scheusal in der Farbenwelt, das Grau.

Allbekannt ist ja die Orientierung unseres Geruchs nach dem für die Gesundheit Zuträglichen. Aber auch für das Gesichtsorgan ist, obwohl nicht so in erster Linie, ein Gleiches wohl nachweisbar. Der blaugrüne Schimmel,

*) Man beachte überall die Variation der Farbe in drei Richtungen, was selbst in Lehrbüchern der Physik nicht immer deutlich dargestellt wird: 1. In der Richtung der Brechbarkeit oder des Farbentons; dem Rot ist hier der Purpur und das Orange benachbart. 2. In der Richtung der Reinheit; Zumischung von Grau; dem Rot ist hier das Ziegelrot benachbart, das schon Übergang zu einer Schmutzfarbe ist. 3. In der Richtung der Sättigung; Zumischung von Weiß oder Schwarz; dem Rot ist benachbart Fleischfarbig und andererseits Rotbraun. Allerdings ist die zweite Kategorie insofern mit der Zumischung von Weiß identisch, als Grau bei starker Beleuchtung selbst in Weiß übergeht. Trotzdem ist für unseren Zweck die zweite Kategorie aufrecht zu erhalten, da dieselbe für mittlere Beleuchtungsstärken Geltung hat. Bei sehr starkem Licht erscheint Ziegelrot allerdings als fleischfarbig.



der so übel kontrastiert zu dem Grün des frischen Krautes, spielt hierbei jedenfalls eine große Rolle.

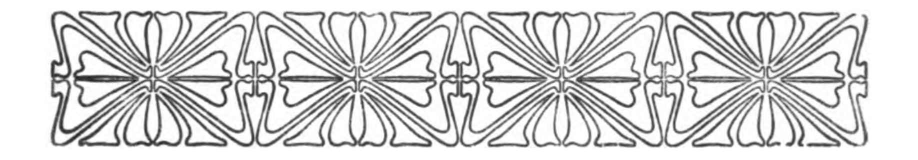
So kann schon eine einzige Farbe Mißfallen erregen. Nicht bloß, daß das Gelbgrün und das Giftgrün schon an sich weniger beliebt sind als das Rot, sondern hauptsächlich gilt dies Verdikt natürlich für die Schmutzfarben. Sodann sind manche Farben unbeliebt an einem ganz bestimmten Ort, aber noch ganz unabhängig von dem Zusammenwirken mit anderen Farben, so z. B. eine blaue Speise, während als Servicefarbe das Blau bevorzugt ist, da von ihm alle Speisen sich in wohltuenden Kontrasten abheben.

Dann ist auch zu dem gleichen Zwecke des sogenannten Verschießens von gefärbten Geweben zu gedenken, wodurch freilich in der Hauptsache nur eine Farbe gebleicht, also der Gesamtfarbenton weniger gesättigt wird, und die weniger gesättigten Töne werden ja in Kontrast zu den gesättigteren aus schon angedeuteten Gründen im allgemeinen nicht als unschön empfunden. Aber es ist zu berücksichtigen, daß dadurch Nebenfarben und meist schon vorhandene, aber bedeckte Beschmutzung infolge der geschwächten Hauptfarbe mehr zur Geltung kommen, so daß doch eben im allgemeinen Farbennuancen in der spektralischen Richtung oder graue Töne erreicht werden, die disharmonisch oder an und für sich widerlich wirken.

Auch die Tatsache, daß die Zusammenstellung von Gelb und Rot im allgemeinen weniger beliebt ist als andere Zusammenstellungen von demselben Grade der Verwandtschaft, mag mit dem Umstande zusammenhängen, daß man dadurch an Blut mit Eiter erinnert wird. Kam durch solche Reminiszenzen das Gelb ein wenig in Mißkredit und zeigte sich das Rot mehr als Farbe der noch rohen Instinkte des Kindes*) und des Wilden und dient sie daher in der Kultur mehr wie die Mütze des Stationschefs, um Aufmerksamkeit zu erregen als um des Geschmackes willen, so ist das Blau die edle Farbe der Humanität. Sie erinnert an nichts Gewöhnliches und Gemeines. Keine unserer Speisen ist, wie schon gesagt, so gefärbt und man hätte daher der Kunstbutter keinen schwereren Schlag zufügen können, als ihr diese, wie einst im Reichstag aus agrarischer Malice vorgeschlagen wurde, für Nahrungsmittel unmögliche Farbe zu oktroyieren. Aber der Himmel und die fernen Gebirge, der klare Strom sind so gefärbt und so wurde das Blau natürlich die Farbe der Romantik, die nach der blauen Blume auf die Suche ging, und Ludwig II. von Bayern legte den höchsten Wert auf den Besitz eines Vogels von völlig blauem Gefieder. Fade wird aber das vornehme Blau, wenn es durch viel Weiß seine Sättigung verliert, und die derbe Müllerstochter zieht wenigstens das Grün, das dem blühenden Teint des Jägers so prächtig zu Gesicht steht, dem bestaubten Blaugrau des Gesellen ihres Vaters bei weitem vor. Das Violett ist in Substanz zu wenig verbreitet, um eine große volkstümliche Rolle zu spielen. Nur von alten Damen wird es als noch leidlich farbige Halbtrauer bevorzugt. Aber der Purpur, der sich schon wieder dem Rot nähert, beherrscht die Welt.

*) Hierfür hat Frau Gnauck-Kühne ein treffendes Beispiel als Gradmesser der Bildung von Fabrikarbeiterinnen angeführt (Arbeiterinnenfrage. 1905).





Heinrich Hansjakob.

Von H. Brentano.

Kräftig und imposant erhebt sich auf quadratischem Unterbau der achteckige Turm des Freiburger Münsters, um sich als schlanke, rotleuchtende Pyramide von herrlicher durchbrochener Steinarbeit dem Himmel entgegenzurecken und den Wanderer, von welcher Seite er sich der Stadt auch nähern mag, weit über das fruchtbare Dreisamtal hinweg willkommen zu heißen. Hat der Ankömmling dann, diesem lockenden Gruße folgeleistend, die alte Hauptstadt des Breisgaues betreten und vom Bahnhofe her ein paar moderne Vorstadtgassen durchschritten, von dem leisen Rauschen der Dreisam, die in offenen Rinnen die Straßen durchströmt, begleitet, so sieht er sich nach kurzer Zeit auf dem Franziskanerplatz und bleibt wohl, angeheimelt durch die poesievolle altertümliche Umgebung, ein Weilchen in stiller Betrachtung stehen. An dem Sandsteinbild des „Schwarzen Berthold" vorbei fliegt sein Blick zum schönen gotischen Turm der St. Martinskirche hinauf, schweift dann zur Seite zu den Fresken des alten, aus dem 16. Jahrhundert stammenden Rathauses, schleicht sich in dessen stillen, wie im Märchenschlaf liegenden Hof, in dem das Brünnlein an grünumsponnener Mauer so geheimnisvoll von vergangenen Zeiten murmelt, und wendet sich schließlich dem friedlichen Pfarrhause dort hinter der Kirche zu, das ihn mit blitzenden, weinumrankten Fenstern freundlich zu grüßen scheint. Jetzt tritt ein hochgewachsener alter Herr aus dem Hause, um rüstigen Schrittes über den menschenleeren Platz zu schreiten und in einem der schmalen Nebengäßchen zu verschwinden. Nach dem großen Hut mit breiter, geschwungener Krempe, der das volle Gesicht mit den scharfblickenden, von einer Brille beschützten Augen und dichten Brauen, der derben Nase, dem energischen und doch gutmütigen Munde und dem kräftigen Kinn beschattet, könnte man ihn für einen Künstler halten, — doch das priesterliche Gewand läßt in ihm den Geistlichen erkennen. Alles in allem eine Erscheinung, die Sympathie und Interesse erweckt und zu der Frage veranlaßt: „Wer ist der Mann?" — Die Antwort lautet: „Hansjakob ist's, der Stadtpfarrer zu St. Martin!" Und nur wenige Frager wird es geben, denen diese Antwort ein leerer Klang wäre, ist doch Hansjakob, der Volksdichter, weit über die Grenzen seines Pfarrsprengels, weit über die Grenzen seines Heimatlandes bekannt und hat sich doch schon mancher seiner Leser zuweilen gewünscht, ihn von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen.

Nur noch wenige Wochen und Heinrich Hansjakob feiert seinen 70. Geburtstag, — an Körper wohl leider schon seit Jahren von mancherlei

Plagen heimgesucht, an Geist und Wesen aber noch ganz der, der er immer war, der „echte Haslacher", wie er selbst ihn in seinen Kindheits- und Heimatserinnerungen gezeichnet hat: „Jeder Haslacher hat, wenn ich trivial reden soll, ein böses Maul, aber ein ehrliches, deutsches, zufriedenes und vorab lustiges Herz." Und er, der nach seiner eigenen Aussage der Ansicht ist, „daß das Leben des einfachsten und armseligsten Menschen es verdiente, aufgeschrieben und veröffentlicht zu werden", da das Wirken und Kämpfen jeder Menschenseele einen wertvollen Beitrag zur Gottes-, Welt- und Menschengeschichte bilde, wird wohl gestatten, daß wir auf sein bisheriges Leben und Wirken, das sich von dem eines „armseligsten Menschen" doch recht merklich abhebt, einen kurzen Rückblick werfen.

Am 19. August 1837 als Sohn eines Bäckermeisters in dem idyllischen alten Schwarzwaldstädtchen Haslach an der Kinzig geboren, wuchs Heinrich Hansjakob als echtes Kind des Volkes unter Handwerksleuten und Bauern auf und lernte schon als Knabe manches Original kennen, das ihm zu seinen späteren Veröffentlichungen Modell stehen mußte. An seiner Heimat und allem, was zu ihr Bezug hat, hängt er mit geradezu schwärmerischer Liebe, die sich fast in jedem Wort seiner Jugenderinnerungen *) sowie in den meisten seiner andern Werke verrät. Das liebliche Kinzigtal mit seinen üppigen Matten, dem klaren Bergfluß und dem von stolzen Tannen und Buchen gekrönten Bergkranz, das gemütliche alte Städtchen mit dem „silbernen" Kirchturm, dem Rathaus am Marktplatz und dem „ehrwürdigen" Straßenpflaster stehen unauslöschlich in seinem Gedächtnis und werden immer wieder gern aufgesucht, während den Menschen, die „unter dem Schutze des silbernen Kirchturmes in den Häusern, an den Straßen und Bächen der Heimat" gewohnt haben, auch nach ihrem Tode ein sicheres Plätzchen in seinem Herzen erhalten bleibt. Neben den Eltern — dem tüchtigen und kreuzbraven Bäcker und späteren Gastwirt und seiner heiteren, fleißigen Gattin — steht an erster Stelle die Großmutter mütterlicherseits, die Hansjakob „so recht eigentlich die irdische Muttergottes" nennen möchte und die jede Liebkosung und jedes Geschenk mit dem freundlichen Mahnruf begleitete: „Büble, sei au brav!" um dem Enkel dann von dem längst verstorbenen Großvater, der sich vom armen Hausierer zum wohlhabenden Kaufmann heraufgearbeitet hatte, als Muster der Bravheit zu erzählen. Des „Büble" Sinn aber stand mehr als nach diesen Erzählungen nach Großmutters „Schnitztrog" voll gedörrten Obstes, in den er zum Schluß einen Griff tun durfte. — Für die Schwestern, „drei zank- und denunziationssüchtige, rechthaberische kleine Weibsbilder", hatte der Knabe keine besondere Sympathie, umso größer war seine Freundschaft für die alte „Lenebas", eine Großtante, die seiner Jugend ein „heiliger, lebendiger Schutzengel" war und ihn in ihrer schlichten Frömmigkeit zu Gottesfurcht und Gotteserkenntnis anleitete. Sehr nahe standen seinem Herzen auch die Dienstboten im Vaterhause: Hugo, der Knecht, der ihn die Liebe zu den Tieren lehrte, Sepp, der Bäckerjunge und Vorleser der herrlichsten Rittergeschichten, und Luitgarde, die Magd, die ihn im Stiefelputzen und Kleiderbürsten unterwies. Dann kamen die Nachbarn an

*) Aus meiner Jugendzeit. Heidelberg, Weiß, 1880.



die Reihe, unter denen es „eine solche Fülle von Individualität und Originalität“ gab, daß der Knabe sich unbewußt angezogen fühlte, lange bevor er sich ein Urteil über die einzelnen Charaktere bilden konnte. Auch an gleichalterigen Kameraden, an „Mitseligen im Kinderhimmel“, fehlte es dem Sohne des angesehenen Bäckermeisters natürlich nicht. Viele von ihnen leben noch als Grundbesitzer oder Werkstätteninhaber im alten Heimatsstädtchen, und ihrer aller gedenkt der greise Stadtpfarrer zu St. Martin in treuem, von leiser Wehmut durchzogenem Erinnern als der Zeugen seines Kinderglücks, zu dessen Erhöhung alles und jedes — „von Gottes Sonne herab bis zum Wurm im Staube“ — beitragen mußte. In fröhlichen Spielen, die durch manche althergebrachte Festsitte der Haslacher besonderen Reiz erhielten, schwand die Kinderzeit dahin, so wolkenlos sonnig, daß der kleine Heinrich die erwachsenen Leute nicht begreifen konnte, die an trüben Winter- oder Regentagen erleichtert aufatmeten, wenn das Ende des „trübseligen Tages“ herbeigekommen war. Für ihn gab es keine trübseligen Tage: die ausgiebigen Prügelstrafen in Haus und Schule — denn „ohne Prügel ist es unmöglich, einen geborenen, echten Haslacher zu erziehen“ — wurden als etwas Selbstverständliches mit Resignation ertragen und auch der Schatten, den das Stillsitzen in der Schule in das bisher so ungebundene Knabendasein warf, wich schnell vor dem Sonnenglanz all der interessanten Erlebnisse in Feld und Wald, auf der Gasse, im Taubenschlag oder auf dem väterlichen Heuboden. — Wenn Hansjakob auf seine Kindererinnerungen zu sprechen kommt, geht ihm das Herz auf. Jede Kleinigkeit ist ihm im Gedächtnis geblieben und wird mit Liebe und leiser Wehmut wiedererzählt, wobei er sich keine Gelegenheit entgehen läßt, um in seinem bekannten Haß gegen alle Errungenschaften der Kultur die Kinder von heute zu bedauern, die mit Spielsachen überschüttet, mit Schularbeiten überbürdet werden und seiner Meinung nach weder so glücklich noch so gesund sein können wie die wilde Schar der Haslacher Buben, die sich ihr armseliges Spielzeug selbst fabrizierten oder erbettelten, dafür aber frei durch Feld und Flur streifen, Kühe hüten, Äpfel stehlen, Vogelfang betreiben durften.

„Ich schwärme für meine Knabenjahre“, erklärt er, „und es vergeht kein Tag, ohne daß ich an dieselben zurückdenke. Mit unwiderstehlicher Macht aber überwältigt mich dieses Denken, so oft ich in die Heimat komme, wo Natur und Menschen, Häuser und Steine mir verkünden, daß in ihnen einst alle meine Gedanken und Empfindungen aufgingen in den freudigseligen Tagen der Kindheit und daß in dieser kleinen Welt mein irdisch Paradies gestanden ist.“ (Aus meiner Jugendzeit, S. 286.)

Die Pforten dieses Paradieses schlossen sich mit dem „weißen Sonntag“ 1851, dem Tage der ersten hl. Kommunion, „den der Herr für die armen Kinder gemacht hat zur ausschließlichen Freude für sie, ehe der Jugendhimmel sich ganz verschließt und die Welt ihre kalten Fangarme nach ihnen ausstreckt“. Wenige Tage darauf erfolgte der Austritt aus der Schule und aufjauchzend in törichter Freude legten der „Beckephilipple“, wie Hansjakob nach seinem Vater im Städtchen genannt wurde, und seine Altersgenossen die Kinderzeit zu Grabe, um nur allzubald zu erfahren, „daß die Erde außerhalb des Paradieses Dornen und Disteln trägt“. — Die meisten der Kameraden

kamen zu Haslacher Handwerkern in die Lehre und wußten bald von Mühe und Arbeit in der Werkstatt zu erzählen. Auch Hansjakob wurde Lehrling in der Backstube seines Vaters und hatte „Hunderte von Halbbatzenlaibchen und Vierpfündern nach der Gewichtstaxe zu normieren“, fand diese Arbeit aber durchaus nicht nach seinem Geschmack und stieß dem älteren Lehrbuben gegenüber oft den Stoßseufzer aus: „Wenn i no a mal wißt, was i wäre muaß, denn das Bache isch mir in der Säl' z'wider!“ Auch die Eltern waren über die Zukunft ihres Ältesten noch im unklaren, da der Vater das Bäckergewerbe ein lumpiges Handwerk nannte und dem Sohne gern ein besseres gegönnt hätte.

Als zehnjähriger Knabe war Hansjakob auf einige Monate nach Freiburg zu Verwandten gegeben worden, da die Großmutter für ihn eine bessere Bildung wünschte, als in der Haslacher Volksschule zu erwerben war; doch das Heimweh des Knaben und seine geringen Fortschritte in der Schule hatten die Eltern veranlaßt, ihn bald wieder nach Hause zu nehmen. Jetzt erinnerte sich der junge Bäckerlehrling der Studenten, die er in Freiburg gesehen hatte, ihrer bunten Kappen und der mächtigen Bierkrüge, hinter denen sie in den Wirtshäusern gesessen hatten, und es stieg der Wunsch in ihm auf, auch so ein Student zu werden. Zunächst vertraute er sich der Großmtuter an, die dem Plane sofort zustimmte und den Enkel schon als Geistlichen vor sich sah, denn „studieren und Geistlicher werden war damals in den bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen identisch“. Die Mutter wurde eingeweiht und bald hatten die beiden Frauen den Vater so weit gebracht, daß er versprach, in nächster Zeit den Oberlehrer um Rat zu fragen und dessen Meinung über Heinrichs Fähigkeiten als ausschlaggebend zu betrachten. Diese Meinung lautete kurz und bündig: der Bub' sei zum Studieren zu dumm! Die Mutter aber ließ nicht mehr nach; nun sollte der Vater den Kaplan bitten, dem Knaben lateinischen Unterricht zu erteilen, dann mußte es sich ja herausstellen, ob das Urteil des Oberlehrers begründet war oder nicht. Der Kaplan, ein freundlicher junger Mann, der sich bald seines Schülers Liebe und Vertrauen zu sichern wußte, war gern zum Unterrichten bereit; der Vetter Fruchthändler mußte die nötigen Bücher aus Offenburg mitbringen und der „Beckephilipple“ verkündete stolz jedem, der ihm in die Nähe kam: „Ich derf jez schtudiere!“

In allerliebster Detailmalerei schildert Hansjakob in dem zweiten Teil seiner Jugenderinnerungen *) die Stunden, die er beim Kaplan zugebracht, lernend oder, wenn sein Lehrer nicht gleich Zeit für ihn hatte, auf dem Balkon des Pfarrhauses liegend und in Gottes weite Welt hineinträumend. „Stolz wie ein König auf seines Schlosses Zinnen stund ich jeweils auf meinem Balkon, denn unten zog die Grabengasse hin und auf ihr wandelten Haslacher, jung und alt. Wenn sie nun zu mir aufschauten, meinte ich, jedermann müsse mich beneiden um mein Latein und mein Studium.“ Damals ahnte er nicht, daß dieses selbe Latein ihm noch bittere Tränen auspressen sollte.

*) Aus meiner Studienzeit. Heidelberg, Weiß, 1884.



Die Vorbereitungen fürs Gymnasium, damals Lyzeum genannt, waren beendet und nach längerem Schwanken entschieden die Eltern sich, ihren Heinrich nach Rastatt zu schicken, wo er bei einem Jugendfreunde des Vaters, dem Schuhmacher Braun, wohnen sollte. Leichten Herzens verließ der angehende Student das Vaterhaus, den verehrten Lehrer und die tannengrünen Berge der Heimat, um in Begleitung der Mutter der Fremde zuzueilen. Am 1. Oktober 1852 fand die Aufnahmeprüfung, die nur in einer schriftlichen Lateinaufgabe bestand, statt und — Hansjakob war Unterquartaner des Rastatter Lyzeums. Sein anfänglicher Jubel über diesen Erfolg verwandelte sich schnell genug in herben Kummer, als er schon nach wenigen Tagen erkannte, wie ungenügend seine Vorbildung in allen Fächern außer dem Lateinischen war, und als er sich von den Mitschülern auslachen, von den Lehrern verspotten und schlecht behandeln lassen mußte. Manch bitteres, aber berechtigtes Wort über die Herzlosigkeit der Professoren gegen den verschüchterten, von Heimweh geplagten Bauernknaben, der es trotz eifrigen Lernens keinem recht machen konnte, entströmt der Feder Hansjakobs, wenn er von jenen ersten Studienjahren erzählt; mit umso größerer Verehrung und Dankbarkeit gedenkt er der Lehrer, die durch Milde und Gerechtigkeit ihm die Qual der Schulstunden zu mildern verstanden. Zu seinen Freunden und Vertrauten, bei denen er das Heimweh vergaß, hatte er gleich nach seiner Ankunft die Schusterbuben seines Hausherrn erwählt; allmählich befreundete er sich dann auch mit einigen Schulkameraden, die jedoch keinen günstigen Einfluß auf ihn ausübten und ihn öfter als notwendig zu einem Gang ins Wirtshaus verleiteten. So bildete er sich früh zum Kneipgenie aus und holte sich sogar in den ersten Sommerferien daheim, als der Vater schwerkrank darniederlag, einmal einen solchen Rausch, daß die empörte Großmutter ihn den jüngeren Geschwistern als „Lump und Schandpfahl der Familie“ vorstellte. Auch das Rauchen gewöhnte er sich früh an und betrieb es so unsinnig, daß sich bald hochgradige Nervosität und Schlaflosigkeit einstellten. „So sündigt die Jugend auf ihre Gesundheit und das Alter muß die Sünden büßen!“ ruft Hansjakob wehmütig aus, „heut wäre Rauchen mein Tod und Bier kann ich seit vielen Jahren keinen Tropfen mehr trinken“. Damals sei das Bier aber auch noch echter altgermanischer Stoff gewesen und nicht so „heillos fabriziert“ wie jetzt. „Wenn heute ein gesunder Mann vier Vierteln von dem Höllengebräu trinkt, wie es dermalen im Reich vielfach gemacht wird, so ist er berauscht — vom Gift. Deswegen würde ich im Reichstag unter allen Umständen gegen das Trunksuchtsgesetz stimmen, solange nicht das Reichsgesundheitsamt für menschliches Bier gesorgt hat“. (Aus meiner Studienzeit, S. 115.) Einige Seiten weiter kommt er wieder auf den edlen Gerstensaft zu sprechen und erklärt ihn für das Lebenselement der Süddeutschen, aus dem ihre Gemütlichkeit entspringe. „Wenn man uns Süddeutschen das Bier nähme, dann würden bei uns die Reichsschwärmer, die Poeten, die Komponisten, die gemäßigten Bürger und die Landtagsabgeordneten aussterben, es gäbe bei uns dann lauter Menschen ohne Gemüt und mit purem Verstand. Dann würden wir denken, philosophieren, schweigen und rechnen. Unser Herz würde vergletschert und unsere Zunge würde hart reden wie Stein . . . Der Süddeutsche ist vom Bier so viel

abhängig, daß er selbst Rattengift zu sich nimmt, wenn es nur den Namen ‚Bier‘ trägt“.

Im Dezember 1857 fanden sich alle die alten Haslacher Spielgenossen bei der Rekrutenaushebung in Wolfach wieder. Die meisten waren schon als Handwerksburschen draußen in der Welt gewesen und hatten den Kampf ums Dasein in dieser oder jener Gestalt kennen gelernt; „welch ein Riesenunterschied zwischen den Freuden des Kindes am ersten Kommuniontage und den Rekrutenfreuden! Und doch liegen nur sechs flüchtige Jahre dazwischen.“ Hansjakob wurde wegen großer Kurzsichtigkeit für bleibend untauglich erklärt. Dieses Übel hinderte ihn auch zwei Jahr später, als während des französisch-österreichischen Krieges Baden mobil machte und das Regiment Benedek in Rastatt Offiziersaspiranten annahm, bei den Österreichern einzutreten, für deren Wesen und Uniform er viel Sympathie hatte. „Was mich mit allen Österreichern ganz besonders verband, war die Harmonie des gleichen leichten Sinnes, der in hohem Grade dem austrischen Wesen eigen ist und den man bei den Österreichern deutscher Zunge überall, selbst in der Politik, nachweisen kann. Ich hätte jedenfalls das Zeug zu einem echten Österreicher gehabt!“ (A. a. O. S. 159.)

Trotz des lustigen Studentenlebens ging es nach den ersten schwierigen Jahren in der Schule immer besser und besser vorwärts, denn das langwierige Leiden des Vaters und die der Familie daraus erwachsenden pekuniären Sorgen ließen den Jüngling den festen Vorsatz fassen: „Du mußt in der Schule etwas leisten und darfst keine Schulden machen!“ Als Dritter unter fünfzehn Glücklichen bestand Hansjakob 1859 die Matura, ohne sich noch für einen bestimmten Beruf entschlossen zu haben. Mutter und Großmutter hatten zwar nicht den Wunsch, wohl aber die Hoffnung, ihn als Geistlichen zu sehen, aufgegeben, und jeder, dem er auf die Frage der Berufswahl antwortete: „Ich werde Pfarrer!“ nahm das als schlechten Witz auf. Und gerade dieser allgemeine Zweifel wars, was ihn in einer Art von Trotz bewog, sich nun wirklich dem theologischen Studium zu widmen. Ein zweiter Grund war der Wunsch, der Mutter, die seit des Vaters Erkrankung nichts als Leid und Sorgen zu tragen hatte, eine Freude zu machen. Höhere, religiöse Gründe bestanden nicht, denn mit der Religion des lebensfrohen Studenten sah es schlimm aus, wenn er auch — dank den Samenkörnlein, die die „Lenebas“ in das Kinderherz gesät hatte, — nie aufgehört hatte zu beten.

So suchte Hansjakob denn um Aufnahme ins erzbischöfliche Konvikt zu Freiburg an und ward gegen geringes Entgelt in die Zahl der Konviktoren eingeschrieben. Doch schon die ersten Tage im Konvikt ließen ihn seinen Entschluß bereuen. Der plötzliche Übergang von ungebundener Freiheit zum Zwange des streng geregelten Anstaltslebens, die geistlichen Exerzitien, die gleich am ersten Tage unter Leitung des berühmten Kapuzinerpaters Florentini begannen, das frühe Aufstehen, das fortwährende Beisammensein mit nicht immer sympathischen Kollegen — „das waren lauter Dinge, die mit meinem seitherigen Tun und Treiben im schreiendsten Widerspruch stunden,“ erklärt Hansjakob (a. a. O. S. 218); „wenn ich einen Grund finden soll, warum ich das alles, wenn auch unter Anwendung aller meiner Willenskraft, mitmachte, so war es abermals ein gewisser Eigensinn. Ich wollte nicht aus-

gelacht werden, daß ich so bald meinem Vorhaben untreu geworden wäre." Aber obgleich ihm das Konviktleben an und für sich verhaßt war und blieb, erkennt er gern dessen Lichtseiten an, zu denen vor allem das geregelte Studium gehöre. „In solch einem Konvikt wird derart zum Studium angehalten, daß es oft mehr dem sogenannten ‚Ochsen' sich nähert."

Hansjakob hatte sich auf der Universität als studiosus theologiae et philologiae immatrikulieren lassen und besuchte die Vorlesungen mit Eifer und Genuß. Da der Studienplan für Theologen genau vorgeschrieben war, hatte er im ersten Semester Kirchengeschichte, Einleitung in die Schriften des Alten Testamentes, Exegese der Apostelgeschichte, Erklärung der Psalmen und Enzyklopädie der Theologie zu hören. Die liebsten und interessantesten unter diesen Vorlesungen waren ihm die des „Exegesen-Maier", des damaligen Dekans der Fakultät, Dr. Adalbert Maier, denn was der „sprach und erklärte, war die Logik und Klarheit selbst". Zu seinen sonstigen Lieblingsprofessoren gehörten der berühmte Konvertit und Historiker Gfrörer und der Philologe Baumstark, dessen Vorlesungen über „Literatur der griechischen Poesie" dem für das klassische Altertum schwärmenden Jüngling besonders zusagten. Nur schwer aber konnte er sich mit den monotonen und unverständlichen Vorträgen des Hofrats Sengler über „praktische Philosophie" abfinden. „Ich wurde ein mittlerer Dreißiger, bis ich wieder einmal versuchte, Philosophie zu studieren," gesteht der Verfasser der „Studienzeit" offen, „aber jetzt erst als Fünfziger treibe ich diese ebenso oft mißbrauchte als mißverstandene Wissenschaft mit klarem Erkennen und Verstehen. Philosophie, deutsche, moderne, sollte jeder gebildete Christenmensch bis ans Ende seines Lebens studieren und verfolgen. Sie wäre ihm der lichteste Beweis von der Wahrheit des Christentums. Wenn man liest, wie diese Herren Philosophen mit der Stange im Nebel herumfahren und, wenn sie das Christentum niedergerissen zu haben glauben, doch immer wieder zu demselben zurückkehren, wenn sie etwas Vernünftiges behaupten wollen, so freut man sich doppelt seines christlichen Glaubens."

Bezeichnend für Hansjakobs damalige Sinnesart und ein Beweis seines ehrlichen, offenen Charakters ist die folgende Episode: Dem Konviktsdirektor, dem späteren Bischof Kübel, war hinterbracht worden, daß der einstige Rastatter Lyzeist seinen eigenen Äußerungen nach gar keinen Glauben habe. Vom Direktor hierüber befragt, erklärte Hansjakob die Meldung für wahr und fügte hinzu, er habe geglaubt, das Konvikt sei nicht nur dazu da, um fromme, religiös wohl unterrichtete Studenten aufzunehmen, sondern auch glaubensarme und religiös schlecht unterrichtete, zu denen er eben gehöre; er könne dem Direktor aber das feierliche Versprechen geben, daß er nicht heucheln werde. Er wolle nur das zweite Jahr der Theologie, die Dogmatik, abwarten und wenn er dann nicht zum Glauben käme, die Anstalt unbedingt verlassen. Der Direktor wußte diese Offenheit zu schätzen und zeigte von diesem Tage an ein besonderes Wohlwollen für den jungen Zweifler, dem er es oft genug anmerkte, wie ihn der Gedanke an den Austritt aus dem Konvikt verfolgte, zumal als der Frühling kam und der an das freie Herumstreifen in Gottes schöner Natur Gewöhnte verstimmt und melancholisch im engen Konviktgarten umherwandelte.

Im Wintersemester 1860/61 begannen für Hansjakob die Vorlesungen über katholische Dogmatik von Professor Wörter. Ruhig, einfach und klar, alle Phrasen vermeidend, trug dieser Theologe die Dogmatik vor, und nachdem Hansjakob ihm zwei Semester zugehört hatte, war er ein überzeugungsvoller, positiv gläubiger Mensch geworden. Jetzt erst kam ihm die richtige Vorstellung von der Person des Heilands, vom Erlösungswerk und von den Sakramenten und zum erstenmal in seinem Leben konnte er mit vollem Verständnis beichten und kommunizieren. Nun wurde ihm das Priestertum zum Ideal und sein sanguinisches Temperament riß ihn zu wahrer Schwärmerei für seinen zukünftigen Beruf hin; das Konviktleben wurde von ihm zwar auch jetzt noch drückend empfunden, aber als notwendiger Übergang geduldig ertragen.

Großen Genuß bereiteten ihm die originellen und klassisch populären Vorlesungen über christliche Pädagogik von Alban Stolz, der in seiner urwüchsigen Eigenart mit dem Hansjakob der späteren Jahre soviel Gemeinsames hat. Ist es nicht, als spreche Hansjakob von sich selbst, wenn er sagt: „Alban Stolz hatte viele Feinde, weil er zu jenen Menschen gehörte, die stets sagen und schreiben, wie sie denken. Wer aber das Glück gehabt hat, diesen Mann näher kennen zu lernen und in seine kindliche Seele zu schauen, der wird ihn lieben und verehren von ganzem Herzen!" Und wie er die Werke seines einstigen Lehrers all denen empfiehlt, die „den inneren Alban Stolz in seiner ganzen Religiosität und Poesie" bewundern und als Schriftsteller von Gottes Gnaden erkennen wollen, so empfehlen heute seine eigenen Verehrer die Hansjakobschen Schriften als einen Schatz, in dem die vielen köstlichen Eigenschaften und Eigenarten des Verfassers als helle Edelsteine erstrahlen.

Unter eifrigem Studium, das zu Zeiten ohne jede Rücksicht auf die Gesundheit betrieben wurde, gingen die Universitätsjahre zu Ende und frohen Herzens verließ der junge Theologe zu Anfang August 1862 das Konvikt, um nach kurzem Aufenthalt in der Heimatsstadt hinaufzuziehen in den Schwarzwald, ins Priesterseminar der Diözese Freiburg, das in der stattlichen ehemaligen Benediktinerabtei St. Peter untergebracht ist. Anfänglich lehnte sich sein Freiheitsgefühl stärker noch als im Konvikt gegen die klösterliche Lebensweise und vor allem gegen den Mangel an Bewegung im Freien auf, doch allmählich fand er Gefallen an der Ruhe und Abgeschiedenheit, die zu dem elegischen Grundton in seinem Charakter paßten und ihn nach seinem eigenen Geständnis heute noch anziehen, während er sich nie mehr entschließen könnte, ins Konvikt zurückzukehren.

Am 6. August 1863 fand in Gegenwart der überglücklichen Mutter und der schon in den Siebzigern stehenden Großmutter, die die Reise nach St. Peter nicht gescheut hatten, die Priesterweihe statt und am 9. desselben Monats feierte der lange blasse Neupriester die erste heilige Messe in der heimatlichen Pfarrkirche. „Wenn ich je wieder auf die Welt und zum Priestertum käme," meint Hansjakob, „so würde ich ganz gewiß nie mehr meine Primiz öffentlich und in der Heimat abhalten. Denn eine solche Feier ist mit so vielen Äußerlichkeiten verbunden, daß ein junger Mensch am Tag selbst nicht mehr weiß, wo ihm der Kopf steht. Man ist ein wahres Schlachtopfer der Freude seiner Verwandten und des eigenen Hochgefühls seiner neuen



Würde. Wenn ich an jene Tage zurückdenke, so fühle ich am besten, wie kindlich und kindisch eigentlich noch ein Mensch von 25 Jahren ist, selbst wenn er zwölf Jahre studiert hat."

Noch einmal kehrte Hansjakob auf einige Wochen — diesmal als Gast des Direktors Kübel — ins Freiburger Konvikt zurück, um sich auf das philologische Staatsexamen vorzubereiten, das er im November 1863 in Karlsruhe als vierter unter zwölf Kandidaten bestand. Nach dreimonatlichem Urlaub, den er zur Kräftigung seiner Gesundheit nehmen mußte, begann dann seine „Praxis in Kirche, Schule und Welt": er trat eine Lehrstelle am Gymnasium zu Donaueschingen an, die er bereits im nächsten Jahr mit der eines Vorstandes der höheren Bürgerschule in Waldshut vertauschte. Hier gab er zum erstenmal seiner Neigung zur Schriftstellerei ernstlicher nach, nachdem er schon im Konvikt satirische Artikel für eine Kneipzeitung geliefert und sich damit manch schwere Feindschaft zugezogen hatte. Er veröffentlichte eine Schrift über „Die Salpeterer, eine politisch-religiöse Sekte auf dem südöstlichen Schwarzwald",*) die wegen ihres katholischen Inhalts das Mißfallen des Ministers Jolly erregte und des Verfassers Degradierung zum untersten Lehrer der Anstalt zur Folge hatte, worauf Hansjakob um seine Entlassung ansuchte. Eine andere Arbeit aus derselben Zeit, die historische Abhandlung „Die Grafen von Freiburg im Kampfe mit ihrer Stadt",**) trug ihm die Doktorwürde bei der philosophischen Fakultät in Tübingen ein. Außer einigen weiteren historischen Broschüren entstand damals auch ein heute vergessenes Schriftchen gegen den Impfzwang, gegen den Hansjakob auch in seinen sonstigen Werken bei jeder Gelegenheit wettert, indem er die Hoffnung ausspricht, es werde noch die Zeit kommen, „in der man allgemein darüber lachen wird, daß es eine Periode gab, welche von jedem Deutschen, wenn er irgendwie Vater und Mutter verließ und in der Welt sich umsehen mußte, einen Impfschein verlangte".

Im November 1869 wurde Hansjakob zum Pfarrer von Hagnau am Bodensee ernannt, doch bevor er diese Stelle antrat, mußte er im Mai 1870 ins — Gefängnis wandern; eine Rede, die er in einer katholischen Volksversammlung gehalten und in der er sich allzu freimütig über den badischen Kulturkampf und den Minister Jolly geäußert hatte, war mit der Verurteilung zu einmonatlicher Festungshaft beantwortet worden. In dem humoristisch geschriebenen Büchlein „Auf der Festung. Erinnerungen eines badischen Staatsgefangenen",***) schildert Hansjakob seine Gefühle und kleinen Erlebnisse während der Haftzeit, die er in Rastatt verbrachte und die ihn zu „bessern" nicht imstande war, wie sich bald zeigen sollte: als Abgeordneter des badischen Landtages, in den er 1871 von den Bauern des unteren Kinzigtales gewählt worden war, berichtete er im Mai 1872 in einer Volksversammlung über seine Tätigkeit in der Kammer. Hierbei soll er —

*) Erschienen bei Zimmermann in Waldshut (1867) und bei Herder in Freiburg (1896).

**) Zürich, Wörl, 1867.

***) Mainz, Kirchheim, 1870.

er selbst bestreitet es energisch — zwei staatliche Beamte beleidigt haben. Die Folge war eine abermalige Verurteilung, diesmal zu sechswöchentlicher Gefängnisstrafe, die in Radolfzell verbüßt werden mußte. Auch diese Gefangenschaft gab ihm Anlaß zu einem neuen Buch, in dem aber der Humor hinter der Bitterkeit verschwindet, mit der ihn das Gefühl, ungerechter Weise verurteilt zu sein, erfüllte. Es ist erst kürzlich eine Neuauflage des Werkes erschienen*) und in der Vorrede dazu erklärt sich Hansjakob selbst „nicht wenig erstaunt über den verbitterten und bissigen Ton, der darin herrscht". Um seine Gefängniserinnerungen zu verstehen, habe er zurückdenken müssen „an jene wilde Zeit des schärfsten Kulturkampfes, in welchem auf beiden Seiten mit der größten Erbitterung gestritten wurde". Er habe sich seine damals stürmische Jugendkraft, an die der alte müde Mann kaum mehr glauben könne, vergegenwärtigen müssen, um zu begreifen, wie er das alles habe niederschreiben können. Der Leser aber begreift es recht gut, wenn er von den Ungerechtigkeiten hört, denen der Gefangene während jener Wochen ausgesetzt war: andere Häftlinge durften ohne Schwierigkeiten Besuche empfangen, — der „ultramontane Streithahn" nur ganz ausnahmsweise; andere Häftlinge wurden auf einige Tage in die Heimat beurlaubt, wenn sie zwingende Gründe anführen konnten, — der Pfarrer von Hagnau durfte nicht heim, um den zur Firmung in das Dorf kommenden Bischof zu begrüßen; sein Gesuch um diese Beurlaubung wurde ebenso kurz und bündig abgewiesen wie ein anderes um die Erlaubnis, quälender nervöser Kopfschmerzen wegen im Freien spazieren und ein paarmal wöchentlich im See baden zu dürfen; seine Briefe mußten eine Zensur passieren und wurden zuweilen wegen lächerlicher Kleinigkeiten nicht befördert. Aber Hansjakobs heiterer Sinn half ihm auch über jene Zeit hinüber und mitten in seinen Ausfällen gegen den Liberalismus, diesen „Totengräber jeder Nation", in boshaften Bemerkungen über die moderne Kultur, die ihm die Zerstörerin von Poesie und guten Sitten ist, tiefsinnigen Betrachtungen über Religion, Geschichte, Literatur blitzt auch in diesem Buche der erquickende, etwas polternde Humor auf, ohne den er eben nicht der rechte Hansjakob wäre.

Bald nach Abbüßung der Haft veröffentlichte Hansjakob unter dem Pseudonym Hans am See einige politisch-religiöse Flugschriften gegen den Liberalismus, deren scharfer Ton noch die Verbitterung verrät, in die die Hetzereien und Verfolgungen der Gegner ihn versetzt hatten; dann folgten mehrere Reisebeschreibungen als Früchte der genußreichen Reisen, die in den Jahren 1874—1879 das ländlich einsame Leben in Hagnau unterbrachen und deren Schilderungen den Leser nicht nur mit den bereisten Ländern, sondern auch mit der Geschichte einzelner Ortschaften und ihrer Bewohner bekannt machen, da historische Untersuchungen zu Hansjakobs Liebhabereien gehören. Besondern Reiz erhalten diese wie alle spätern Reiseschilderungen dadurch, daß der Verfasser nicht nur als objektiver Berichterstatter auftritt, sondern in amüsantester Weise immer wieder auf sich selbst und die eigenen Erlebnisse zu sprechen kommt, daneben aber auch jede interessante Begegnung,

*) Im Gefängnisse. Neue Erinnerungen eines badischen Staatsgefangenen. Stuttgart, Bonz, 1907; in erster Auflage erschienen bei Kirchheim in Mainz, 1878.



jedes Zusammentreffen mit einem Original — und zum Entdecken und Beschreiben von Originalen hat er, wie jedes einzelne seiner Werke verrät, eine besondere Befähigung — einer Schilderung würdigt. Daß diese oft bis ins kleinste Detail gehenden Schilderungen niemals ermüden oder langweilen, liegt an der prächtigen, zwanglos natürlichen und witzigen Art des Erzählers, die den zuweilen recht holperigen Stil völlig vergessen läßt. — Weniger ausführlich als über seine großen Reisen durch Frankreich, Italien und die Niederlande berichtet Hansjakob über einige Kreuz- und Querzüge durch Deutschland und Österreich, das er dreimal — 1869, 1886 und 1900 — besucht hat und von dem er am eingehendsten im zweiten Bande der „Dürren Blätter"*), einer Sammlung von Aufsätzen verschiedener Art, plaudert. Mit Dankbarkeit gedenkt er hier des freundlichen Empfanges, der ihm in dem „Klosterpalast" Mölk zuteil geworden; unvergeßlich sind ihm die Stunden, die er dort verleben durfte, wie ein Fürst in einem prächtigen Salon mit wunderbarer Fernsicht wohnend. An Dürnstein, Göttweih, Traismauer und Tulln vorbei ging es dann auf der Donau hinab nach Klosterneuburg, „der Königin unter den reichen Stiften Österreichs"; doch konnte der Reisende sich nicht entschließen, die Augustiner-Chorherrn aufzusuchen, weil er immer gehört habe, „sie seien gar vornehme Herren", und mit solchen habe er nicht gerne zu tun. — In Wien verbrachte er sechs Tage, Kirchen und Museen besuchend, die neuen Monumentalbauten, unter denen er das Reichsratsgebäude dem Rathause vorzieht, bewundernd und des Abends im Prater das Volksleben, das ihn immer und überall anzieht, beobachtend. In Wien lernte er auch den bekannten Satiriker Sebastian Brunner kennen, der bei den Dominikanern wohnte. Hansjakob hatte bei seiner ersten Anfrage erfahren, der Herr Prälat weile grade in der Sommerfrische, komme aber öfters in die Stadt. Zwei Tage später klopfte es mächtig an die Tür seines Hotelzimmers und auf sein „Wer da"? rief draußen eine tiefe Baßstimme: „Sind Sie der Hansjakob?" — „Jawohl!" — „Dann bin ich der Sebastian Brunner!" Im nächsten Augenblick standen sich zwei Männer gegenüber, in deren Wesensart sich manches Verwandte entdecken läßt und die daher schnell Gefallen aneinander fanden; gehörte doch auch Brunner „zu den immer rarer werdenden Männern, die von der Leber wegreden und in allem das Kind beim rechten Namen nennen, ob dieser Name gefällt oder mißfällt, beliebt macht oder nicht". (Dürre Blätter II., 272.) — Den Beschluß der Rundreise durch Österreich machten Brünn und Prag, das Hansjakob an Schönheit der Lage und der Stadt selbst hoch über Heidelberg stellt.

Viele Jahre hindurch fehlen die Reisebeschreibungen in der langen Liste der Schriften Hansjakobs, 1902 aber erschien „Verlassene Wege"**), Tagebuchblätter über eine im Sommer 1900 unternommene Wagenfahrt durch den Schwarzwald. Die Wahl des Titels erklärt der Verfasser damit, daß er auf Landstraßen reiste, die jetzt, seit die Eisenbahn die Gegend durchziehe, einsam und verlassen daliegen. Da er, um der Unruhe der Wirtshäuser

*) Heidelberg, Weiß, 1889.

**) Stuttgart, Bonz, 1902.

aus dem Wege zu gehen, häufig bei ihm befreundeten Pfarrern Einkehr hielt, weiß er in dem Buche viel von den Geistlichen jenes Gebietes zu erzählen; außerdem spricht er gerade hier so ziemlich über alles und jedes: über Volkstrachten, -sitten und -mundarten, über die gute alte und die böse neue Zeit mit ihren Fehlern und Vorzügen, über Natur und Poesie, Religion und Menschenherz, Industrie, Börsengeschäfte, Militärverhältnisse — und nicht zu vergessen: über die „Wibervölker“ und ihre geistige Untergeordnetheit; trifft er einmal ein weibliches Wesen, das ihm einfach und natürlich entgegenkommt, keine Neugier verrät, Tüchtiges zu leisten imstande ist, so erkennt er mit einem gewissen Staunen diese Eigenschaften an, versäumt aber nicht, dem Geschlecht im allgemeinen einen boshaften Hieb zu versetzen, jedoch in einer Art und Weise, daß ihm sicherlich keine seiner zahlreichen Leserinnen deswegen grollt. — In dasselbe Jahre fiel auch die dritte Reise nach Österreich, die hauptsächlich Kremsmünster und St. Florian galt und in dem Buch „Letzte Fahrten“*) beschrieben ist. Hansjakob vertieft sich hier in die geschichtliche Vergangenheit dieser Stifte, die ihm durch Größe und Reichtum gewaltig imponieren, berührt ferner in freimütigster Weise die kirchlichen und politischen Verhältnisse Österreichs, die Sprachenfrage, die Los von Rom-Bewegung u. a. Das Buch klingt in Wehmut aus: der sonst so heitere Verfasser sagt sich, daß dies wohl seine letzte Eisenbahnfahrt gewesen, — die nächste große Reise werde ihn in die Ewigkeit führen, und je eher er sie antreten dürfe, umso lieber werde es ihm sein.

Wie die vielen Reisen, die zum Teil gesundheitshalber unternommen werden mußten, für angenehme Abwechslung im Leben Hansjakobs sorgten, so trugen die politischen Verhältnisse und seine Teilnahme daran auch nach den Haftstrafen in unerquicklicher Weise dazu bei, sein Dasein vor Einförmigkeit zu bewahren. Ein Tagebuch meist politischen Inhalts,**) das vom 14. November 1877 bis zum 6. Mai 1878 reicht, weiß genug davon zu erzählen. Die Sitzungen des Abgeordnetenhauses hatten Hansjakob nach Karlsruhe gerufen; auf der Tagesordnung stand das Examengesetz für die katholischen Geistlichen, von denen der Staat seit dem Jahre 1867 die Maturitätsprüfung forderte, während die Kirchenbehörde ihnen verbot, sich dieser Prüfung zu unterziehen. Um dem daraus entstandenen Priestermangel abzuhelfen und in Erwägung des Umstandes, daß die Kirche schon viel wichtigere Zugeständnisse habe machen müssen, trat Hansjakob in einer Rede vom 25. Jänner 1878 für Nachgeben und Versöhnung ein. Dadurch hatte er sich von seiner Partei getrennt und wurde nun von ihr als Abtrünniger behandelt. Die Verunglimpfungen und Verdächtigungen, mit denen seine bisherigen Parteigenossen ihn verfolgten, schmerzten ihn umso tiefer, als er sich bewußt war, nur das Beste gewollt zu haben. — Nach dem stillen, weltfernen Hagnau zurückgekehrt, ruht er von den Stürmen des Kampfes aus, dessen Nachhall in Zeitungsartikeln und Flugschriften zu ihm dringt, ohne ihn aufzuregen. Wieder sind es Tagebuchblätter, die uns von seinen Erlebnissen, und diesmal

*) Ebd., 1902.

**) In der Residenz. Erinnerungen eines badischen Landtagsabgeordneten. Heidelberg, Weiß, 1878.



vor allem von seinem Fühlen und Denken Nachricht geben und die er ein Jahrzehnt später im zweiten Bande der bereits erwähnten „Dürren Blätter" der Öffentlichkeit übergab. „Fest entschlossen, einmal die Welt und den Gang der Dinge in Deutschland aus der Vogelperspektive anzuschauen", fühlte er sich so „agitationsmüde", daß — er nicht einmal mehr für eine Agitation gegen den Impfzwang zu gewinnen war, zu der ein Gegner desselben ihn bewegen wollte! Er überließ sich ganz der auf seine angegriffenen Nerven wohltätig einwirkenden Ruhe des Landlebens, bei schönem Wetter weite Spaziergänge in die Umgegend unternehmend, an Regentagen vom Fenster aus auf den Bodensee hinausträumend, den Umgang mit „gebildeten oder sogenannten gescheiten Leuten" als aufregend meidend, dafür aber gerne zu gemütlichem Geplauder mit den Leuten seines Dorfes bereit; ein Gespräch mit dem Bäcker, Müller, Schreiner des Ortes oder dem im Walde getroffenen Maulwurfsfänger konnte ihm für einen ganzen Abend Stoff zum Nachdenken und Träumen liefern, wenn sein Kopf- und Augenleiden Lesen oder Schreiben unmöglich machte. Leise, fast wohltuende Melancholie durchzieht diese Tagebuchblätter und gibt den gedanken- und gemütvollen Betrachtungen über die kleinen Vorkommnisse des Alltagslebens einen eigenen Reiz.

Im Jahre 1880 erschien der erste Teil der mehrfach zitierten Erinnerungen aus der Jugendzeit, die, was Poesie und Humor betrifft, zu den besten Werken Hansjakobs gezählt werden müssen; der zweite Teil folgte erst vier Jahre später. In der Zwischenzeit war Hansjakob, der 1881 aus dem badischen Landtage ausgetreten war, als Schriftsteller insofern nicht müßig, als er den vertraulichen Umgang mit seinen Pfarrkindern dazu benutzte, Material für zukünftige Arbeiten zu sammeln.

Der August 1884 brachte Hansjakob die Berufung auf seine jetzige Stelle, die Stadtpfarre zu St. Martin in Freiburg. Trotz des größeren amtlichen Wirkungskreises und des zunehmenden Nervenleidens, das zu Zeiten in Angstgefühl und Zwangsvorstellungen ausartete und ihn im Winter 1894 bewog, einen dreimonatlichen Aufenthalt in der Nervenanstalt Illenau zu nehmen*), ruhte seine Feder hier weniger als je. Zu den bisher gepflegten Gebieten der Schriftstellerei gesellten sich drei neue: die Dorferzählung, der historische Roman und die Theologie, welch letztere durch eine achtbändige Predigtensammlung vertreten ist. In den meisten dieser Kanzelreden, die in origineller Weise unter Beibehaltung des Bibeltextes der Gegenwart angepaßt sind, zeigt sich Hansjakob als echter Volksprediger, der seine Zuhörer kennt und auf sie zu wirken weiß.

Nach wie vor lieferte jedes Erlebnis Stoff zu Aufzeichnungen in Tagebuchform**), jede Familienerinnerung Gelegenheit zu gemütvollen Rückblicken auf die Herkunft der Eltern und Großeltern***), jede wichtigere Frage, die

---

*) Vgl. „Aus kranken Tagen." Heidelberg, Weiß, 1894.

**) „Im Paradies," Ebd., 1897. — „Abendläuten." Stuttgart, Bonz, 1899. — „In der Karthause," Ebd., 1900.

***) „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin." Ebd., 1898. — „Meine Madonna." Ebd., 1903.



die Allgemeinheit bewegte, Anlaß zu Flugschriften*), in denen der alte Kampfgeist sich oft noch recht bemerkbar regt, und jeder Aufenthalt an historischer Stätte Grund zu geschichtlichen Untersuchungen.**) So gut ihm diese bisweilen gelingen, so wenig ist der historische Roman das richtige Feld für Hansjakobs Schriftstellertalent. Dem „Leutnant von Hasle“***) und dem „steinernen Mann von Hasle“†) kann trotz mancher gelungenen Partien nur ein mittelmäßiger literarischer Wert zugestanden werden. Übrigens sagt der Verfasser selbst in der Einleitung zum „Leutnant“, er nenne sein Werk nur „Erzählung“ und nicht „Roman“, da ihm eine Kunstleistung, wie ein solcher es sei, fernstehe.

Hansjakobs ureigentlichstes Gebiet — das, auf dem er, ohne es zugeben zu wollen, ein Dichter und Künstler ist, dem er sich verhältnismäßig spät zugewendet hat und das dennoch am meisten dazu beigetragen hat, ihm einen weitverbreiteten Leserkreis zu verschaffen, — ist die Dorfgeschichte und die Charakterskizze aus dem Bauernleben. Die hierher gehörenden Werke „Wilde Kirschen“ (Heidelberg, Weiß, 1888), „Schneeballen“ (Ebd., 1892/93), „Bauernblut“ (Ebd., 1896), „Waldleute“ (Stuttgart, Bonz, 1897) und „Erzbauern“ (Ebd., 1898), Sammlungen kürzerer Erzählungen und Skizzen, übertreffen an Beobachtungsgabe, Charakterisierungskunst, Darstellungskraft und gesunder Einfachheit nicht nur alles, was Hansjakob sonst geschrieben, sondern auch die Werke der meisten seiner Vorgänger auf diesem Gebiete. Während von diesen die einen das Denken und Handeln des Dorfbewohners idealisieren, die andern übertrieben realistisch darstellen, diese nur die Licht-, jene nur die Schattenseiten des Bauernlebens schildern, finden wir in Hansjakobs Schriften Idealismus und Realismus in erfreulicher Weise vereinigt: er zeichnet seine Leute genau so wie sie sind, streng nach der Natur, ohne etwas zu verschweigen oder zu beschönigen, — sind doch all seine Gestalten nicht erfunden, sondern haben, wie er des öfteren betont, gelebt und geleibt so wie er sie darstellt; aber er hat die beneidenswerte Gabe, daß ihn vor allem solche Charaktere anziehen, an denen das Licht den Schatten verdrängt, und daß er den immerhin vorhandenen Fehlern einen humoristischen Anstrich zu verleihen versteht. Seine heiße Liebe zu dem Volke, aus dem er hervorgegangen, macht es ihm möglich, alles, was er von ihm zu erzählen weiß, mit leise verklärendem Schimmer zu umgeben, ohne dabei je unwahr zu werden.

Wie in all seinen Werken tritt auch in den Dorfskizzen des Verfassers eigene Persönlichkeit nie ganz in den Hintergrund, — dazu ist sie viel zu scharf ausgeprägt. Immer wieder wird der Gang der Erzählung oder der Schilderung durch subjektive Betrachtungen, die oft vom Hundertsten ins Tausendste gehen, und durch satirische oder bitterböse Angriffe gegen alles, was dem Schreiber

---

*) „Rede über Einführung religiöser Orden in Baden“. Freiburg, Herder, 1889. — „Der Sozialdemokrat kommt!“ Ebd., 1891. — „Der Kapuziner kommt.“ Ebd., 1902.

**) „St. Martin als Kloster und Pfarrei.“ Ebd., 1890. — „Der schwarze Berthold.“ Ebd., 1891.

***) Heidelberg, Weiß, 1895.

†) Stuttgart, Bonz, 1897.

„in der Säl' z'wider“ ist, unterbrochen. Aber die „Schlenkerer“, wie er selbst diese Abschweifungen nennt, gehören nun einmal so sehr zu seiner Schreibweise, daß man ein Buch Hansjakobs ohne sie sich gar nicht vorstellen kann — und auch gar nicht wünscht. Auch die sonstigen Stilunebenheiten, die ihm vorgeworfen werden und die er selbst gern zugibt, — häufige Wiederholungen, Widersprüche, Mißachtung jeder Kunstform, grammatische Schnitzer — vergißt der Leser bald über der künstlerischen Wirkung des Ganzen. Hansjakob selbst protzt gern ein wenig mit seinem „bäuerischen Stil“ und meint, die Hauptsache sei doch, daß man verstehe, was er sagen will, und das sei bisher noch immer der Fall gewesen.

Unter den vielen Geistlichen, die sich in hervorragender Weise mit dem Schreiben von Volkserzählungen befaßt haben, war Hansjakob lange der einzige katholische. Umso befremdlicher ist es, daß er in katholischen Kreisen viel später anerkannt wurde als in protestantischen, in denen er schon seit vielen Jahren zahlreiche Verehrer und — trotz seiner Nichtachtung der „Wibervölker“, die übrigens in den letzten Jahren etwas geschwunden zu sein scheint, — Verehrerinnen zählt. Hoffentlich wird die billige Volksausgabe seiner Erzählungen, die gegenwärtig bei Bonz in Stuttgart erscheint, das Ihre dazu beitragen, ihm nah und fern stets neue Freunde zu verschaffen.

Hansjakobs in den „Letzten Fahrten“ ausgesprochene Vermutung, daß die nächste Reise wohl zur Ewigkeit führen werde, hat sich Gottlob nicht erfüllt: drei stattliche Bände aus den letzten Jahren — „Sommerfahrten“*), „Alpenrosen mit Dornen“**) und „Sonnige Tage“***) — berichten im alten Ton von einigen weiteren Reisen, unter denen der Ausflug „ins Land, in dem die Alpen im Schneefeld glühen und die Rosen auf Felsen blühen, in dem die Wasser rauschen und die Hirten jauchzen, ins Land der Telle und Winkelriede — ins schöne, freie Schweizerland“ am genußreichsten gewesen zu sein scheint. Eine Eigentümlichkeit Hansjakobs, die man an ihm nicht missen möchte, sind die originellen, bald lustigen, bald wehmütigen Geleitworte, die er seinen Büchern mitgibt und in denen er gewöhnlich erklärt, was ihn zum Schreiben des Buches veranlaßt und wie er zu dem Titel gekommen. So heißt es im Vorwort zu den „Alpenrosen“: „Die echten und rechten Alpenrosen, deren mein Geschreibsel nicht würdig ist, haben bekanntlich keine Dornen, wohl aber meine unechten. Die Dornen sind die ‚Schlenkerer‘ und die spitzigen Vergleiche und Anspielungen, die ich in dem Buche mache und die Freund und Feind bisweilen stechen, ritzen und reizen werden.“ Er kennt sich gut, der alte Stadtpfarrer von St. Martin! Das beweist er auch in dem Nachruf, den er die Leser seiner „Karthause“ zu sprechen bittet, falls das Buch sein letztes sein sollte: „Gott gebe ihm die ewige Ruhe! Aber er war im Grunde genommen ein törichter, närrischer Mann; er ist meist gegen den Strom geschwommen, hat stets seine eigene Meinung und eine Haslacher Zunge gehabt; er hat allezeit geschrieben und geredet, wie es ihm ums Herz war; er konnte nicht schmeicheln und nicht

---

*) Stuttgart, Bonz, 1904.
**) Ebd., 1905.
***) Ebd., 1906.

kriechen. Solche Leute passen aber nicht in diese Welt. Möge es diesem kuriosen Heiligen darum in einer andern Welt besser ergehen!" Er hat diesem verfrühten „Nachruf" zuzufügen vergessen: „Er hatte ein naives, kindliches Gemüt trotz aller scheinbaren Rauheit, ein echtes Dichterherz und einen immer wieder durchbrechenden heiteren Sinn." Zur Freude aller, die den „kuriosen Heiligen" ins Herz geschlossen haben, — und derer sind nicht wenige, — erwies er sich in jenen Zeilen wieder als schlechter Prophet: wenn die Nerven auch oft rebellieren, ihn zu zeitweiliger Untätigkeit zwingen und ihm einen Teil seines knorrigen und knurrigen Humors rauben und wenn der Ruf nach dem Sensenmann in seiner Seele auch immer lauter ertönt und in seinen Werken nachhallt, so blickt er doch immer noch mit denselben muntern, herzergründenden und herzerfreuenden Augen ins Leben und der „wilde Waisenknabe", wie er seinen Drang zum Schriftstellern nennt, wird ihm — so Gott will — noch manchmal die Feder in die Hand drücken.



Bitte.

Von Severin Mair.

Herr, Gott, zu dem ich bete,
Ich bitte dich nur eins,
Nur um ein bißchen warmen
Und hellen Sonnenscheins!

Daß, wenn in trüben Tagen
Umdunkelt sich die Welt,
Doch nur ein kleiner Schimmer
In meine Stube fällt.

Daß, wenn in rauhen Stürmen
Mein armes Herz sich härmt,
Doch nur ein Hauch von Milde
Den kalten Busen wärmt.

Ich brauche, Herr, nicht Schätze,
Nicht Gold und Edelstein,
Ich brauche nur ein bißchen,
Ein bißchen Sonnenschein.

Und trübt sich einst mein Auge,
Wird meine Wange fahl,
Schick' mir, o Herr, noch einen,
Noch einen Sonnenstrahl!





Über die kathol.-literarische Gesellschaft „Vlasť" in Böhmen.

Von Philipp Johann Konečný.

An der Neubelebung und kulturellen Entwicklung des böhmischen Volkes arbeiteten in der ersten Zeit alle Faktoren Hand in Hand. Der katholische Klerus war die beste Stütze der weltlichen Führer, als den ihn Palacký oft und nachdrücklich rühmte. Um die nötige Einheit der Intelligenz zu wahren, legten sich die Laien die größte Vorsicht inbetreff ihrer sittlich-religiösen Äußerungen auf. Von Jungmann, dem großen böhmischen Philologen, ist bekannt, daß seine „Zápisky", in welchen voltairesche Ansichten niedergelegt sind, erst nach seinem Tode gedruckt wurden, um den Klerus, die Konservativen und den Adel von der nationalen Einheit nicht abzustoßen. Der bekannte Laie und Dichter F. Lad. Čelakovský übertrug die Schrift des hl. Augustinus „De civitate Dei" ins Böhmische, nicht des Buchhändlerhonorares wegen, sondern weil diese Schrift des hl. Kirchenlehrers mit den persönlichen Gesinnungen des Dichters übereinstimmte. Es wird deshalb diese erste Periode der neubelebten böhmischen Literatur „die jungfräuliche" genannt.

Aber bald sollte es anders werden. Schon in den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts schoß der Liberalismus in der böhmischen Intelligenz in die Halme und als der päpstliche »Syllabus errorum« veröffentlicht und später die Unfehlbarkeit des Papstes definiert wurde, da wurde in Zeitungen wie „Národní Listy" und in Zeitschriften so stark zum Alarm geblasen und auf die hussitische Vergangenheit des böhmischen Volkes so nachdrücklich hingewiesen, daß auch solche böhmische Priester, die ihr ganzes Leben im Dienste der nationalen Einheit gestanden und große Opfer an Geld und Zeit für das Vaterland gebracht hatten, persönlich gegen die neue antikirchliche Strömung auftreten mußten, wie der Vyšehrader Propst Štulc, oder andere dagegen zu kämpfen veranlaßten, wie der Budweiser Bischof Jirsík den Theologie-Professor Dr. Lenz, späteren Vyšehrader Propst und Amtsnachfolger Šulcs. Da der Kampf immer hitziger wurde, war der Klerus gezwungen, sich im „Čech" eine selbständige politische Zeitung zu gründen, womit die bisherige „Einheit" auch äußerlich aufgegeben war.

Damit war aber für das katholische Volk nicht viel getan: die böhmischen Zeitschriften waren ja auch fast alle mehr oder weniger im antikirchlichen Geiste gehalten und wir brauchten notwendig eine katholische Zeitschrift zur Belehrung des Volkes und zur Verteidigung der katholischen Sache. Das Wagnis der Herausgabe einer solchen nahm ein kränklicher junger Geistlicher auf sich, der bis jetzt nicht einmal als Schriftsteller in der Öffentlichkeit bekannt war: Thomas Škrdle.

Trotz aller Schwierigkeiten führte Škrdle den Gedanken aus, einen Verein und eine Vereinszeitschrift zu gründen, deren Name „Vlasť“ (Vaterland) war. Die erste Vollversammlung des neuen Vereins bestand aus etwa 20 Mitgliedern. Bald darauf, im Oktober 1884, erschien die erste Nummer der „Vlasť“. Zum ersten Präses des Vereines wurde Peter Kopal, Chefredakteur des „Cech“, gewählt.

Was für einen Eindruck diese Tatsache im gegnerischen Lager hervorrief, hat vor einiger Zeit ein guter Kenner in „Naše Listy“ folgendermaßen geschildert: „Wo immer bei uns ein Gegner der katholischen Kirche war, mochte er nun Jungtscheche, Sozialist, Freimaurer oder Fortschrittler heißen, alle wurden höchst unangenehm überrascht, als die „Vlasť“ ins Leben trat. Nehmen wir nur die gegnerischen Zeitschriften aus jener Zeit zur Hand, so begegnen wir überall Artikeln, die über und gegen die „Vlasť“ geschrieben waren. So verschiedenartig ihre feindliche Stellungnahme war, in einem Punkte waren sie alle einstimmig: diese klerikale Aktion darf nicht unterschätzt werden; sie wird dem Volke (sollte wohl heißen: dem Liberalismus) gefährlich werden.“ Und sie haben sich nicht geirrt: der ungläubige, kirchenfeindliche Liberalismus erhielt in der „Vlasť“ einen abgesagten Gegner, der viel zur Aufklärung und Scheidung der Geister beigetragen hat.

Aber kehren wir nochmals zur Gründung der „Vlasť“ zurück! Škrdle mußte vor allem für die Gesellschaft Mitglieder sammeln und er tat dies unermüdlich. In acht Jahren bereiste er fast ganz Böhmen und Mähren und sammelte unter dem böhmischen Klerus zahlreiche Mitglieder. Im Jahre 1890 gewann er deren so viele, daß sich eine Einnahme von über 4800 Kronen ergab. Ganze Vikariate traten bei, indem sich die einzelnen Mitglieder verbindlich machten, in 10 Jahren 100 Kronen für die „Vlasť“ beizusteuern und außerdem die Zeitschrift zu abonnieren; andere wieder unterstützten das Unternehmen, indem sie jährlich 4 Kronen als Beitrittsgebühr entrichteten; dafür erhielten alle diese Mitglieder die Zeitschrift um 2 Kronen jährlich billiger. Im Jahre 1889 und in den folgenden fünf Jahren erreichte die „Vlasť“ den Höhepunkt ihrer Entwicklung, und zwar nicht nur bei der Zeitschrift, die jährlich zwölf starke Oktavhefte brachte, sondern auch im Vereine selbst.

Bis zu dem genannten Jahre war der Ausschuß zumeist aus Angehörigen des Weltklerus zusammengesetzt, ausgenommen den zweiten Präses, Mergel, der dem Kreuzherrenorden angehörte; die Zeitschrift selbst war mehr belletristisch als apologetisch. Allmählich trat darin eine Änderung ein. Der Regularklerus beteiligte sich nun stärker an den Ausschußwahlen; der neue Präses Th. Dr. Rudolf Horský, damals noch Kaplan in Dunětice bei Prag, widmete sich ganz und gar dem Unternehmen und brachte in die Ausschußsitzungen neues, reges Leben, das sich in der Vereinsentwicklung nach verschiedenen Richtungen sowie in der Vervollkommnung der Zeitschrift kundgab. Über Anregung des Jesuiten P. Jos. Svoboda wurde bei der „Vlasť“ der „Historický kroužek“ zur Erforschung der Kirchen- und Landesgeschichte Böhmens gegründet; zumal die sogenannte „Katholische Reformation“ Böhmens und der „Hussitismus“ sollten eingehend studiert und von den antikatholischen Geschichtslügen gesäubert werden. Zu diesem Zwecke wurden

für den „Historický kroužek“ selbständige Statuten ausgearbeitet und der „Kroužek“ als eine Sektion der „Vlast“ mit selbständigem Ausschuß und einer Jahresdotation aus der Vereinskassa versehen, was bis heute besteht.*) Zahlreiche Geschichtslügen und Entstellungen wurden durch die fleißigen „Krouzekmänner“ beleuchtet und richtiggestellt, zumal die reformatorische Missionsarbeit der Jesuiten in Böhmen und Mähren.

Im Jahre 1889 wurde bei der Zeitschrit „Vlast“ eine wissenschaftliche Beilage eingeführt, und zwar so, daß jeder Nummer der „Vlast“ ein Extrabogen beigelegt und auf demselben ein beliebiges Thema gründlich behandelt werden sollte. Es sollten aus dieser Beilage mit der Zeit Ergänzungsbroschüren entstehen, in welchen wichtige Tagesfragen in gediegenen Monographien behandelt würden, ähnlich den Ergänzungsheften der „Stimmen aus Maria Laach“. Als erste Arbeit erschien darin meine Studie: „Wie schreibt Professor Dr. Masaryk von katholischem Glauben und Wissen?“ Diese Einführung gewann dem „Vlast“ viele neue Mitglieder und Abonnenten.

Um diese Zeit bildeten sich im Schoße der Gesellschaft eine pädagogische und eine soziale Sektion.

Die erstere hatte zum Obmanne Franz Pohunek, der sich als Kritiker in der „Vlast“ einen geachteten Namen erworben hatte. Diese Sektion sollte gegen die Bestrebungen der liberalen und realistisch-fortschrittlichen Lehrerschaft Front machen und die christliche Schule verteidigen. Sie wirkte in beiden Richtungen mit Vorträgen und gediegenen Aufsätzen in der Vereinsschrift „Vychovatel“. Auch diese Sektion hatte einen selbständigen Ausschuß und ein eigenes Organ und bekam jährlich von der „Vlast“ eine entsprechende Dotation. Später löste sich zwar die Sektion auf, aber an ihre Stelle trat der Verein der böhmischen Katecheten, welcher beim „Vychovatel“ eine katechetische Beilage schuf, die den Katecheten Emanuel Žák zum Redakteur gewann. Auch die böhmischen Lehrer aus den Laienkreisen haben sich um die „Vlast“ gruppiert und ihre „Jednota“ gegründet, die von der Gesellschaft moralisch und materiell unterstützt wird. Diese „Jednota“ wirkt in dem Sinne der erwähnten pädagogischen Sektion und hat zu ihrem Organ eben den „Vychovatel“, neben dem sie auch eine Sammlung („Vzdelavací četba“) von kleinen Schriften zur Belehrung und Erhaltung der christlichen Schule und Familie in mehreren Heftchen jährlich herausgibt. Nicht unerwähnt bleibe auch die Mitwirkung der „Vlast“ bei der Gründung des Vereines der „Freunde der christlichen Schule“, welchem es schließlich gelungen ist, die Schulbrüder des hl. Johannes de la Salle nach Bubenč bei Prag in ein eigenes Haus zu bringen, wo sie mit Hilfe der genannten Schulfreunde nun eine ersprießliche Tätigkeit entwickeln und bereits eine gut besuchte Volksschule und ein Pensionat mit mehreren Kursen haben, zu welchen noch eine Knabenbürgerschule und ein Pädagogium hinzukommen dürften.

---

*) Über diese Sektion vgl. den Aufsatz „Der ‚historische Cirkel‘ in Prag“ im Allg. Literaturblatt, I. (1892), S. 266 f. u. 300 ff



Wie überall, so hat auch in Böhmen der antichristliche Sozialismus, Demokratismus und Anarchismus unter der verhetzten Arbeiterklasse Verbreitung gefunden. Nicht einmal der nationale Gedanke, der im böhmischen Volke so stark und mächtig wirkt, daß mit ihm alle Parteien rechnen müssen, wurde von den böhmischen Sozialdemokraten respektiert. „Zář Červánky“ und „Právo lidu“ beschimpfen nicht nur den Klerus Tag für Tag in der unflätigsten Weise; sie entstellen auch die Lehren der Kirche und kämpfen systematisch gegen das Christentum und gegen jede Religion überhaupt mit den giftigsten Waffen. Ihre „Bibliothek der Ketzer“ sagt schon mit dem bloßen Titel genug! Gegen diese Gefahr wurde bei der „Vlasť“ die soziale Sektion gegründet und der Leitung Dr. Horskýs und Thomas Jiroušeks anvertraut. Die soziale Zeitung entstand nach und nach. Zuerst schrieben einzelne Mitglieder Artikel für die Sonntags-Beilage des „Čech“; dann konstituierte sich ein Ausschuß, der ein eigenes Organ, „Dělnické Listy“, später „Naše Listy“ genannt, gründete, das jede Woche einmal erschien; auch eine Dotation wurde ihnen seitens des „Vlasť“ gewährt. Als Hauptredakteure sind Dr. Horský und Jiroušek tätig, die das Blatt in vorzüglicher Weise leiten. Die Hauptaufgabe der sozialen Sektion bestand darin, eine kräftige Organisation unter den christlichen Arbeitern ins Leben zu rufen, was durch Vorträge — deren schon über 500 gehalten wurden —, Kurse, Abhandlungen und Gründung von Zweigvereinen im ganzen Lande erreicht werden sollte. Daß diese Aufgabe zum großen Teile gelungen ist, verdankt man dem unermüdlichen Fleiße der beiden Führer, die als gesuchte Redner überall weckend eingriffen und nach und nach eine starke katholische (christlich-soziale) Partei ins Leben riefen.

Alle diese verschiedenen Sektionen haben ihre selbständige Organisation, ihre eigene Presse und Aktionsdotation, gehören aber zur Gesellschaft „Vlasť“ wie die Kinder zur Mutter, müssen vom Ausschuß der Gesellschaft ein Mitglied in ihren Ausschuß aufnehmen und in der jährlichen Vollversammlung der „Vlasť“ durch Delegierte öffentlich von ihrer Wirksamkeit, den Empfängen und Einnahmen Rechenschaft ablegen. Der Präses der ganzen Gesellschaft ist auch das Haupt der einzelnen Sektionen, der Kassier der Gesellschaft hat die Oberaufsicht über die Geldgebarung der Sektionen; sonst aber werden die Sektionen in ihrem freien Wirken gemäß ihren Statuten von dem Genossenschafts-Präsidium nicht gemeistert: überall herrscht Freiheit und Einigkeit.

Nebst all dieser vielfältigen Sektionswirksamkeit wurde aber der Zeitschrift „Vlasť“ die größte Aufmerksamkeit und Arbeit zugewendet, und zwar nicht ohne Erfolg. Der apologetische Teil gewann in der Zeitschrift bald die Oberhand. Ihre Artikel betreffen die verschiedensten Wissenszweige, zeigen aber durchgehend die Tendenz, die christlichen Ideen zu propagieren. Die Gegner ignorierten diese Arbeiten keineswegs. Man kann sagen, daß vielleicht gegen keine katholische Revue so lange, von so vielen Seiten und mit solcher Vehemenz gekämpft wurde wie gegen die „Vlasť“. — Eine Bücherkommission hat die Aufgabe, ein Verzeichnis lesenswerter Publikationen zusammenzustellen, zum Teile bereits erfüllt. Eine Gelegenheit, gegen die „Vlasť“ feindlich vorzugehen, ergab sich, als Dr. Hromádko in Wien einige

Stichproben aus den Werken des gefeierten Schriftstellers Joh. Neruda in der „Vlast“ wegen ihrer Gemeinheit (wider den Papst Pius IX., wider St. Ignatius von Loyola usw.) brandmarkte. Sofort wurde eine Proklamation der Schriftsteller Böhmens gegen die „klerikale“ Zeitschrift verfaßt und die Öffentlichkeit so gegen die „Vlast“ eingenommen, daß Škrdle von den Stadtvätern aus der Gemeinde Žižkaberg verwiesen wurde; die Gesellschaftslokalitäten wurden von dem Hauseigentümer sofort gekündigt und bevor noch die Übersiedlung bewerkstelligt werden konnte, demonstrierte „die Gasse“ durch Steinwürfe und Hanbarufe.

Mit großer Wehmut spricht Škrdle darüber. Er sagt: „Ich gründete zwei St. Vinzenz von Paul-Konferenzen am Žižkaberg, gründete unentgeltliche Suppenanstalten für die Armen, in denen täglich 150 Portionen an Bedürftige verabreicht werden konnten, und dafür wurde mir der soeben beschriebene Steinlohn zuteil; ich mußte wie ein Verbrecher vom Žižkaberge wegziehen, von dem Žižkaberge, dem ich nur Gutes getan, — am Žižkaberge, wo der ganze Pöbel Prags seine Schlupfwinkel hat, dort durfte ich nicht wohnen!“ Škrdle wurde im Dominikanerkloster in der Altstadt liebreich aufgenommen. Trotz all dieser Schwierigkeiten entwickelte sich das Werk immer mehr und mehr. Einzelne der Zeitschriften wiesen über 4000 Abonnenten auf; neue, wirkliche und unterstützende Mitglieder traten zahlreich bei. Auch der „Fond für katholische Schriftsteller“, der begabte Talente in ihren Studien, verdiente Autoren in Krankheitsfällen zu unterstützen hat, entwickelte sich hoffnungsvoll, und da alle Genossenschaftsorgane und -Sektionen finanziell prosperierten, faßte man den Gedanken, ein eigenes Heim zu erwerben. Dies ist denn auch geschehen; der Verein besitzt heute eine Vereins-Buchdruckerei, ohne daß dadurch ein Stillstand in der wissenschaftlichen Entwicklung, im literarischen oder Vereinsleben eingetreten wäre. Das beweist die weitere rasche Gründung der Preß-Liga, die die erste unter allen ähnlichen Unternehmungen Österreichs ist und den Zweck hat, sachliche Widerlegung der gegen die katholische Kirche in Österreich gerichteten Preßlügen zu bieten und Geistlichen wie Laien, welche in ihrer Ehre angegriffen werden, Rat und unentgeltliche Rechtsvertretung zu gewähren. Auch für die Arbeiter leistet die soziale Sektion Vorzügliches durch Stellenvermittlung.

Die literarische Sektion referiert über neue Werke, widerlegt in der „Vlast“ falsche Ansichten und widmet ihre Aufmerksamkeit verschiedenen literarischen Begebnissen. In ihren Sitzungen tragen die Mitglieder Referate, die einer Diskussion unterzogen werden, vor und erweitern so die Kenntnisse der andern und der Leser, wenn solche Referate in der „Vlast“ oder „Naše Listy“ gedruckt erscheinen. Über Anregung des Pfarrers Hálek wurde in jüngster Zeit die größte Aufmerksamkeit den „Bahnmissionen“ gewidmet, im Vorjahre wurden von denselben mehr als 160 Mädchen, die nach Wien zogen, um sich einen Dienstposten zu schaffen, mit Rat und Tat unterstützt.

Seit zwei Jahren wird auch eine periodische Sammlung von apologetischen Schriften, „Obrana víry“ genannt, zu 1 K jährlich, herausgegeben, in welchen der Protestantismus und der Hussitismus sachlich und volkstümlich beleuchtet werden. Es ist dies ein Unternehmen, welches nicht genug gewürdigt werden kann. Einzelne Publikationen wurden sogar

von der liberalen Presse den „profanen" Broschüren, die die Neuhussiten und Protestanten herausgeben, vorgezogen.

Seit ihrer Gründung hat die Gesellschaft der Verbreitung guter Bücher allen Fleiß und große Geldopfer zugewendet; jährlich wurden in verschiedenen Orten Volksbüchereien gegründet. In neuester Zeit hat Škrdle einen selbstständigen Verein zur Errichtung katholischer Volksbibliotheken ins Leben gerufen, der ein gutes Gedeihen nimmt. Auch der Kalender-Literatur wurde nicht vergessen; zu dem „sozialen" und dem „Kleinen Kalender" ist ein Lehrerkalender hinzugekommen.

Zur massenhaften Verbreitung unter dem Volke sind die „Svatovaclavské hlasy" (kleine Broschürchen), die verschiedene Tagesthemata beleuchten und nur einige Heller kosten, eingeführt worden.

So kann sich die „Vlasť", was Organisation und Arbeitsleistungen betrifft, den besten ähnlichen Erscheinungen in unserem Vaterlande und vielleicht auch weit außer demselben zur Seite stellen. Was Wunder, daß sie so viele Freunde und so viele Gegner gefunden hat? Zu den Freunden rechneten wir zumal den seligen Papst Leo XIII., der durch seinen Staatssekretär Kardinal Rampolla der Gesellschaft öfters seine Zufriedenheit bekannt gab, seine Aufmunterung und seinen Segen zukommen ließ; dazu rechnen wir alle Bischöfe Böhmens und Mährens, verschiedene kirchliche Würdenträger, hauptsächlich aber den Kurat- und Regularklerus wie auch viele gut gesinnte Laien und zahlreiche Mitglieder des Adels.



Wachstum.

Von Richard v. Kralik.

Mein ganzes Sein ist umgewandelt,
Doch hab' ich nichts getan, gehandelt.
Ich blieb zu Haus, ein müder Wand'rer,
Und doch ward ich zu Haus ein andrer.

Es wächst und blüht die ganze Welt;
Bin ich's allein, der innehält?
O süße Lust! Ich schaue still,
Wie meine Seele wachsen will.





Das Sakristei-Inventar und der Bibliothekskatalog des Dominikanerkonventes in Eger vom Jahre 1474.

Von **Rich. Batel.**

Im Juli 1474 hatte der professor theologiae und Provinzial der sächsischen Dominikanerordensprovinz frater Andreas (Conntis ?) auf eine Beschwerde und über eine Aufforderung des Rates der Stadt Eger von Erfurt aus den pater frater Ulrich faber (Schmied), licentiatus theologiae, prior des Dominikanerklosters in Leipzig, beauftragt, mit einigen Brüdern schleunigst nach Eger zu ziehen und den dortigen Dominikanerkonvent zu visitieren. Bei diesem Besuche wurde, weil der Egerer Stadtrat es verlangte, ein Inventar aufgenommen, das erhalten blieb und heute im Egerer städtischen Archiv, Act. fasc. 491, liegt. Es besteht aus 3 Teilen: dem Verzeichnisse der Almosen und Abgaben, die das Kloster jährlich bezog, dem Inventar der Sakristei und dem Bücherkatalog. Jeder der drei Teile ist auf einem getrennten Halbbogen halbbrüchig, in Abbreviaturen geschrieben.

Der erste Teil ist für die Orts-, Familien- und Konventsgeschichte nicht ohne Bedeutung, während die beiden anderen der Beachtung weiterer Kreise sicher sein dürfen. Bieten sie doch ein Bildchen aus dem kirchlichen Leben und aus der Kulturgeschichte am Ausgange des Mittelalters, das besonders der Kirchenhistoriker und der Liturgiker nicht ungern betrachten werden, und je kleiner das Steinchen ist, das der Bücherkatalog zum Ausbau der Bibliographie und der Bibliothekswissenschaft liefert, desto größer dürfte die Teilnahme sein, die der Kundige ihm zuwenden wird.

Das erste Verzeichnis beginnt:

„Anno Domini M°cccc° lxxiiii in die sancti Bartholomei Ich Bruder vlrich smid prior des Klosters tzw leiptzk vnd eyn vnwirdiger vicarius des Erwirdigen meisters Bruder andreas provincial der provintzen saxonie Byn ich sunderlich gesant von ym mit voller macht in unser kloster tzw eger prediger ordens das tzw reformiren mit solcher macht als er gegenwertig wer von anbringung vnd begerung des Ersamen rates der Ersamen stat tzw Eger Also auff dy vorgenanten tzeyt hatt der Ersam vorgenant rat yn geschrifft ym tzw antworten Jerlich tzwgand das man Rent ewig almusen oder jar rent In der vorberurten tzeit ist gewesen des vorbestimpten klosters tzw eger der wirdig h Bruder Niclas spanmulner prior er hat vns bericht vnd vnderweist als her nach geschriben stet".

Nun werden die Jahreszinse in Geld und Naturalien aufgezählt. —

In dem folgenden Sakristeiinventar ist das „Item", mit welchem die Handschrift die Angabe jedes Inventarstückes einleitet, durch einen Gedankenstrich ersetzt und eine notwendig erscheinende Erklärung oder Bemerkung in Klammern eingereiht.

„Dise Beschreibung ist beschehen Anno Domini M° cccc° lxxiiii

Sibentzehen kelch vorgult vnd drey silberen all mit paten — ein silberen groß krewtz — eyn monstrantz vorgult (bis) an den fuß — iii (drei) silberen krewtz, i hewbt (Haupt) von den XI tausent mertyrn vnd iii monstrantz und iii krewtz küpperen — ii (zwei) Silberen ampullen (Kännchen) — i pacifical silberen — i kasel (Meßgewand) Rot mit röcken (Dalmatiken) — iii Rot samat kasel vnd i plawe (blaue) — ii gulden kasel auff rot vnd ii seiden — Grüen tamast kasel mit ii Rocken — i weyß kasel Tamast mit ii Rocken — vii (sieben) seyden kasel — i gulden korkap (Pluviale) auff rot vnd ii seyden — i alt rot samat kasel vnd ii rock all mit vmbral (humerale) vnd alben — lxi (61) kasel gemeyner seyden vnd sunst schlecht dye haben nicht alle vmbral (Man sah also das humerale als zur Kasel, nicht zur Alba gehörig an.) — i gestiket krewtz mit perlen vnd korallen vnd vbergelten steren (vergoldeten Sternen) vber 1 kasel (War dies kostbare Schmuckstück so eingerichtet, daß es über oder auf jeder Festkasel getragen werden konnte?) mit eynem vmbral mit perlen gestigket (Es verfügten also auch ärmere Kirchen über Humeralien mit Paruren.) — xxxi (31) alter (altar) tücher — vnder den vorgeschriben umbralen seind viii (8) mit perlen gestiket — ix (9) meß pucher vnd eynes mit den ewangelien und Epistelen — i Behemisch meßpuch — i Singpuch an (ohne) ewangelien vnd Epistelen — ii New Salter (Psalter) vnd ii alte — ii Gradual ii antiphonarium i wintertayl und i Summertail — ii lectionary i wintertail vnd i Summer tayl — Collectarium Notularum versicularum — martirilogium cum constitutionibus — i votifal i Salter — v (5) Taffelen (Kästchen) mit heyltum (Reliquien) dye man auff dye altar setzt — iii Taffelen mit fromcken (Weihegeschenken) — v (5) Schlechte (alte) taffelen — iiii Groß lewchter — vi (6) lewchter — viii (8) — ii kleyner alle tzynen — xv (15) par ampull vnd ii kannen"

Um 1520 hat eine andere Hand die inzwischen zugewachsenen Paramente verzeichnet:

„— ein kelch von xxviii (28) lo (lot?) mit der paten — zway nue (neue) pacifical — i tamasthken weisse kasel mit dryn gestickten creüz — ii par Seyden Zendel (?) rok eins (ein Paar) mit vergulten knopf — drey par arras (?) rök i par rot i par grün vnd i par plob mit zendelen Schilten — ii rote kasel von . . . roten tuch"

Auffälligerweise wird weder ein ciborium noch ein thuribulum erwähnt. —

Das Bücherverzeichnis zerfällt seiner Anordnung nach in 2 Teile. Im ersten werden die Titel der Werke neben einander in fortlaufenden Zeilen, aber in 11 Absätzen angeführt, die durch leichte Linien von einander geschieden sind; im zweiten sind die Titel unter einander, auf jeder Zeile der Titel nur eines Werkes, geschrieben. Die meisten der 11 Absätze und alle Titelangaben des zweiten Teiles beginnen mit dem Apostroph „Item". Die nachstehende Abschrift unterdrückt das „Item", faßt den zweiten Teil in einem, dem zwölften, Absatz zusammen und trennt die Titel durch Gedankenstriche. Die wenigen Unterscheidungszeichen der Handschrift sind beibehalten. Erklärungen, die erreichbar waren, stehen in Klammern, Selbstverständliches wie z. B. Decretum et decretales, liber sextus, Clementinae, oder die Thomasschriften de sensu et sensato, de anima u. s. w., oder Unbekanntes blieb ohne Note.

„iiii (4) Bucher der gantz Biblien — Concordantie minores — Mametrectus (Ein von dem Minoriten Johannes Marchesinus um 1300 verfaßtes Lehrbuch für junge Kleriker, diese für das Verständnis der hl. Schrift und des kanonischen Stundengebetes vorzubereiten. Nach Du Cange „Mammothreptus", „der mit Muttermilch Genährte". Zuerst gedruckt 1470 in Mainz.) — prophete maiores glosati — libri

salomonis — Cronica martini (Martinus Polonus, † 1278. Seine berühmte „Chronica" erschien das erstemal gedruckt in Turin 1477.) — Ysayas Glosatus — Scolasticam historiam et libellum Sermonum habet pater michael harwßner (ein damaliger Konventuale des Egerer Klosters.) —

Rupertus holkot super libros sapientie (Rupert oder Robert Holkot, Dominikanerschriftsteller des 14. Jahrh.) — Job et paulus Glosati, — libri salomonis glosati — psalterium, Apocalipsis, Johannes Glosati — Voragine super quatuor dicta prophetarum (der bekannte Dominikaner und Erzbischof von Genua, Jacobus de Voragine) — postilla Christoffori super Johannem et lucam — Tractatus in canticum canticorum —

Katholikon, (Ein Werk des Dominikaners Joannes Balbus de Janua, † 1286; es stellt unter dem Titel Summa seu Catholicon einen Auszug aus älteren Glossarien dar.) — psalterium, Mathaeus, lucas Johannes Glosati — Gorra super Mathaeum, (Wohl der Dominikaner Nicolaus von Gorran, † 1295, der neben anderem Kommentare zur hl. Schrift und Sermones de tempore et de sanctis geschrieben hat.) — Beatus thomas super lucam et Johannem, — distinctiones super Marcum et epistolas pauli —

postille super ewangelia — Item super ewangelia et epistolas — Gorra super apostolum, — Canonice epistole — postilla quadragesimalis — Apokalipsis glosatus simul (?) postille super ewangelia —

Petrus lombardi super apostolum, — Postille super epistolas eiusdem, — Omelie per annum, — postille super epistolas ad titum, — Acta apostolorum cum glosa — Canticum glosatum, — Bernhardus super missus est — Epistole pauli —

Jacobus de voragine per annum de tempore — dinckelspuhel de tempore (Nicolaus von Dinkelsbühl, der gefeierte Rektor der Wiener Universität anfangs des 15. Jahrh.; hier sind es seine sermones de tempore.) — Jordanus de tempore, Estivale (Wohl Jordanus Saxo, † 1237, nach dem hl. Dominikus der erste Ordensgeneral der Dominikaner.) Jordani de tempore pars hyemalis, — Sermones Socc (Oder Sotti? oder ein Schreibfehler, richtig Scoti?) — Item Sermones estivalis —

Sermones fratris Nicolai esculonis, — postille per annum — Collecta mauritii, — Item proprietates rerum — Collecta francisci duplex, — Sensata super epistolas —

Sermones Custodi — Sermones Nicolaici — Item Cintillarius, — Mendicus, — Sibitonis (Sibiconis?) Rabimoyses — Sermones duplices de tempore —

Sermones beati thome, — peregrinus, — Amicus Elucidarius, — latini Sermones, — Aurea lingua (!) — Quadruplices sermones, —

Duplices sermones, — Quadragesimale, — Jacobus de voragine, — Summa confessorum, — Quadragesimale — voragine Quadragesimale, — Officium misse, — Quadragesimale —

Vocabularius, Jacobus de voragine cum quatuor primis libris.

Decretum et decretales — liber Sextus — Clementine — Tabula Martiniani (Richtig tabula Martiniana decreti, auch margarita decreti genannt, von Martinus Polonus geschrieben, das erstemal 1481 in Nürnberg gedruckt.) — flores virtutum — questiones ex decreto — Summa confessionum raymundi (Raimund Lullus?) — Summa Gaufredi (Der Kanonist Goffredo von Trani?) — Summa pisani (Rainer a Pisis?) Summa utilis — Summa Johannis maior minor et media (Nider Johannes?) — Suffragia Monachorum — Summa wilhelmi — Ordo iudiciarius



magistri theodeici — quadragesimale et quaestiones super summas — liber quartus summarum cum constitutionibus — petrus de taretasia super quartam summarum (Petrus de Tarentasia, der Dominikaner-Kardinal und nachmalige Papst Innocenz V.) — constitutiones — lectionaria super tertiam et quartam summarum — Item super quartam summarum — textus summarum — omnes partes beati thome — Summa contra gentiles — Tabula super partes beati thome — Questiones B. thome de virtute — Theologice veritates — Excerpta prime partis B. thome — Boetius de onsolacione philosophie — B. thomas super Boetium — de fratrum vita christiana — de essentia et veritate — Beatus augustinus de spiritu et anima — Speculum celigiosorum — lumen anime — Summa septem viciorum — Tractatus de virtutibus — Similitudines rerum — vitas patrum — Summa virtutum — Rationabile divinorum — distinctiones — liber figurarum — vitas fratrum predicatorum — liber de animabus — Casus Sumarii Juris metrice — liber Gore — Nicolaus de lira contra iudeos — ambrosius de officiis — Expositio reverendi magistri humberti super regulam B. augustini (Humbert de Romanis, der fünfte Ordensgeneral der Dominikaner, † 1274). — Commune Sanctorum — discipulus de tempore de sanctis (Ein weit verbreitetes Predigtwerk des Johannes Herolt, eines deutschen Dominikaners in der ersten Hälfte des 15. Jahrh.) — Sermones de sanctis — Sermones de tempore et de sanctis — Sermones de tempore Et passionale sanctorum — passionale sanctorum per annum — Sermones de sanctis — Passionale — Excerpta Jacobi de voragine — auctoritates sanctorum — Evangeliste sine titulo — legenda sancti thome — Sermones de sanctis — Discursus alani (Alanus de Rupe?) — Sermones de tempore et de sanctis — Sermones de sanctis — auctoritates sanctorum — liber exemplorum — Exempla divisa — Exempla — liber Exemplorum — Miracula B. virginis — Gesta romanorum — dicta Salutis — de anima — B. thomas Super methaphysicam — de sensu et sensato — Medicinale — liber grammatice et rethorice — vocabularius — Brito (Wilhelm Brito, † 1356, ?) — Vocabularius — Hugwicio Huguccio, † 1210, ?) — herbarius — tulius de senectute — rethoricale — Summa clxxxi (181)"

Darunter steht von einer anderen Feder mit anderer Tinte etwa um 1520 geschrieben: „Mer lxxxxiiii." Es hatte also die Bücherei seit 1474 einen Zuwachs von 94 Werken erfahren.

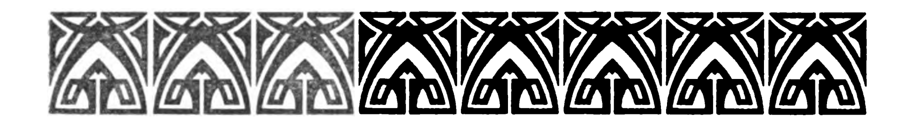
Das Verzeichnis nennt 163 Werke und gibt als Summe 181 an. Es dürften mit dieser Zahl die volumina bestimmt sein.

Da 1474 die Druckkunst kaum 25 Jahre für Bücherherstellung verwertet wurde, so werden die meisten der im voranstehenden Kataloge verzeichneten Werke Handschriften gewesen sein. Bei einigen ist es erwiesen, daß sie erst nach 1474 das erstemal im Druck erschienen sind. Die jetzige Bibliothek des Dominikanerkonventes besitzt nach dem anfangs des 19. Jahrh. angelegten Katalog 74 Wiegendrucke aus der Zeit von 1456—1500; keiner derselben wird in dem hier veröffentlichten Verzeichnisse genannt. Überhaupt besitzt die Bibliothek von diesem urkundlich ältesten Bestande nicht ein einziges Stück mehr. Die Geschichte des Konventes und Klosters erklärt diese bedauerliche Tatsache hinlänglich.

Der Egerer Konvent besteht seit seiner Gründung im Jahre 1296 ohne Unterbrechung bis zum heutigen Tage.







Wie man die Toten ehrt.

Volkskundliche Skizze aus dem Oberinntale.

Von Prof. **R. F. Kaindl.**

Seit der Steinzeit, zumindestens seitdem der Mensch geschliffene Steinwerkzeuge zu fertigen verstand, sind uns mannigfaltige Denkmäler bekannt, mit denen die Hinterbliebenen ihre Toten ehrten und ihr Andenken wachzuerhalten suchten. Diese Pietät gegen die Toten hat mitunter recht absonderliche Gestalten angenommen, indem sie mit Massenmorden, ja, selbst mit Menschenfresserei verbunden war; Grabhügel, mitunter von großem Umfange, Steinkammern, Felsengräber, Pyramiden, allerlei Steinsetzungen und ähnliche Erinnerungszeichen der mannigfaltigsten Art ersann der Mensch zum Kultus seiner Toten. Gegenwärtig hat wenigstens unter den kultivierten Völkern wie in anderen Beziehungen so auch in der Ehrung der Toten eine eintönige Gleichmäßigkeit um sich gegriffen. Nur hie und da begegnen uns noch Gebräuche, die wegen ihres lokalen Charakters unser Interesse erregen. Dies ist im hohen Grade auch im Oberinntal der Fall.

Von den hier üblichen Denkmälern zur Erinnerung an Verstorbene sind in weiteren Kreisen die „Marterln" bekannt geworden; weil diese zumeist an den Gehwegen und Fahrstraßen angebracht sind, fallen sie auch den auf dem Zweirad und im Automobil Dahinsausenden ins Auge. Auch hat die unbeabsichtigte Komik, die manche dieser Marterl in ihrer Inschrift bieten, sie zum beliebten Sammelobjekt Berufener und Unberufener gemacht. Es dürfte daher den Lesern bekannt sein, daß die „Marterln" auf Säulen, Kreuzen, Bäumen, Felsen u. dgl. befestigte Tafeln sind, welche oft die Abbildung des Unglücksfalles oder doch des Verunglückten, ferner die sonstigen auf Grabmälern üblichen Angaben, besonders auch die Ursache des Todes, endlich nicht selten auch einige entsprechende Verse und eine Gebetserinnerung enthalten. Es wird genügen, hier einige Beispiele zu bringen. Hierzu seien einige Marterl aus dem Paznauntale gewählt, jener romantischen Schlucht, die sich unterhalb des berühmten Trisannaviaduktes in das Oberinntal öffnet. Dieses wilde Tal forderte viele Opfer. Schon etwa eine Viertelstunde oberhalb der genannten Brücke sehen wir an der Felswand neben dem engen Wege, unter dem tief unten der wilde Bach dahinbraust, ein Kruzifix befestigt und daneben zwei Tafeln. Auf der einen ist oben das Auge Gottes sichtbar, darunter das Bildnis eines knienden Mädchens. Die Inschrift lautet: „Christliche Erinnerung zum Gebete für die ehrsame Jungfrau Josefa Sailer, welche hier an dieser Stelle durch einen unglücklichen Fall ihr Leben endete. V(ater) U(nser), A(ve) Maria." Die andere Tafel zeigt das Bildnis eines betenden Mannes und folgende Worte: „Christliche Erinnerung an den ehrsamen Jüngling Heinrich Rudiger, welcher am 20. Februar 1854 in Kappl (im

Paznauntale) geboren und am 3. Februar 1887 allhier durch einen Herzschlag sein Leben endete; im nämlichen Augenblicke kam der hochw. Herr (der Name des Pfarrers ist wahrscheinlich absichtlich ausgekratzt) hinzu und leistete ihm noch den letzten Beistand. Herr gib ihm die ewige Ruhe. Vat. uns. Av. M." Ungefähr eine halbe Stunde aufwärts vor der Brücke in See ist wieder eine solche Unglücksstelle. Da sind in der Nähe einer Kapelle sogar drei Marterl angebracht, zwei davon an demselben Baume. Das eine stellt einen knienden Mann dar; es ist der „ehrsame Gregor Sch . . . , Lehrer", der hier im Jahre 1862 verunglückte. Das andere zeigt über dem Brustbild eines Mannes folgende Worte: „Christliches Andenken an den Herrn Josef Ostrein, Gutsbesitzer zu Glittstein, welcher am 15. Oktober 1889 unweit dieser Stelle durch einen Felssturz dem irdischen Leben entrückt ist. Wanderer, wer du auch seiest, gedenke im frommen Gebete des Abgeschiedenen, der ein gottgläubiger Christ, ein tugendhafter Hausvater, ein Vorbild und Führer der Seinen auf dem Pfade der Wahrheit und Gerechtigkeit, durch Gottes Ratschluß so jäh seine Tage beschloß. Beweint von Gattin und Kindern, betrauert von seiner Gemeinde, lebt der Verewigte im Angedenken dieses Tales fort. Friede seiner Asche." Auf dem dritten Marterl ist wieder ein kniender Mann abgebildet. Und drunter ist zu lesen:

„An einem schönen Frühlingsmorgen,
Wo sich der Mensch des Lebens freut,
Ruft mich der Vater leise
Jenseits in die Ewigkeit.
Das Schicksal liegt in seinen Händen,
Drum halte dich jede Stunde bereit,
Daß er dich unter dem Kreuze finde,
Wo er für's Heil der Menschen starb.

Christliche Erinnerung an den ehrsamen Johann Wolf, welcher am 24. April 1866 im 65. Jahre seines Alters durch einen Fall von einem Baume verunglückte. R. I. P., V. U., A. M." Schließlich sei nur noch aus See selbst ein Marterl beschrieben, das in der Nähe des Gasthauses steht. Das Bild stellt eine Berglandschaft mit einem Wildbache vor; neben diesem kniet ein Knabe. Die Inschrift lautet: „Christliche Erinnerung zum Gebete für den Knaben Silvester Zangerl, welcher am 12. Jänner 1872 geboren und am 24. Mai 1883 durch einen Fall beim ‚Hieten' (Viehhüten) in ein besseres Jenseits abberufen wurde. R. I. P.

Lebt wohl ihr Teueren alle,
Da ich von Euch mußt gehen;
Wir werden einst uns alle
Im Himmel wiedersehen."

Der Knabe hat ganz offenbar in dem Wildbache seinen Tod gefunden. Auf einem anderen Marterl sieht man z. B. die Brücke, von welcher der Verstorbene herabfiel; noch auf einem anderen ist dargestellt, wie der Rock eines Mädchens an einer Altarkerze sich entzündet u. dgl. m. Auch ein unglücklicher Pöllerschuß wird auf einer Gedächtnistafel als Todesursache genannt.

Wenn nun aber zumeist die Anschauung verbreitet ist, daß die Marterln mit ihren Bildern und Versen etwas ganz Absonderliches sind, daß derartige

„Tafeln" nur an Unglücksstätten aufgestellt werden, so ist dies ein großer Irrtum. Wer die Kirchen und Friedhöfe dieser Gebirgsorte aufsucht, wird finden, daß an den Kirchenmauern und Grabkreuzen ganz ähnliche Tafeln befestigt sind. Auch auf diesen findet man die Bilder der Verstorbenen, und zwar sind, wenn das Grab mehrere Verstorbene einschließt, in vielen Fällen alle auf der Tafel abgebildet. Porträtähnlichkeit ist in den allerseltensten Fällen vorhanden; interessant sind aber die Bilder, weil sie in sehr vielen Fällen uns die alte Tracht vor Augen führen, die im Verschwinden begriffen ist. Die Frauen werden stets durch ihre Mütze gekennzeichnet, Jungfrauen durch einen Blumenkranz im Haar; „unschuldige" Kinder werden oft im Wickelpolster gezeichnet. Die meisten Verstorbenen werden kniend mit zum Gebete gefalteten Händen dargestellt. Neben ihnen erscheint oft die Gestalt eines Engels. Beliebt ist auch das Motiv, daß den verstorbenen Eltern ihre früher verstorbenen Kinder entgegenkommen, um sie in den Himmel zu leiten. Auf manchen Tafeln erscheinen nur Heiligenbilder. Bilder und Inschriften sind zumeist in verschließbaren Kästchen aus Eisenblech angebracht, die an den Kreuzen oder Mauern befestigt sind. Das bunt gemalte Bild nimmt gewöhnlich die Rückwand ein; darunter und auf der Innenseite des Türchens ist die Inschrift gemalt. Reicht der eine Deckel nicht aus, so können auch mehrere angebracht werden, die sich wie die Blätter eines Buches öffnen. Auf die Außenseite des Türleins wird ein Kreuz, ein Totenkopf oder ein Heiligenbild gemalt. Die Grabkreuze sind zumeist aus Eisen, reich verziert und vergoldet. In ihrer Nähe sind Weihbrunnkesselchen befestigt, aus denen die Besucher der Gräber diese zu besprengen pflegen. Wie ähnlich diese Tafeln auf den Kirchhöfen den Marterln sind, lehrt uns z. B. folgendes Beispiel aus Ladis am Inn. Da sehen wir einen knienden Knaben abgebildet; neben ihm steht ein Engel, der mit der Hand aufwärts zeigt; über ihnen ist das Auge Gottes sichtbar. Darunter steht: „O Maria, Hilfe der Christen, bitt für den hier ruhenden Siegmund Hann, welcher nach einem unglücklichen Fall vom Kirchturm und Empfang der heiligen Ölung am 19. November 1887 selig im Herrn verschieden ist, alt 13½ Jahre." Dann folgen die Verse:

„Hin geht die Zeit, her kommt der Tod,
Bist du auch jung und morgenrot,
Du weißt nicht, an welchem Tag
Dein Herz nicht wieder schlagen mag.
Drum Leser, halte dich bereit
Zum Rufe Gottes allezeit,
Bis daß der Engel kommt und spricht:
Mein Kind, hier ist dein Bleiben nicht. R. I. P."

Der Verdienste und der guten Eigenschaften des Verstorbenen wird in diesen Friedhofversen geradeso wie auf den Marterln oft gedacht. So ist ebenfalls in Ladis auf dem Grabe des 1868 verstorbenen Mesners und Organisten folgendes zu lesen:

„Als schönes Beispiel für die Jugend
Ging er stets mit Fleiß und Tugend
Auf einer segens-, hoffnungsvollen Bahn
Im Garten der Erziehung stets voran."

In vielen dieser Inschriften wird der Verstorbene sprechend angeführt. Er bittet in der Regel um Fürbitte und Gebet, z. B.:

„Ich bitte Euch, liebe Mutter, Dochter und Geschwisterte,
Wenn Jesus in der hl. Hostie auf eurer Zunge schwebt,
Durch den die ganze Schöpfung lebt,
Wollt ihr an die armen Seelen denken
Und mir ein Ave Maria schenken." (Ladis 1896.)

In anderen Friedhofversen richtet der Tote an den Vorübergehenden die Mahnung, die Vergänglichkeit des Lebens nicht zu vergessen:

„Wir waren, wo Ihr seid,
Jetzt schließt das Grab uns ein,
Ihr werdet, wo wir sind,
In kurzer Zeit auch sein." (Ebenda 1891.)

Einen ähnlichen Gedanken enthalten die folgenden Verse:

„O schaudervolle Ewigkeit,
O kurze Lebensstunde,
Die Jahre meiner Wanderschaft
Sind jetzt schon verschwunden.
Jetzt lieg ich hier und muß verwesen:
Was ihr seid, bin ich gewesen,
Was ich bin, das werdet ihr,
Geht nicht vorbei und betet mir." (See 1897.)

In anderen Inschriften tröstet der Tote die Hinterbliebenen:

„Ach weine nicht, gutes Waisenherz,
Schau nur vom Grabe himmelwärts,
Denn oben glänzt nach Schmerz und Tod
Des bessern Lebens Morgenrot." (Ebenda 1899.)

Oder:

„Trauert nicht, daß wir von Euch geschieden,
Wir werden uns bald wiedersehn;
Gönnt uns des Himmels Frieden,
Den wir für Euch erflehn." (Ebenda 1897.)

Interessant sind Verse der folgenden Art:

„Ich leg nun meine Baurschaft ab,
Und gehe zu meinem Gott,
Er hat mich heißen kommen,
Drum schickt er mir den Tod.
Der Tod tut niemand schonen,
Sei er arm oder reich,
Hat einer eine Krone,
Sieht doch dem Bettler gleich." (Ebenda 1892.)

Oder:

„Ich leg mein Handwerk nieder,
Und geh zu meinem Gott,
Er hat mich heißen kommen
Und schickte mir den Tod." (Landeck 1901.)

Sehr oft reden die Hinterbliebenen den Toten an.

„Zu früh bist Du uns hingeschieden,
Und umsonst war unser Flehen.
Ruhe sanft in Gottes Frieden,
Bis wir uns jenseits wiedersehen.“ (Stanz 1879.)

Oder:

„Ruhe von den vielen Sorgen
Aus in dieser stillen Gruft,
Bis der Auferstehungsmorgen
Dich zu ewigem Leben ruft.“ (Ebenda 1869.)

Ebenso:

„O ruhet sanft im kühlen Schoß der Erde
Und bittet dort für uns bei Gott,
Daß uns auch einstens allen werde
Nach diesem Leben ein guter Tod.
O ruhet sanft, o ruht im Frieden,
Eltern, stets von uns beweint,
Auf ewig sind wir nicht geschieden,
Wir werden einst mit euch vereint.“ (Landeck 1893.)

Oft werden in diesen Anreden die Tugenden des Verstorbenen gepriesen:

„Reich an Mitleid und Erbarmen
Schlug ein sanftes Menschenherz,
Vater warst du vieler Armen,
Die jetzt seufzen himmelwärts.
Du wirst Trost und Gnade finden
Dieses bürgt das göttlich Wort,
Almos'n löschet aus die Sünden
Und trägt Zinsen ewig dort.“ (Ebenda 1897.)

Oder:

„O teurer Vater, der ihr mit treuen Sorgen
Für das Wohl eurer Kinder waret,
Der ihr zeitlebens an jedem Morgen
Auf uns habt geschauet usw.“ (Gries 1865.)

Ebenso:

„Fromm und edel war sein Leben,
Christlich war er stets gesinnt,
Möge Gott ihm jenseits geben,
Was er redlich hat verdient.“ (Ebenda 1902.)

Sehr oft sind in den Friedhofversen allgemeine Gedanken ausgesprochen:

„O Ruhestatt der Müden,
Nimm nach vollbrachtem Lauf
Sie in den stillen Frieden
Der heiligen Grabnacht auf.“ (Landeck.)

„Die in ihren Lebenstagen
Kreuz und Leiden fromm ertragen,
Können sanft und selig sterben,
Um das Himmelreich zu erben. (Gries 1894.)

„Ach auch die Zeit entschwindet
Und alles mit der Zeit,
Nur den, der überwindet,
Lohnt einst die Ewigkeit.“ (Stanz 1866.)
„Kein Kind je vergelten kann,
Was seine Eltern ihm getan;
Und wer sie ehret bis zum Grab,
Der zahlt nur alte Schulden ab.“ (Ladis 1890.)
„Was Gott tut, das ist wohlgetan,
Kommt es uns auch schmerzlich an,
Dulden ist des Christen Pflicht,
Ewig trennt der Tod ja nicht.“ (Ebenda 1884.)

Wie der letzte Vers an eine bekannte Redensart anknüpft, so finden sich auch wohlbekannte Kunstdichtungen verwendet. So ist die bekannte Stelle aus der „Glocke“ in folgender Grabschrift benutzt:

„Von dem Turme schwer und bang
Tönt der Glocke Grabgesang,
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Diesen Wanderer auf dem letzten Wege.
Betend sprech ich: Herr, erbarm dich mein,
Mir auch läutet dies Glöckelein.“ (Ebenda 1885.)

Neben der Aufstellung eines Marterls und der Errichtung des in der angegebenen Weise ausgestatteten Kirchhofkreuzes tritt mitunter auch noch eine andere Art der Ehrung des Toten ein. Statt der schlichten Darstellung auf den Holz- oder Blechtafeln werden zum Andenken desselben mitunter prächtige Kirchenfenster mit Glasmalerei hergestellt, die selbstverständlich auch neben Heiligenbildern den Namen oder auch das Bild des Verstorbenen aufweisen. Solche Fenster besitzt z. B. die Kirche in Landeck. Ein rundes großes Fenster weist um ein Christusbild folgende Umschrift auf: „Dem frommen Andenken des Anton Schuler, Schmiedmeister in Landeck, gest. 28. März 1822. Aus Dankbarkeit errichtet von Joseph Schwarzmann.“ Ein anderes Fenster ist dem Andenken des Quirin Pöll († 1862) gewidmet; auf demselben sieht man auch das Bild des Verstorbenen. Ein drittes Fenster ist für einen Dr. Alois Fischer, geboren zu Landeck 1796, späteren Statthalter von Oberösterreich, Tiroler Landtags- und Reichsratsabgeordneten, errichtet worden. Ähnliche Glasfenster gibt es noch mehrere.

Eine vierte Art der Ehrung des Toten besteht darin, daß man Heiligenbilder, wie man sie in Gebetbücher einzulegen pflegt, auf der Rückseite mit dem Namen und den Sterbedaten des Toten, mit Versen usw. bedruckt und diese an Verwandte, Freunde und Bekannte verteilt. Dem Fremden kommen diese Gaben selten zu Gesicht.*) Deshalb mögen zwei derselben hier beschrieben werden. Das Blatt zeigt auf der Vorderseite das Bildnis Jesu mit der Dornenkrone und der Unterschrift „Ecce Homo“. Auf der anderen Seite oben eine Miniaturphotographie (Brustbild) eines alten Mannes. Darunter: „Christliche Gebets-

*) Ich verdanke die Mitteilung der im folgenden beschriebenen Stücke dem Frl. Anna Müller, Inhaberin der Pension „Edelweiß“ in Bruggen bei Landeck.



erinnerung an den Herrn Alois Lenz, Gastwirt und Gutsbesitzer in Graf. Geboren in Ischgl am 7. Juni 1815, war derselbe durch 15 Jahre Lehrer und Organist und später durch 16 Jahre Gemeindevorsteher in Galtür und starb in Graf am 13. August 1888, versehen mit den hl. Sterbesakramenten, eines gottseligen Todes. Dankbaren Herzens trauern um ihren innigstgeliebten Vater die hinterbliebene Gattin und Kinder. R. I. P. Selig sind die Toten, die im Herrn sterben. Von nun an, spricht der Geist, sollen sie ruhen von ihren Mühen; denn ihre Werke folgen ihnen nach. Apoc. 14. 13."

Und ein anderes. Das Bild stellt Jesus dar, wie er sein Schäfchen findet. Unterschrift: Congratulamini mihi, quia inveni ovem meam, quae perierat. Auf der anderen Seite: „Christliche Erinnerung zum Gebete für die abgeschiedene Seele der Frau Maria-Anna Haueis, Witwe des k. k. Bezirkshauptmannschafts-Secretärs zu Landeck Nikolaus Wachter, welche am 27. Jänner 1878, 50 Jahre alt, nach Empfang der hh. Sterbsakramente mit gänzlicher Ergebung in den Willen Gottes, tief betrauert von acht Waisen, selig entschlief. R. I. P.

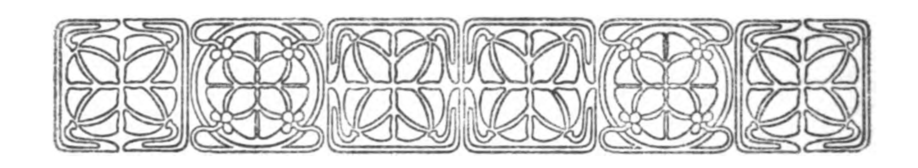
Wie schmerzlich ist's, wenn aus der Kinder Mitte
Der Tod die beste Mutter plötzlich reißt,
Wenn unbeweglich für jede Bitte
Acht vaterlose Kinder ganz verwaist!
Doch nicht der blinde Tod hat das verbrochen,
Er hat's auf höheren Befehl getan,
Das Todesurteil hat Gott selbst gesprochen,
O beten wir des Höchsten Ratschluß an!

Wie die aufgehende Sonne an Gottes hohem Himmel, so ist das Beispiel eines guten Weibes zur Zierde ihres Hauses. Sirach 26., 21."

Hervorgehoben muß ferner werden, daß auch Toten, die in der Fremde verschieden sind und dort beerdigt wurden, im Heimatsorte Erinnerungstafeln gesetzt werden. Vor allem werden den auf fernen Schlachtfeldern gefallenen Söhnen in der Heimat Denkmäler gesetzt. Mitunter sind es nur einfache, an der Kirchenwand befestigte Tafeln, aber auch kapellenartige Bauten werden errichtet, so z. B. auf dem Friedhofe zu Landeck zu Ehren der im Jahre 1866 gefallenen Krieger.

Schließlich ist noch eine Art der Ehrung der Toten zu besprechen, die uns etwas gruslig vorkommt. Da die Friedhöfe bei den Kirchen gewöhnlich sehr klein angelegt sind, so mußten die Gräber nach einer geringen Anzahl von Jahren umgegraben und wieder benützt werden. Die Gebeine, die ausgegraben wurden, bewahrte man in den Beinhäusern auf. Vor allem erfreute sich der Schädel des Verstorbenen besonderer Pietät. Man malte auf die Stirne den Namen des Verstorbenen und sein Todesjahr; um diese Aufschrift wurde auch ein Kränzlein gezeichnet. So liegen auch jetzt noch in Gries in dem zu einer Kapelle umgewandelten Beinhause rechts und links vom Altare zwei Schädel in eigens dazu angefertigten Ständern. Diese stellen ein auf vier Säulen ruhendes Dächlein dar mit den Buchstaben R. I. P. auf der Giebelseite. Ein ähnlicher Brauch ist übrigens auch z. B. in Hallstatt (Oberösterreich) üblich.





Am Abgrund.

Novelle von **Franz Wichmann.**

Wie durch ein Wunder war ich entronnen.

Noch immer tönte das Geheul der schwarzen Teufel in meinen Ohren. So sicher glaubten wir, sie eingekreist zu haben, und dennoch hatten sie unsere Reihen durchbrochen.

Wie ein grausiger Fiebertraum zogen die Bilder des Entsetzens noch einmal an meiner Seele vorüber: die knatternde Salve aus dem undurchdringlichen Dornbusch, die aufbäumenden und sich überstürzenden Pferde, die Kiris, die auf die Häupter der Verwundeten niederschmetterten, der Leutnant, durch beide Schenkel geschossen, sich eine Revolverkugel in die Schläfe jagend, um dem Martertod unter den wilden Bestien zu entgehen, und dann das Mark und Bein erschütternde Siegesgebrüll der Herero, mit dem sie über die Leichen der Unseren hinwegsprangen.

Mich, der sich als Arzt ein wenig hinter der Schützenkette gehalten, sahen sie nicht. Und während ich im Gestrüpp kauerte, schnitt solch ein höllischer nackter Riese dicht neben mir einem Gefallenen das Herz aus dem Leibe. Ich hätte mich auf ihn stürzen und ihm die blutige Beute entreißen können, durch deren Genuß er seinen Mut zu mehren glaubte, aber der Selbsterhaltungstrieb siegte. Was nützte es, mich für die Toten zu opfern, wo die Lebenden meiner Dienste so dringend bedurften!

Den Atem hielt ich an, bis der schwarze Dämon verschwunden war, bis Siegsgeschrei, Viehgebrüll und Hundegebell in der Ferne verhallten. Dann schlich ich mich vorsichtig aus meinem Versteck. Aber kein Lebender war mehr zu finden. Starr, kalt und völlig ausgezogen lagen die braven Kameraden da. Mir graute auf dem gräßlichen Leichenfeld; ich mußte suchen, allein gegen Süden zu unseren nächsten Truppenteilen mich zurückzufinden. Das war ein schwerer Leidensweg, denn auch mein treues Pferd hatte der Feind als Beute mit fortgeführt.

Als die glühende Sonnenscheibe immer tiefer gegen den Horizont sank, wußte ich schon, daß ich die Richtung verloren. Allein und verirrt in der fürchterlichen Wüste, — es war eine lähmende, niederschlagende Vorstellung. Hunger und Durst quälten mich, meine Kräfte schwanden immer mehr. Wohl war ich noch mit Proviant versehen, aber die verdorrte Zunge brachte keinen Bissen hinab. Wasser, Wasser! Nie im Leben hatte ich empfunden, welch ein Begriff in diesem armselig kleinen Worte lag. Den Herrn am Kreuze hatten sie, da er vor Durst verschmachtete, mit Essig und bitterer Galle getränkt. An den grausamen Hohn seiner Peiniger mußte ich denken, wenn ich auf die braunen und grünen Lachen blickte, die meiner Qualen zu

spotten schienen. Wie giftige Schlangenaugen funkelten sie hie und da im heißen Lichtstrahl der Tropensonne auf; sie waren es, in denen das hohläugige Gespenst des Typhus lauerte, aus denen man sich den sicheren Tod trank.

Allmählich begannen meine Schritte zu taumeln. In meinem Gehirn siedete es von fieberheißen Gedanken, Phantasie und Wahrheit; allerlei irre Traumbilder und Erinnerungen brodelten mir im Kopfe, als sei er ein glutumloderter Hexenkessel.

Mit einem Male merkte ich, daß ich nicht mehr ging. Ich saß oder lag, doch wie ich an den Boden gekommen, wußte ich nicht. Obwohl ich es in meinem Fleische bohren und wühlen fühlte, hatte ich nicht mehr die Kraft, mich zu erheben. Und schließlich erschien mir das Dorngestrüpp wie weicher Flaum. Ich glaubte wieder als Student zu Würzburg im köstlichen Daunenbett zu liegen. Vor meinem Fenster sangen die Vögel und rauschten die Wellen des Mains. Dann sah ich mich an der langen Kneiptafel, ein Glas voll schäumenden Bieres in der Hand. Und vor mir stand mein Freund, der lange Mediziner Rudolf Achtermann, mit seinem wohlgepflegten, pechschwarzen Vollbart. Der lustigste der Kommilitonen war's und mein liebster Gefährte. Ganz deutlich sah ich ihn, aber wie ich ihm die Hand zum Gruße reichen wollte, war die Erscheinung zerflossen, entschwunden, wie mir's im Leben mit ihm gegangen war.

Zehn Jahre waren es her, daß wir nach feuchtfröhlicher Studentenzeit am lieblichen Mainufer Würzburgs Abschied nahmen, er, um in München seine Praxis zu eröffnen, ich, um in Leipzig mein Examen zu machen. Nie mehr hatte ich ihn wiedergesehen, nie mehr von ihm gehört. Vom Briefschreiben waren wir beide keine Freunde gewesen, und als ich ihm nach langer Zeit einmal in lustiger Laune eine Postkarte geschickt, war sie nach einigen Wochen als unbestellbar zurückgekommen.

Wie ich so des Verschollenen dachte, lebten die alten frohen Zeiten wieder auf und aufs neue trat seine gespenstige Erscheinung an meine Seite. Wir wanderten durchs rebenumkränzte, lachende Frankenland. Ausgelassen, lustig waren wir, in jeder Schenke ward eingekehrt, den Wein zu kosten, nach jedem schönen Mädchen haschten wir, es zu küssen. Die Wiesen dufteten, die Wälder rauschten, kristallene Bäche murmelten und vorüberziehende Wanderburschen sangen ein munteres Lied. O seliger Traum von deutschem Heimatszauber in der furchtbaren Sandwüste Afrikas!

Immerfort tönte der Gesang in meinen Ohren, oder war es das Heulen der Raubtiere, das aus dem Dorngestrüpp am Waterberge herüberscholl? Gleichviel, ich lebte ganz in meinem Traume und plötzlich hub ich selbst mit schriller, heiserer Stimme zu singen an:

„Einsiedelmann ist nicht zu Haus,
Dieweil es Zeit zu mähen.
Ich seh' ihn auf der Halde draus
Bei einer Schnitt'rin stehen.
Verfahr'ner Schüler Stoßgebet
Heißt: Herr, gib uns zu trinken!
Doch wer bei schöner Schnitt'rin steht,
Dem mag man lange — — —"

Ich brach jäh ab. Entsetzen lähmte meine Zunge. Was für eine Gestalt war das! Hatte der heilige Veit von Staffelstein das übermütige Trinklied Scheffels übelgenommen und war zürnend von seinem Berge herabgestiegen? Wo war der lustige Gefährte an meiner Seite geblieben? Heiland und Erlöser, der Mann, der sich da über mich beugte, trug ja seine Züge! Es war nicht der Einsiedler vom Berge und dennoch umhüllte ihn wie einen Klausner härenes Gewand. Ein Strick, an dem Kreuz und Rosenkranz hingen, gürtete seine Lenden. War es der Tod, der aus einer der höllischen Giftlachen in ernster Mönchsgestalt heraufgestiegen, um mich zu holen?

Mein Geist kämpfte zwischen Traum und Wachen, der Verstand rang verzweifelt mit den düsteren Phantasien, die ihn wie scheues Nachtgevögel, gleich Eulen und Fledermäusen umflatterten. Ja, das mußte es sein. Die grauenvollen Szenen des blutigen Gefechtes, Durst, Hunger, das Übermaß der Leiden und Entbehrungen hatten mir die Sinne geraubt, ich war wahnsinnig geworden.

Ein glutatmender Windstoß jagte über die sandige Steppe und doch erschauderte ich bei der furchtbaren Gewißheit wie unter dem Griffe einer eiskalten Hand. An allen Gliedern zitternd fuhr ich aus dem Dorngestrüpp empor, in das ich mich gebettet.

Nein, das war keine Geisterhand, die mich hielt, damit ich nicht wieder zurückfiel, das war wirklich Rudolf, dessen schwarzer Bart in mein Gesicht wehte, das war seine Stimme, die tröstend, beruhigend auf mich einsprach. Und jetzt erschien mir die Wirklichkeit als die tollste Fieberphantasie, die die Giftdünste dieser unheilschwangeren Erde ausbrüten konnten.

Da fühlte ich, wie frisches, köstliches Wasser meinen Gaumen kühlte. Der Ordensbruder flößte es mir aus seiner Trinkflasche ein, und nie im Leben hatte der edelste Wein mich so gelabt. Stärkend und belebend badete es auch meine von Schweiß, Staub und Pulverdampf trüben Augen rein und ich erkannte, was ich nicht fassen konnte. Rudolf Achtermann stand vor mir, im Ordensgewand der Trappisten, deren Missionären wir schon öfter auf unseren Streifzügen begegnet waren.

„Nicht wahr, da staunst Du, Richard?" sagte er mit seiner tiefen, volltönenden Stimme. „Ich habe Dich gleich erkannt. Die heilige Jungfrau hat mich Dir zum Retter gesandt. Diese Nacht vielleicht noch wärst Du verschmachtet, wenn nicht der Weg nach unserer Station Himmelsstern mich zufällig durch diese Öde geführt hätte."

Obwohl ich an seiner Leiblichkeit nicht mehr zweifeln konnte, starrte ich ihn immer noch sprachlos an wie einen irren Geist.

Da zuckte ein mildes Lächeln um den Mund des Bruders. „Ja, ja, der Herr hat mich noch nicht mit Wundmalen gesegnet, in die Du Deine Finger legen könntest, ungläubiger Thomas, darum zweifelst Du — —"

Endlich kehrte mir die Sprache wieder. „Wie ist es möglich, daß ich Dich hier wiederfinde — — und so —" stotterte ich.

„Es ist eben der alte Rudolf nicht mehr. P. Cölestinus hat einen neuen Menschen angezogen, um den alten, unwürdigen zu vergessen.“

„Aber ich begreife nicht, wie — —“

„Du würdest es, wärst du am Abgrund gestanden wie ich und hättest schaudernd in seine finstere Tiefe geblickt.“

Ich wähnte zu verstehen. „Du schwebtest in Todesgefahr und der Himmel hat Dich durch ein Wunder gerettet?“

„Gefahr des Leibes war es nicht, nein, Schlimmeres, der seelische Tod, der Abgrund ewiger Verdammnis, die mir drohten“, antwortete er, in sich selbst erschaudernd bei der Erinnerung. „Du sollst alles wissen, aber nicht jetzt, nicht hier, erst mußt Du Dich von den überstandenen Leiden erholen. Meine Station erreiche ich heute doch nicht mehr, so wenig wie Du Deine Kameraden, und ich denke, dort drüben am Buschwald wird sich schon ein Lagerplatz für uns finden.“

Er ergriff meinen Arm und führte mich, einem kranken Kinde gleich, durch die steinige Wildnis, so sanft und sorgsam, wie nur einer es kann, der sich dem Dienst der ewigen Liebe geweiht.

Während wir langsam das Dornenfeld durchquerten, schilderte ich ihm die Schrecken des heutigen Tages und wie meine Phantasie, seine Gegenwart ahnend, mit der Blitzesschnelle des Traums mich weit in unsere Jugendzeit zurückgeführt hatte.

Er hörte mir aufmerksam zu, doch immer mit jenem stillzufriedenen Lächeln, das erhaben ist über alle Leiden und Freuden der Welt und in dem sich schon ein Abglanz der unbewegten Ewigkeit spiegelt.

Erst als ich geendet, erfuhr ich, aus welchem Grunde P. Cölestinus des Weges gekommen. Die Hereros hatten die Farm Jägersberg in unserem Rücken überfallen, geplündert und niedergebrannt. Von einem durch die Missionäre zum Christentum bekehrten Witboi-Knaben, der auf der Farm gedient und dem Gemetzel entronnen, war die Kunde nach Himmelsstern gekommen und Rudolf war für den Fall, daß es noch ein Werk der Barmherzigkeit zu üben gäbe, nach der stundenweit entfernten Trümmerstätte gesandt worden. Wirklich hatte er den Farmer mit vom Kiri zerschmettertem Schädel noch lebend gefunden und ihm in der Todesstunde die letzten heiligen Tröstungen der Kirche reichen können, während die übrigen, Frau, Kinder und Gesinde, erschlagen unter den verkohlten Balken lagen.

Kein Wort der Anklage, des Zorns oder gar des Hasses und der Beschimpfung, wie sie bei uns gegen die grausamen Feinde üblich waren, kam bei der schauerlichen Schilderung über seine Lippen. „Sie sind arme, irregeführte Menschen, die, im Finstern wandelnd, den Heiland noch nicht kennen,“ schloß er wie entschuldigend seine Mitteilungen, und ich, als Militärarzt schon halb zum rauhen Krieger geworden, mußte ihn in tiefster Seele bewundern.

Endlich hatten wir unser Ziel erreicht und einen geeigneten Lagerplatz gefunden. Jetzt, da mein glühender Durst gelöscht war, konnte ich auch meinen Hunger stillen, und während ich aß, zündete der Pater einen rasch aus dürrem Gras, zähen Pflanzenstengeln und dornigem Buschwerk zusammengeworfenen Haufen an, um die giftigen Insekten zu verscheuchen.

„Wird uns das Feuer nicht verraten?“ fragte ich bei dem Anblick etwas beängstigt.

Er schüttelte den Kopf. „Fürchte nichts. Der Herr, der Dich hierher geführt, wird weiter helfen. An meiner Seite stehst Du in seinem und des Klosters Schutz.“

„Und den sollten diese wilden Teufel respektieren?“ fragte ich ungläubig.

„Solange unser Orden hier im Lande weilt, ist noch keinem meiner Brüder und Schwestern ein Haar gekrümmt worden; sie wissen, daß wir friedliche Eroberer sind, die selbst ihre Feinde lieben.“

Er setzte sich, als das Feuer hell aufloderte, neben mich in das hohe Gras, zog ein Stück hartes Brot aus seiner Kutte und genoß einiges Obst dazu, das im Garten der Station gezogen war. Die Konserven, die ich ihm anbot, verschmähte er.

„Wir essen kein Fleisch,“ sagte er, „und seit Jahren habe ich mich davon entwöhnt.“

Ich lehnte mich an den Stamm des Baumes in meinem Rücken und sah ihm fest in das bärtige, gesunde, doch von Mühe und Arbeit etwas hagere Gesicht.

„Verzeih’, daß ich meine Neugier nicht länger bezwingen kann. Was trieb Dich, Deinen Beruf aufzugeben, warum hast Du die Heimat verlassen?“

„Das letztere könnte ich auch Dich fragen.“

„Da ist die Antwort schnell gegeben. Du weißt ja, daß ich schon auf der Universität die Absicht hatte, meine medizinischen Kenntnisse einmal im Dienst des Vaterlandes dem Heere zu widmen. Gleich nach bestandenem Examen trat ich in die Armee. Zwei Leutnants meines Regiments gingen bei Ausbruch des Aufstandes mit nach Afrika — und ihr Beispiel verlockte mich. Hier, wo es Wunden und Krankheiten in Fülle gab, konnte ich meinen Beruf besser betätigen als daheim im friedlichen Vaterlande. Familienbande fesselten mich ja nicht, ich war frei und ungebunden.“

„Ungebunden!“ Die Wiederholung des Wortes klang so seltsam im Munde des Mönchs, daß ich ihn betroffen ansah.

„Was sagst Du?“

Er antwortete nicht und blickte starr in die qualmende Glut des Feuers. Das Knattern des brennenden Holzes mischte sich mit jenen unheimlich unerklärlichen Lauten der Nacht, die bisweilen von den verdämmernden Höhen des Waterbergs herüberdrangen. Sonst störte nichts das tiefe Schweigen. Regungslos hingen die Blätter an ihren Stielen, ein weißlicher Dunst, zu aschfarbenen Nebeln sich verdichtend, quoll aus dem feuchten Boden und schwebte in lautloser Stille über uns. Dann brach mit fahlem, gespenstigem Lichte der Mond durch die wallenden Schleier und blickte wie ein stumm harrender Zuschauer in schweigender Erwartung auf uns nieder.

Das Auge des Trappisten schweifte vom trüben Schein des irdischen Feuers empor zum reinen Lichte des himmlischen Gestirns. „Ungebunden,“ begann er plötzlich, wie mit sich selbst redend, in schwerem, feierlichem Tone, „ungebunden von allem Irdischen kann der Mensch wohl nur dann sich nennen, wenn er allein dem Dienste Gottes sich weiht. Wer noch auf Glück und Freuden dieser Welt hofft, der ist unfrei.“

„Du mußt Furchtbares erfahren haben," sagte ich, „daß Du so sprechen kannst."

„Furchtbares, ja," nickte er. „Was sind die Schlachten, die ihr mit blutigen Waffen schlagt, gegen die Kämpfe, die der Mensch mit dem Dämon in seinem Innern zu bestehen hat! Bald, nachdem wir uns in Würzburg getrennt, haben sie für mich begonnen. Mein Kleid verbietet es, Dir auszumalen, was ich damals fühlte. Wir haben ja beide in jugendlichem Übermut mit manchem Mädchen gescherzt, aber was ich für Elly Braun empfand, war etwas anderes. Im ersten Jahre meiner Münchener Praxis war's. Auf einem Maskenball lernte ich sie kennen. Einem Blitzstrahl gleich entflammte sie die Leidenschaft in mir. Sie war ein ehrbar tugendhaftes Bürgerkind und schön wie der Morgenstern, wenn er aus den Wellen des Meeres taucht. Den ganzen Abend tanzte ich allein mit ihr und bald merkte ich, daß sie meine Empfindungen teilte. Als ich für sie und ihre Mutter den Wagen heranrief, als wir uns am Schlage die Hand zum Abschied reichten, da offenbarte der eine kurze, warme Druck uns das ganze Geheimnis. Wir waren für einander geschaffen, wir mußten uns immer lieben. Selig, ihr Bild im Herzen, kehrte ich heim. Es war bei mir, wenn ich einschlummerte und erwachte, es begleitete mich durch die Straßen und wandelte mit mir in den buschigen Anlagen der Isarauen, die ich täglich, wenn meine Sprechstunden vorüber waren, zu einem längeren Spaziergang aufsuchte.

Da war es auch, wo ich sie wiedersah.

An der Seite eines etwas stutzerhaft gekleideten jungen Mannes schritt sie, ohne mich auf meiner von dichtem Gebüsch verborgenen Bank zu bemerken, plaudernd ganz nahe an mir vorüber. Ob es ein Bruder, ein Verwandter war? — Der Gedanke ließ mir keine Ruhe. Ich sprang auf und folgte in einiger Entfernung dem Paare. An der Wittelsbacherbrücke sah ich Ellys Begleiter einen Trambahnwagen besteigen. Sie sah ihm einen Augenblick nach, dann schritt sie über die Straße, um durch die jenseitigen Anlagen ihren Weg zur Frauenhoferbrücke fortzusetzen.

Schon an der nächsten Wegbiegung stand ich neben ihr. Sie schien leicht zu erschrecken, doch bald röteten sich die erblaßten Wangen wieder.

„Ich habe Sie schon vorhin gesehen," bemerkte ich, „doch mochte ich nicht stören, da Sie Gesellschaft hatten."

„Es war Herr Alban Fortner. — Der Sohn vom Kompagnon meines Vaters," fügte sie etwas verlegen hinzu.

Die Eifersucht, die sich in mir geregt, wollte noch nicht schweigen. „Es scheint, Sie sind recht gut mit ihm bekannt?"

Ein Schatten glitt über ihr liebliches Gesicht. „Ich soll ihn sogar heiraten," sagte sie leise.

Wenig fehlte und ich hätte laut aufgeschrieen in ohnmächtiger Wut.

„Und Sie, Sie lieben ihn?" stieß ich, mich mühsam bezwingend, mit verhaltenem Atem hervor.

Sie sah mich mit ihren kindlichen, wundervollen Augen beinahe erschrocken an.

„Das weiß ich nicht," antwortete sie ganz naiv, „erst seit ich Sie kenne, habe ich darüber nachgedacht."

„Aber Sie glauben es?"

„Nein," entgegnete sie diesmal offen und ohne Zögern. Doch verlegen setzte sie schnell wie mildernd hinzu: „Eigentlich nicht."

„Aber Fräulein Braun, wenn es so steht, wer kann Sie zwingen?" Ich hatte ihre leise bebende Hand, die sie mir nicht entzog, ergriffen und führte das Mädchen zur nächsten, in den Weiden des Ufers halb versteckten Bank.

„Es ist der Wunsch meiner Eltern. Man soll Vater und Mutter lieben."

„Aber doch nicht mehr als sich selbst."

Sie schüttelte den Kopf zu meinem egoistischen Einwurf. „Mein Vater ist Herrn Fortner zu großem Danke von früher her verpflichtet und auch geschäftlich von ihm abhängig. Es ist zwar noch nicht ausgesprochen worden, da wir beide noch sehr jung sind, aber Alban gilt schon lange als mein heimlich Verlobter. Wäre er nicht neulich auf der Geschäftsreise nach Wien begriffen gewesen, so hätten Sie ihn schon auf dem Balle kennen gelernt."

Mir war es, als erstarre alles in mir, als wandle sich das warme Blut meiner Adern in frostiges Eis.

„Um Gottes willen, was haben Sie?" fragte das schöne Mädchen plötzlich. „Sie werden ja ganz blaß. Sie sind doch nicht unwohl?"

„Ich, — nein, — es geht schon vorüber. — Aber gestatten Sie mir eine Frage, — wenn Sie nun fühlten, daß Sie einen andern liebten, — wahrhaft, — innig, — fürs ganze Leben, — würden Sie auch dann —?"

Jetzt erblaßte auch sie, ein Zittern lief über den zarten Körper und sie schlug die Augen mit den langen Seidenwimpern zu Boden. Als sie endlich wieder aufblickte, sah ich an dem schmerzlich ernsten Ausdruck ihres Gesichts, daß sie mich verstanden hatte.

„Würden Sie nicht dem Zuge Ihres Herzens folgen?" ergänzte ich, immer deutlicher werdend, meine Frage.

„Solange Alban lebt, — darf ich es nicht; — nur wenn er unerwartet stürbe, wenn ich frei und selbständig wählen dürfte — — —"

„Dann, Fräulein Elly — — dann —" rief ich außer mir und wollte von neuem ihre Hand ergreifen, als sie errötend stockte.

Doch diesmal, einer scheuen Taube gleich aufflatternd, wich sie vor mir zurück. „Fragen Sie nicht weiter, — ich muß nun gehen, — das Beste ist, — wir sehen uns niemals wieder — — —"

Ihr flehender Blick entwaffnete mich. Passanten näherten sich und da sie in heftiger Erregung rasch davoneilte, wagte ich ihr nicht zu folgen.

Der Erzähler schwieg, tief Atem holend, und stützte das bärtige Haupt auf die gebräunte Hand.

„Du bist wirklich nicht mehr mit ihr zusammengetroffen?" fragte ich nach einer Weile.

„So — wie an jenem Tage nicht wieder. Wohl sah ich sie noch öfter mit Vater oder Mutter auf der Straße, aus dem Konzert oder Theater kommend, aber fast immer war der junge Fortner dabei. Sie schien mir auszuweichen und ich mochte sie nicht ansprechen, um nicht mich und sie

unnütz zu quälen. O, ich habe viel gelitten in jener Zeit, da ich noch der Welt und ihren vergänglichen Freuden ergeben war! Ein zweiter Tantalus, sah ich vor mir die blinkende Quelle, die labenden Früchte und verschmachtete im Durst nach dem Glück."

„Armer Freund", sagte ich tief ergriffen.

„Nein," wehrte er ab und über seine Züge verbreitete sich wieder jene überirdische, heitere Helle, die wie der Wiederschein einer unsichtbaren Sonne ihn verklärend umleuchtete, „nein, bemitleide mich nicht. Es ist ja überwunden, was ich Dir schildere, und wem Gottes Gnadensonne lächelt, der freut sich der Martern, die ihn in seine Vaterarme getrieben. Laß mich zu Ende kommen. Eines Tages verbreitete sich in der Stadt die Kunde von einem schweren Eisenbahnunglück, das in nächster Nähe, nur wenige Stationen entfernt, sich ereignet hatte. Ein Schnellzug war in voller Fahrt auf einen Güterzug gestoßen, entgleist und die hohe Böschung hinabgestürzt. Fast alle Passagiere sollten tot oder schwer verwundet sein. Ein Hilfszug mit Sanitätspersonal war sogleich nach der Schreckensstätte abgegangen und wie mir meine Haushälterin berichtete, waren bereits vor einer Stunde die ersten Opfer der Katastrophe eingetroffen.

Ich wollte eben ausgehen, um nähere Erkundigungen einzuziehen, als die Glocke heftig gezogen wurde und der Diener einer Herrschaft in der nahen Maistraße meinen ärztlichen Beistand verlangte. Obwohl ich den Namen nicht verstanden hatte, war ich auf der Stelle bereit mitzugehen und erst auf dem Wege erfuhr ich, daß es sich um ein Opfer des Bahnunfalls handelte. Man hatte den Schwerverwundeten, der mit dem Hilfszuge eingetroffen, sogleich in seine Wohnung geschafft und da der Hausarzt verreist war, wurde zu mir, als dem zunächst wohnenden Doktor, geschickt.

Wenige Minuten später standen wir bereits vor dem großen, eleganten Hause — und als ich den Namen auf dem Türschilde las, fuhr ich betroffen zurück.

„Ist das Ihre Herrschaft," fragte ich in höchster Bestürzung.

„Ich stehe bei dem alten Herrn Fortner im Dienst", lautete die Antwort, „aber es handelt sich um den jungen."

„Herr Alban Fortner, nicht wahr?"

„Ja, er ist auf einer Geschäftsreise begriffen gewesen und war eben auf der Heimfahrt. Wir erwarteten ihn am Nachmittag zurück, statt dessen haben ihn die Krankenträger ins Haus gebracht."

Ich kann Dir das Gefühl nicht beschreiben, mit dem ich die breite, teppichbelegte Treppe zum ersten Stocke emporstieg. Zu meinem Nebenbuhler, dem vorbestimmten Bräutigam Ellys, war ich gerufen und meine Kunst sollte ihn vom Tode retten! In meiner Seele aber hallten die letzten Worte des geliebten Mädchens wieder. Wenn Alban Fortner tot wäre, würde sie mein sein. Unser Fleisch, das die Erbsünde vergiftet hat, ist schwach. Der Gedanke, den sie unschuldig und ahnungslos ausgesprochen, fraß wie höllisches Feuer in meinem Innern, mit jedem Schritte wühlte und bohrte der Wurm sich tiefer. In meiner sündigen Verblendung hätte ich den Himmel bitten mögen, meine Hilfe unwirksam sein, den Verwundeten sterben zu lassen.

Erst als ich vor dem totenbleichen, leise wimmernden und stöhnenden Manne stand, als mich seine Angehörigen klagend und jammernd umringten, kam ich wieder zu mir und tat, was ich tun mußte. Ich wandte meine ganze Kunst an, die Schmerzen des Unglücklichen zu lindern und eine mögliche Heilung einzuleiten.

Alban Fortner war furchtbar verletzt und es erschien mir als ein Glück, daß er noch nicht zur Besinnung, zum Bewußtsein seiner Leiden gelangt war. Splitter von Eisen und Holz waren ihm in den Unterleib gedrungen, und erst nach stundenlanger Arbeit gelang es mir, sie zu entfernen, die immer wieder beginnende Blutung zu stillen und einen festen Verband anzulegen.

Jeden Augenblick hatte ich erwartet, Elly eintreten zu sehen, doch sie war nicht gekommen. Erst im Fortgehen erfuhr ich aus einem Gespräch des alten Fortner mit ihrem rasch herbeigeeilten Vater, daß das junge Mädchen zur Zeit auf Besuch bei Verwandten in Wien weilte. Man wollte sie telegraphisch benachrichtigen, doch war vor dem nächsten Abend ihre Rückkehr kaum zu erwarten.

Am andern Morgen traf ich den Verletzten noch immer bewußtlos in den schweren Delirien des Wundfiebers. Ich sah, daß seine Rettung mehr bei Gott als in meiner Hand stand und meine ärztliche Kunst vermochte einstweilen nichts zu helfen. Als ich am Nachmittag wiederkam, hatte ich vorher ein Fläschchen mit Morphium zu mir gesteckt und meine Vermutung bestätigte sich. Der junge Fortner war endlich zur Besinnung gekommen und litt entsetzlich. Sein Vater, der, mit der Krankenschwester allein im Zimmer, seine Qualen nicht länger mit ansehen konnte, beschwor mich, vor allem die unerträglichen Schmerzen des Unglücklichen zu lindern. Meine ärztliche Pflicht gebot das Gleiche, doch ehe ich die nötigen Schritte tun konnte, ward der alte Herr durch einen Geschäftsbesuch, der ihn dringend zu sprechen wünschte, abgerufen. Da die Karbolwatte ausgegangen war und der Diener auf mein wiederholtes Rufen nicht erschien, mußte ich auch die Schwester fortschicken, um von der ziemlich entfernten Apotheke das Fehlende zu holen.

Kaum hatte ich, mit dem Leidenden ganz allein geblieben, ihm die erste geringe Dosis Morphium beigebracht, so begann das Gift seine wohltätige Wirkung zu üben. Die im Paroxismus des Schmerzes weit und starr geöffneten Augen schlossen sich, der zuckende Körper kam zur Ruhe und schwer atmend, in halber Betäubung lag der Unglückliche vor mir.

Wie ich beobachtend in sein fahles Gesicht blickte, erschien es mir fast wie das eines Sterbenden und die finsteren Gedanken von gestern schlichen sich aufs neue in meine Seele. Wenn Elly in wenigen Stunden eintraf, konnte sie ihn tot und mich statt seiner finden. „In Deiner Hand liegt es, euch beide glücklich zu machen," raunte mir der höllische Versucher zu und barg seine mörderischen Einflüsterungen unter der Maske heuchlerischen Mitleids. Daß Fortner am Leben blieb, war ja so gut wie ausgeschlossen. Warum sollte ich ihn länger leiden lassen? Ja, ein Werk der Barmherzigkeit war es, seine Qualen zu enden. Noch eine Dosis Morphium wie die erste, und er erwachte nicht mehr. Kein Mensch konnte mir nachweisen, was ich tun wollte.

Mit solchen Sophismen die letzten Regungen des Gewissens beschwichtigend, streckte ich die Hand nach dem verhängnisvollen Fläschchen aus, das ich auf den Tisch neben dem Bette gestellt hatte. Da — was war das! — Wie ein Schlag vor die Stirne traf es mich, — der Arm zitterte, ein Schauder lief mir durch Mark und Bein und meine Knie drohten zu brechen.

Aus dem Nebenzimmer, durch die dünne Wand, tönte deutlich eine Kinderstimme — ich erkannte sie wieder, — es war das kleine Mädchen, das ich gestern weinend im Krankenzimmer gesehen, — Albans jüngstes Schwesterlein. Das Kind betete, — betete für ihren unglücklichen Bruder.

„Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel!" klang es wie die Posaune des jüngsten Gerichts an mein Ohr.

Das Glas mit dem Morphium entfiel meiner bebenden Hand und rollte klirrend zu Boden. Es war mir, als dringe das kalte Richtschwert des Henkers, dem man den Mörder übergeben, durch meinen Hals. Schwarze Nacht, von blauen und gelben Schwefelflammen durchzüngelt, wogte vor meinen Augen und ich sank in die Kniee.

„Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt' für uns arme Sünder!" stotterte ich, selbst noch bleicher als der Unglückliche vor mir auf dem Lager. Und wieder lauschte ich in unnennbarem Entsetzen.

Vom nahen Kapuzinerkloster herüber klang ernst und feierlich das Aveläuten. Mein Blick fiel durch das Fenster. Das goldene Kreuz auf dem grauen, stillen Kirchlein war von roter Glut umflossen, die letzten Strahlen der Abendsonne durchtränkten die Luft mit schimmerndem Purpur und in einer plötzlichen Vision glaubte ich Golgatha und das heilige Blut des Erlösers fließen zu sehen. Ein schlichter Vers, den dem Kinde die Mutter gelehrt, fiel mir ein:

„Siehst Du ihn auf Dornenpfaden
Mit der schweren Kreuzeslast,
So vergiß die Rosenpfade,
Die Du schon gewandelt hast,"

und wie ich ihn vor mich hinflüsterte, gingen mir die Augen völlig auf. Schaudernd blickte ich in die schwarze Tiefe meiner Seele. Dicht am Rande des Abgrunds war ich gestanden. Ein Schritt noch — und ich lag als Mörder in ewiger Verdammnis begraben.

Jetzt wogte die flammende Glut der Abendröte auch durch das Fenster herein, gleich der heißen Liebe des Menschensohnes, die mich im letzten Momente gerettet, und im Nebenzimmer klang wieder die Stimme des betenden Kindes: „Vergib uns unsere Schulden, so wie wir vergeben unseren Schuldigern."

Meine bebenden Lippen wollten es nachstammeln, — da öffnete sich die Tür und die Schwester trat wieder ein. Schnell griff ich nach dem Morphiumglas und stellte es auf den Tisch zurück. Der Kranke war eingeschlummert, — das schien ein gutes Zeichen zu sein, und im stillen dankte ich Gott für diese Gnade. Um seine Vergebung zu erlangen, war ich entschlossen, den Dornenpfad zu gehen, den uns der Heiland gewiesen. Nur

wenn es mir gelang, den Unglücklichen mit des Himmels Hilfe zu retten, konnte ich wieder ruhig werden. Mein Leben aber sollte fortan der Reue und Buße im Dienste der ewigen Liebe gewidmet sein.

Nach kurzer Zeit erschien auch der alte Fortner wieder und an seiner Seite Elly, die soeben von der Bahn eingetroffen war. Mich bemerkend fuhr sie erblassend zurück, faßte sich aber und warf mir einen bittenden Blick zu. Ich verstand, daß ich sie nicht kennen sollte, und fast freudig legte ich mir selbst das erste Martyrium auf, sie kühl und höflich wie eine Fremde zu behandeln. So blieb es auch, wenn wir uns am Schmerzenslager Albans wieder trafen, doch zum Glück geschah es nicht oft und niemals waren wir allein.

Schlaflos waren die Nächte, die ich damals verbrachte. Um mich selbst zu kasteien, betete ich voll Inbrunst für das Leben dessen, den ich hatte morden wollen — und unser Herr erhörte mich in seiner Gnade. Nur als ein Wunder konnte ich es betrachten, daß Alban Fortner nach mondelangem Leidenslager völlig genas. Seine Angehörigen schrieben es meiner Kunst, meinen unablässigen Bemühungen zu, den Unglücklichen zu retten.

Ich hätte ein berühmter, vielbegehrter Arzt werden können, aber ich wurde Trappist. Das hatte ich mir schon in der ersten Nacht nach jener furchtbaren Versuchung gelobt und nur die Wiederherstellung oder den Tod Albans abgewartet, ehe ich meinen Entschluß zur Ausführung brachte. Der Orden, der so viele strenge und ernste Büßer in sich vereint, nahm den Reuigen liebend auf. In einem seiner Klöster am Rhein widmete ich mich mit ernstem Eifer zugleich dem Studium der Theologie und konnte schon nach kurzer Zeit die heiligen Weihen empfangen. Pater Cölestinus nannte mich nun die Welt und bald erfüllte sich auch mein Wunsch, als Glaubensbote hinausziehen zu dürfen in ferne Welten und den armen Heiden das Licht des Evangeliums zu bringen.

Es war auf der Reise hierher, als ich noch einmal München berührte. Die anderen Missionsbrüder, die mit mir über das Meer fuhren, sollte ich erst in Hamburg treffen, und allein schritt ich durch die Straßen zum Bahnhof. Da mir noch Zeit blieb, trat ich in die letzte Kirche, an der ich vorüberkam, um in der Stadt, wo mir das wahre Heil widerfahren war, Gott noch einmal für die Rettung meiner Seele zu danken.

Aber seine Wege sind unerforschlich und ich ahnte nicht, warum er mich diesen geführt. Es war die letzte schwere Prüfung, die mir zur Strafe für meine Sünden auferlegt ward, und der heiligen Jungfrau sei Dank, ich habe sie bestanden.

Als ich in Andacht versunken auf den Knieen lag, betrat ein Hochzeitszug das Gotteshaus.

Es waren Alban Fortner und Elly, seine Braut, mit ihren Verwandten. Ihr weißes Kleid streifte mich, aber ich sah nicht auf und blieb in dem fremdartigen Gewande unerkannt.

Um mich selbst auf die Probe zu stellen, hielt ich aus, trat hinter einen Pfeiler und sah, wie sie gesenkten Blickes mit ihm vor dem Altare die Ringe wechselte. Ich war fest geblieben, denn nur Gott war noch in

meinem Herzen. Ehe die Zeremonie ganz beendet war, verließ ich die Kirche. Möge sie mich vergessen haben und glücklich geworden sein!"

„Wie Du es geworden zu sein scheinst," sagte ich, aufs tiefste ergriffen.

Er blickte wieder auf das allmählich erlöschende Feuer. In senkrechter Säule, wie Abels Opferbrand, stieg sein letzter Rauch wallend zu Gottes Riesenaltar empor und mit ihm wandten sich die Augen des Trappisten dem nächtlichen Himmel zu.

„Ich bin es, — dem da droben sei Dank! Darf ich doch glauben, daß er mir verziehen. Wie viele Beweise seiner Gnade und Güte hat er mir nicht gegeben, seit ich hier bin! Auch den, daß ich heute der Retter eines lieben, alten Freundes werden durfte."

Ich war zu bewegt, um antworten zu können, schweigend nur drückte ich Pater Cölestinus die von harter Arbeit rauhe Hand.

Das Feuer war in sich zusammengesunken, der Mond hinter den dunklen Rand der Höhen hinabgetaucht. Aber an Stelle der fahlen Dunstschleier, die anfangs den Himmel bedeckt, blickten die tausend goldenen Augen des Jenseits mit stillem, versöhnendem Glanze auf uns nieder und predigten das Evangelium der ewigen Liebe.



Vier Bretter.

Von Jos. Stibitz.

Zu einem Tischler war einst mein Gang,
Der munter sich ein Liedel sang . . .
„Lieber Tischler, was machst du hier?"
„Mein Gott! Ich hoble der Bretter vier."
„Sind denn der Bretter vier genug?"
„Der Bretter vier sind wohl genug
Zu einer kleinen Wiege."

Und wieder ich den Tischler fand,
Wie er traurig bei seiner Arbeit stand . . .
„Lieber Tischler, was machst du hier?"
„Mein Gott! Ich nagle der Bretter vier."
„Der Bretter vier, sind das genug?"
„Der Bretter viere sind genug,
Genug zu einem Sarge."





Umschau.

Wiener Frühjahrsausstellungen 1907. Eine Beobachtung, die der Besucher aller Gemäldeausstellungen der letzten Jahre machen konnte, drängt sich ihm auch heuer auf: das Portrait und die Landschaft in allen Arten der Auffassung und Ausführung herrschen vor, während die Allegorie und das Phantasiebild fast gänzlich fehlen. Es ist, als mangele es den modernen Künstlern an Gedanken und Einfällen; was sie uns bieten, sind Ausschnitte aus dem Leben, Kopien der Natur, deren Wert nur in Stimmung und in Technik, nicht auch in dem Sujet des Bildes liegt. Der moderne Maler sucht nur noch nach „Motiven", nicht nach „Ideen". Am schärfsten tritt dies im Künstlerhause zutage. Hier ist die Idee von der Malkunst ganz vernachlässigt worden und hat sich — aber auch nur in einzelnen Fällen — zur Plastik geflüchtet, um hie und da wirklich schöne Verkörperung zu finden. Genannt seien in dieser Hinsicht Otto Königs hübsche und in ihrer Zusammenstellung von Naturmuschel und Kunstwerk originelle Bronzen „Auf zum Licht" und „Überraschung", Charpentiers „Wohltätigkeit" und Schwerdtners ergreifendes „Grabdenkmal", das zum Unterschiede von den üblichen Grabmonumenten statt der trauernden Frauengestalt einen in Schmerz zusammengebrochenen Jüngling zeigt. Unter den übrigen Kunstwerken des Skulpturensaales fällt außer einigen charakteristischen Porträtbüsten — darunter Richard von Kraliks wohlgelungener Kopf von Franz Schwathe — Max Kleins in zweifarbigem Marmor ausgeführtes „Mädchen am Felsen" ebenso angenehm auf wie Benks ganz allerliebste Kinderköpfchen, bei denen man den harten und kalten Marmor für weiches, rosiges Kinderfleisch zu halten versucht ist. Von bewundernswerter Feinheit sind Lengsfelds Elfenbeinplaketten, voll lebenswarmen Humors Hackstocks „Duett" — ein mit dem auf seiner Hand sitzenden Vogel um die Wette pfeifender Knabe — und Hertels „Ziehender Musikant". Fremd mutet den Deutschen Charpentiers „Eva" an, die nur die Nacktheit und die Schlange, nach der sie sich eben bückt, mit der naiven Bewohnerin des Paradieses gemein hat: Haltung und Ausdruck des zur Seite gewendeten Kopfes sind die einer modernen, in allen Koketterien geübten Pariserin.

Unter den Gemälden gibt es wenig Eigenartiges, aber viel des Schönen und Tüchtigen und gar manches, was der Beschauer lieb gewinnen muß. Als solches möchte ich vor allem ein auf den ersten Blick fast unscheinbares Bild nennen, das sich dem, der es bemerkt hat, ins Herz stiehlt: es ist des Düsseldorfers Max Volkhart „Abendsonne". Das Bildchen läßt sich schwer beschreiben, denn es ist eigentlich gar nichts darauf zu sehen: eine altmodische, offen stehende Tür, durch die man im Nebenzimmer einen ebenso altmodischen Schrank erblickt; auf dem Fußboden des sonst leicht dämmerigen Raumes ein leuchtender Sonnenfleck, den die untergehende Sonne durch ein unsichtbares Fenster hereinzaubert. Also auch nur ein „Motiv" ohne „Idee", aber

so voller Stimmung, ja man möchte sagen, voller Seele! Dies Interieur, dessen Stille man förmlich sieht, atmet einen solchen Frieden, daß es den Beschauer wie Sehnsucht nach diesen Räumen überkommt und daß er sich unwillkürlich ein paar stillglückliche, gute Menschen als Bewohner hineindenkt. Unter den übrigen Interieurs verdient Pflügls „Piaristenkirche in Wien", die ebenso wie Propsts „Motiv aus Schloß Kreuzenstein" und Köpfs „Stiftskirche zu Klosterneuburg" leise an Meister Alt gemahnt, Erwähnung. An Porträts herrscht diesmal ein Überfluß, der fast ermüdend wirkt, denn ist die Persönlichkeit des Porträtierten an und für sich nicht besonders charakteristisch oder vom Maler nicht in vollendet künstlerischer Weise aufgefaßt und herausgearbeitet, so läßt das Bild kalt. Zu den ansprechendsten dieser Art möchte ich Krestins, Angelis, Joanowitsch' und Ferraris Arbeiten zählen, die eine bewundernswerte Kraft der Wesenswiedergabe verraten. Auch Adolf Karpelus' Ölgemälde „Meine Mutter" fesselt stark, sowohl durch seine Lebenswahrheit als durch den Kontrast zwischen der Gestalt der alten Dame mit dem mächtigen Blumenstrauß im Vordergrunde und dem jungen Frühlingsgrün des Waldes hinter ihr.

Unter den Landschaftern behaupten immer noch die alten Bekannten Suppantschitsch, Darnaut, Schaeffer, Adolf Kaufman und Kasparides den ersten Platz, wenngleich in des letzteren Werken eine gewisse Manieriertheit immer deutlicher zutage tritt. Von besonders dekorativer Wirkung ist sein „Stiller Herbstabend": eine Gruppe leuchtend goldgelber Bäume mit gleichfarbiger Wasserspiegelung, die scharf mit ihren im grünen Schatten stehenden Nachbarn des andern Ufers kontrastieren; einzelne dunkelrot gefärbte Sträucher tragen zur Erhöhung der Farbenpracht bei. Mit ähnlichen Lichteffekten arbeitet Jungnickel, der in seinem „Buchenwald" grelles Hellgrün aufleuchten läßt. Vornehm wirkt Robert Ruß in seinem sonnigen, an eine südliche Landschaft gemahnenden „Dürnstein an der Donau". Das malerische Dürnstein hat auch Kasimir zu einem stimmungsvollen Bildchen Modell gestanden, während Klosterneuburg durch Max v. Poosch und Anton Karlinsky ein paar interessant beleuchtete und wirkungsvoll herausgearbeitete Motive geliefert hat. Der Orientmaler Mielich, der sich durch die sachverständige Aufnahme der Wandgemälde in dem von Professor Musil entdeckten Wüstenschloß Kusejr 'Amra einen Namen gemacht hat, ist durch zwei Nilbilder vertreten, die in Farbenton und Stimmung gleich vorzüglich erscheinen. Eine der anheimelndsten Landschaften ist Brunners „Weg ins Dorf": ein Wiesenabhang, an dessen Fuß sich der einsame Fußpfad hinzieht, füllt fast den ganzen Rahmen und läßt rechts nur wenig beschatteten Bäumen, im Hintergrunde einer hell beleuchteten Kirchturmspitze Raum. Die Ruhe und der Frieden der Gegend sind vorzüglich zum Ausdruck gebracht, ohne sentimental zu wirken. — Im Charakterbilde leistet Larwin in seinen „Blumenweibern" sowie in den „Branntweinern" Vorzügliches; Eichhorns „Ausdruckstudie" wirkt trotz der künstlerischen Ausführung durch die Häßlichkeit des Sujets abstoßend und läßt bedauern, daß der Maler kein würdigeres Objekt für sein Können gewählt hat.

Obgleich die diesmalige Ausstellung des Künstlerhauses den Vorzug vor den früheren hat, etwas weniger stark beschickt und somit auch weniger ermüdend zu sein, weist der Katalog immer noch über 500 Nummern auf, — eine Zahl, die ein gründliches Eingehen auf die ausgestellten Kunstwerke unmöglich macht und nur einzelnes herauszugreifen gestattet. Die Sezession dagegen ist ihrer Gewohnheit, wenig an Zahl zu bieten, auch diesmal treu geblieben, man müßte aber einer ihrer fanatischesten Anhänger sein, wollte man behaupten, daß dies Wenige durchweg gut sei. Gleich der

erste Saal, der dem Pariser Charles Cottet reserviert wurde, macht einen etwas deprimierenden Eindruck: wohin das Auge blickt, düstere Motive, dumpfe Farblosigkeit, keine Luft, keine Sonne, kein Leben; eine Monotonie in all den vielen Bildern, die dem Beschauer ein Vertiefen in das einzelne — oder wenigstens in mehr als eines — quälend macht; eine Vorliebe für Wiederholungen, die fast komisch wirkt: man denke sich z. B. die altertümliche „Kirche von Segovia“ erst bei Tages-, dann bei Abend- und schließlich ein drittes Mal bei Nachtbeleuchtung, jedesmal von ein und demselben Punkte gesehen, in ein und derselben Art wiedergegeben und — mit genau den gleichen Schattenflächen, mögen sie nun vom Mondlicht, von der Mittags- oder der Abendsonne herrühren! Man fühlt sich zu glauben versucht, der Maler habe die einmal angefertigte Zeichnung mehrmals durchgepaust und dann hübsch sorgfältig in der gewünschen Farbenschattierung koloriert. — Düster und einförmig wirkt auch der Belgier Henri Evenepoel, dessen Gemälde den größten Teil eines benachbarten Saales füllen und Respekt einflößen vor der Produktionskraft des jung verstorbenen Malers. Auch in den anderen Sälen vermißt man zum Teil die Farbenfreudigkeit und Lichtfülle, die sonst bei den Sezessionisten zu finden war; sie sind nicht mehr so „verrückt“, wie der Laie sie gern nannte, aber auch nicht mehr so originell und genial. An einem sensationellen »clou«, der fast in jeder früheren Ausstellung vorhanden war und das Publikum zu hitzigen Debatten pro und contra anregte, fehlt es gänzlich, — kurz der Glanz der Sezession ist in schnellem Bleichen begriffen. Der schäumende junge Most ist ausgegoren und hat sich in recht mittelmäßigen Wein verwandelt.

Erfreulich fallen drei Porträts von Rudolf Bacher auf; die vom hellen Hintergrunde plastisch sich abhebenden Gestalten sind fast unheimlich lebensvoll und scheinen dem Beschauer nicht nur das Aussehen des Porträtierten, sondern auch sein Wesen und Denken zu übermitteln. Frisch und voller Poesie ist Roesch in seiner „blühenden Wiese“ und der „Landschaft bei Genf“, von bewundernswerter Feinheit in seiner „Kirche Maria am Gestade“. Artur Kampf, mit dem man sich nicht auf den ersten Blick befreundet, bringt in seinem „Schnitter“ ein Kunstwerk, das des liebevollen Hineinversenkens wert ist; ebenso fordern Ludwig Sigmundts Landschaften auf, daß man sich ernsthaft mit ihnen beschäftige. Köstlichen Humor weiß der phantasievolle Maximilian Liebenwein in seine Grotesken zu legen; in dem „verrufenen Weiher“ gesellt sich dazu eine wohltuende Gemütlichkeit: wie behaglich kauern die seltsamen Sumpfweiblein am Ufer, wie bequem hat das eine von ihnen seine breiten grünen Schwimmfüße aufgestützt — man hört sie förmlich aufklatschen! — und wie friedlich und harmlos liegt weit im Hintergrunde das mittelalterliche Städtchen! — Unter dem jüngsten Nachwuchs haben sich mir zwei Namen eingeprägt: Alfred Milan nimmt durch fleißige Arbeit und ernstes Wollen für sich ein; René Stengels „Bahnhofstraße“ — ein durch blauviolette Nacht zu einigen in der Ferne aufblitzenden Lichtern führender Landweg — ist genial empfunden und wiedergegeben; auch seine beiden kleineren Arbeiten „Im Frühling“ und „Plafondskizze“, verraten ein schönes Können, das von der Zukunft manches erwarten läßt. — Der letzte Saal ist Ferdinand Schmutzers prächtigen Radierungen eingeräumt und gibt willkommene Gelegenheit, des Meisters Kunst zu bewundern.

Die Originalität in der Raumausgestaltung, durch die die Sezession sich sonst auszuzeichnen pflegte, ist diesmal im Hagenbund zu finden, in den überhaupt so manche Tugend der Sezessionisten aus deren Blütezeit übergesiedelt ist, — freilich auch manche Unart. Als solche fällt z. B. die kapriziöse Numerierung der Aus-

stellungsobjekte auf, die immer wieder ein suchendes Blättern im Katalog notwendig macht. Dieser selbst ist apart, aber nicht gerade geschmackvoll ausgestattet. Die Säle sind nicht mit Nummern, sondern je nach Ausgestaltung und Inhalt mit Namen bezeichnet, was die Orientierung auch nicht erleichtert, zumal es zwei „Schwarz-Weiß-" und zwei „Varia"-Säle gibt. Mit Ausnahme des freundlichen Majolikasaales (in dem auch mehrere der bekannten Grotesken des alten Messerschmidt Platz gefunden haben) und des geräumigen Porträtsaales erscheinen die einzelnen Gemächer etwas zu klein bemessen, was störend fühlbar wird, sobald die Malart ein weiteres Zurücktreten des Beschauers erfordert. So kommen z. B. in den „Vier Jahreszeiten" Junks und Baars farbenbunte Pointillierungen nicht zu rechter Geltung. Anderseits muß anerkannt werden, daß die feinen Zeichnungen von Wilke und Svabinský, die zartfarbigen Monotypien Konopas, die originellen Weiß- auf Schwarz-Zeichnungen Simays, der mit wenigen charakteristischen Strichen ein Bildchen hinzaubert, durch die Intimität des Raumes ebenso an Reiz gewinnen wie Roths kunstvolle Radierungen, Hollitzers humorsprudelnde „Karikaturen" und Leflers und Urbans entzückende Aquarelle, Illustrationen zu dem Volks- und Kinderliederbuch „Kling-Klang-Gloria". — Ein kühl und feierlich wirkender Raum enthält „Fragmente aus einem Mausoleum", nämlich eine Pietà, Christus- und Engelstudien vom Bildhauer Josef Heu, — recht tüchtige, aber unpersönliche und daher kalt lassende Arbeiten. — Im Porträtsaal nimmt Ludvik Kuba, mit dessen Farbenauftrag sich zu befreunden nicht jedem leicht fällt, den meisten Raum ein. Mehrfach vertreten ist auch Ferdinand Graf, der in seinen Gesichtern ohne echtes Leben, in den Akten hölzern erscheint, aber durch die eigentümlichen, leuchtenden und doch nichtgrellen Farben stark zu fesseln weiß. Ganz prächtig ist in dieser Beziehung sein sonnig grünes Gartenbild mit den „Kindern des Herrn P." im Vordergrunde. Alexander Goltz hat mit dem Bilde des „Fräulein Mary Mell als Fanny Willoughly" ein schönes, von eigenem Zauber übergossenes Stück gebracht. In Dorsch und Kühl begrüßen wir sympathische Bekannte vom Vorjahr (vergl. Kultur VII, S. 236, 238). — In dem einen Varia-Saal fesseln hauptsächlich Bauriedls in Farbe und Stimmung vornehme Aquarelle die Aufmerksamkeit, während der andere durch Sichulskis galizische Typen und Landschaften, in farbenkräftigem und breitstrichigem Pastell ausgeführt, besonderes Interesse erhält. Barwig hat einige trefflich beobachtete Tierstudien in Holzschnitzerei geliefert, Schaffgotsch kunstvolle Holzintarsien, deren mühsame Arbeit an augenverderbliche Handstickereien denken läßt, Löfler und Powolny zahlreiche Majoliken, die bei Liebhabern wahrscheinlich Bewunderung erregen werden. Mit diesen und andern Gegenständen ist dem Kunstgewerbe im Hagenbund mehr Platz eingeräumt worden als in den andern Ausstellungen, ob mit Recht oder Unrecht ist eine Frage. Wenn Stimmen laut werden, die Malerei und Skulptur getrennt wissen wollen, dürfte das Kunstgewerbe vielleicht mit noch größerer Berechtigung nach Absonderung verlangen. X.

* * *

Die katholische Presse. — Dr. Viktor Naumann (Pseudonym Pilatus), der durch seine Erwiderung auf Hoensbroechs perfides Buch über das Papsttum in erfreulicher Weise gezeigt hat, daß er einer der wenigen Protestanten ist, die nicht nur für die Schäden im eigenen Lager nicht blind sind, sondern auch die Vorzüge auf katholischer Seite anzuerkennen wissen, beleuchtet in einer kürzlich erschienenen kritischen Studie*) in eingehender, streng objektiver Weise die Mängel

*) Die katholische Presse. Wiesbaden, Herm. Rauch, 1907. 8° (38 S.) M. —.50.

der katholischen Presse und den Grund, warum sie, „die Presse einer Partei von zweieinviertel Millionen Wählern, von allen Parteipressen verhältnismäßig den kleinsten Prozentsatz an Lesern besitzt“. Wenngleich Naumann hierbei in erster Linie die Preßverhältnisse in Deutschland im Auge hat, sind seine Untersuchungen auch für uns Österreicher nicht ohne Interesse, da die Dinge in mancher Hinsicht bei uns ähnlich liegen. — Der Verfasser erklärt im vorhinein, daß er sehr offenherzig sprechen werde, denn der Schäden seien viele und endlich einmal müsse ein befreiendes Wort gesprochen werden. Vor allem sei es ganz unleugbar, daß die liberalen und sozialistischen Blätter viel besser „gemacht“ seien als die katholischen. „Mit Ausnahme der ‚Köln. Vztg.‘ und vielleicht der ‚Germania‘ ist kein Zentrumsblatt im letzten Sinn ‚modern‘ gemacht, so gut sie auch geleitet sind.“ Eine Zeitung, die auf reges Interesse eines großen Leserkreises rechnen wolle, dürfe nicht allein die politischen und sittlichen Bedürfnisse der Parteigenossen befriedigen, sondern müsse außerdem danach trachten, in wirtschaftlicher und kommerzieller Beziehung von Nutzen zu sein, den Neuigkeitsdrang des Publikums zu stillen, amüsante Unterhaltung zu bieten, dabei aber auch durch einen großen Inseratenteil geschäftlich vermittelnd und geschäftserleichternd zu wirken. Was die erste Forderung — die Befriedigung der politischen und sittlichen Bedürfnisse der Partei — betrifft, so werde in der Zentrumspresse zuweilen des Guten eher zu viel als zu wenig getan: der den kirchlichen Fragen überlassene Raum werde allmählich zu breit, — man könne aber in einer Tageszeitung nicht immer wieder religiöse Fragen erörtert sehen. „Der Grundsätze, der sittlichen wie der religiösen, unbeschadet, muß das rein Kirchliche eingeengt, beschränkt werden“. Manche Blätter z. B. seien angefüllt mit Berichten über Fahnenweihen, Primizen, Jubiläen, bischöfliche Firmungsreisen und Ähnlichem, die von freiwilligen Mitarbeitern geliefert werden und nur lokales Interesse beanspruchen können. Andere bringen wieder im Feuilleton, „in dem man ganz andere Sachen zu lesen hofft, alle die gelehrten, oft recht nebensächlichen Elaborate mancher Mitarbeiter, die in wissenschaftlichen Blättern nicht abgesetzt wurden . . . Solche Arbeiten gehören in eine Beilage für sich“. Ferner wird nach Naumanns Meinung in manchen katholischen Zeitungen jedes politische Ereignis von zu einseitig religiösem Standpunkt aus betrachtet. „Man muß hier sehr scharf zwischen idealen Grundforderungen, die selbstverständlich für das Zentrum immer nach dem religiösen Gesichtspunkt zu formulieren sind, und der praktischen politischen Arbeit des Tages unterscheiden.“ — Ein weiterer Übelstand, besonders bei kleinen Blättern, sei in der zu großen Abhängigkeit von den „Korrespondenzen“, die oft nur literarisches Mittelgut liefern, zu suchen. So geschehe es nicht selten, daß ein und derselbe Artikel in einer Reihe von Zeitungen zu finden sei, wodurch das Lesen mehrerer Parteiorgane sich langweilig gestalte. Dagegen habe jede mittlere liberale Redaktion „2—5 Redakteure, häufig sehr gewandte Leute, die freilich nicht tiefe Kenntnisse besitzen, aber ihr bißchen Universitätswissen geschickt anbringen und sich einen ‚flüssigen‘ Stil zurechtgelegt haben.“

Mit Ausnahme der 3—4 großen Zentrumsorgane werden, wie Naumann ausführt, die katholischen Zeitungen auf dem Gebiete des Nachrichtendienstes und der Auslandskorrespondenzen von der liberalen Presse geschlagen; diese bringe viel mehr Telegramme und habe in allen bedeutenderen Städten des Auslandes ihre Berichterstatter: „Auch in Rom ist der angesehenste deutsche Korrespondent der der ‚Frankfurter Zeitung‘ und der Wiener ‚Neuen Freien Presse‘. Das Zentrum aber

verläßt sich entweder auf gelegentliche Hilfsarbeit eines vatikanischen Mitarbeiters, der oft nur zu eigenen Zwecken schreibt, oder ihre Korrespondenten bearbeiten die Sache im Nebenfach. Sie sind daher sogar in Rom schlechter informiert als die liberale Presse, die ihre besseren Informationen höchst einseitig ausnützt. Es kommt hinzu, daß die römischen Korrespondenten der liberalen Blätter sich mehr Ansehen infolge besserer Honorierung geben können." Ähnlich verhalte es sich mit den Parlamentsberichten, die von manchen Provinzblättern nur dann ausführlich gebracht werden, wenn der Zentrumsabgeordnete des betreffenden Kreises eine Rede gehalten habe. Auch der Börsenteil der katholischen Presse bedürfe einer gründlichen Ausgestaltung, wenn man eine große Anzahl bürgerlicher Abonnenten nicht zwingen wolle, wegen der exakten Kurszettel, der ausführlichen Generalversammlungsberichte und der Nachrichten aus allen wichtigen Börsenplätzen nach den liberalen Zeitungen zu greifen. „Daß es auch in einem Zentrumsblatt mit den Börsenberichten geht, hat die ‚Köln. Volkszeitung' gezeigt, deren Börsenteil ausgezeichnet redigiert wird und mitunter gerechte Sensation bei allen ‚Kundigen' erregte!"

Da die Zeitung bekanntlich in mancher Hinsicht belehrend und erzieherisch auf den Leser wirkt, zumal auf den kleinbürgerlichen oder ländlichen, sei es Pflicht der Presse, Zollfragen ernsthaft zu besprechen, ausführliche Nachrichten vom Produktenmarkt zu bringen und so die Landbevölkerung daran zu gewöhnen, aus den Konjunkturen des Weltmarktes ihren Vorteil zu ziehen; um aber das Interesse der Leser täglich neu zu fesseln, seien gute Leitartikel das beste Mittel, Leitartikel mit scharfer Polemik, wenn's sein muß, aber „ohne phrasenhaftes Geschimpfe", das nur die Lachlust gebildeter Gegner erwecke. „Die Kunst auch des populären Leitartikels besteht darin, entweder eine Tagesfrage oder eine größere, eine Prinzipienfrage . . . in gemeinverständlicher, leicht faßlicher Form vom Parteistandpunkt aus zu erörtern, mitunter auch vom individuellen; die Argumente der Gegner in scharfer, je nach dem Leserkreis wechselnder, schlagender und amüsanter Weise abzutun."

Auch am Feuilleton- und Romanteil der katholischen Presse findet Naumann manches zu tadeln: er sei im Vergleich zu dem der andern Blätter langweilig, weil der Redakteur, aus Furcht, etwas Anstößiges zu bringen, oft auch das Amüsante verbanne, ohne zu bedenken, daß gerade die katholische Kirche es war, die in ihrer mittelalterlichen Kunst die frohe und anständige Sinneslust walten ließ. — Es mag sein, daß dieser Vorwurf einzelnen Blättern oder Blättchen gegenüber berechtigt ist, bei den meisten trifft er u. E. nicht zu, — oder aber die österreichischen katholischen Zeitungen unterscheiden sich in dieser Beziehung von denen Deutschlands. Das scheint auch auf einem andern Gebiete noch der Fall zu sein: „Warum ist ein gutes katholisches Witzblatt unmöglich?" fragt Naumann und sucht den Grund in „falscher Prüderie, die mit Sittlichkeit nichts zu tun hat". Nun, der Wiener „Kikeriki" beweist schon seit einer Reihe von Jahren, daß ein gutes katholisches Witzblatt recht wohl möglich ist. — Ebenso ist zu bestreiten, daß die katholische Kritik jedes Theaterstück, Kunstwerk oder Buch, das die Signatur „katholisch" trägt, unbesehen lobe, und umgekehrt. Jedenfalls dürfte Naumanns Mahnruf: „Gerecht, nicht tendenziös in der Kritik sein, im Tadel — noch mehr aber im Loben!" der liberalen Presse gegenüber ebenso — wenn nicht in noch höherem Grade — am Platze sein. Ausnahmen gibt's natürlich auch in diesem Falle in beiden Lagern.

Schließlich wendet Naumann sich den katholischen Verlegern zu und erteilt ihnen den beachtenswerten Rat, die in ihrem Verlage erscheinenden Blätter auch

äußerlich gut zu gestalten, denn der innere Wert werde durch ein anständiges äußeres Gewand erhöht. Leider sei für den illustrativen Teil, Druck und Ausstattung in der katholischen Presse nur mäßig gesorgt und nur gewisse Publikationen von Herder, Bachem, Manz und Bürenstein genügen den kunstgewerblichen Bestrebungen unserer Zeit. Und doch besitze gerade die katholische Kunst einen so reichen Schatz an Meisterwerken, an feinsten religiösen Bildern, die sich zu wertvollen Illustrationen benutzen ließen, um das Volk künstlerisch zu erziehen. „Wie durch ein anständiges, aber amüsantes Feuilleton würde der katholische Verleger durch einen guten illustrativen Teil, durch Gaben, die einen Wert als Hausschmuck behalten, anstatt jetzt einen Fahrplan oder einen Kalender zu stiften, Abonnenten von den liberalen Blättern sich zurückgewinnen." — Den Redakteuren und Mitarbeitern aber habe der Verleger ein gutes Honorar zu zahlen, damit er nicht auf minderwertige Arbeiten angewiesen sei; die Honorarfrage sei eben leider einer der schlimmsten Punkte in der katholischen Presse. Naumann nennt Beispiele von erbarmungswerten „Löhnen", wie sie bei einigermaßen anständigen liberalen Blättern ganz undenkbar sind. Da ist es denn freilich kein Wunder, wenn manch tüchtiger Schriftsteller, der gern für katholische Zeitungen und Zeitschriften arbeiten würde, um des Verdienstes halber ins andere Lager übergehen muß. Ja, „es ist so weit gekommen, daß viele katholische Gelehrten direkt stolz darauf sind, wenn sie an liberalen großen Zeitungen mitarbeiten ‚dürfen'". Die Ausgaben, die die Honorare dem Verleger verursachen, seien durch geschickte Reklame leicht einzubringen. „Die Reklame muß natürlich anständig, nicht marktschreierisch sein, aber sie muß in die Augen fallen . . . . Es sollte daher eine erste erfahrene Kraft als Reklameleiter und eine ebensolche als Inseratenredakteur bei großen Blättern wirken."

Man muß zugeben, daß Naumann hier die Finger auf manche schmerzende Stelle legt, die Sonde in manche Wunde einführt, und man hat die Überzeugung, daß er es aus ehrlichem Wohlwollen heraus unternimmt, Schwächen aufzudecken, die sicher vorhanden sind. Aber vor einem muß man sich hüten: hier zu generalisieren. Naumann betont immer wieder die lobenswerten Ausnahmen, aber seine Schrift macht doch den Eindruck, als ob alle die Schäden in der überwiegenden Mehrheit der katholischen Presse Regel wären, sich nur in drei oder vier Blättern nicht fänden. Und die Ratschläge, die er gibt: bessere Honorare, schönere Ausstattung u. dgl. zu bieten, würde gewiß jeder katholische Zeitungsherausgeber gern befolgen, wenn nur die Blätter die Mittel einbrächten, um diese Verbesserungen durchzuführen. Denn darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben: die großen Massen werden immer mehr an den „pikanten" Saucen Gefallen finden, die ihnen eine skrupellose, nur auf Gewinn bedachte, allen niedrigen Instinkten entgegenkommende Journalistik darbietet, als an den literarisch vielleicht turmhoch höher stehenden Erzeugnissen einer anständigen Presse. Gerade auf die großen Massen aber kommt es an. Man weiß ja: die Schundromane der Kolportageliteratur haben Auflagen, die in die Hunderttausende gehen, und machen ihre Verleger zu Millionären und das Gleiche gilt von der Tageszeitung. Es ist ein trauriger Kreisgang, ein wirklicher circulus vitiosus: ohne große Abonnentenzahl ist eine reiche, gediegene Ausstattung, hoher Honorarsatz, reicher Inseratenzulauf nicht gut möglich, und ohne alles dies wird sich wieder kein zahlreicher Abnehmerkreis gewinnen lassen. Vielleicht wäre es besser, weniger Blätter auszugeben, diese aber besser zu gestalten, — aber hier spielen wieder lokale Erwägungen mit.

Muth-Veremundus hat seinerzeit recht temperamentvoll über die Inferiorität der katholischen Literatur überhaupt geschrieben, ähnlich wie Naumann jetzt über die der katholischen Presse; Muth hat inzwischen in seinen Wein viel Wasser gegossen und manche der früher von ihm gar bös Behandelten hat er selbst zur Mitarbeit an seinem „Hochland" herangezogen. Aber seine Trutzschrift hat sicher bei allen Übertreibungen doch viel Gutes gewirkt, — vielleicht darf man hoffen, daß auch die Arbeit Pilatus' ähnliche gute Früchte zeitigen werde.

* * *

Über die Haftung einer Literaturzeitung. — Jeder Redakteur einer auf Buchrezensionen angelegten Zeitschrift hat wohl mehr als einmal die Erfahrung machen müssen, daß Verleger oder Verfasser jener Bücher, die nicht gelobt werden konnten, sich in mehr oder weniger unhöflicher Form über die ungünstige Kritik beklagten und die Redaktion des betreffenden Blattes und den Rezensenten der Gehässigkeit beschuldigten. Ebenso nehmen manche Verleger es übel auf, wenn die Besprechungen der von ihnen eingeschickten Bücher nicht gleich in einer der nächsten Nummern der Zeitschrift erscheinen. Wie wenig berechtigt derlei Anklagen in den meisten Fällen sind, geht aus einem Artikel hervor, den Justizrat Professor Dr. Josef Kohler im „Archiv für bürgerliches Recht" (Band XXX, Heft 1, Karl Heymanns Verlag in Berlin) veröffentlicht und in dem er das Verhältnis einer Verlagsbuchhandlung zu einer Literaturzeitung und die Pflichten, die beide gegen einander haben, unter Zugrundelegung der einschlägigen Gesetzesparagraphen untersucht. Indem der Verleger die Neuerscheinungen seines Verlages der Zeitschrift zuschickt, — führt Dr. Kohler aus, — geht er mit der Redaktion einen Werkvertrag ein, bei welchem das „Werk" in der Besprechung und die Vergütung in dem Verzicht auf den Preis des Buches besteht. Dies gelte jedoch nur für Literaturzeitungen, während andere Blätter bei Empfang von Rezensionsexemplaren keinerlei bindende Verpflichtungen übernehmen. Für Werkverträge nun bestehe die gesetzliche Bestimmung, daß, wenn das Werk nicht rechtzeitig hergestellt ist, der andere Teil eine angemessene Frist setzen kann, nach deren Ablauf er vom Vertragsverhältnis zurücktreten, d. h. im in Rede stehenden Falle das als Rezensionsexemplar zur Verfügung gestellte Buch zurückverlangen darf. Ohne diese Fristsetzung sei der Rücktritt nur dann statthaft, „wenn durch Ablauf einer bestimmten Zeit ein Zustand entsteht, wonach das Interesse des Bestellers nunmehr überhaupt nicht mehr befriedigt werden kann". Der Lieferungstermin aber lasse sich nur von Fall zu Fall bestimmen und erst nach Ablauf eines auf solche Weise geregelten Termins könne von einer Fristsetzung die Rede sein. Bei einer Literaturzeitung komme somit für den Lieferungstermin in Betracht: 1. die Zeit, welche für eine gründliche Durcharbeitung und Besprechung des Werkes nötig ist, und 2. der Umfang der Zeitschrift, welche natürlich einer Fülle von Werken gerecht werden muß und daher nur allmählich in der Lage ist, die Besprechungen zu bringen. (Den letzten Punkt vergessen einzelne Verleger leider recht oft!)

Über den Charakter, den die Besprechung tragen muß, stellt Dr. Kohler folgende Sätze auf: Die Rezension „soll keine Reklame sein und soll nicht etwa den Zweck haben, dem Werke einen günstigen Zettel mitzugeben. Der Besprechende würde seiner Aufgabe nicht gerecht werden, wenn er, in der Absicht, dem Werke behilflich zu sein, etwas von seiner Überzeugung zurückhielte und die kritische Aufgabe nicht vollkommen erfüllte; möglicherweise ist der Besprechende verpflichtet, dem

Werke allen Wert abzusprechen oder gar vor ihm zu warnen. Daher ist es selbstverständlich, daß bei der Beurteilung der ganzen Einrichtung von einem solchen Reklamezweck Abstand genommen werden muß und daß die etwaige Hoffnung des Verlegers, daß die Besprechung dem Werke Abnehmer verschaffe, durchaus keine Rolle spielen darf. Der Zweck der Besprechung ist vielmehr der, den Stand der Wissenschaft gegenüber dem Werke darzulegen und ein sachkundiges Urteil darüber zu geben, was von dem Werke Bestand hat, was nicht, ob es Keime weiterer Entwicklung bietet oder ob im Gegenteil ihm widersprochen werden muß. Insbesondere soll die Besprechung verhüten, daß Unkundige oder Halbkundige, die nicht in der Lage sind, das Buch genügend zu prüfen, irregeleitet werden. Endlich soll die Besprechung womöglich selbst einen Beitrag zur Fortbildung der Wissenschaft bieten, natürlich auf dem Werke selbst fußend. Daraus ergibt sich, daß die Zeit des Erscheinens eine geringe Rolle spielt und daß insbesondere eher die Wissenschaft als der Verleger ein berechtigtes Verlangen tragen kann, daß die Besprechung nicht allzulange ausbleibt. Natürlich versteht es sich von selbst, daß trotzdem der Verleger nicht ins Unendliche zu warten braucht und darum eine allerdings recht langgestreckte Frist setzen kann; aber, abgesehen davon ist eine Erfüllung so lange nicht unmöglich, als überhaupt die vom Verfasser des Werkes angeregten Fragen in der Wissenschaft diskutiert werden können und die Wissenschaft nicht so weit fortgeschritten ist, daß das Werk der Vergangenheit angehört. Davon also, daß der Verleger nach Ablauf einiger Zeit ohne Fristsetzung vom Vertrage zurücktreten dürfe, kann keine Rede sein. Das wäre höchstens bei Eintagsfliegen möglich, und der Verleger eines wissenschaftlichen Werkes wird dieses doch nicht als Eintagsfliege kennzeichnen wollen.

Jedenfalls hat daher der Verleger, auch nachdem die Lieferungszeit eingetreten ist, erst eine angemessene Frist zu setzen, und ein Rücktritt deshalb, weil er annimmt daß eine verspätete Besprechung dem Werke keine Abnehmer mehr zuführe, würde, in Widerspruch stehen mit der ganzen Bedeutung der Einrichtung: die wissenschaftliche Besprechung, die ein Dienst für die Wissenschaft sein soll, würde zu einem Absatzförderungsmittel werden, und das darf nicht sein."



Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leogesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.



Shakespeare-Studien.

Shakespeares epische und lyrische Dichtungen.

Von **Richard v. Kralik.**

Um in Shakespeares eigenste Persönlichkeit einzudringen, soll vor allem seine lyrische und epische Poesie als Hauptschlüssel dienen.

Shakespeare widmet im Sommer 1593 dem Lord Southampton durch eine besondere Epistel „Venus und Adonis" als den „ersten (gedruckten und selbst herausgegebenen) Erben seiner Erfindung" und verspricht, künftig alle müßigen Stunden zu benützen, um seinem Gönner eine größere Arbeit zu verehren.

Shakespeare kannte den Stoff aus Goldings Übersetzung der Metamorphosen des Ovid (1567) und aus Henry Constables, seines älteren Zeitgenossen, ähnlichem Gedicht (The Shepherds Song of Venus and Adonis), das wir allerdings erst aus einem Druck von 1600 kennen. Wichtiger ist, daß wir mit großer Sicherheit die persönlichen Beziehungen des Gedichts erraten können. Venus umschreibt nämlich in ihren Reden mit Adonis nur das, was Shakespeare im ersten Teil seiner Sonette seinem verehrten jungen Freund und Gönner sagt. In beiden Dichtungen handelt es sich darum, dem Jüngling auf geistreiche Art zu schmeicheln. Wie in den Sonetten wird auch hier seine Schönheit überschwänglich gepriesen und fast mit denselben Wendungen wird er aufgefordert, seinen Wert durch Fortpflanzung zu erhalten, in seinen Kindern weiterzuleben (Strophe 28 und 29). Gewiß ist auch die Beschreibung der übermäßigen Jagdlust des Adonis aus dem aristokratischen Leben genommen und eine Ergänzung des Bildes, das uns die Sonette geben. Dazu gehört auch der aristokratische Pferdesport (Strophe 49 ff.). Bei dieser Gelegenheit wird ein wichtiger Beitrag zu Shakespeares Ästhetik gegeben. Wenn der Maler ein Roß malt, so sucht er die Wirklichkeit durch Kunst zu heben; die Kunst, mit der Natur im Streit, zeichnet das Tote schöner als das Leben: also der Grundsatz des Idealisierens. Endlich zählt der Dichter im Fluch der Liebesgöttin gegen Ende fast alle dramatischen Motive auf, die er selber verarbeitet hat: Sorge soll mit der Liebe gehen. Eifersucht soll ihr Gefolge sein. Ihr Anfang sei Lust, ihr Ende Leid. Hohes soll sich mit Niederem verbinden und durch Ungleichheit der Liebe Glück zerstören. Die Liebe soll falsch sein, von Trug umwoben. Sie soll schnell erblühen und rasch verwelken. Sie soll unter süßer Täuschung Gift bergen. Mit ihrem Blendwerk soll sie die schärfsten Augen betrügen. Sie soll des Stärksten Kraft am meisten schwächen. Sie soll Weise verstummen, Toren schwätzen lassen. Sie soll zu Verschwendung und Geiz antreiben, das Alter tanzen machen, den Reichen plündern, wilde Raserei ent=

zünden, den Jüngling zum Greis, den Greis zum Kinde machen. Sie soll zu unnötigem Mißtrauen und andererseits zu getäuschtem Zutrauen verlocken, zu Grausamkeit reizen, den Schein der Gerechtigkeit trügerisch annehmen, Freundschaft heucheln, bald feige, bald tollkühn machen. Sie soll Kriegsnot und Unheil zeugen, den Sohn gegen den Vater kehren und selbst die treueste Liebe soll nicht zum Genuß kommen.

Ein Jahr darauf, 1594, widmet Shakespeare die versprochene gewichtigere Arbeit wieder seinem Gönner Southampton. Es ist „Lucretia“. Das Verhältnis scheint schnell ein intimeres geworden zu sein, denn der Dichter redet in der Zueignung von seiner „unendlichen“ Liebe, die er dem Lord widmet. Und mit dem Worte spielend sagt er, daß sie keinen Anfang wie kein Ende habe, sein Büchlein sei daher nur eine überflüssige Mitte.

Die keusche Lucretia im Kampf mit dem wollüstigen Tarquin ist offenbar als ausgesuchtes Gegenstück der verbuhlten Venus mit dem spröden Adonis gedacht. Bei Adonis ist durch die Analogie mit den Sonetten die persönliche Anspielung gewiß. Bei Tarquin wird sie dadurch auch wahrscheinlich. Sagt doch der Dichter in der Zueignung mit ähnlicher Wendung wie in seinen Sonetten, daß alles, was er gedichtet habe und noch dichten werde, des Gönners Eigentum sei. Er fügt mit einer gewissen Betonung, hinzu, er sei überzeugt, daß der ehrenhafte Charakter des Lords dem Gemälde (trotz seiner scharfen Beziehungen) die freundliche Aufnahme gewährleiste.

In der zweiten Sonettengruppe (27—55) klagt nun Shakespeare, wie wir bald sehen werden, seinen jungen vornehmen Freund an, daß er ihm die Geliebte geraubt, aber er vergibt ihm. Ganz Ähnliches schildert er in diesem epischen Gedicht. Es ist merkwürdig, daß er es auch den „Raub“ der Lucretia genannt hat, denn so (rape) lautet schon der Kolumnentitel der ersten Ausgabe, obwohl »rape« nicht so viel wie »ravishment« bedeutet und eigentlich gar nicht paßt. Es ist auch bemerkenswert, daß Shakespeare alles historische Beiwerk wegwirft und sich nur auf den Kern der Sache beschränkt, soweit er auf seinen Fall zu passen schien. Collatin (= Shakespeare) prahlt mit der Schönheit seiner Geliebten, enthüllt den Schatz der Liebeswonnen und reizt den Prinzen zu Neid und stolzer Wut, „daß ihm, dem Höheren, das Geschick ein Glück versagte, des sich ein Niederer zu rühmen wagte“. Er setzt sich über Freundschaft, Pflicht und Ehre hinweg. Die Gewalttat wird nicht genau nach der antiken Erzählung berichtet, der Besuch mit dem Gatten wird übergangen. Des Frevlers höherer Stand, der Treubruch dem Freunde gegenüber wird immer wieder hervorgehoben. Bedeutsam sind die starken moralischen Selbstvorwürfe gleich nach der Tat. Bedeutsam ist auch, wie Lucretia in kräftigem Selbstgespräch die „Gelegenheit“ als Schuldige anklagt, die Sklavin des Scheusals „Zeit“, jener Zeit, die auch in den Sonetten den Mittelpunkt aller Probleme bildet. Ein Hauptkapitel Shakespearescher Philosophie! Er apostrophiert auch bei dieser Gelegenheit die „Schulweisheit“. Es erinnert an Hamlets Selbstmordmonolog über Sein und Nichtsein, wenn auch Lucretia mit sich im Widerspruch ist, „was wünschenswerter, Leben oder Tod, wo Schmach dem einen wie dem andern droht“. Wichtig für Shakespeares romantische und konservative An-

schauung ist es, wenn er den blöden und linkischen Diener doch als Muster guter, alter, treuer Zeit rühmt.

Ganz aus dem Übrigen scheint die ausführliche Beschreibung eines Bildes von Trojas Fall herauszuspringen, das Lucretia gerade in ihren tiefsten Leiden betrachtet. Es ist mit solch realistischer Freude am Ausmalen geschildert, daß man eines jener figurenreichen Gemälde von Pieter Brueghel (1525—1569) vor sich zu sehen glaubt. Ob Shakespeare nicht wirklich dergleichen in der Galerie seines Gönners sah? Aber noch aus einem anderen Grund erwähne ich dies. Es scheint mir wahrscheinlich, daß Shakespeare als zweiten (und dritten) Teil von „Troilus und Cressida“ den Fall Trojas (und einen Aeneas) geplant hat, worauf auch das Pyrrhusfragment im Hamlet hinweist. Auch Lucretia findet an Hecuba einen Spiegel ihres Leides, ähnlich wie Hamlet an die „schlotterichte Königin“ anknüpft. — Nachdem noch die Trauer des betrogenen Collatin geschildert wird und wie Brutus aus einem Hofnarren zum Rächer wird (dem Hamlet ähnlich), bricht das Gedicht schnell ab.

Ich komme nun zu den S o n e t t e n. Im 104. Sonett sagt Shakespeare, es sei nun das dritte Jahr, daß er seinem Freunde vereint sei. Damit ist die ganze Sammlung genau datiert. Die erste Gruppe (1—26) erweist sich durch die Parallelstellen als gleichzeitig mit „Venus und Adonis,“ also aus dem Jahr 1593, die zweite Gruppe (27—55) durch einen gleichen Parallelismus als gleichzeitig mit „Lucretia“, 1594. Die Hauptmasse des übrigen ist dann aus dem Jahr 1595 bis 1596. Das soll nun im einzelnen ausgeführt werden mit dem steten Bestreben, der Persönlichkeit des Dichters möglichst nahe zu kommen.

Die Sonette 1—19 paraphrasieren Gedanken aus „Venus und Adonis“. Das, was der Dichter seinem kaum zwanzigjährigen Gönner dort im epischen Rahmen sagt, wird hier deutlicher, persönlicher ausgeführt. Es wäre aber geschmacklos vorauszusetzen, der Dichter wollte durch all dies seinem Freund nur zur baldigen Verehelichung raten. Nein, das alles sind nur rhetorische Umschreibungen des einen Hauptgedankens: Du bist so schön, so edel, so vollkommen; und all das soll von der Zeit so grausam zerstört werden? Nein, das Schöne erzeugt sich immer wieder neu. Du bist der Spiegel deiner Mutter (3) und wirst dich wieder in Nachkommen spiegeln. Die Schönheit ist ewig, sie ist dem einzelnen nur geliehen (4) und soll daher weiter verliehen werden (6). Liebe als Harmonie des Mannigfaltigen erzeugt diese Schönheit (8) der ganzen Welt zu gut (9). Es ist das Wesen der Zeitlichkeit, daß jedes Einzelwesen nur für einen Augenblick in der Vollkommenheit bleibt (15). Aber der Mensch biete der Tyrannin „Zeit“ kraftvollen Trotz (16), auch durch Tat, nicht bloß durch Poesie (17), obwohl schon die Poesie Unsterblichkeit verleiht (18 und 19). Der Freund vereint in seiner jugendlichen Bildung noch die weibliche mit der männlichen Schönheit (20). Des Dichters Preis ist nicht übertrieben (21). Er allein hegt des Freundes Herz (22); aber wie ein schlechter Spieler auf der Bühne kommt er leicht aus Furcht aus seiner Rolle. Nur in diesen Gesängen, in diesen Büchern, die er ihm schickt, ist er beredt (23); in diesen malt er den Freund; aber noch tiefer als der Maler malt er auch das Herz (24). Auch seines

bescheidenen Standes freut er sich; er ist wohl kein Held und Fürstengünstling, aber darum auch sicherer vor dem Fall (25). Und zum Schluß dieser Gruppe ein Widmungssonett (26), das beweist, daß diese erste Sammlung wirklich als Büchlein dem Gönner überreicht wurde. Es umschreibt genau die prosaische Widmung von „Venus und Adonis", es entschuldigt die geringe Gabe, verspricht Höheres für die Zukunft. Der Dichter will aber auf weitere Versuche verzichten, wenn ihn sein Richter nicht anerkennt. So ist es also sehr wahrscheinlich, daß Shakespeare diesen Sonettenkranz unmittelbar nach „Venus und Adonis" als Erweiterung und Vertiefung des dort angeschlagenen Gedankens im Zusammenhang und gewissermaßen als einheitlichen Gesang entworfen und ihn vielleicht gleichzeitig mit dem gedruckten Widmungsexemplar geschrieben überreicht hat.

Ein ähnliches Bewandtnis wird es mit dem zweiten Sonettenkranz (27—55) haben. Er ist auf einer Reise geschrieben, fern vom Freund, wie es scheint, durch das Meer von ihm getrennt, also auf dem Kontinent, vielleicht auf einer der Tournees englischer Komödianten (44), der größte Teil in einer schlaflosen Nacht in der Herberge. Der Dichter schildert, wie er müde zu Bette geht; sein Gedanke aber wandert weiter und pilgert zum Freund (27); nach sorgevollem Tag vermehrt die Nacht sein Trauern (28). Unzufrieden mit seinem Glück, ja sogar mit seiner Kunst, findet er Trost in der Freundschaft (29), aber ach, er muß auch hier alte Liebesnot beweinen (30). Wohl ersetzt ihm der Freund den Verlust erstorbener Liebeslust (31). Auch die Hoffnung erhebt ihn, daß er, wenn sich seine Todesahnung nicht erfüllt, noch Höheres in seiner Kunst leisten wird (32). Er beklagt, daß ihm die Sonne der Freundschaft nur eine Stunde gestrahlt hat (33). Nun ist sie umwölkt. Der Freund hat ihm eine Wunde geschlagen, die wohl heilen kann, nicht aber die mit ihr verbundene Schande. Scham, Tränen und Reue des Freundes kann nicht Traurigkeit, Schaden und Schimpf des Dichters vernichten (34). Aber er verzeiht, wenn er sich auch dadurch zum Mitschuldigen macht (35). Freilich der Makel bleibt; sie dürfen sich nicht mehr kennen (36). Aber der Dichter, lahm, arm und entehrt, wünscht wie ein Vater seinem Freunde das Beste (37). Er bleibt jenem doch als seiner zehnten Muse verpflichtet (38) und weiht ihm auch in der Trennung seinen treuen Dienst (39). Er vergibt ihm den Raub, den Verrat der Liebe, wenn jener auch des Dichters ganzes Vermögen stahl; denn sein war ja alles (40). Er entschuldigt jenen mit der Versuchung, der er, der Sanfte, erliegen mußte, indem er zwei Treuen brach, die der Geliebten und die des Dichters (41). Der Dichter liebte die Geliebte herzlich, doch verteidigt er die liebenden Verräter: sie liebte im Freund nur den Dichter, der eins ist mit dem Freund (42). Immer wieder sieht der Dichter den Freund im Traum (43) und des Dichters Gedanke überspringt das trennende Meer (44), bleibt auch der Leib in drückender Melancholie zurück (45). Das Auge stellt sich seine Gestalt, das Herz seine Herzensschuld vor (46). So ist der Freund auch entfernt stets gegenwärtig (47). Der Dichter hat den Freund beim Scheiden in das Schatzkästlein seiner Brust eingeschlossen, aber die Treue selbst ward zum Diebe (48). Der Dichter ahnt, daß ihm der Freund bald entfremdet sein werde, und er begreift es (49). — Die nächsten

Sonette (50 und 51) sind auf der Weiterreise zu Roß (oder Maultier) gedichtet, voll Melancholie. Nochmals wird das Bild vom Herzensschrein variiert: die Zeit ist der Schrein und sie wird ihn zu Festzeiten hoffentlich wieder öffnen (52).

Endlich spielt der Dichter darauf an, daß er den Freund im Bild des Adonis beschrieben hat (53); wenn er nun auch die Schönheit Helenas mit seiner vergleicht, so bezieht sich das wohl nicht gerade auf das Trojabild in der „Lucretia". Vielleicht will er es aber abschwächen, daß er in jenem Gedicht den Verrat seines Freundes unter dem Bild des Tarquin und dann noch schärfer unter dem des Sinon geschildert hat. Das hat der Lord gewiß übelgenommen und darüber geschmollt. Es mögen Szenen der Erklärung, der Reue, der Verzeihung gefolgt sein, die freilich den Stachel in der Wunde ließen. Darum sagt jetzt der Dichter versöhnlich, der Freund gleiche keinem Vorbild an Treue und keines ihm. Und er fügt die Mahnung bei, daß die Schönheit durch Tugend gehoben sein müsse (54). Endlich das stolze Schlußsonett dieser Reihe (55); es erklärt diese Reime als Monument, dauernder als Marmor, als ein lebendes Gedächtnismal bis zum jüngsten Gericht.

Die dritte Reihe der Sonette (56—77) ist auf ein neuerliches Entgegenkommen des Lords entstanden, der offenbar als Zeichen der Aussöhnung ein neues, drittes Werk vom Dichter gewünscht hat, und dieser erklärt etwas ironisch, daß er als Sklave gewiß nur der Glocke seines Gebieters harrt, nur für seine Wünsche Zeit und Weile hat (57). Aber wie entledigt er sich des Auftrags? Indem er dem Gönner ein weißes, unbeschriebenes Notizenbuch schickt, eine Schreibtafel, wie sie Hamlet hat (77), und auf die ersten Seiten nur jene 22 neuen Sonette hinwirft. Er ruft die Liebe an, seine Kräfte zu erneuen, den Ozean der trennenden Zwischenzeit zu überbrücken und die Rückkehr der Liebe zu feiern (56). Er spottet noch weiter über seine Höllenknechtschaft und daß sich der Lord selbstverbrochene Schuld selbst verzeiht (58). Er entschuldigt sich, daß sein Witz bereits als zweite Frucht (nach Adonis) ein altes Kind (Lucretia) geboren hat. Vergebens hat er in den Chroniken aus der Zeit vor 500 Jahren einen passenden Stoff gesucht, darin das Bild seines Gönners zu finden (59). Aber schon diese Sonettenverse genügen ja zur Unsterblichkeit seines Freundes (60). Ist der Freund etwa eifersüchtig? Der Dichter hätte mehr Grund dazu (61). Er selbst sieht im Freund noch immer sein besseres Selbst (62), er läßt seine Schönheit für immer in diesen schwarzen Zeilen blühen (63), trotz der alles vernichtenden Zeit (64, 65). Das ist das einzige, was ihm das Leben lebenswert macht; denn sonst ersehnt er sich in einer hamletartigen Melancholie den Tod, wenn er Verdienst verachtet, das Richtige erhöht, reinste Treue meineidig werden, Ehre geschändet sieht, Tugend erniedrigt, Trefflichkeit gekränkt, Kraft gelähmt, Können unterdrückt, Dummheit sich spreizend, Wahrheit als Einfalt verlacht, das Gute gefesselt, Schlechtigkeit herrschend (66). Der edle Freund scheint von der verarmten Natur in diese verschlechterte Welt als Zeichen früheren Reichtums hineingestellt worden zu sein (67). In ihm sieht man noch den Stempel entschwundener Zeit, die Blüte einer alten frommen Welt (68). Aber selbst er mußte hier ver-

wildern (69). Tadel und Argwohn hat sich an ihn herangemacht (70). Der Freund möge nach des Dichters Tod noch diese Zeilen lesen, aber ohne ihn zu nennen, damit die Welt nicht höhne (71); denn der Schauspieler ist sich der Schande seiner Stellung bewußt (72). Er siecht schon dahin (73); aber sein Geist, der bessere Teil von ihm, bleibt in diesem Blatt als Denkmal dem Freunde geweiht (74). Er lebt nur vom Freund (75). Sein unfruchtbarer Vers kann nichts Neues ersinnen, er schreibt dasselbe immer wieder; wie die Sonne täglich alt und neu ist, so gibt auch er nur Altem, längst Gesagtem neue Zier (76). So läßt er auch die folgenden Blätter des Büchleins leer, der Freund möge es als Schreibtafel benützen, es wird dem Büchlein zur Ehre sein (77).

Der Lord hat offenbar diese Sendung sehr ungnädig aufgenommen. Er ließ dem Dichter einen Bescheid zukommen, der einer Verabschiedung ähnlich war, und wandte sich einem andern berühmten Modedichter zu. Darauf antwortet Shakespeare mit der vierten Reihe der Sonette (78—99). Er scherzt, der Freund sei ihm bis jetzt eine so bewährte Muse gewesen, daß sich nun auch andere Dichter an ihn wenden. Aber er soll nicht so stolz auf jene sein: ihnen hilft er nur oberflächlich, aber Shakespeares Kunst ist ganz des Gönners Werk (78). Darum ist jetzt, da des Freundes Huld wich, seine Kunst ganz verschwunden (79). Allerdings kann er sich so dem Nebenbuhler nur vergleichen wie ein elender Kahn einem Prachtschiff (80). Wenn dieser andere Dichter etwa Spenser war oder David oder Drayton, so stimmt das wohl mit ihrer damaligen sozialen Stellung. Aber dessenungeachtet ist sich Shakespeare der Unsterblichkeit sicher, die auch dem Freund zugute kommen wird (81). Dieser allerdings ist frei, sich einem anderen zuzuwenden, der ihm moderner (time-bettering) vorkommt (82). Shakespeare war nur deshalb schläfriger im Lob des Freundes, weil dieser nicht der poetischen Schminke bedarf (83): Ich sage, du bist du; der andere beleidigt dich durch sein gehäuftes Lob (84). Jener ehrt dich mit leerem Wortschall, ich durch stumme Taten (85). Wenn ich sehe, wie jener mühsam die Zeilen feilt und dazu noch einen helfenden Hausgeist braucht, vergeht mir die Lust (86). Aber sei's! Lebe wohl! Dein Besitz ist mir wie im Traum verschwunden (87). Ich liebe dich so sehr, daß ich dir den Ruhm gönne, den du dir so erwirbst (88). Ich bin mir meiner Schuld bewußt, ich werde künftig ganz schweigen (89). Aber verzögere nicht den Schlag! Führe den Bruch gleich herbei! (90). Nimm mir alles, indem du dich mir entziehst (91). Ich werde darunter nicht mehr leiden, denn deine Flucht wird mein Tod sein (92). Ich kann freilich wie ein betrogener Ehemann sagen, daß deine Schönheit wie Evas Apfel war, zum äußern Schein stimmte nicht das Gemüt (93). Je herrlicher du warst, um so herber dein Verderbnis, wie das Welken der Lilie (94). Du birgst deine Sünde in holder Zier, in schöner Wohnung die Laster (95). Aber deine Sündlichkeit wird noch hoch geschätzt, wie das schlechteste Juwel an der Hand einer Königin (96). So ist mir dieser ganze Sommer unserer Entfremdung wie Wintersfrost gewesen (97). Der Frühling, als ich im April von dir gehen mußte, hat mich zu keinem Lenzgedicht anregen können (98), obwohl Veilchen, Rosen und Lilien ihre Farben und ihren Duft von dir gestohlen zu haben schienen (99).

Der schuldbewußte Lord hat auf diese mit feiner Schmeichelei gemischten Vorwürfe eingelenkt, die Hand zur Versöhnung geboten und in geistreicher Weise die verletzende Übersendung des Notizenbuchs seinerseits auch durch das Geschenk eines anderen Notizenbuchs ausgeglichen, wahrscheinlich mit einem artigen Begleitwort, daß das Geschenk immer an den Schenker erinnern möge (122). Shakespeare revanchiert sich ebenso geistreich, indem er das Büchlein mit einer fünften Reihe von Sonetten (100—125) ziert, die alles ausgleichen und gewissermaßen als fünfter Akt einer Komödie von Liebes Leid und Lust befriedigend abschließen. Er ruft in besonders feierlicher Weise die Muse an, den Freund zu rühmen (100), beklagt ihre zeitweise Saumseligkeit (101), beteuert, daß sein Lieben trotz gegenteiligen Anscheins erstarkt sei (102), bewundert die ungestörte Schönheit des Freundes (103), die in den drei Sommern und Wintern ihrer Bekanntschaft nicht gelitten hat. Die Bekanntschaft scheint also im Frühling 1593 vielleicht mit der Überreichung von „Venus und Adonis" und der ersten Sonettenreihe begonnen zu haben. Das Buch ist nämlich unterm 18. April in das Buchhändlerregister eingetragen. Diese letzte Sonettenreihe stammt also wohl aus dem Winter 1595 auf 1596. — Auch des Dichters Liebe blieb sich gleich, bereit, Huld, Schönheit und Treue in einem verbunden zu preisen (105). Er sah den Adel des Freundes in allen Heldengestalten der Chronik, die er indessen dramatisiert hat (106). Es ist besonders Prinz Heinz gemeint. Die Furcht, diese Freundschaft zu verlieren, ist nun vorbei, ewiger Friede geschlossen, die Liebe erfrischt (107), die poetische Verherrlichung erneut (108). Die Trennung war erzwungen, nicht aus falschem Sinn gewollt (109). Der Dichter hat sich wohl indes viel herumgetrieben (sommerliche Kunstreisen der Komödianten); aber der Freund blieb ihm das Höchste nächst dem Himmel (110). Nur Fortuna hat ihn gezwungen, seinem verachteten Berufe nachzugehen (111). Aber des Freundes Huld ersetzt ihm nun alle Vorteile der Welt (112). Der Dichter beteuert, daß er während seiner Trennung doch überall im Schönsten wie im Häßlichsten den Freund gesehen hat (113). Die Liebe war seinem Geiste ein Art Alchymie, welche Ungestalten in Cherubim verwandelte (114). Diese Liebe ist noch gewachsen (115). Denn echte Liebe ist unwandelbar, nicht „Narr der Zeit" (116). Davon hat ihn nie sein Beruf abgelenkt, der ihn freilich der Welt dienstbar gemacht hat (117). Aber er wählte dies wie bittere Arzenei für die Liebe (118). Durch dies Böse ward das Gute noch besser (119). Daher gegenseitige Verzeihung der Schuld und Ausgleich des dadurch erlittenen Grams (120). Ich mache mir nichts aus Beifall oder Vorwurf in meinem Beruf; ich bin doch, der ich bin, nicht, der ich scheine (121). Du hast mir die Schreibtafel geschenkt, daß ich dabei dein gedenke; aber das braucht es nicht, darum schick' ich sie wieder zurück mit diesen Sonetten und mit der Versicherung, daß dein Gedächtnis nie vergehen wird (122). Die Sense der Zeit wird meiner Treue nichts anhaben (123). Meine Liebe steht über aller Zeit, über dem Stand, über der Politik (124). Nein, ich baue nicht auf Vergängliches. Darum laß mich nur in deinem Herzen wohnen! Nimm meine Gegengabe, arm, doch frei, mich für mich! Und Spott allen Verleumdern (125)!

Das folgende 126. Gedicht ist kein Sonett, gehört auch nicht in die Reihe. Es umschreibt die Gedanken von der Vergänglichkeit der Schönheit.

Die letzte Gruppe, 127—152, ist an die Geliebte gerichtet, die zwischen die Freunde getreten ist. Diese Gruppe läuft parallel mit allen fünf ersten Reihen und ist wohl auch dem Freund schließlich nach Überwindung alles Ächzens und Lechzens anvertraut worden.

Der Dichter schildert die Geliebte als schwarz von Haar und Auge, von dunklerer Hautfarbe, also eigentlich gegen die poetische Anforderung der Schönheit, von der man blondes Haar, helles Auge und weiße Haut verlangte (127). Aber sie ist Meisterin auf dem Klavier (128), dem damals beliebten Virginal. Diese Liebe ist ein Himmel, der aber zur Hölle führt (129). Die Geliebte, eigentlich unschön (130), tyrannisch, von schwarzem Tun (131), erscheint doch schön trotz ihrer Schwärze (132). Sie verlockt den Freund (133) und gibt doch den Dichter nicht frei (134). Er beklagt den Widerstreit zwischen ihrem Willen und seinem, mit seinem Namen „Will“ spielend (135, 136). Daß auch der Freund Will geheißen habe, wie manche meinen, ist damit nicht gesagt. Amor hat des Dichters Auge geblendet (137). Er glaubt ihr wenn sie auch falsch schwört, daß sie ihm treu sei, dessen beste Jahre vorbei sind (138). Und er entschuldigt sie (139). Mag sie auch ihr Herz abwenden, wenn sie nur ihr Auge herwendet! (140). Aber nicht seine fünf Sinne lieben, sondern sein Herz (141). Seine Liebe ist Sünde, aber die Geliebte ist noch sündiger (142). Sie rennt dem nach, was vor ihr flieht, während der Dichter ihr nachjagt (143). Der Freund scheint sie also schon aufgegeben zu haben. Den Freund nennt er seinen guten Engel, das Weib seinen bösen Geist, sie will auch den Engel zum Teufel verführen. Beide sind nun dem Dichter entfremdet, einander Freund, in gleicher Hölle lebend, wie der Dichter vermutet, ohne es behaupten zu wollen (144). Das 145. Gedicht ist wieder kein Sonett und hat sich als bloßes Spiel des Witzes hieher verirrt. Die Geliebte sagt: „Ich hasse“ — und setzt versöhnlich hinzu: „dich nicht“. — Der Dichter ermannt sich endlich. Sein Geist soll den Leib bezwingen, Himmlisches dafür erstreben und so den Tod, den Menschenüberwinder, überwinden (146). Aber sein Lieben ist ein Fieber, krankhaftes Gelüst, Tollheit, Verkehrtheit (147), Blendwerk (148, 149). Der Dichter sieht neuen Grund zum Haß und wird doch zu neuer Liebe erregt (150). Schon ihr Name bewirkt dies (151). Er ist sich bewußt, durch seine Liebe treubrüchig geworden zu sein. Aber sie hat zweimal die Treue gebrochen, die gegen ihren Gatten und nun die gegen den Liebenden. Schließlich ist auch all sein Liebedichten Meineid (152). Damit scheint er denn auch wirklich das als unwürdig erkannte Verhältnis abzubrechen. All diese letzten Sonette sind, wie gesagt, gleichzeitig mit den vier ersten Gruppen der Freundessonette, und zwar 127—132 etwa gleichzeitig mit der ersten vom Jahr 1593, 133—138 mit der zweiten von 1594, 139—144 mit der dritten und 146—152 mit der vierten von 1595—1596. Vor 133 fällt die Entdeckung der Untreue, vor 139 ein Entschuldigungsversuch, mit 146 beginnt eine Katharsis.

Die beiden letzten Sonette sind ein Epilog. Ich möchte sie bei dem im Grund durchaus realistischen Sinn des Lyrikers auch ganz realistisch auf-

gefaßt wissen. Shakespeare hat das einschneidendste Erlebnis seiner Entwicklung durchgemacht. Er war, wie wir aus seinen Selbstbekenntnissen erfahren, an Geist und Seele gebrochen. Er hat ein Bad zur Heilung aufgesucht. Das kleidet er nun in die aus der griechischen Anthologie wohlbekannte reizende Fabel ein, das Bad verdanke der im Wasser ausgelöschten Amorsfackel seine Kraft. Er führt aber selbständig mit zwei neuen Wendungen geistreich aus, daß gerade der Liebeskrankheit gegenüber dies Bad ohne Macht bleiben mußte. Shakespeare mag diese vergebliche Liebeskur etwa in dem bereits den Römern bekannten Bath am Avon im Herbst 1595 oder Frühling 1596 durchgemacht haben.

Shakespeare hat mit Recht von seinen kunstvollen Sonetten viel gehalten. Sie sind das vollste Eigen seines Geistes, wenn man auch die meisten Einzelmotive in der Sonettendichtung jener Zeit nachweisen kann. Es ist freilich begreiflich, daß er die Sammlung nicht zum Druck beförderte. Sie wurde aber, wie viele Werke dieser Zeit, in Abschriften verbreitet. Sie war bereits 1598 so berühmt wie seine epischen und dramatischen Dichtungen. Ein Buchhändler gab sie 1609 unrechtmäßigerweise heraus, widmet sie aber mit einer Mischung von Schuldbewußtsein, Anerkennung und Ironie dem geplünderten Dichter selber, dem „alleinigen Autor“, dem er alles Glück und jene Unsterblichkeit wünscht, die er als „unser immerlebender Poet“ seinen eigenen Werken versprochen hat. Er schreibt weder seinen eigenen Namen noch den des Dichters aus, sondern bezeichnet beide durch die Anfangsbuchstaben, sich selber als T(homas) T(horpe), den Dichter als Meister W. H. Dies H. halte ich nur für einen Druckfehler statt S., entstanden durch das gotische H. der Handschrift, das leicht mit einem S. zu verwechseln war. Jedenfalls ergibt sich methodisch aus diesem Vorgehen, daß der Verleger weder mit seinem Namen, noch mit dem des Adressaten geheimtun wollte, sondern nur die Angaben des Titelblattes ganz einfach umschrieb.

Als Anhang zu den Sonetten erscheint in diesem ersten Druck von 1609 ein längeres Gedicht „Die Klage einer Liebenden“. Schon das ließe vermuten, daß es zum Ganzen gehöre, daß es in irgend einer Beziehung dazu sei. Der Inhalt bestärkt diese Vermutung. Das Gedicht ist offenbar als Mahnung an einen jungen Lord gedacht und es spricht nichts dagegen, daß dieser eben Southampton sei. Ein Mädchen, vom Liebesgram entstellt und halb wahnsinnig (Str. 4) kommt zu einem Fluß, zerreißt da Briefe, zerschlägt Ringe, wirft Perlen und einen Korb voll Liebesangedenken ins Wasser, weint in ein seidenes Tüchlein, in das Bilder eingewoben sind, die von gewisser Bedeutung scheinen (3). Ein greiser Hirt, ein ehemaliger weiser Hofmann, der die Einsamkeit aufgesucht hat, findet sie da und sie klagt ihm nun ihre Geschichte. Sie ist von einem schönen Jüngling verführt worden, schön wie ein Tempel der Liebe, von hohem Geist, ritterlich:

Auf seiner Zunge wachten oder schliefen
Die Gründe der Entscheidung schwerer Fragen,
Sein Geist durchmaß des Denkens Höh'n und Tiefen
Und stets wußt' er das rechte Wort zu sagen,



Um Lachen rasch in Weinen umzuschlagen,
In Lachen Weinen, — seine Zauberkraft
Beherrschte spielend jede Leidenschaft.

Er hat schon viele Herzen erobert. Er besiegt dieses Mädchen, indem er ihr gesteht, daß er keine ihrer Vorgängerinnen wahrhaft liebte; er übergibt ihr all deren Liebesgeschenke, Perlen, Rubinen, Haare, Sonette, Briefe, darunter solche von einer Nonne, die noch jung einen Hof verließ. Die List hilft:

So deckt er mit der Anmut reinem Kleid
Den nackten Teufel, welcher in ihm lebte,
Ein Herrscher über Unerfahrenheit,
Der wie ein Cherub um die Unschuld schwebte.

Sie fiel, büßte, weiß aber, daß sie einer neuen Verführung auch nicht standhalten könnte.

Offenbar ist hier das feine Lob des jungen Lebemannes und der Tadel die Hauptsache. Beides aber erinnert gleicherweise an den Helden der Sonette. Anderseits aber führt dies Gedicht auf die Dramen über. Das Mädchen am Wasser, ihr Wahnsinn, das Hoffräulein, das als Nonne in ein Kloster geht, die Liebesangedenken, all das erinnert an Ophelia. Auch im „Hamlet" ist die Erzählung von ihrem Tod ganz balladenartig, unwahrscheinlich. Warum hilft man ihr da nicht? Der Jüngling der Klage bekommt auch geistigere Züge als in den Sonetten und nähert sich dem Bilde Hamlets. Sonst aber erinnert die Landschaft, der zum Hirten gewordene Hofmann wieder an „Wie es euch gefällt". Die Bedeutung dieses Gedichtes wird nicht geringer dadurch, daß Shakespeare dafür Daniels Rosamund (1592) benutzt zu haben scheint.

Auch die Gedichtsammlung, die unter dem Titel „Der verliebte Pilger" 1599 erschien, weist in jenen Gedichten, die sicher von Shakespeare sind, auf die Sonettenzeit. Einige sind Parerga und Paralipomena zu „Venus und Adonis": eine heitere Situation (4), eine Badeszene (6), eine Koketterie (9), die List der Venus, die den Adonis umarmt, indem sie von Mars erzählt, wie er sie umarmte, mit einem Schlußappell an die Geliebte des Dichters (11), alle vier in Sonettenform; dazu vielleicht zwei Strophen, die als der Venus Klagelied für Adonis gelten können (10), in eben der Strophenform des großen Gedichtes. In derselben Strophenform die Klage über die Vergänglichkeit der Schönheit (13), Klage über die Koketterie der Geliebten, die anzieht und abstößt (14). Der schlaflose Dichter wünscht, statt der Nachtigall den Morgengesang der Lerche zu hören, um die Geliebte wiederzusehen (15). Eine Klage über die Launenhaftigkeit der Geliebten, ihre Untreue, ihr Aufflackern und Kühlwerden (5), ganz wie bei der Geliebten der Sonette. Doch wird sie hier schöner geschildert, wie es wohl der Anfangszeit der Liebe entspricht. Diese beiden Gruppen sind also wohl 1593, gleichzeitig mit „Venus und Adonis" zu setzen und noch vor die letzte, sechste Sonettenreihe an die fatale Geliebte. Sie ergänzen wesentlich das Gesamtbild von Shakesspeares Roman. Ebenso das 12. Gedicht über

den Gedanken, daß Jugend und Alter nicht zusammentaugen. Übrigens wird diese Sammlung geradezu durch zwei Sonette aus jener Reihe eingeleitet (138 und 144) und außerdem durch zwei Sonette aus der „Verlorenen Liebesmüh'“ bereichert (3 und 5), beide den Meineid entschuldigend. Gewiß steht auch das Lied aus demselben Drama, Amors Eidbruch betreffend, nicht zufällig da (17). Unsere Gedichtsammlung bestätigt damit den Zusammenhang dieses Dramas mit dem Sonettenroman.

Die Entstehung dieser merkwürdigen Anthologie gewinnt dadurch an Bedeutung. Sie kann nicht auf Zufall, nicht bloß auf der Spekulation des Verlegers beruhen. Eine Person, die dem Shakespeare der Sonette nahestand, muß sie angelegt haben, freilich mit wenig Ordnung, Kritik und Vollständigkeit. Wem ist eine solche Sammlung mehr zuzumuten als der schwarzen Geliebten, dem Gegenstand der Sonette, dem Vorbild der Rosaline aus der „Liebesmüh'“? Damit wären auch die andern Gedichte der Sammlung erklärt, mögen sie nun von Shakespeare oder anderen Dichtern herrühren. Wir wissen aus den Sonetten, daß die schwarze Geliebte vor allem Musikerin war. Die weiteren Gedichte der Sammlung beziehen sich in der Tat auf Musik oder sind Texte für Gesang. So das 8., ein Sonett zum Preis der Musik und Poesie, als deren Hauptvertreter Dowland und Spenser besungen werden. Die Lieder vom 18. an sind alle für Gesang; ihre Komponisten, John und Thomas Morley, Thomas Weelkes, sind bekannt. Ein Lied „Komm mit mir und sei mein Lieb!“ soll von Marlowe, dessen Schluß von Raleigh sein. Es wird in den „lustigen Weibern“ (3, 1) zu komischer Wirkung benutzt. Von Raleigh (Ignoto) sind noch zwei andere; das letzte nach einer Einleitung, die an Walther von der Vogelweide (Ich saß auf einem Steine) erinnert, mit Betrachtungen über verlorene Weltgunst und einem Nachtrag, der, wie es scheint, nicht mehr von Raleigh, sondern vielleicht von Shakespeare ist, den Undank der Freunde ganz in der Art des Timon schildert und den Freund in der Not rühmt. Wir werden uns daran noch zu erinnern haben. Gehörte vielleicht Raleigh diesem Kreise an? Er war 1592 durch den Liebeshandel mit Elizabeth Throkmorton in Ungnade gefallen. Als 1592 Kyd und Marlowe wegen atheistischer Äußerungen inquiriert wurden, wurde auch Raleigh vernommen; er hatte sich skeptisch über Seele und Gott geäußert, er soll ganze Nächte mit einem Jesuiten diskutiert haben (Shakespeare-Jahrbuch 36, 329; 37, 274). Sein späteres tragisches Ende wird auch noch zu erwähnen sein im Zusammenhang mit der Tragödie von Timon.

Wie sich das auch verhalten mag, wir haben im „verliebten Pilger“ wohl den Abdruck einer intimen Sammlung vor uns, den Inhalt eines Albums, einer Mappe oder eines Notizbuches von namenlosen Gedichten, von denen man dem Verleger nur gesagt hatte, daß sie shakespearisch seien. Vielleicht gehörte auch Thomas Heywood diesem Kreise an, denn seine zwei auf Troja bezüglichen Liebesepisteln gerieten in die neue Auflage des „Pilgers“ vom Jahre 1612, worauf Heywood dagegen protestierte und sich auf Shakespeares Mißfallen an der Spekulation berufen konnte.

Der „verliebte Pilger“ erinnert übrigens an Romeo, der in dieser Maske auf dem Ball bei Capulet erscheint und jenes rhetorische sonettartige

Gedicht an Julie richtet. Dabei erinnern wir uns auch, daß dieses verliebten Pilgers erste Liebe Rosalinde heißt, ähnlich wie die schwarze Rosaline der „verlorenen Liebesmüh'". Wir erinnern uns auch der Rosalinde in „Wie es euch gefällt", welchem Schauspiel wir auch schon bei diesem lyrischen Streifzug begegnet sind. Ein verliebter Pilger erscheint auch im Hamlet (4,7) in den Liedern der wahnsinnigen Ophelia.

Ich fasse das Ergebnis dieser Erörterungen kurz zusammen. Als Shakespeare neunundzwanzigjährig im Jahre 1593 mit dem jungen Lord Heinrich Southampton bekannt wurde und ihm mit der Widmung von „Venus und Adonis" sowie mit den ersten Sonetten huldigte, war er selber von einer koketten Musikerin gefesselt, die er als schwarz und doch reizend schildert. Aber sie wurde dem Dichter treulos und kokettierte nun mit dem jungen, leicht erregbaren Lord, der soeben in ihre Kreise getreten war. Shakespeares Verdruß darüber äußert sich im „Raub der Lucretia" vom Jahre 1594 sowie in der gleichzeitigen zweiten Sonettengruppe. In das dritte Jahr der Bekanntschaft mit dem Lord, 1595 bis 1596, fallen die übrigen an ihn gerichteten Sonette, in denen sich der Mißmut steigert, aber schließlich wieder legt. Shakespeare erlebt eine doppelte Katharsis, er befreit sich von der unwürdigen Liebe zur Kokette, er zieht aus den schmerzvollen Erfahrungen der Liebe und der Freundschaft die reiferen Früchte für seine Kunst. Er spiegelt den Charakter der schwarzen Geliebten, die wahrscheinlich Rosaline hieß, in mannigfach idealisierten Bildern seiner Frauengestalten. Er spiegelt den Charakter des Lords, wie er ausdrücklich erklärt, in Glanzgestalten seiner damals geplanten Historien, also gewiß vor allem in der Gestalt des gleichnamigen Heinrich V., des tollen Prinzen in schlechter aber witziger Gesellschaft.

So ergibt diese Erörterung eine genauere chronologische Feststellung der Sonette und damit einen festeren Anhalt für die ganze Chronologie des Lebens und der Dramen Shakespeares, einen Einblick in das entscheidendste innere Erlebnis des Dichters und in die Art, wie mit dem inneren Erlebnis das künstlerische Schaffen des über alle Bedingungen hinauswachsenden Dramatikers zusammenhängt. Wir bekommen ebenso Einblicke in das Wanderleben des Schauspielers dieser Zeit, in seine sehr gemischte Gesellschaft, in seine Zwitterstellung zwischen Ehrlosigkeit und höchstem Ruhmesanspruch wie in die Ästhetik und Philosophie des Dichters. Auch die politische Haltung des Dichters wird erklärt durch seinen innigen Anschluß an die aristokratische Clique der Southampton und Essex.





Zum Gedächtnis Angelika Kauffmanns.

Von Prof. Dr. W. Berg.

. . . . „Es umarmten die Unsterblichen dich,
Lehrten dich Weisheit und gaben deinen Pinsel dir
Triefend von Leben und getaucht in Morgenrot."

(Graf Leop. Stolberg in einer Ode an Angelika Kauffmann, 1781.)

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts war die Kunst der Malerei in totem Mechanismus erstarrt. Die hervorragenden Schöpfungen der Carraccisten, die in eklektischer Weise die Vorzüge des Cinquecento zusammenfaßten, wobei sie teilweise auf die Antike zurückgriffen, waren so gut wie vergessen. Die mehr selbständigen Richtungen, die sich gegen das Ende des 17. Jahrhunderts in den Niederlanden, in Spanien und auch noch in Italien entwickelt hatten, waren ohne lebendige Fortwirkung geblieben. Nur in Frankreich konnte man im 18. Jahrhundert eine künstlerische Selbständigkeit wahrnehmen. Dort hatte sich die Kabinettskunst, die besonders die Landschaft und die Idylle pflegte, in eigenartiger Weise entfaltet. Aber freilich tauchte seit A. Watteau kein hervorragendes Talent mehr auf und wie das französische Rokoko überhaupt, war auch diese Kunst nur kurzlebig. Die Lebrunsche Schule, die in pomphafter Weise Saalwände und Plafonds bedeckte, überdauerte sie. Überall sonst in Europa trat man die Pfade verflossener Kunstepochen nach. Zumal in Deutschland sucht man in jener Zeit vergebens den Zug nach Selbstständigkeit. Die deutsche Kunst war von den italienischen und französischen Nachbarn her stark beeinflußt, so stark, daß man überhaupt nichts mehr von deutscher Art erwartete. Die Wendung zum Bessern, also das Erwachen eines neuen Kunstlebens, ist vornehmlich an den Namen Anton Rafael Mengs geknüpft. Sein Vater Ismael Mengs wollte aus ihm das machen, was er selbst nicht mehr werden konnte, nämlich den eklektischen Reformator der Malkunst. In wie maßlos tyrannischer Weise er seinen Sohn dafür vorbildete, ist genugsam bekannt. Rafael Mengs hat sich selbst zu hoch eingeschätzt, wie auch seine Zeitgenossen seine Bedeutung übertrieben haben. Aber es ist und bleibt doch sein Verdienst, daß er sich mit Bewußtsein von der seit langem überlebten Manieriertheit der französisch-italienischen Kunst schroff abwendete und der Vorbote einer neuen, geschmackvolleren Kunst wurde.

Als damals nach langem Verfall das deutsche Kunstleben wieder zu erblühen begann, wirkte auch eine anmutige Frauengestalt, ausgestattet mit wahrem Kunstgefühl und hoher Begabung, deren Schöpfungen noch heute eine gewisse

Anziehungskraft auf den Beschauer ausüben. Das war Angelika **Kauffmann**, deren Todestag sich am 5. November dieses Jahres zum hundertstenmale jährt. Ihr Name war einst in der Kunstwelt Europas hochgefeiert; die Großen ihrer Zeit, Kaiser und Könige, haben ihr Atelier besucht und sich von ihr malen lassen. Mit Goethe und Herder verband sie enge Freundschaft; ihr Bild wurde in den Uffizien zu Florenz, ihre Büste im Pantheon zu Rom aufgestellt.

Maria Anna Angelika Katharina Kauffmann erblickte in Chur am 30. Oktober 1741 in dürftiger Umgebung das Licht der Welt. Ihr Vater, Johann Josef Kauffmann, stammte aus Schwarzenberg im Bregenzer Walde. Er war von dem Bischof nach Chur berufen worden, um dort in der Pfarrkirche ein Gemälde auszuführen. In Chur fand er in Kleophea Lutz, die von der reformierten zur katholischen Kirche übertrat, seine Lebensgefährtin. Schon im September 1742 aber zog er mit seiner Gattin und dem noch nicht ein Jahr alten Töchterchen nach Morbegno an der Adda im Lombardischen, wo er fast zehn Jahre lang vorzugsweise als Porträtmaler tätig war. Obwohl er als schaffender Künstler nie über die Mittelmäßigkeit hinauskam, erwies er sich als einsichtsvoller und vortrefflicher Lehrer seiner Tochter, die als einziges Kind ihrer Eltern in deren zärtlicher Pflege, umgeben von einer schönen und erhabenen Natur, sich erfreulich entwickelte. Ganz anders als der tyrannische Ismael Mengs mit seinem Sohne verfuhr, leitete der Vater Kauffmann den schon früh erkennbaren, gleichsam spielenden Trieb seines Kindes zur Malerei so geschickt, daß die Schülerin niemals die Freude an der künstlerischen Arbeit verlor. Im Gegenteil, diese Arbeit war ihr stets eine Erholung und eine Freude, die sie allen kindlichen Vergnügungen vorzog. Es ist sehr bemerkenswert, daß der Vater sein Kind nach antiken Gipsfiguren zeichnen ließ und es auch mit zahlreichen Kupferstichen bekannt machte. Auf diese Weise erweckte und förderte er Angelikas Kunstgefühl und verhalf ihr zu der glücklichen Leichtigkeit, später nach lebenden Vorbildern sicher zu zeichnen. Bald konnte das Mädchen zur Farbe greifen. Bei Angelikas ausgesprochener Vorliebe für die Kunst bot ihr jeder Kupferstich, jeder Gipsabdruck, jedes Gemälde in dem väterlichen Atelier neue künstlerische Nahrung. Aber auch ihre sonstige Ausbildung wurde nicht vernachlässigt. Sie lernte von ihrer Mutter Deutsch, das sie freilich sehr schlecht schrieb, und Italienisch und mußte sich auch im Haushalt beschäftigen. Sie besaß ferner eine herrliche Singstimme. Auch diese Gabe wurde in sorgsame Pflege genommen und Angelika betrieb ihre musikalischen Studien so eifrig, daß sie später selbst schwankend wurde, ob sie die Musik oder die Malerei als Kunstberuf erwählen sollte. Diesen Zwiespalt stellte sie später auf einem allegorischen Bilde dar, das sie selbst zwischen den Idealgestalten der Musik und der Malerei unschlüssig schwankend zeigte. Sie hat dieses Bild später noch einmal gemalt. Die bildende Kunst behielt aber schließlich doch den Sieg, wozu wohl neben den Vorstellungen eines alten geistlichen Freundes die Erfolge bestimmend mitwirkten, die Angelika schon frühe als Porträtistin errang.

Doch blieb sie auch fernerhin ihrer musikalischen Liebhaberei treu. Noch im Jahre 1768 berichtet Sturz, Legationsrat in dänisch-oldenburgischen

Diensten, von ihr wie folgt: „Unsere Landsmännin Angelika fand ich heute mit dem Klopstockschen Messias in der Hand und Poges Homer lag in der Nähe. Sie liest beide mit Entzücken, aber der Deutsche ist ihrem Herzen näher; er veredelt ihr Gefühl und erhebt sie bis zu seiner Schöpfung. Ihr empfänglicher Geist ist ganz auf platonischen Wohlklang gestellt. Der Charakter ihres Gesichts gehört zu der Gattung, welche Domenichino gemalt hat: edel, schüchtern und bedeutend, anziehend und mitteilend. Man wird sie nirgends flüchtig gewahr, sondern sie hält den Blick des Beobachters fest; ja es gibt Augenblicke, wo sie tiefere Eindrücke macht. Wenn sie vor ihrer Harmonika Pergolesis Stabat Mater dolorosa singt, ihre großen, schmachtenden Augen, pietosi a riguardar, a mover parchi, gottesdienstlich aufschlägt und dann mit hinströmendem Blicke dem Ausdruck des Gesanges folgt, so wird sie ein begeistertes und begeisterndes Urbild der heiligen Cäcilie."

Im Jahre 1752 verlegte der Vater seinen Wohnsitz nach Como, weil ihm dort lohnende Aufträge in Aussicht gestellt waren. Dort malte Angelika das Porträt des alten Bistumverwesers Nevroni Cappuccino und erzielte damit einen großen Erfolg, der sich in zahlreichen Aufträgen äußerte. Zwei Jahre später finden wir die Familie Kauffmann in Mailand, wohin sie vermutlich um der künstlerischen Fortbildung der Tochter willen übersiedelt war. Angelika selbst hatte sich in Como auf die Dauer nicht befriedigt gefühlt. Die bisher im beschränkten Kreise erzielten Erfolge genügten ihr nicht. Obgleich sie noch ein elfjähriges Kind war, besaß sie bereits ein richtiges Verständnis dafür, wieviel ihr noch zur wirklichen Künstlerschaft fehlte, und in ihrer Seele war eine lebhafte Sehnsucht nach Höherem erwacht. Sie verlangte darnach, die Werke der berühmten Künstler, die sie nur aus des Vaters Kupferstichen und Kopien kannte, im Original zu sehen und an ihnen zu lernen. In Mailand studierte sie nun die besten Meister der lombardischen Schule und kopierte sie eifrig, da ihr das bloße Anschauen nicht genügte. Doch malte sie daneben fortgesetzt Porträts, die große Anerkennung fanden. So z. B. den Gouverneur, Herzog Reginald von Este, und die Herzogin von Massa-Carrara. In Mailand aber traf sie der erste herbe Schmerz: sie verlor am 1. März 1757 ihre geliebte Mutter durch den Tod. Ihrer melancholischen Sehnsucht nach stiller Einsamkeit mußte der Vater nachgeben. Da traf es sich günstig, daß ihn ein Auftrag in seine Bregenzer Waldheimat rief, die Parochialkirche seines Geburtsortes Schwarzenberg auszumalen.

So finden wir ihn denn dort mit seiner Tochter am Werke. Er selbst hatte die Deckengemälde übernommen, während Angelika — merkwürdig genug bei einer noch so jugendlichen Malerin — die zwölf Apostel nach Piazzettas Kupferstichen in Fresko auf die Wände malte. Leider wurden später diese schadhaft gewordenen Fresken von einer wenig geschickten Hand sehr mangelhaft ausgebessert und so verschwand Angelikas Arbeit fast ganz. Die Vollendung der Arbeit brachte ihr eine sehr warme Empfehlung an den Kardinalfürstbischof Roth in Konstanz ein. Sie malte sein Porträt in seinem Sommersitze Meersburg. Auch schuf sie auf dem Montfortschen Schlosse Tettnang die Bilder der gräflichen Familie. Aber ihre Sehnsucht stand doch

stets nach Italien. Dort gedachte sie die bedeutendsten Städte und Gemäldesammlungen zu besuchen und an ihrer künstlerischen Fortbildung zu arbeiten.

Ihr Aufenthaltsort wechselte in den nächsten Jahren mehrfach. Zunächst ging sie mit ihrem Vater wieder nach Mailand zurück, bald aber übersiedelte sie nach Parma, wo sie eifrig Correggio studierte. Im Juni 1762 finden wir sie nach einem längeren Bologneser Aufenthalte, während dessen sie die Carraccisten studiert hatte, in Florenz und im Januar 1763 zum erstenmale in Rom. Wie für zahllose Künstler bedeutete Rom auch für Angelika Kauffmann einen Wendepunkt in der künstlerischen Entwicklung. Durch ihre Zeichenstudien nach Rafael und der Antike ward ihre Bekanntschaft mit Winckelmann vermittelt, dessen näherem Verkehrskreise sie bald angehörte. In den freundschaftlichen Gesprächen mit Winckelmanns reifer Persönlichkeit klärte und vertiefte sich das Verständnis der jugendlicheu Malerin für die höchsten Aufgaben der Kunst immer mehr. Sie zeichnete den großen Kunstgelehrten zweimal und radierte beide Zeichnungen, von denen die eine Ischia 1763, die andere Rom 1764 datiert ist. Beide Stiche, namentlich der von 1763, sind so charakteristisch und so durchaus sicher im Ausdruck und in der ganzen Behandlung, daß der Beschauer den Eindruck erhält, das Werk eines gereiften Mannes und nicht das einer Künstlerin im jugendlichen Alter von achtzehn Jahren zu sehen. Winckelmann selbst hatte eine große Freude an den schönen Blättern. In Rom eignete die Künstlerin sich die für sie charakteristische schwärmerische Auffassung des klassischen Altertums an, nach Oppermanns*) treffendem Ausdruck die „Sentimentalität der Antike“, und versenkte sich mit hingebender Begeisterung in diese ideale Welt. Der Auftrag, einige Gemälde der Königlichen Galerie in Neapel zu kopieren, veranlaßte sie, dorthin zu gehen. Nachdem sie mehrere Bilder in Capodimonte kopiert und zahlreiche Porträtaufträge reicher Engländer ausgeführt hatte, kehrte sie nach Rom zurück. Dort vertiefte sie sich besonders in das Studium der Perspektive. Damals strebte sie auch darnach, ihr künstlerisches Gebiet zu erweitern und sich in historischen Kompositionen zu versuchen. Um Stoffe dafür zu gewinnen, las sie eifrig die Historiker und Dichter des Altertums und ihres eigenen Zeitalters. Die antike Welt und die Romantik wurden für sie die beiden Quellen ihrer zahlreichen Schöpfungen. Von Rom begab sich die Künstlerin, die es von jeher ernst mit ihrer Kunst nahm, 1765 zum Studium Carraccis wieder nach Bologna und dann nach Venedig, wo sie auch die koloristische Kunst Tizians, Veroneses und Tintorettos studierte. Aber die Fülle der neuen Eindrücke verringerte weder ihre Kraft noch ihre Liebe zur Arbeit; vielmehr war das Gegenteil der Fall. In Venedig führte sie einen folgenschweren Entschluß aus. Sie reiste mit einer Freundin, der Lady Wentworth (oder Verworth) über Paris zu dauerndem Aufenthalte nach England, wo sie höheren Ruhm und größere materielle Erfolge erhoffte.

Am 22. Juni 1766 traf sie in London ein. An künstlerischen Erfolgen und äußeren Ehren war dieser englische Abschnitt ihres Lebens überaus reich. Ihre Gönner, die ihr zuerst die Wege ebneten, waren Lady Spencer und Lord Exeter. Die britische Aristokratie huldigte ihrer Kunst bald in einem

*) Andreas Oppermann: Aus dem Bregenzer Walde. Breslau, 1859.



Überschwange, der nur wenig Künstlern beschieden gewesen ist. Man drängte sich geradezu darnach, von Angelika Kauffmann gemalt zu werden. Sie schreibt z. B.: „Diesen Morgen hatte ich Besuch von Madame Garick. Mylady Spenser ist vor 2 Tagen bei mir gewesen. Mylord Baltimor besucht mich auch zu Zeiten. Die Königin ist erst vor 2 Tagen nieder Kommen, so bald sie besser ist, werde ich ihr präsentiert werden. Die Herzogin von Clukester hat mich und meine Arbeit vor 2 Tagen besucht, diese ist eine von den ersten Hoffdamen.“ 1767 porträtierte sie den Herzog von Braunschweig. Das sehr gelungene Bild wurde ausgestellt und erntete großes Lob. „Nie ist einem anderen mahler solche ehr Widerfahren,“ schreibt Angelika darüber; „der Beyfall mit jener meiner arbeit ist so groß, daß die öffentlichen blätter ruhmlich derselben erwähnen, und ich oft verse in verschiedenen sprachen zum lob meiner gemählde daran angeheftet finde.“ Auch die Königin selbst ließ sich und die Prinzen von ihr malen und zwar in einer allegorischen Form, die Angelika wie auch die englische Aristokratie bevorzugten, weil Porträt- und Historienmalerei dadurch verschmolzen und die Darstellung der unmalerischen modernen Tracht vermieden werden konnte. Ferner malte sie den König Christian VII. von Dänemark, der damals am Londoner Hofe weilte, ein Bild, das von Richard Houston geschabt wurde, wie sich denn überhaupt die besten Stecher beeiferten, ihre Gemälde durch Schabeisen oder Grabstichel zu vervielfältigen. Wie sie selbst in jener ruhmreichen Epoche ihres Lebens aussah, zeigt ein Bild, das kein Geringerer als Josua Reynolds gemalt und Bartolozzi meisterhaft gestochen hat. Reynolds bewunderte Angelika so sehr, daß er ihr einen Heiratsantrag machte, der indessen abgelehnt wurde. Die Künstlerin malte ihrerseits das Bild ihres Bewunderers, das gleichfalls durch Stich verbreitet wurde. Ihre Erscheinung schildert ihr italienischer Freund und Biograph Rossi: „Ihr Körper war wohl proportioniert, obwohl übrigens nicht von sehr hoher Statur. Ihr Teint war frisch und blühend, ihre Züge waren regelmäßig, der Mund allerliebst, die Zähne blendend weiß. Besonders ihre lebhaften blauen Augen besaßen einen so zauberischen Reiz, daß, wer sie nicht kannte, sich unmöglich vorstellen konnte, wie sprechend ein Blick von ihr war. Ihr einnehmendes Wesen, ihre Tugend, ihr Talent, die seltene Sanftmut ihres Charakters waren Eigenschaften, die einem jeden, der sich mit einer Gefährtin zu verbinden wünscht, die im friedlichen Bunde seine Lebenstage beglücke, ihre Hand wünschenswert machen mußten. Schon der Enthusiasmus, womit die englische Nation ihre Werke aufnahm, und die seltene Großmut, womit sie dieselben belohnte, eröffneten einen holden Gesichtskreis von Hoffnungen demjenigen, der in den Banden Hymens Ketten von Rosen und Gold zu finden wünscht.“ Von Bildern aus ihrer Londoner Zeit seien hier genannt „Das Opfer der Messalina“ und „Das Wiedersehen zwischen Edgar und Elfriede“. Zu einem vielgelesenen englischen Roman malte sie das Bild „Unna und Alsa“; ein sentimentales Bild, das großen Beifall fand, „Samma an Benonis Grabe“, schenkte sie Klopstock; viel bewundert wurde ein „Amor, dem Psyche mit ihrem Haar die Tränen trocknet“; gemeinsam mit Zucchi, ihrem späteren Manne, malte sie ein großes Bild, das die „Tugend, Unschuld und Verführung“ darstellte.

In jene so glückliche Zeit fiel nun ein Ereignis, das sie aufs tiefste zu erschüttern geeignet war: sie wurde das Opfer eines gewissenlosen Schwindlers. In den Salons der höchsten Londoner Kreise verkehrte damals eine Persönlichkeit, die sich den Namen eines schwedischen Grafen Horn beilegte. Es gelang dem glänzend auftretenden Manne, der sich mit großer Sicherheit bewegte und durch ein gefälliges Äußere bestach, die Neigung der Künstlerin zu gewinnen. Er warb um ihre Hand und erhielt ihre Einwilligung. Doch sollte auf den Wunsch des angeblichen Grafen bis zur Regelung seiner finanziellen Verhältnisse die Verlobung geheim bleiben; erst wenn die großen Summen, die er aus Schweden seiner Angabe nach erwartete, eingetroffen seien, solle die Verlobung veröffentlicht werden. Diese Summen kamen natürlich nicht und da die Gläubiger drängten, erschwindelte sich der Betrüger von seiner Verlobten die nötigen Beträge, um die Mahner zu befriedigen. Noch ahnte Angelika nichts von dem schändlichen Betrug, dessen Opfer sie war. Eines Tages aber erschien der Pseudograf verstörten Blickes in Angelikas Atelier und enthüllte ihr, er sei von seinen Feinden in der Heimat unschuldigerweise einer Verschwörung gegen den König angeklagt worden, der schwedische Gesandte in London fordere seine Auslieferung; nur eine schnelle Flucht ermögliche die Rettung. Vorher aber wolle er sich mit der Geliebten trauen lassen, da er hoffe, daß die englische Königsfamilie, bei der Angelika so beliebt sei, nicht in seine Auslieferung willigen werde. Die erschreckte Angelika glaubte dem Betrüger und folgte ihm ohne Vorwissen des Vaters zum Altar. Nun aber ließ der Schwindler die Maske fallen und erhob Ansprüche auf Angelikas Geldmittel. Als sie sich dem widersetzte, verlangte er, sie solle sogleich mit ihm London verlassen. Angelika weigerte sich zu ihrem Glücke standhaft und erklärte, ohne Wissen ihres Vaters, der sich übrigens seit dem Sommer 1767 auch in London befand, keinen weiteren Schritt tun zu wollen. Da erst mischten sich Angelikas Freunde in die Sache ein. Die gerichtliche Untersuchung wurde eingeleitet. Da aber die Beweise für den Schwindel schwer zu erbringen waren und die peinvolle Sache sich hinzuschleppen drohte, faßte Angelika den Entschluß, sich durch ein erhebliches Geldopfer Freiheit und Ruhe zu erkaufen. Der Schwindler wurde endlich dahin gebracht, gegen eine Abstandssumme von 300 Guineen alle seine Ansprüche auf Angelika aufzugeben. Am 10. Februar 1768 wurde die Ehe rechtskräftig gelöst. Der verbrecherische Mensch, der übrigens bereits verheiratet war und seine Frau in Hildesheim in dürftigen Verhältnissen zurückgelassen hatte, soll ein Diener des echten Grafen Horn aus Schweden gewesen sein und nach seiner Entlassung an verschiedenen Orten unter verschiedenen Namen, in London als Burkle, in Amsterdam als Studerat, anderswo als Rosenkranz Hochstapeleien verübt haben. Sein wirklicher Name ist vielleicht Brandt gewesen; denn dieser Name ist in der Scheidungsurkunde genannt. Man erzählte sich damals in London, daß der Schwindler für seine elende Rolle erkauft worden sei; von wem, blieb dunkel. Doch wollte man wissen, Reynolds habe der ruchlosen Sache nicht fern gestanden und seine Hand dazu geboten; als Beweggrund dazu glaubte man Rachsucht wegen der Abweisung seines Heiratsantrages annehmen zu dürfen. Reynolds hat sich später von dieser Beschuldigung zu reinigen versucht und Angelika hat ihm



eine Ehrenerklärung ausgestellt. Es lassen sich in der Tat keinerlei Momente vorbringen, durch die Reynolds irgendwie bloßgestellt wäre. Wie schwer erschüttert Angelika durch diese bittere Erfahrung war, läßt sich begreifen. Sie wollte sich infolgedessen ganz aus ihren gesellschaftlichen Beziehungen lösen, aber es gelang ihr nicht. Die Teilnahme des englischen Publikums, das sie und ihre Kunst so hoch schätzte, war zu groß. Ja, sie erhielt von Ehrenmännern, die die ihr angetane Schmach sühnen wollten, mehrere sehr vorteilhafte Heiratsanträge, die sie begreiflicherweise ablehnte. Eine andere Ehrung jedoch tat ihr wohl: sie wurde zu einem der 36 Originalmitglieder der kurz vorher gegründeten Royal Academy gewählt. In der eifrigen Beschäftigung mit ihrer Kunst fand sie das Heilmittel für ihr krankes Gemüt. Fünfzehn Jahre hatte sie bereits in England geweilt, als sie sich entschloß, das Inselland zu verlassen. Ihr Vater kränkelte seit langer Zeit und die Ärzte hatten ihm die Rückkehr in das sonnige Italien angeraten. Trotzdem ihr selbst in den letzten Jahren das feuchte englische Klima nicht mehr zusagte und ihre Sehnsucht nach dem Süden aufs neue erwacht war, wäre sie doch wohl in England geblieben, das ihr eine zweite Heimat geworden war, aber um des Vaters willen löste sie sich von London. Vorher aber, am 14. Juli 1781, reichte sie einem bewährten Freunde, dem Maler Antonio Zucchi, ihre Hand zum Ehebunde. Sie tat das weniger aus Neigung, war sie doch mit ihren vierzig Jahren über Illusionen längst hinaus, als vielmehr auf ihres Vaters Wunsch. Da die Kirche ihre erste Ehe als ungiltig erklärt hatte, stand der kirchlichen Weihe nichts im Wege. Zucchi (geboren 1726 oder 1728) stammte aus Venedig, hatte aber schon einige Jahre vor seiner Heirat in London gelebt und gearbeitet. Er war kein bedeutender Künstler, aber ein durchaus redlicher und wackerer Mann und seit Jahren ein bewährter Freund Kauffmanns und seiner Tochter. Da sich seine Bilder einer gewissen Beliebtheit erfreuten, hatte er sich ein kleines Vermögen erworben, von dem er in Italien ruhig leben wollte. Angelikas Ehe mit ihm war durchaus glücklich und ungetrübt.

Wenige Tage nach der Eheschließung kehrte Angelika mit ihrem Vater und ihrem Gatten nach dem Festlande zurück. Sie reisten durch Flandern, wo Angelika natürlich die Werke der flandrischen Kunst studierte, und durch Lothringen zunächst zu kurzem Aufenthalte nach der väterlichen Heimat, wo Angelika den Armen große Liebesspenden zuteil werden ließ. Dann ging es über Innsbruck und Verona nach Venedig, das sie am 4. Oktober erreichten. Das Ehepaar hatte in Venedig seinen festen Wohnsitz aufschlagen wollen, aber es kam anders. Am 11. Januar 1782 bereits schloß dort der alte Kauffmann seine Augen für immer und nur wenige Wochen später, am 6. Februar, starb des Vaters Schwester, die zur Pflege des Kranken und zur Unterstützung Angelikas von Morbegno nach Venedig gekommen war. Angelika war tief niedergebeugt und Zucchi drang daher auf eine Veränderung des Wohnortes, um seine Frau durch neue Eindrücke von der traurigen Stimmung abzulenken. Es ging nach Rom. Mitte April langte Angelika dort an. Nach einem vorübergehenden Aufenthalte in Neapel, dessen Klima der schonungsbedürftigen Frau sehr behagte, richtete sie sich in Rom dauernd ein.

Kurze Zeit vorher war Rafael Mengs gestorben, aber sein Einfluß begann sich gerade damals erst recht stark bemerkbar zu machen. In den

römischen Künstlerkreisen hatte man begonnen, sich von dem Geschmack der Zopfzeit, deren bedeutendste Vertreter Bernini und Pietro da Cortona gewesen waren, ab- und einer veredelteren Geschmacksrichtung zuzuwenden. Angelika schloß sich dieser Bewegung aus Überzeugung an. In Neapel hatte sie angefangen, ein Bild der königlichen Familie zu malen. Dieses Bild vollendete sie jetzt in Rom; ihr Atelier wurde viel besucht und ihr Ruhm stieg. Auch Kaiser Josef II. sah damals in Rom dieses Bild, lernte die Künstlerin kennen und war freudig überrascht, in ihr eine Untertanin begrüßen zu können. Er bestellte sofort bei ihr ein Bild für die Galerie und stellte die Abmessungen sowie die Wahl des Stoffes der Künstlerin völlig frei. Im Anfange des Jahres 1784 brachte Angelika ihr Bild der königlichen Familie selbst nach Neapel, wo sie den huldvollsten Empfang fand. Man versuchte alles, um die berühmte Malerin an den bourbonischen Hof zu fesseln, aber Angelika wollte das ihr so teure Rom nicht verlassen, willigte jedoch, um ihre Dankbarkeit und Verehrung zu zeigen, ein, den beiden königlichen Prinzessinnen-Töchtern die Anfangsgründe der Zeichenkunst beizubringen. Doch sie war keine Lehrerin. Sie fühlte das selbst und kehrte daher bald nach Rom zurück. Die Fülle dessen, was sie bisher schon geleistet hatte und noch mehr in der Folgezeit leistete, erregt Bewunderung und läßt sich nur durch ihre streng geregelte Lebensweise und ihren Bienenfleiß erklären. Die Abendstunden widmete sie gern edler Geselligkeit. Ihr mit Kunstwerken geschmücktes Haus auf Trinità de Monti wurde der Sammelpunkt eines nicht großen, aber auserlesenen Kreises von Freunden. Als ständige Gäste verkehrten bei ihr von der römischen Künstlerkolonie der Rat Reifenstein, der Landschafter Hackert, der gelehrte Antiquar Hirt, der Kupferstecher Volpato, der Abbate und spätere Kardinal Spina u. a. m. Auch ausgezeichnete Fremde, die gut empfohlen waren, wurden bei ihr eingeführt. Ihr brieflicher Verkehr mit bedeutenden Persönlichkeiten ihrer Zeit war sehr rege.

Goethe lernte die nur acht Jahre ältere Künstlerin während seines Aufenthaltes in Rom 1787 kennen. In seiner „Italienischen Reise" erwähnt er sie oft. Er nennt sie meist nur Angelika, Frau Angelika oder die gute Angelika und spricht von ihr stets mit großer Wärme. So sagt er z. B. von ihr: „Angelika ist lieb und gut; sie macht mich auf alle Weise zu ihrem Schuldner. Den Sonntag bringen wir zusammen zu und in der Woche sehe ich sie abends einmal. Sie arbeitet so viel und so gut, daß man gar keinen Begriff hat, wie's möglich ist, und glaubt doch immer, sie mache nichts." Gern besuchte er mit ihr die Künstlerateliers und die öffentlichen Sammlungen, wie die Farnesina, die Galerie Aldobrandini und die Palazzi Barberini und Rondanini. „Mit Angelika", schreibt er, „ist es gar angenehm, Gemälde zu betrachten, da ihr Auge sehr gebildet und ihre mechanische Kunstkenntnis so groß ist. Dabei ist sie für alles Schöne, Wahre, Zarte empfindlich und unglaublich bescheiden." Als er seinen Egmont vollendet hat, schenkt er ihr ein in Saffian gebundenes Exemplar; Angelika zeichnete ein Titelkupfer dazu, das Lips später gestochen hat. Im Juni 1787 porträtiert sie ihren Freund. Aber es scheint, daß die Vorstellung des geistigen Bildes, das sie von ihm hatte, sie daran hinderte, die Ähnlichkeit des äußeren Menschen zu erreichen. Goethe schreibt darüber, es habe sie verdrossen, daß das Bild nicht ähnlich



werden wolle; „es ist immer ein hübscher Bursche, aber keine Spur von mir!" Das übrigens unvollendet gebliebene Bild befindet sich jetzt im Weimarer Goethe-Museum. In demselben Jahre malte sie ihr großes Bild, die Mutter der Gracchen, das Goethes vollen Beifall fand, denn er schreibt: „Angelika malt jetzt ein Bild, das sehr glücken wird, die Mutter der Gracchen, wie sie einer Freundin, welche ihre Juwelen auskramte, ihre Kinder als ihre besten Schätze zeigte. Es ist eine natürliche und sehr glückliche Komposition."

Weit inniger noch als das Freundschaftsverhältnis Angelikas zu Goethe war ihre platonische Seelenfreundschaft mit Herder, der nicht lange, nachdem Goethe nach Weimar zurückgekehrt war, in Italien erschien und bei Angelika anklopfte. Beide erkannten bald die trotz mancher Verschiedenheit vorhandene Verwandtschaft ihrer Naturen, und die Erkenntnis davon führte sie zu einem unendlich feinen und zarten Seelenbunde. Es ist rührend zu vernehmen, wie Angelika in sinnigster Weise immer aufs neue ihre Verehrung für den Freund zu betätigen sucht, die „sich von der Schwärmerei einer beglückten Braut," wie Engels sagt, „nur durch die Melancholie stillschweigenden Entsagens unterscheidet". Als Herder von seinem Ausfluge nach Neapel zurückgekehrt ist, malt sie sein Porträt, das er „der guten Engelsseele nicht weigern darf," und ist betrübt darüber, daß Reifenstein sich erbot, ihr Porträt Herders zu kopieren; bald schenkt sie ihm Bilder, bald einen Siegelring, von dem Herder an seine Frau berichtet: „Ich soll ihn nur diesseits der Alpen als mein ansehen und Dir ihn sodann von ihr schwesterlich geben. Niemand weiß von dem Geschenk als sie und Reifenstein, der ihn bestellt hat. Er legt das Symbol auf seine Art so aus, daß Freundschaft und Liebe, wie er sagt, die Nahrung der Seele seien, ihr Sinn ist aber wohl der, daß ihr Seelchen als ein Schmetterling auf dem Myrtenkranze, auf unserem Bande der Liebe und Freundschaft ruhe und auch abwesend unter uns schwebe. Sage niemanden davon etwas, nimm aber das liebe, gute Andenken wohl auf. Eine zartere, reinere Seele gibt es schwerlich auf Erden. Sie hat als frommes Opferlamm der Kunst von frühester Jugend in der wunderbarsten Geschäftigkeit gelebt und lebt noch so. Glaube indessen nicht, daß mich die Freundschaft zu ihr nur einen Tag länger in Rom halten werde, als recht ist; sie würde selbst die erste sein, die mir die Reise anriete, wenn sie mich müßig sähe, denn sie hat bei aller Zartheit einen sehr klaren Sinn. Ihr Dasein weckt endlich auch die späte Klugheit in mir auf, für mich und Dich und die Meinigen still und fleißig zu leben." Als Angelika ihrem Freunde einst ein Kettchen schenkte für seine Karoline, schrieb er: „Angelika steckte mir mit der bescheidensten Grazie ein kleines, goldenes Kettchen an den Finger für Dich und mich zum Andenken. Sie ist ein gar sittliches, engelreines Wesen. Traue dem einsamen, süßen Geschöpf auf eine ewige Freundschaft!" Wie sehr er sich des Einflusses bewußt war, den Angelika auf ihn ausübte, zeigte er in einem bald nach seiner Rückkehr aus Neapel an Karoline geschriebenen Briefe, in dem es heißt: „Was mich in diesen letzten Wochen auf eine so sonderbare Weise gereinigt und veredelt hat, ist der Angelika Freundschaft. O, daß ich so viel Zeit in Rom verloren und mich gequält habe, ohne diese zarte und edle Seele, die so schüchtern und zurückgezogen wie eine himmlische Erscheinung ist, näher kennen zu

lernen! Jetzt, da ich seit meiner Reise in Neapel klarere Augen und eine ruhigere Seele habe, ist mir diese Frau über alles, was in und um Rom ist, teuer. Ich bin bei ihr so gern, und immer in dem Zustande einer süßen, stillen Verehrung, wie auch sie es gegen mich zu sein scheint und auch wirklich ist. Von Dir spricht sie in ihrer holden Schüchternheit eben also und sieht Dich wie ein höheres, glückliches Wesen an. Ihr Eindruck wird mir wohltun auf mein ganzes Leben: denn er ist von aller Eitelkeit und Falschheit entfernt; sie weiß nichts davon und ist bei all der demütigen Engelsklarheit und Unschuld vielleicht die kultivierteste Frau in Europa." Es erscheint ganz natürlich, daß dieser Überschwang des Gefühls für Angelika bei Herders temperamentvoller Frau, die Goethe ja auch „Elektra" zu nennen beliebte, schließlich doch so etwas wie Eifersucht hervorrief. Als sie aber ihrem Gatten von ihrer inneren Unruhe schrieb, erwiderte er ihr beruhigend und rühmte Angelikas Wesen nur noch mehr: „Angelika ist die honetteste Frau von der Welt; ihr und mein Gemüt wendet sich anders wohin. Sie ist, wie ich wiederholen muß, eine wahre sittliche Schönheit, die mich wie einen Geist der Erscheinung liebt." Frau Karoline wurde auch bald wieder völlig ruhig. Kurz vor seiner Abreise aus Rom schreibt Herder noch über Angelika: „Du würdest die Frau unendlich lieb haben, wenn Du sie känntest; sie ist wie ein feiner, zarter Klang, der die Stimme beruhigt." Und ein andermal: „Angelika ist an Jahren über mir und mehr eine Seele als ein Körper; sie ist aber ein so treues, gutes Herz, als wenige sein werden, und da sie an mir und durch mich auch an Dir mit einer recht wunderbaren Liebe, ich möchte sagen, Andacht hängt, so wollen wir sie auch in diesen Bund reiner und treuer Freundschaft aufnehmen. Sie sagt mir oft, daß ihr Glück des Lebens auch in der Entfernung davon abhängt und daß sie am liebsten gleich jetzt sterben möchte, nachdem sie mich, und zwar auf so wenige Zeit, wie einen Traum gesehen hätte. Ich schreibe Dir dies alles hin, weil ich Dir alles schreibe; Du weißt, daß so etwas mich nicht eitel macht, sondern demütig. Ich sehe es als eine Güte des Himmels an, daß er mir die Freundschaft dieser edlen Frau noch zuletzt verschafft hat. Wir wollen auch in Zukunft mit unserer armen Existenz alles tun, was die willige Märtyrerin ihrer Kunst erfreuen kann. Sie grüßt Dich zu tausend Malen, denn ich habe ihr gestern gesagt, daß heute unser Hochzeitstag sei. Und wenn ich heute bei ihr sein kann, wollen wir Dein und der Kinder Andenken, als ob sie mit zu uns gehörte, feiern." So nahm Herder die Erinnerung an Angelika „als ein reines und geistiges Gut mit über die Alpen". Später hat er noch über ihre Kunst gesagt: „In den Kompositionen der Angelika ist die ihr eingeborene moralische Grazie der Charakter ihrer Menschen. Selbst der Wilde wird durch ihre Hände milde; ihre Jünglinge schweben wie Genien auf der Erde. Nie war ihr Pinsel eine freche Gebärde zu schildern vermögend. Wie etwa ein schuldloser Geist sich menschliche Charaktere denken mag, so hat sie solche aus ihren Hüllen gezogen und mit einem schönen Verstande, der das Ganze aufs leiseste umfaßt und jeden Teil wie eine Blume entsprießen läßt, harmonisch sanft geordnet. Ein Engel gab ihr ihren Namen und die Muse der Humanität ward ihre Schwester."

Zahlreich sind die Porträts, die Angelika gemalt hat. Es seien hier nur erwähnt das Bild der herzoglichen Familie von Holstein-Beck und das der berüchtigten Gattin des englischen Gesandten Hamilton, die sie als Muse des Lustspiels malte. Meist pseudoantike Stoffe malte sie im Auftrage hoher Personen, z. B. des Prinzen August von England, des Fürsten von Waldeck, des Fürsten Jussupoff, des Lords Bewick, der Herzogin von Kurland, der Fürstin von Anhalt-Dessau usw. Sie selbst war eine Freundin alter Meister, die sie eifrig sammelte. Dafür brachte sie manches Opfer, aber sie konnte das auch, denn sie hatte riesige Einnahmen und führte dabei ein sehr einfaches und bescheidenes Leben. Das schöne Gleichmaß des Lebens erlitt nur durch den Tod ihres Gatten, der im Anfang des Jahres 1795 starb, eine Trübung. Aber auch diesmal wieder war ihre Kunst die trostbringende Göttin, deren heilende Hand sie oft im Leben gespürt hatte. Die nunmehr alleinstehende Frau nahm später einen jungen Künstler gleichen Namens zu sich; es scheint, wenn das auch von anderer Seite in Abrede gestellt wird, ein Neffe gewesen zu sein. Das war der Vorarlberger Johann Peter Kauffmann.*) Die politisch erregten Zeiten, als Rom zum erstenmale seit langer Zeit französische Einquartierung erhielt, brachten Angelika zwar in zitternde Unruhe und Erregung, aber in keinerlei Unannehmlichkeiten ernster Art. Die Franzosen zeigten sich im Gegenteil der gefeierten Künstlerin von ihrer liebenswürdigsten Seite. Man verschonte sie auf einen ausdrücklichen Befehl des Kommandeurs Generals L'Espinasse mit Einquartierung und sie erwiderte diese Artigkeit mit dem Geschenk eines Bildes. Die väterliche Heimat erfreute Angelika noch durch ein Altarbild, das die Krönung Marias durch die heilige Dreieinigkeit darstellte, und die Nachricht, daß man bei der Aufstellung des Bildes ein Fest gefeiert habe, machte ihr große Freude. Um Genesung von einer Krankheit zu finden, verließ sie Rom auf ärztlichen Rat zu einer längeren Reise, die sie über Florenz und Mailand nach Como führte. Sie suchte absichtlich alle Stätten auf, an die sich für sie so teure Erinnerungen knüpften. „Du fragst mich“, so schreibt sie damals an einen Freund, „warum Como mir immer in Gedanken sei. Como war es, wo ich in meinem glücklichsten Jugendalter die ersten Freudengenüsse des Lebens empfing!“ Wieder gekräftigt, kehrte sie über Venedig, wo ihr Schwager Josef Zucchi alle Notizen über ihr Leben und Wirken sammelte, und über Bologna, Florenz und Perugia nach Rom zurück.

Aber seit den Eindrücken der Revolutionszeit war Angelika innerlich gebrochen. Sie fühlte, daß ihre Zeit vorbei sei. Auf die Zeit des ancien régime, in der Angelika mit ihrer Erziehung, ihrer ganzen Geschmacksrichtung, Empfindungsart und Denkweise wurzelte, war eine wesentlich andere gefolgt.

*) Geboren 1764, gestorben in Weimar 1829. Er lernte in Paris bei einem Holzbildhauer, studierte dann mit Unterstützung des Königs von Bayern ein Jahr in Mailand und später in Rom unter Canova. Nach mehr als zwanzigjährigem Aufenthalte in Italien wurde er 1807 von Karl August als Hofbildhauer nach Weimar berufen, wo er starb. Von ihm stammen Statuen Karl Augusts, Goethes, Angelika Kauffmanns u. a. m.



„Das ganze achtzehnte Jahrhundert," sagt Ed. Engels*) treffend, „war auf die Verherrlichung der Frau zugeschnitten. Das neunzehnte setzte mit dem Preise spartanischer Männlichkeit und Herbigkeit ein. Jenes schwärmte in Gefühlen, Farben, Festen, dieses in Taten, Linien, Enthaltsamkeiten. David und Carstens heißen die rauheren Helden der neuen Kunstepoche. Ihre und ihrer Nachfolger wichtigste Aufgabe bestand darin, eben jenes Rokoko aus der Nachahmung der Griechen zu verbannen, das Angelika und ihr Kreis stets in die Antike hineingetragen hatten, wenn sie ihr zu huldigen vermeinten."

Immer mehr nahm Angelika das Schwinden ihrer Kräfte und ihrer sonst so regen Arbeitslust wahr.

Bereits im Anfange des Jahres 1807 hatte sie Todesahnungen und ordnete gefaßt ihre Angelegenheiten. Am 5. November nach Tische bat sie ihren Hausgenossen Kauffmann, ihr aus ihrem Lieblingsdichter Gellert, dessen geistliche Lieder sie besonders schätzte, vorzulesen. Kauffmann begann die Ode an die Sterbenden, Angelika wollte aber die Ode an die Leidenden hören. Während er darnach suchte, wendete sie den Kopf ab und verschied um 2½ Uhr nachmittags. Sie hat ein Alter von sechsundsechzig Jahren erreicht. Ihr Tod erregte in weiten Kreisen, nicht nur in der Kunstwelt, tiefe Teilnahme, denn die Zahl ihrer Freunde war in allen Schichten der römischen Bevölkerung groß gewesen. Von ihrer Güte zeugen ihre testamentarischen Bestimmungen. Erben ihres Vermögens wurden ihre Verwandten, doch hatte sie zahlreiche Legate für ihre Freunde bestimmt. Auch die Dienerschaft wurde bedacht. Ihre wertvolle Kunstsammlung sollte verkauft und der Erlös zu einer Familienstiftung verwendet werden. Kauffmann besorgte im Verein mit dem Architekten Uggeri und dem Bildhauer Albaggini die Beerdigungsangelegenheit und Canova lud die zahlreichen Gäste zur Trauerfeier. Sie fand am 7. November in der Kirche San Andrea delle Fratte statt. Ihr sterblicher Teil wurde nach ihrem Wunsche neben der Ruhestätte ihres Gemahls beigesetzt. Schon einen Monat vor ihrem Tode hatte Canova ihre den Pinsel haltende Hand in karrarischem Marmor modelliert. Ihre Büste von der Hand Peter Kauffmanns wurde 1808 in feierlicher Handlung im Pantheon inmitten der Heroen der Kunst aufgestellt. Ein Selbstbildnis im Berliner Museum stellt sie in phantastischer Auffassung halb als Bacchantin, halb als Muse im Florgewande dar, das lockige Haupt mit Weinlaub bekränzt. Der freilich etwas gesuchte Ausdruck der Schalkhaftigkeit und Grazie steht ihr gleichwohl gut zu Gesicht, das zwar keine regelmäßige Schönheit aufweist, aber durch Jugendfrische und einen gewinnenden Ausdruck der Sanftmut gefällt. Das Bild zeigt stark bräunlich-rötlichen Ton. Ein anderes Selbstbildnis, das besonders Goethes Anerkennung fand, befindet sich in den Florentiner Uffizien; ein drittes, datiert 1760, das sie zwischen den Idealgestalten der Musik und Malerei in unschlüssiger Haltung darstellt, ist bereits oben erwähnt. Weitere Selbstporträts befinden sich im Ferdinandeum zu Innsbruck, in der Londoner National Portrait-Gallery und noch an anderen Orten. Für die allgemeine Beliebtheit und Bewunderung, deren sich die Künstlerin erfreute, spricht die

*) Ed. Engels: Angelika Kauffmann (Band III der Sammlung „Frauenleben" von H. v. Zobeltitz.) Bielefeld, Velhagen und Klasing, 1903. S. 158.



Tatsache, daß sich sogar der Roman und die Novelle ihrer Person bemächtigten. Viel gelesen wurde z. B. ein nicht ohne Geist geschriebener Roman, der ohne Angabe des Verfassers 1860 unter dem Titel: „Angelika Kauffmann“ erschien. Auch L. de Mailly behandelte ihr Leben in einem historischen Roman (1832), ferner Amalie Schoppe, geb. Weise, in einer historischen Novelle in Briefen u. a. m. Mitteilungen aus dem Briefwechsel Angelika Kauffmanns finden sich in mehreren älteren Unterhaltungsblättern. Die Literatur über ihr Leben und Wirken ist ziemlich umfangreich.

Ein Verzeichnis der überaus zahlreichen Bilder Angelika Kauffmanns aufzustellen, dürfte unmöglich sein. Die Museen besitzen zwar im ganzen nur wenige, doch werden wohl noch viele im Privatbesitz, besonders auf englischen Landsitzen, zu finden sein. Im Auftrage Kaiser Josefs II. malte sie 1785 für die Kais. Galerie in Wien „Hermanns Rückkehr in die Wälder seiner Heimat nach der Vernichtung der Legionen des Varus“ und „Äneas veranstaltet die Leichenfeier des im Kampfe gefallenen Pallas“, beide als große Stücke (Figuren $^2/_3$ d. nat. Gr.). Für Kaiser Paul II. von Rußland, der sie mit seiner Gemahlin noch als Großfürst unter dem Inkognito eines Grafen von Nord in Venedig aufsuchte, malte sie 1784 „Servius Tullius als Kind, wie sein Haupt von einem glorienreichen Schein umstrahlt wird“. Auch befinden sich in der Petersburger Eremitage von ihrer Hand noch „Bilder zu Yoricks sentimentaler Reise“ und „Abälard und Heloise“. Im Louvre zu Paris hängt das „Bildnis der Baronin von Krüdener mit ihrem Kinde im Park“, in der Neuen Pinakothek in München „Christus und die Samariterin am Brunnen“. Zwei ihrer besten und zugleich bekanntesten Bilder, die Halbfiguren einer verschleierten Vestalin und einer Sibylle sowie eine von Theseus verlassene Ariadne besitzt die Dresdener Galerie.

Als Künstlerin hat Angelika Kauffmann zwischen Rafael Mengs und Asmus Carstens ihren Platz. Wie jene beiden hat auch sie die neue, aus einem edleren Geschmack herausgeborene Kunst vorbereitet. Man könnte sie, sagt Oppermann, „füglich eine Vorgängerin von Carstens nennen. Was dieser in kühner, genialer Weise männlich vollbrachte, die Belebung der Kunst durch die von Winckelmann empfohlene Wiederaufnahme des antiken Ideals, das vollzog in still weiblicher Weise auch Angelika Kauffmann, nahm mit der ihr eigentümlichen Anmut das antike Formenstudium auf und tat dies von hemmender Reflexion bei weitem freier als andere bedeutende Künstler ihrer Zeit. Das Heitere, Leichte und Gefällige in Formen und Farben, Anlage und Behandlung ist der herrschende Charakter ihrer Werke. Keiner der gleichzeitig lebenden Maler übertraf sie, weder in der Anmut der Darstellung noch in Geschmack und Fähigkeit, den Pinsel zu führen.“ Von ihren Zeitgenossen wurde sie entschieden weit überschätzt, so weit, daß man sogar die Mängel ihrer Kunst zu Vorzügen stempelte. Später aber ist man in den entgegengesetzten Fehler verfallen, ihr Künstlertum wider alles Verdienst zu verkleinern und mit unangebrachter Vornehmheit kühl zu übersehen. Sie malte vornehmlich pseudoantike und pseudoromantische Stoffe, also solche aus der antiken Götter- und Heroenwelt und Geschichte, zu deren künstlerischer Darstellung sie besonders von Winckelmann Anregung empfing, und Szenen aus den modisch-süßen Dichterwerken ihrer Zeit, meist nach eigener Wahl. „Sie hatte“,

wie Wessely urteilt, „etwas von der Natur eines Fra Angelico, von dem man sagt, daß ihm die Darstellung eines Dämons nicht gelingen wolle, da er in die Schönheit seliger Geister ganz vertieft war.“ Aber man darf darüber doch nicht vergessen, daß Angelika Kauffmann ein Kind ihrer Zeit war und mit ihr den Zug zum Sentimentalen teilte; man denke nur an Klopstock und Geßner. Auch sie konnte eben nur nach der Vorstellung schaffen, die ihre Zeit sich von dem Ideal geformt hatte, und ihre Sentimentalität ist wenigstens nicht erkünstelt, sondern subjektiv durchaus wahr. Wer sich das vor Augen hält, wird auch heute noch die Reinheit des künstlerischen Ausdrucks und das poetische Gemüt in Angelikas Werken anerkennen, wenn auch ihre historischen, mythologischen und allegorischen Darstellungen in uns Modernen natürlich nicht mehr jenen Enthusiasmus erwecken können, den sie einst bei den Zeitgenossen, zumal in der englischen Gesellschaft, entzündeten. Denn Angelika war, wie Nagler treffend bemerkt, zwar „eine liebliche Erscheinung zur Zeit der dämmernden Morgenröte eines besseren Geschmacks, doch blieb ihr Ziel verfehlt, wie jenes der beiden berühmten Künstler.*) Sie strebte zwar nach einer naturgemäßen Auffassung, nach dem Ideale, allein die Künstlerin suchte dieses nicht in der uns umgebenden sinnlichen Offenbarung, sondern in Formen, welche die Natur überbieten sollen.“ Jedenfalls aber behalten ihre Gemälde ihren kunsthistorischen Wert. Zu ihren größeren historischen und mythologischen Bildern gehören außer den schon erwähnten noch „Lionardo da Vincis Tod in den Armen Franz I.“ (Venedig, 1781), „Brutus und seine Söhne“, „Die Nymphe Egeria, den König Numa beratend“, „Hero und Leander“, „Koriolan“ u. a. m. Es ist anzuerkennen, daß die Künstlerin in diesen und anderen größeren Darstellungen in richtigem Kunstverständnis sich in der Zahl der Personen auf das Notwendige beschränkte. So hat jede Figur ihre Bedeutung und steht am richtigen Platze. Glücklicher indessen als in diesen größeren Kompositionen, für die ihre Mittel nicht ausreichten, war sie in den Darstellungen, die nur wenig Personen nötig machten, wie das z. B. „Christus und die Samariterin am Brunnen“, „Venus und Amor“, „Hagars Verstoßung“ u. dergl. Bilder zeigen. Immer aber fesselt sie uns durch das Heitere, Gefällige, Graziöse und dabei Sichere der Behandlung. Doch wird ihre Zeichnung als zuweilen oberflächlich, der Schatten als oft eintönig und die Farbe der Gewänder als zu blendend bemängelt. Allgemeines Lob dagegen haben die Lebhaftigkeit der Farbengebung und die hohe Gewandtheit und Leichtigkeit der Pinselführung gefunden. Weil sie eine vortreffliche Vertreterin des Geschmackes ihrer Zeit war, fanden ihre Bilder in etwa 600 Kupferstichen eine sehr weite Verbreitung. Viel gesucht und bewundert waren auch ihre Kopien der nachrafaelschen Meister.

Weit besser als ihre größeren Kompositionen gelangen ihr die stillen Allegorien und vor allem die Porträts und Einzelfiguren. Die Allegorie war damals allgemein beliebt in der Dichtung ebenso wie in der bildenden Kunst, besonders auch im Porträtfach. Und hier hat die Künstlerin ohne Frage bedeutende Leistungen aufzuweisen, da sie sich nicht nur mit der Ähnlichkeit begnügte, sondern das Geistige in lebendigster Weise herauszuarbeiten

*) Gemeint sind Mengs und Füger.



verstand, wie das oben schon bei Winckelmanns Porträt bemerkt wurde. Auch die Zahl der von ihr gemalten Porträts ist erstaunlich groß.

Sie hat auch selbst die Radiernadel geführt. Es existieren etwa 34 Blätter von ihrer Hand, alle geistvoll gearbeitet, meist in London entstanden, und es ist lebhaft zu bedauern, daß sie nach ihrer Rückkehr nach Rom die Radiernadel nicht mehr gebraucht zu haben scheint, denn gerade auf diesem Kunstgebiete hat sie ganz Vortreffliches geleistet. Vor allem erfreut die bei einer Frauenhand um so mehr zu bewundernde Kraft und Sicherheit in den Umrissen und der Schattendarstellung. Manche ihrer Radierungen sind nach dem Verfahren englischer Künstler, dem sich Angelika anschloß, in Aquatinta übergangen. Der Kunsthändler John Boydell ließ später die Platten auf fünfzehn Bogen abdrucken und mit seiner Adresse versehen. Sie erschienen unter dem Titel: Angelica Kaufmans Etchings comprised in fifteen prints, after her Designs and other Masters. Auf einigen ihrer großen Blätter erscheint neben ihrem Namen noch der ihres Schwagers Josef Zucchi, der sich gelegentlich an der Arbeit beteiligte. Besonders hervorzuheben sind der älteste Stich von 1762, ein „bärtiger Alter“, ferner das kleine Blatt „Susanna im Bade, von den beiden Alten überrascht“, sowie das größere, das den studierenden Winckelmann sitzend darstellt, die „Zopfflechterin“, in Bologna radiert, die beiden Gegenstücke „Penserosa“ und „Allegra“, dann „die Vermählung der heiligen Katharina nach Correggio“, „Rinaldo und Armida“, „Sappho mit Homer im Gespräch“, nach einem Originalbilde ihres Gatten u. s. w. Geradezu meisterhaft sind die Halbfiguren zweier bärtiger Philosophen vor einem offenen Folianten. Angelika hat auf diesem Gebiete ohne Frage die höchste Kunstleistung ihrer Zeit geschaffen und mit Recht sagt Wessely: „Hätte sie nichts hinterlassen als die Radierungen, ihr Ruhm wäre kaum geringer.“

So steht Angelika Kauffmann als eine heitere, anmutige und liebenswerte Erscheinung der Kunstgeschichte vor uns. Wenn man das Wesen ihres Zeitalters gebührend berücksichtigt und auf ihre Tätigkeit einen überschauenden Blick wirft, so kann man nicht umhin, sie trotz einiger Schwächen als eine hervorragende Künstlerin anzuerkennen, die vermöge ihrer Stellung in der Geschichte der Kunstentwicklung noch heute eine freundliche Betrachtung verdient.





Das Stereoskop und seine Anwendungen.

Von Prof. Th. Hartwig.

Der bekannte einfache Apparat, welcher nach seiner Erfindung so berechtigtes Aufsehen hervorrief, kommt in neuerer Zeit, nachdem eine Periode erlahmenden Interesses ihn zum Spielzeug degradieren wollte, wieder zu Ehren. In medizinischen Werken*) findet man stereoskopische Abbildungen. Der Aufbau der Kristalle, die Zusammensetzung von Maschinen können stereoskopisch durchsichtig gemacht**) und die Messung terrestrischer und astronomischer Distanzen mit Hilfe geeigneter Stereogramme durchgeführt werden.***)

Indem ich die Grundzüge der Stereoskopie in gemeinverständlicher Weise darzulegen beabsichtige, verweise ich bezüglich geeigneten Demonstrationsmaterials auf mein Buch „Das Stereoskop und seine Anwendungen" (Leipzig, B. G. Teubner, 1907), welchem 19 stereoskopische Tafeln als Beilagen angeschlossen sind.

* * *

Wenn wir die Außenwelt mit einem Auge betrachten, so erhalten wir von derselben ein perspektivisches Bild, d. h. nahe Gegenstände erscheinen unverhältnismäßig groß, ferner gelegene Objekte klein. Da uns die wahre Größe der Dinge zumeist aus der Erfahrung bekannt ist, so gelangt uns durch diese perspektivische Verzerrung das Nah und Fern deutlich zum Bewußtsein. Unterstützt wird unser Verstand in seiner Tiefenschätzung durch die Verteilung von Licht und Schatten und durch den verschleiernden Einfluß der Atmosphäre, welche die Lebendigkeit der Farben, die Deutlichkeit der Konturen mehr oder weniger beeinträchtigt.

Diese Momente hat der Maler in erster Linie zu berücksichtigen, will er uns auf einer ebenen Fläche plastische Gestalten vortäuschen. Und auch der Photograph wird in Bezug auf Standpunkt, Belichtung, Exposition 2c. obige Überlegung praktisch verwerten müssen, um mit seinen schwarz-weißen Reproduktionen der Wirklichkeit einen halbwegs künstlerischen Eindruck zu erzielen. Allerdings erwartet der Maler, daß sein Bild von jenem gewissen Standpunkt betrachtet werde, an welchem er sich das Auge des Beschauers

---

*) A. Elschnig, Atlas der pathologischen Anatomie des Auges. Wien, 1902. — E. Sommer, Anatom. Atlas in stereoskopischen Röntgenbildern. Würzburg, 1906 2c.

**) E. Mach, Über wissenschaftliche Anwendungen der Photographie und Stereoskopie. Populärwissenschaftliche Vorlesungen. — Th. Hartwig, Die Kristallgestalten der Mineralogie in stereoskopischen Bildern.

***) C. Pulfrich, Neue stereoskopische Methoden für die Zwecke der Astronomie, Topographie und Metronomie. Berlin, 1903. — Th. Hartwig, Grundzüge der Stereophotogrammetrie. XXXVII. Jahresbericht der k. k. Staats-Oberrealschule in Steyr.



gedacht hat und für welchen allein die perspektivischen Verkürzungen richtig angebracht sind. Der Photograph ist noch anspruchsvoller, denn das Objektiv seines Apparates zeichnet automatisch und die Bilder dürften daher streng genommen nur unter einer Linse von gleicher Brennweite angesehen werden.

Doch selbst wenn der Beschauer all diesen Forderungen bereitwillig nachkommt, wird er nur gewaltsam die Illusion einer Wirklichkeit festhalten können, der unmittelbare Eindruck sagt ihm, daß doch nur eine Fläche mit unmotivierten Verzeichnungen, Farbentönen und Schattierungen vorliegt. Der naive Mensch, der noch nicht verbildet genug ist, um sich selbst über die lebendige Empfindung seiner Sinne hinwegzutäuschen, vermag nicht einzusehen, wie solcher Schein Wirklichkeit bedeuten sollte.

Er versucht vergebens die näher gelegenen Objekte auf dem Bilde genauer ins Auge zu fassen; sie verharren in dem durch die Darstellung begründeten Deutlichkeitsgrade. Dies entspricht nicht der Wirklichkeit. Halten wir einen Schleier etwa 25 cm vor unser Auge gegen eine etliche Meter entfernte Kerzen- oder Gasflamme, so steht es in unserem Belieben, die Fäden des Schleiers oder die Flamme deutlich zu sehen. Fixieren wir den Schleier, dann wird das Bild der Flamme verschwommen, fixieren wir die Flamme, dann wird das Bild des Gewebes undeutlich. Dieses einfache Experiment beweist, daß unser Auge sich verschiedenen Entfernungen zu akkomodieren vermag, so daß wir bis zu einer gewissen Grenze ganz unbewußt mit einem Auge Distanzen zu schätzen vermögen.

Ferner verbleiben die einzelnen Punkte eines Flächenbildes in ihrer gegenseitigen Lage, wenn wir den Standpunkt unseres Auges verändern. Das Bild des Malers ist starr, nicht aber die Natur. Wenn wir uns inmitten der Wirklichkeit bewegen, dann bleiben die näher gelegenen Bäume, Gebäude, Personen gegen die ferneren Gegenstände zurück, und zwar umso mehr, je näher sie sind. Aus der Veränderung des Anblickes infolge des Wechsels unseres Standpunktes können wir daher ebenfalls bis zu einer gewissen Grenze die Tiefendistanz der Objekte schätzen.

Nun betrachten wir aber die Natur nicht nur mit einem, sondern mit zwei Augen, deren gegenseitiger Abstand 60 bis 70 mm beträgt. Der Anblick von diesen beiden verschiedenen Standpunkten kann also nur dann der gleiche sein, wenn wir ein Flächenbild betrachten. Sehen wir aber in die körperliche Wirklichkeit hinaus, dann sieht das rechte Auge etwas anderes als das linke Auge, die beiden Netzhauteindrücke sind verschieden. Sehen wir beispielsweise aus der Mitte eines Zimmers durch den Fensterrahmen ins Freie, so zeigt sich uns ein bestimmter Ausschnitt der Außenwelt. Dieser Ausschnitt ist jedoch für beide Augen nicht der gleiche, wie wir konstatieren können, wenn wir abwechselnd das linke oder das rechte Auge schließen.

Um den gleichen plastischen Eindruck durch eine photographische Wiedergabe der Wirklichkeit zu erhalten, muß man bekanntlich eine Kamera mit zwei Objektiven verwenden, deren gegenseitiger Abstand mit jenem unserer Augen übereinstimmt, also 60 bis 70 mm beträgt. Die so erhaltenen stereoskopischen Bilder kann man nun zu einer körperlichen Anschauung verwenden. Dies erreicht man am bequemsten durch das Stereoskop, dessen prismatische Guckgläser die getrennten Bilder übereinander zu schieben scheinen.

Die geringste Ungleichheit der Bilder hat das Hervortreten oder Zurückweichen der betreffenden Details zur Folge. Von dieser Tatsache hat Dove eine sehr sinnreiche Anwendung gemacht. Wenn man nämlich zwei gedruckte Abzüge desselben Buchstabensatzes statt der stereoskopischen Bilder in den Apparat bringt, so kombinieren sie sich infolge ihrer absoluten Gleichheit zu einer vollkommen ebenen Fläche. Rührt hingegen der zweite Abzug von einem Nachdruck her, so genügen die unbedeutendsten Unterschiede — und keine menschliche Geschicklichkeit vermag Buchstaben oder Zeichen genau gleich zu setzen oder zu kopieren —, um bei stereoskopischer Betrachtung einzelne Buchstaben hervor-, andere zurücktreten zu lassen.

Wie weit reicht nun diese stereoskopische Unterscheidungsfähigkeit der beiden Augen? — Neuere Versuche haben ergeben, daß das menschliche Doppelauge bis zu einem Konvergenzwinkel von etwa $^1/_2$ Bogenminute plastisch zu sehen vermag, d. h. bis zu einer Tiefe von 450 m. Wenn wir daher eine Landschaft betrachten, so erscheinen uns alle über 450 m weit gelegenen Gegenstände flächenhaft, die Berge im Hintergrund verlieren ihr Relief und begrenzen wie Kulissen unseren Gesichtskreis. Wenn wir den Sternenhimmel betrachten, erscheinen uns die leuchtenden Pünktchen — trotz der so verschiedenen Entfernungen der Gestirne — an die dunkle Himmelskugel geheftet und selbst der nahe Mond wandert dahin wie angedrückt an die Unendlichkeit und seine kugelförmige Gestalt verflacht sich zu einer „gefleckten Scheibe“.

Der Grund dieser Tatsache ist leicht einzusehen. Die Plastik des mit den beiden Augen geschauten Bildes ist, wie wir gezeigt haben, eine Folge der Verschiedenheit der beiden Netzhautbilder. Dieselbe wird mit wachsender Entfernung der Objekte immer geringer, so daß wir bei etwa 450 m Entfernung physiologisch keinen Unterschied mehr konstatieren können, d. h. ein Flächenbild zu sehen vermeinen.

Wäre aber der Abstand unserer Augen von einander nicht 60 bis 70 mm, sondern größer, dann würde auch unsere Tiefenempfindung weiter reichen. Bei 60 bis 70 cm Pupillendistanz könnten wir z. B. noch bis 4500 m plastisch sehen u. s. f. Auf welche Weise können wir nun unseren Augenstand künstlich erweitern? Helmholtz hat einen sehr einfachen Weg zur Lösung dieser Frage gewiesen. Wir verfertigen uns einen länglichen Kasten mit zwei weit abstehenden Gucklöchern an der Vorderseite, welche dem Gegenstande zugewendet werden, und zwei Gucklöchern an der Rückseite für unsere Augen. Werden nun die eintretenden Lichtstrahlen durch Spiegel gezwungen, an der Rückseite auszutreten, so daß sie in unsere Augen gelangen, dann sehen wir gleichsam so, als ob unsere Augen so weit von einander abstehen wie die vorderen Gucklöcher. Der erzielte Effekt ist der, daß wir nun auch ferner liegende Gegenstände reliefartig vortreten sehen.

Dieses Telestereoskop von Helmholtz, welches unseren Augenabstand künstlich erweitert, ist durch das Reliefffernrohr der Firma C. Zeiß in Jena praktisch verwertet worden. Ein solches Fernrohr, dessen Objektivlinsen weiter von einander abstehen als die Okulare — das größte von der genannten Firma angefertigte Doppelfernrohr hat einen Objektivabstand von 2 m — vermittelt uns einen eigenartigen Anblick.

Wegen der weiterreichenden Plastik sehen wir die entfernten Objekte nicht mehr kulissenartig aneinandergeschoben: vorgelagerte Hügel trennen sich von einem dahinter liegenden Höhenzug, Mulden und Wellen werden in einem scheinbar ebenen Terrain plötzlich sichtbar, der einförmige Linienzug einer fernen Küste verrät seine wahre Gliederung, Landzungen springen weit vor, Buchten werden bemerkbar . . . kurz, wir sehen mit den Augen eines Riesen, dessen Pupillendistanz gleichkommt dem Abstand der Objektivlinsen unseres Doppelfernrohres.

Doch Konstruktionsschwierigkeiten, insbesondere was die Versteifung so langer Rohre betrifft, setzen der Länge des Telestereoskops und somit der Erweiterung des Augenabstandes auf diesem Wege eine nahe Grenze. Da ist es nun das unscheinbare Stereoskop, welches die Möglichkeit bietet, auf bequemere Art unsere Augendistanz nahezu beliebig auszudehnen. Wird nämlich ein Objekt photographisch von zwei Standpunkten aufgenommen, deren gegenseitige Entfernung — die sogenannte Basis oder Standlinie — entsprechend groß gewählt wird, dann bringen die beiden so erhaltenen Bilder bei stereoskopischer Betrachtung einen überplastischen Eindruck hervor. Schon eine Standlinie von 60 m Länge erweitert unsere Tiefenwahrnehmung auf 450 km und läßt noch Tiefenunterschiede von 1 m auf 2 km Distanz deutlich erkennen.

Um solche telestereoskopische Bilder herzustellen, bei welchen man nur mit Rücksicht auf die übergroße Plastik die Aufnahme des allzunahen Vordergrundes vermeiden muß, kann jede gewöhnliche Kamera oder eine Stereokamera verwendet werden. In letzterem Falle verfährt man so, daß man auf dem rechten Standpunkt nur das linke Objektiv und auf dem um die gewählte Basis links daneben gelegenen zweiten Standpunkt das rechte Objektiv öffnet, wonach man sowohl die erhaltenen Platten als auch deren Abdrücke ohneweiters unter einem Stereoskop betrachten kann. So hat vor einigen Jahren Oberst v. Hübl mit einer Standlinie von 45 m ein Landschaftsbild aus den Dolomiten aufgenommen, welches einen herrlichen Einblick in das Felsengebirge gewährt.*)

Da wir die Größe der dargestellten Objekte unwillkürlich an unserem so riesenhaft erweiterten Augenabstand messen, machen die so erhaltenen Bilder bei stereoskopischer Betrachtung den Eindruck verkleinerter Modelle: Monumentalbauten erinnern an Kinderspielzeug und grandiose Hochgebirgslandschaften gleichen Miniaturreliefs von künstlerischer Naturtreue.

Gleichwohl ist es klar, daß solche telestereoskopische Aufnahmen einen großen Wert für geographische, topographische und militärische Zwecke besitzen. Und wenn die Standlinie so groß gewählt wird, daß auch kosmische Distanzen durch das Stereoskop in den Bereich der menschlichen Tiefenschätzung gerückt werden, dann müssen auch Himmelskörper plastisch gesehen und ihre räumliche Verteilung im Weltraum überblickt werden können.

Die ersten stereoskopischen Bilder eines Himmelskörpers rühren von Warren de la Rue her, dem es im Jahre 1859 gelang, photographische Mondaufnahmen herzustellen, die im gewöhnlichen Stereoskop betrachtet, nicht

*) Vgl. Beilage XIV meines Buches „Das Steroskop und seine Anwendungen".



nur die Rundung, sondern auch das Relief der Oberfläche unseres Trabanten in verblüffender Naturtreue erkennen lassen. Mancher wird nun wohl fragen, wie es möglich ist, vom Mond, der uns doch stets dieselbe Seite zukehrt, zwei verschiedene, also stereoskopische Ansichten zu erlangen.

Die Antwort ist leicht gegeben. Der Mond zeigt sich uns nicht so beharrlich en face, als es bei oberflächlicher Betrachtung scheinen mag. Er gelangt vielmehr periodisch durch seitliche Schwankung — die sogenannte Libration — in eine schwache Profilstellung, welche etwa $^{1}/_{10}$ seiner Rückseite sichtbar werden läßt. Benützt man nun diesen Vorgang und verbindet zwei Mondaufnahmen verschiedener Stellung zu einem Stereoskopbild, so erscheint unser Trabant plastisch, d. h. mehr oder weniger gerundet, je nach der Größe des benützten Librationswinkels. Von allen anderen Himmelskörpern können ebenfalls leicht stereoskopische Ansichten gewonnen werden, indem man die Bewegung der Erde durch den Weltraum benützt. Bei ihrer Wanderung um die Sonne gelangt die Erde nämlich in wechselnde Stellungen zu den anderen Planeten, welche sich rascher oder langsamer als diese bewegen.

Abgesehen von der wissenschaftlichen Bedeutung solcher stereoskopischer Aufnahmen üben diese aber auch auf den Laien eine überraschende Wirkung. Jeder, der zum erstenmal ein derartiges Bild unter dem Stereoskop betrachtet, hat das Gefühl, als ob er mit überirdischen Augen in das All hinausblickte; die Planeten heben sich plastisch vom Fixsternhimmel ab, die Sonnenflecken verraten sich als mächtige Krater und durch den Ring des Saturn hindurch gleitet unser Blick in unermeßliche Weiten. Allerdings ist unsere Augendistanz auf diese Weise ins Ungeheure erweitert.

Die Aufnahmen, welche zum Beispiel der bekannte Himmelsphotograph Dr. M. Wolf in Heidelberg am 9. und 10. Juni 1899 angefertigt hat, entsprechen einem Augenabstand von 1·73 Millionen km, denn die Erde hat auf ihrer Wanderung um die Sonne an einem Tag 2·56, der Saturn in gleicher Richtung 0·83 Millionen km zurückgelegt. Bei dieser Standlinie löst sich der 1260 Millionen km von der Erde entfernte Saturn von seinem Hintergrund, dem Fixsternhimmel, plastisch ab und erscheint mit zweien seiner Monde frei schwebend im Raume vor der Unendlichkeitsebene der Fixsterne.

Die telestereoskopischen Aufnahmen gestatten auch auf Grund feiner Messungen ihrer Verschiedenheiten eine Berechnung der Entfernung der dargestellten Objekte von den beiden Standpunkten, vorausgesetzt, daß die Länge der Standlinie bekannt ist. Diese Methode wurde für terrestrische Distanzen bereits in der Photogrammetrie angewendet. Das stereoskopische Prinzip gestattet aber auch eine rasche und sichere Ausmessung der Plattenpaare.

Für eine bestimmte Standlinie (Augendistanz) kann man sogar eine Tiefenskala konstruieren, deren einzelne Marken unter dem Stereoskop in bestimmter Entfernung vom Beobachter zu liegen scheinen. Dies brachte den Ingenieur H. de Grousilliers auf den Gedanken, das stereoskopische Prinzip auf die direkte Schätzung von Distanzen anzuwenden.

Die geistreiche Idee wurde von Dr. C. Pulfrich in Jena technisch in dem von ihm konstruierten stereoskopischen Distanzmesser verwirklicht. In den Bildfeldebenen eines Reliefferurohres sind Glasplatten mit den entsprechenden Skalen angebracht, deren Marken beim Durchblick wie Kilometer-

steine einer langen Straße im Raume zu schweben scheinen. Beabsichtigt man, die Distanz irgend eines Objektes, welches auch in Bewegung sein kann, zu bestimmen, so richtet man das Instrument darauf und sucht jenen Teilstrich der Skala auf, der räumlich damit zusammenfällt. Ein anderes Mittel besteht darin, eine im stereoskopischen Gesichtsfelde angebrachte Marke mittelst einer Mikrometerschraube mit dem stereoskopischen Bilde des visierten Objektes zur Koinzidenz zu bringen, wobei die Distanz auf einer Trommel abgelesen wird. Dieser Vorgang wird auch bei einem zweiten von Pulfrich konstruierten Apparat, dem Stereokomparator, eingehalten. Dieses Instrument, das infolge seiner Präzision die Tiefenausmessung stereoastronomischer Aufnahmen gestattet, wurde zuerst im Juni 1901 versucht. Der erste Erfolg bestand in der Auffindung eines neuen kleinen Planeten von 12·5 bis 13. Größe. Auf weiteren Platten konnte eine ganze Reihe neuer veränderlicher Sterne konstatiert werden, welche man bisher übersehen hatte.

Die stereoskopische Vergleichung besitzt ferner den Vorteil, daß man etwaige Plattenfehler sofort als solche zu erkennen vermag. Auch zur Bestimmung der Geschwindigkeit der Gestirne im Visionsradius nach dem Dopplerschen Prinzip wird sich die stereoskopische Methode, nämlich zur direkten Vergleichung der zeitlich getrennten Spektren, anwenden lassen.

Die stereoskopische Meßmethode hat bereits zu greifbaren Resultaten geführt. An der Hand von Mondaufnahmen der Pariser Sternwarte (Loewy-Puiseux) konnte Pulfrich mit Hilfe des Stereokomparators ein Nivellement der Oberfläche unseres Trabanten ausführen, dessen Resultate eine Bestätigung der durch Professor Franz erfolgten Ausmessung der Lickschen Mondphotographien ergaben. Die Ziele des Stereokomparators gehen aber weit über die Grenzen unseres Sonnensystems hinaus. Die Fixsternparallaxen, von denen man heute kaum 50 sicher kennt, werden sich im Laufe der Zeit mit immer größerer Genauigkeit bestimmen lassen. Denn das gesamte Sonnensystem schreitet mit einer Geschwindigkeit von rund 30 km per Sekunde durch das Weltall fort, so daß wir für Plattenpaare, deren zeitlicher Abstand ein Jahr beträgt, bereits eine Standlinie von 120 Millionen geographischer Meilen zu rechnen haben. Mit dieser raschen Vergrößerung der Standlinie wächst aber auch die Tiefenwirkung. Die näher gelegenen Himmelskörper werden sich allmählich von der monotonen Unendlichkeit plastisch abheben und ihre Entfernungen somit im Stereokomparator messen lassen. Durch systematischen Vergleich der um immer größere Zeiträume auseinanderliegenden Himmelsphotogrammen müssen wir schließlich zur Kenntnis der räumlichen Verteilung der Fixsterne gelangen.

Das Sonnensystem eilt in die Zukunft. Getreulich bewahrt die Photographie den Anblick der Vergangenheit. Nach Jahrhunderten wird Vergangenheit und Zukunft in einem Bilde geschaut werden, welches einen Einblick in den geheimnisvollen Bau des Universums eröffnen wird. Und der es schauen wird, wird nur ein Mensch sein, wie wir, bloß seine Tiefenempfindung wird auf Millionen von Sonnenweiten gesteigert, erweitert sein durch einen unscheinbaren Apparat, ein Spielzeug: das Stereoskop.



Der letzte Papst deutscher Nation.

Von J. Newald.

Das große Päpstewerk Pastors*) ist nun bei Adrian VI. und Klemens VII. angelangt. Zunächst ist es die edle Gestalt des letzten deutschem Blute entsprossenen Pontifex, die der österreichische Historiker mit kraftvollen Farben malt. Die Vorzüge von Pastors Darstellung sind längst bekannt: Sachlichkeit, die niemals trocken wird, belebter, anziehender Vortrag ohne Phrase und Rhetorik, schier jeder Satz quellenmäßig belegt, strengste geschichtliche Unbefangenheit bei gleich streng katholischer Gesinnung. Der Nachweis der von Pastor durchforschten Archive und Bibliotheken, der von ihm berücksichtigten Literatur vom großen Guicciardini herab bis auf unsere Tage füllt viele Seiten des Buches. Es ist eine große Arbeit, die da geleistet wurde und die, so oft und so gut der Stoff vorher schon behandelt ist, vielfach Neues — oder Bekanntes in neuer Beleuchtung — bringt.

Adrian war am 2. März 1459 — im selben Jahre wie Kaiser Maximilian I. und wie Niklas Salm, der Verteidiger Wiens, — zu Utrecht geboren; das Haus Brandaa in der Oude Gracht wird als sein Vaterheim bezeichnet. Da die bürgerlichen Niederländer damals noch keine Familiennamen führten, heißt Adryan Florisze oder Florensz nur so viel wie „Sohn des Florenz". Der Vater war Zimmermann beim Schiffbau, nach anderen Angaben Bierbrauer; daß er Schneider gewesen, scheint nur italienische Erfindung, bestimmt, Adrian schon in seiner Abstammung lächerlich zu machen. Der Vater war weder ganz arm noch vermögend. Der Sohn erlangte den Doktorgrad der Universität Löwen und erhielt, als er sich dem geistlichen Stande widmete, einige kleinere Benefizien. 1497 ist er Dechant an der Peterskirche zu Löwen, 1507 ernennt Kaiser Max den durch ein tadelloses Leben und durch Gelehrsamkeit bekannten Adrian zum Lehrer seines Enkels, des Erzherzog-Infanten Carlos. Diesem nachmals größten aller Habsburger hat Adrian nach Pastors Worten die tief religiöse Gesinnung eingeflößt, die sich in allen Stürmen des Lebens bewährte. Nach anderer Auffassung freilich hat Karl, als Kind schon diplomatisch veranlagt, den theologischen Feinheiten seines Lehrers nie zu folgen, für die Dinge der anderen Welt niemals ein tieferes Interesse zu fassen vermocht.

---

*) Geschichte der Päpste seit dem Ausgange des Mittelalters von Hofr. Prof. Ludwig Pastor, Direktor des Österr. Histor. Instituts in Rom. IV. Band, 2. Abt. 1. bis 4. Auflage. Freiburg i. B., 1907.



Der kaiserliche Hof, wie es scheint, Adrians Einfluß fürchtend, schickte ihn 1515 nach Spanien, um Karls Erbrecht dort zu sichern. So war der stille Gelehrte mit einemmal in das Getriebe des politischen Lebens hineingestellt. Nach dem Tode von Karls Großvater mütterlicherseits, Ferdinand dem Katholischen, sehen wir Adrian gemeinsam mit dem großen Kardinal Ximenes die Geschäfte Spaniens führen. 1516 erhält er das Bistum Tortosa mit allerdings nicht großen Einkünften; der Papst ernennt ihn zum Inquisitor über Aragonien und Navarra, eine Eigenschaft, in der er große kirchliche Strenge zeigt; 1517 wird er über Karls Bemühung Kardinal mit der Titelkirche San Giovanni e Paolo, im Mai 1520, als Karl, nun auch römischer Kaiser, nach den Niederlanden und nach dem Reiche geht, ist Adrian wieder Statthalter in Spanien und trägt schwer genug an dieser Last. Und am 24. Jänner 1522 empfängt der „Kardinal von Tortosa“ im Baskenlande die Nachricht, die ihn wohl noch mehr überraschte als irgendwen: daß das Konklave zu Rom ihn zum Nachfolger Leos X. gewählt habe.

Der glanzvolle Mediceer, der am 1. Dezember 1521 erst 46jährig und ganz unerwartet starb, hatte den Kirchenstaat in tiefster Verwirrung hinterlassen. Das Kardinalkollegium, fast völlig verweltlicht, war ein treues Abbild der Zerrissenheit, in die Italien versetzt worden. Zudem herrschte an der Kurie dank der verschwenderischen Wirtschaft Leos die allerbösefte Finanznot. Man hatte kein Geld und keinen Kredit mehr, man hatte auch kaum mehr etwas zu verpfänden. Das Konklave begann am 27. Dezember und währte vierzehn Tage. Es zählte zu den merkwürdigsten in der Geschichte des Papsttums. Zwei Parteien standen sich gegenüber: die Kaiserlichen, an ihrer Spitze der Kardinal von Medici, und die Anhänger Frankreichs. Julius von Medici, Vetter des verstorbenen Papstes, Bruder Lorenzos des Prächtigen, war ein Mann von hohen Gaben, sprichwörtlich gewordenem Reichtum und größtem Ehrgeiz. Er, der bekanntlich als Klemens VII. nachmals Papst wurde, strebte schon nach Leos X. Tode nach der Tiara, mußte sich aber bald überzeugen, daß er von den 39 Stimmen des Konklaves höchstens 15 oder 16 auf sich vereinigen könne. Auch der englische Kardinal Wolsey, von Heinrich VIII. kandidiert und vom Kaiser scheinbar unterstützt, kam nie ernstlich in Betracht; Soderini, Gonzaga, Farnese und andere fanden nur wenig Anhang.

Nach elf Skrutinien war die Uneinigkeit nur gestiegen, das Chaos ein völliges. „Jeden Morgen“, schreibt Castiglione am 7. Jänner 1522, „erwartet man die Herabkunft des Heiligen Geistes; mir jedoch scheint, daß er sich von Rom abgewendet habe.“ Da versuchte der Kardinal von Medici am 9. Januar eine Art von Handstreich. Er erhob sich im Konklave und sagte in seiner Art, ernste Dinge spielend zu behandeln, er sehe ein, daß von den hier Versammelten keiner Papst werden könne; darum schlage er einen Abwesenden vor, einen ehrenwerten Mann von 63 Jahren, der allgemein für heilig gelte, — den Kardinal von Tortosa. Die mediceisch-kaiserliche Partei trat sofort geschlossen für den von ihrem Führer Genannten ein und gleich beim nächsten Wahlgang erhielt Adrian 15 Stimmen, der Kardinal Carvajal ebensoviel. Der gelehrte Cajetan und ebenso Colonna traten für Adrian ein; vergebens rief

Orsini den Seinigen zu: „Dummköpfe, merkt ihr denn nicht den Ruin Frankreichs?“ Die Überrumpelung gelang. Wie von einer unwiderstehlichen Macht getrieben, erklärte ein Wähler nach dem andern seinen Akzeß. Ehe die meisten sich über die Bedeutung des Vorgangs klar wurden, waren 25 Stimmen abgegeben; die 26ste, die zur Zweidrittel-Mehrheit noch fehlte, gab der Römer Cupis ab mit den Worten: „Auch ich trete dem Kardinal von Tortosa bei und mache ihn zum Papste.“ Den andern blieb nur übrig beizustimmen. Das alles war das Werk von Augenblicken. Tatsächlich scheinen die Kardinäle erst, als es zu spät war, erkannt zu haben, was sie getan: daß sie einen ihnen völlig Unbekannten, der zudem im Rufe kirchlicher Strenge stand, einem „Geschöpf“ des übermächtigen habsburgischen Kaisers, einem „deutschen Barbaren“ die Schlüssel Petri ausgeliefert hatten. Manche der so überrumpelten Wähler waren nun (nach den Worten einer Quelle) wie tot; man sah bleiche Gesichter; man glaubte Geister aus der Vorhölle zu gewahren. Die Höflinge der Kurie aber schrieen, weinten, fluchten; es könne sechs Monate dauern, bis der neue Papst ankomme; bis dahin seien sie ohne Einkommen; der Flamländer werde nur Landsleute anstellen, vielleicht gar in Spanien bleiben oder in Begleitung Karls nach Rom kommen. Der Kaiser sei jetzt Papst, jammerte man, und der Papst Kaiser. Als die Kardinäle den Vatikan verließen, wurden sie vom Volke mit Spott und Schmähreden empfangen, — ein Ausbruch der Wut, daß die Neununddreißig in einem so langen Konklave nichts Besseres zuwege gebracht, als einen deutschen Professor und spanischen Statthalter zu wählen. Die Statue Pasquinos, nach alter Sitte der Ablagerungsort des Volksunwillens, wurde mit italienischen und lateinischen Zoten fast überdeckt. „Räuber, Verräter am Blut Christi!“ hieß es, „vergeht ihr nicht vor Scham, daß ihr den schönen Vatikan der deutschen Welt ausgeliefert habt?“ An den Vatikan aber heftete man Zettel: „Dieser Palast ist zu vermieten“, da der Glaube, Adrian werde nicht Rom zu seiner Residenz machen, allgemein war.

Kaiser Karl wohnte zu Brüssel eben der heiligen Messe bei, als er die Nachricht von der Wahl erfuhr. Er reichte sie dem Nächststehenden mit den Worten: „Maitre Adrian ist Papst geworden.“ Man zweifelte erst an der Wahrheit der Kunde; dann aber schrieb Karl an einen Vertrauten, er glaube über den neuen Papst verfügen zu können wie über einen in seinem Hause groß Gewordenen; über seine eigene Wahl, sagte der Kaiser, habe er sich nicht so gefreut wie über die Adrians, und er richtete ein Dankschreiben in überschwänglichen Worten an die Kardinäle. Adrian empfing die Nachricht von seiner Erhöhung mit jener unerschütterlichen äußeren Ruhe, mit jenem unbeweglichen Ernste, der ihn niemals verließ. Er fühle die schwere Last, die ihm auferlegt worden, schrieb er, aber er fürchte, Gott und die Kirche zu beleidigen, wenn er ablehne. Er nahm also an; ja, da sich die Ankunft der Gesandten des heiligen Kollegiums verzögerte und er nicht früher die päpstliche Gewalt ausüben wollte, ließ er notariell vor vielen Zeugen feststellen, daß er die auf ihn gefallene Wahl angenommen habe. Damit waren auch die letzten römischen Hoffnungen, der bedächtige Niederländer würde zu gewissenhaft sein, um zu akzeptieren, vernichtet.

Durch eine Reihe von Umständen — Adrian mußte erst seine Geschäfte abwickeln, das Meer war durch türkische Piraten unsicher gemacht, die Pest

herrschte in mehreren spanischen Städten u. s. f. — verzögerte sich Adrians Erscheinen im Kirchenstaate bis zum August 1522. Durch alles aber, was man bis dahin vom neuen Herrn gesehen und gehört, war man in Rom wenig erbaut. Nur ganz wenige waren gerecht genug, zuzugeben, daß diesmal ein wirklich Würdiger zum Nachfolger Petri gemacht worden sei. Sonst aber vernahm man, daß der Papst ein Feind alles Prunkes und alles Geldausgebens sei, daß er seine überaus mäßigen Mahlzeiten stets allein einnehme; daß sein erster Weg stets in die Kirche sei und daß er — etwas ganz Unerhörtes — jeden Morgen die heilige Messe lese. Der Papst stieß von Anfang an so ziemlich mit allem an, was er tat oder was er nicht tat. Absolutionen für Mord werden keine erteilt, hatte er erklärt; Gnaden seien für Geld überhaupt nicht zu haben. Eine harte, dem Gewähren höchst widerwillige Hand machte sich fühlbar, — außer dort, wo es galt, wirklich Armen zu helfen. Selbst daß der Kardinal von Tortosa, entgegen der seit langem üblichen Sitte, seinen Vornamen beibehielt, erregte Anstoß und war doch vermutlich nur eine Äußerung christlicher Demut.

„Sein Gesicht ist lang“, schreibt der venetianische Gesandte vom Papst, „und bleich, die Hände schneeweiß, seine Erscheinung ehrfurchtgebietend; selbst sein Lächeln hat etwas Ernstes.“ Ein asketisches Äußeres, das man in Rom so gar nicht gewöhnt war. „Ich hätte schwören mögen,“ berichtet der Venetianer, „daß er ein Mönch gewesen ist.“ Trotz seines Alters und eines Leibschadens, mit dem er behaftet, war Adrian körperlich noch sehr rüstig, unermüdlich in der Arbeit, von äußerster Mäßigkeit und Anspruchslosigkeit. Er sprach langsam, lateinisch nicht gerade glänzend, aber nicht schlecht. Selbst seine Feinde mußten die Würde seines Wesens anerkennen. Allerdings fehlte es ihm an jener Biegsamkeit, die unter so schwierigen Verhältnissen vielleicht notwendig gewesen wäre; etwas vom stillen, trockenen Gelehrten blieb immer in ihm. Sein Haushalt war der denkbar einfachste; er begnügte sich mit wenigen Dienern; der Vatikan, so lange die Stätte der Freude und der Pracht, verödete. Adrian, an Einsamkeit gewöhnt, wurde leicht mürrisch, wenn er allzuviel Leute um sich sah. Und ein Vorwurf ist ihm vielleicht nicht ganz ohne Grund gemacht worden: die Langsamkeit im Geschäftsgang der Kurie, die aber auch nur eine Folge seiner Gewissenhaftigkeit war.

Adrian, ein Mann von strengster Sittlichkeit, hatte die höchste Auffassung von seinem Berufe. Die Religion war ihm die Grundlage aller Bildung. Seinen Vorgängern unähnlich, die nur an die Versorgung ihrer Nepoten, an die Stärkung ihrer weltlichen Macht und an die Förderung einer prunkvollen Kunst gedacht hatten, setzte sich Adrian VI. drei große ideale Ziele: die Kirche in Haupt und Gliedern zu verjüngen und von ihren weltlichen Mißbräuchen zu reinigen; die Pseudoreformation Luthers zu brechen und die alte katholische Einheit wieder herzustellen; endlich die hadernden christlichen Fürsten, zumal die Rivalen Karl und Franz, zu versöhnen und das ganze Abendland zur Abwehr gegen den unwiderstehlich vordringenden Islam aufzurufen.

In diesem reformatorischen Streben, mit dem Adrian in den ersten Tagen seines Primats in Rom anstieß und anstoßen sollte, solange er

lebte, waren die Kardinäle Campegio und der Schweizer Schinner seine vornehmsten Gehilfen, Männer von Geist, Bildung und lauterer Gesinnung. Eines von Adrians ersten Dekreten verbot das Waffentragen in der Stadt; er verbannte die liederlichen Personen aus Rom, verbot den Geistlichen das Tragen von Bärten, mit denen sie nach seinen Worten nicht wie Priester, sondern wie Soldaten aussehen. Schon auf seiner Reise nach Rom nahm er in Livorno Ärgernis daran, daß die ihn begrüßenden fünf toskanischen Kardinäle, darunter Medici, in völlig weltlicher Kleidung, mit spanischen Hüten und Waffen erschienen waren. Der Prunk ihrer Lebensweise, die Üppigkeit ihrer Tafel veranlaßte ihn zu dem Worte: „Hier treten ja die Kardinäle wie Könige auf! Sammelt Euch besser Schätze für den Himmel." Die Bezüge der Kardinäle wollte er einschränken, den Luxus, den die meisten von ihnen trieben, verbannen. Auch sonst wollte er die so ganz weltlich gewordene Kirche wieder zu dem machen, was sie nach den Absichten ihres Stifters sein sollte. Er schritt gegen die Käuflichkeit der Ämter ein, gegen das Übermaß bei Verleihung von Ablässen, gegen die krassen Mißbräuche bei Besetzung von Benefizien, gegen die Pfründenkumulation; die Justiz sollte ebenso vereinfacht werden wie die Verwaltung.

„Rom zittert schon," schreibt der wie immer trefflich unterrichtete Gesandte Venedigs unter dem Eindrucke dieser Neuerungen, „es ist wieder das geworden, was es einst gewesen." Die ganze Stadt war in Furcht und Schrecken versetzt durch das, was Adrian in den ersten acht Tagen seiner Regierung getan hatte. Natürlich ward auch des Papstes asketische Einfachheit von der bis dahin so lebenslustigen Kurie schwer empfunden.

Bemerkenswert ist auch des Papstes Verhältnis zu dem, was man die Renaissance zu nennen pflegt. Adrian war in diesen Dingen gewiß nicht der Banause, der Barbar, den die Italiener aus ihm gemacht haben. Aber in erster Linie war er — was man an den Päpsten allerdings seit geraumer Zeit nicht mehr gewohnt war — ein Mann der Religion. Und die Kunst des Cinquecento, die unter seinen mäzenatischen Vorgängern so üppige Blüten gezeitigt hatte, war dem ernsten Niederländer in der Hauptsache ein Werk des Heidentums. Daß ein Statthalter Christi diese Dinge nicht vom ausschließlich ästhetischen Standpunkte ansah, scheint uns heute wohl selbstverständlich, seiner Zeit aber war es ein Greuel, eine rohe Unkultur. An eine Förderung der Kunst im Sinne der Vorgänger war bei Adrian nicht zu denken. Die sixtinische Kapelle nannte er ein Badezimmer und wollte sie niederreißen lassen. Poeten, Humanisten und das leichtgeschürzte Volk wirklicher oder Pseudokünstler, unter denen ja gewiß viele Faulenzer und Schmarotzer waren, erlangten von ihm nicht die kleinste Gunst.

Adrian VI. ist hier wie in manch anderen Dingen vielleicht zu weit gegangen. Gewiß war er auch häufig von unpolitischer Schroffheit und an den richtigen Werkzeugen für die Durchführung seiner Pläne fehlte es ihm oft. Tragisch wie schier alles in diesem Pontifikate war auch dessen kurze Dauer. Von den zwanzig Monaten, die Adrians Regierung dem Namen nach währte, gingen gleich Anfangs durch das späte Eintreffen des Papstes in Rom sieben verloren; vier weitere Monate wurden durch die in Rom in furchtbarster Weise wütende Pest unfruchtbar. Alles floh aus der Ewigen

Stadt, nur der greise Papst, seine getreuen Niederländer und einige Spanier blieben auf ihren Posten. So hat das Schicksal dem wohlmeinendsten aller Pontifices kaum drei Vierteljahre gegönnt, um seine Pläne zu inaugurieren und — ihr Scheitern zu erleben.

Zu der alle Geister bewegenden größten Frage der Zeit nahm Adrian alsbald Stellung. Im September 1522 verlangte der Papst — der schon vorher erklärt hatte, Luther nicht mehr als Sohn der Kirche betrachten zu können, — vom Nürnberger Reichstage die strikte Durchführung des Wormser Ediktes, das den Neuerer in die Reichsacht getan und seine Lehre verdammt hatte. Das Breve, das Adrian seinem Legaten Franz Chieragate nach Nürnberg mitgegeben, und noch mehr die Instruktion, die er ihm nachsendete, — zwei höchst bedeutungsvolle Aktenstücke, die Chieragate vor den Ständen und dem Reichsregimente verlas, — sind in kraftvollen, beweglichen, zudem maßvollen Worten gehalten. „Wir vermögen", schreibt der Heilige Vater, „nicht an das Unglaubliche zu denken, daß eine so große, so fromme Nation durch ein Mönchlein, das von dem katholischen Glauben abgefallen, nachdem es jahrelang denselben gepredigt hat, sich von dem Wege verführen läßt, den der Heiland mit seinen heiligen Aposteln gewiesen, den so viele Märtyrer mit ihrem Blute besiegelt, so viele weise, heilige und fromme Männer eurer Ahnen gewandelt, gleichsam als ob Luther allein weise sei und den heiligen Geist habe" u. s. f. Merkwürdiger noch ist der letzte Teil der Instruktion, der beweist, daß Adrian ein Mann von tiefstem sittlichen Ernste, aber auch von nicht gewöhnlichem moralischen Mute war. Mit deutscher Offenheit wendet sich der Papst an die Nation, die er noch immer als die seine liebt. Mit ungewöhnlicher Aufrichtigkeit gibt er, indem er Luthers Irrlehre verdammt, zu, daß tiefe Schäden im katholischen Klerus, schwere Mißbräuche in Rom selber herrschen. Worte von solch schrankenlosem Freimute sind niemals sonst vom Stuhle Petri herab vernommen worden. Adrian bekennt, daß Gott die Verfolgung der römischen Kirche geschehen lasse wegen der Sünden ihrer Priester und Prälaten. „Wir wissen," schreibt er mit deutlichster Anspielung auf seine Vorgänger im Primate, in erster Linie wohl auf Alexander VI., „daß auch bei diesem Heiligen Stuhle schon seit manchem Jahre viel Verabscheuungswürdiges vorgekommen, Mißbräuche in geistlichen Sachen, Übertretungen der Gebote, ja daß alles sich zum Ärgeren verkehrt hat. So ist es nicht zu verwundern, daß die Krankheit sich vom Haupte auf die Glieder, vom Papste auf die Prälaten verpflanzte."

In Rom verstand man diese deutsche Sprache nicht und hielt sie für einen politischen Fehler. Aber gewiß lag, wie schon Reumont sagt, in diesem offenen Schuldbekenntnisse etwas Großartiges, und die Reform des Tridentiner Konzils hat Adrian VI. recht gegeben.

Die Bemühungen des Papstes blieben auch in der deutschen Frage erfolglos. Der Nürnberger Reichstag erklärte die Durchführung des Wormser Ediktes für derzeit unmöglich. Schuld an diesem Mißerfolg der römischen Kirchenpolitik trugen zum guten Teile die geistlichen Fürsten des Reiches, die viel zu sehr mit weltlichen Dingen beschäftigt waren, um für die Intentionen ihres Oberhirten Eifer zu entwickeln. Die Anhänger der neuen

Lehre aber, die in Nürnberg auch nicht zu siegen vermochte, ließen ihrem Zorne freien Lauf. Selbst der sonst als maßvoll und milde gerühmte Melanchthon nannte den päpstlichen Legaten einen Windbeutel; und Luther, zum Schimpfen stets bereit, bezeichnete den Papst als Antichristen voll Dummheit und Unwissenheit, aus dem der Satan spreche, einen „Magister noster aus Löwen, denn an dieser hohen Schule krönt man solche Esel“.

Das war vielleicht nicht so schlimm gemeint und sozusagen der bon ton der Zeit. Und die Grobheit des abgefallenen Augustiners scheint noch immer glimpflich und anständig gegenüber dem, was sich Papst Adrian von den Römern gefallen lassen mußte.

Kein Nachfolger und kein Vorgänger Adrians VI., kein würdiger und kein unwürdiger Pontifex hat jemals so viel Abneigung, so viel Haß, so viel Geringschätzung erfahren als eben dieser von den besten Absichten beseelte, wirklich kirchliche und christliche Papst. Sein größtes Verbrechen blieb in den Augen der auf ihre Abstammung wie auf ihre Kultur so stolzen Italiener stets, daß er ein Deutscher, also ein Barbar war. Mit seinen Reformbestrebungen hatte er in ein Wespennest gestochen und so manchen, der unter dem mehr als liberalen Mediceer Leo ein vergnügliches, arbeitsloses Dasein geführt hatte, gefährdet. Es kam sogar zu einem in der Geschichte des Papsttums fast vereinzelt stehenden Attentate: ein seiner Existenz beraubter Kuriale wollte Adrian erstechen.

Gerade Adrians Tugenden erschienen dem durch und durch weltlich gewordenen Rom als Laster. Ja, daß er den Nepotismus, die Erbsünde seiner Vorgänger, die so viel beigetragen hatte, das geistliche Ansehen der Kurie herabzusetzen, unbedingt verdammte, wurde ihm als Verbrechen angerechnet. Leo X., der Prachtliebende, der Renaissancepapst par excellence, hatte leere Kassen und ungeheuere Schulden hinterlassen. Adrian mußte sparsam sein, auch wenn es nicht seine Art gewesen wäre. Dergleichen aber macht niemals beliebt. Leo X. — sagt Höfler — war populär, weil er Schulden auf Schulden häufte, sein Nachfolger war unpopulär, weil er keine machen konnte noch wollte. Der Vorwurf der Habsucht trifft niemanden unverdienter als Adrian. „Er wollte nichts für sich, aber er wollte auch nicht mehr, daß die Kurie die große Geldquelle sei, an die sich jeder herandrängen durfte.“ Darum war er als Geizhals und als Knauserer verschrien. Neben öffentlicher und privater Verleumdung war es eine sondergleichen freche Literatur, die das Oberhaupt der Kirche in einem Tone verhöhnte, von dem wir heute kaum mehr eine Vorstellung haben. Da war vor allem der berüchtigte Buchbinder Peter Aretino, der sich selbst flagellum principum nannte, — unzweifelhaft ein höchst begabter Spötter, maßlos liederlich und verworfen, — der die „Sprache einer Kanaille voll teuflischer Bosheit“ führte. Dann etwas weniger schmutzig, aber vielleicht noch schärfer, Berni u. a. Daneben regnete es Pasquille auf den Papst wie kaum in den bösen Zeiten der Borgias.

So ist es nicht zu verwundern, daß Adrian den päpstlichen Stuhl »ce siège plein de misère« nannte. Sein kurzes Pontifikat war vom Anfang bis ans Ende ein Martyrium. Als Fremder, sagt Pastor, ist er nach Rom gekommen, als Fremder ist er gestorben. An die römische Art

jener Zeit, Leben, Religion und Kirche aufzufassen, konnte sich der Holländer so wenig gewöhnen wie an das römische Klima. 1517 schon, also zu einer Zeit, da kein menschlicher Gedanke sich Adrian als Oberhaupt der Kirche geträumt hätte, hatte er scherzend gesagt, selbst als Papst würde er nur in Utrecht residieren. Und es ist rührend zu lesen, wie er sich fünf Jahre später, nun wirklich Papst, nach seiner Utrechter Propstei heimsehnte.

Verkennen der besten Absichten, ein fruchtlos hartes Bemühen, Mißerfolg auf Mißerfolg, — das bezeichnete des sechsten Adrian Regierung. So auch in den Dingen der großen europäischen Politik, deren Angelpunkt seit Karls VIII. abenteuerlichem Zuge nach Neapel der Streit um Oberitalien war. In dieser Politik hatten Adrians Vorgänger eine möglichst große Rolle zu spielen gesucht: Alexander Borgia, der seinem Cäsar ein mittelitalienisches Königreich zu gründen hoffte, Julius Rovere, der zum Krieger und Eroberer geboren schien, und Leo aus dem emporstrebenden Mediceerhause. Die Dinge lagen auch bei Adrians Regierungsantritt verworren und gefahrvoll in Italien. Der ruhmgierige Franzosenkönig Franz hatte das durch seinen Sieg von Marignano gewonnene Mailand und Genua durch seine Niederlage bei Bicocca wieder verloren, seine ehrgeizigen Pläne auf die herrliche Lombardei und weiter hinaus aber nicht aufgegeben. Adrian VI. wollte in diesen Kämpfen nicht der Parteimann des einen oder des andern, er wollte ein wirklicher Vater der g a n z e n Christenheit, kein um weltlich eitle Ehre und Macht ringender italienischer Fürst sein. Als er, Karls V. Lehrer, dann sein Vertreter in Spanien, ohne Zutun Habsburgs zum Statthalter Christi geworden, glaubte der kaiserliche Hof in ihm ein gefügiges Werkzeug gefunden zu haben. Karls Regierung belästigte geradezu den neuen Papst mit Wünschen und Bitten aller Art; sie drängte ihn, sich wie Leo X. offen dem antifranzösischen Bunde anzuschließen. Aber gerade in diesem Punkte hat Adrian seinem einstigen Schüler und Herrn gegenüber, der nun der mächtigste Fürst der Erde war, große Festigkeit und Kraft, ja auch diplomatisches Geschick bewährt. Er wollte die Gegensätze versöhnen, nicht sie durch Parteinahme verschärfen. Er wollte, daß die beiden jungen Männer, die um den Besitz Oberitaliens und damit wohl um die Vorherrschaft in Europa stritten, zu einer Verständigung kommen, daß sie gemeinsam gegen den türkischen Erbfeind Front machen sollten. Der große Soliman hatte 1521 Belgrad erobert; im Dezember 1522 fiel Rhodus nach ehrenvollster Verteidigung durch die Johanniter den Ungläubigen in die Hände. Ungarn, Deutschland, Italien, sie alle waren unmittelbar bedroht; es war ein neues Hannibal ante portas. Aber Adrians rastloses Bemühen, seine Briefe und Reden, seine Ermahnungen, seine Befehle, seine Tränen, um Karl V. und Franz I. wenigstens zu einem Waffenstillstande zu bewegen, um einen neuen Kreuzzug gegen den Halbmond zustande zu bringen, — alles war vergebens. Adrian war in diesem Punkte ebenso unglücklich wie sein großer Vorgänger Pius II. Piccolomini nach dem Falle Konstantinopels 1453.

Der Papst wollte in den italienischen Wirren unbedingt neutral bleiben. So wurde sein Verhältnis zum Kaiser ein gespanntes. Aber als Adrian die Kränkung erfuhr, daß sein Vertrauensmann Kardinal Soderini hinter seinem

Rücken die Franzosen zu einem neuerlichen Einfalle in Oberitalien aufhetzte; als der Kardinal von Medici, des Kaisers eifriger Parteigänger, wieder in Rom erschien und neuerlich zu Einfluß kam; als König Franz, wütend über Soderinis Verhaftung, den Papst in rüder Weise mit dem Schicksale Bonifaz' VIII. bedrohte, — da wandte sich Adrian der kaiserlichen Partei zu und ging mit Karl, mit Heinrich von England, mit Venedig und anderen wenigstens eine Defensivliga gegen den drohenden Franzosenangriff ein.

So war der friedlichste und kirchlichste aller Päpste in den Streit der Waffen hineingezogen. An dem Kriege selbst teilzunehmen, blieb ihm erspart. Im August 1523 hatte sich der Heilige Vater, bei größter Hitze im Pontifikalornate durch die Straßen ziehend, eine Erkältung geholt. Die Krankheit schlug sich auf den Hals, dann auf die Nieren. Scheinbesserungen wechselten mit Rezidiven. Kaum etwas erholt, ging der Papst stets sofort wieder seinen Geschäften nach, aber bald trat ein rascher Kräfteverfall ein. Adrian, seines Zustandes sich voll bewußt, traf noch alle Vorbereitungen für den Fall seines Ablebens und befahl, daß man nach seinem Tode jede Prachtentfaltung vermeiden und seine Exequien mit 25 Dukaten bestreiten solle. Am 14. September 1523 nachmittags 2 Uhr verschied er. Friedlich, fromm und heilig — schreibt ein Zeitgenosse — wie er gelebt, ist er gestorben. Am selben Tage überschritten die Franzosen den Ticino.

Für die manchmal gehörte Behauptung, Adrian VI. sei an Gift gestorben, ist keinerlei Anhaltspunkt vorhanden. Gewiß aber ist, daß an seinem offenen Grabe eine Orgie von Haß und Feindschaft anhub. Daß man seinen Tod wie eine Erlösung feierte, daß man seinen Leibarzt als „Befreier des Vaterlandes" pries, ist noch lange nicht das Schlimmste. An der Säule des Pasquino und auf allen öffentlichen Plätzen fand man die schmutzigsten Schmähgedichte. Als Wolf, Esel, Hyäne, als Caracalla und Nero, als Barbar und Tyrann war der Dahingeschiedene da bezeichnet. Was es auf Erden Schlechtes und Gemeines gibt, Geiz, Härte, Dummheit, Roheit, ja selbst Trunksucht und Sittenlosigkeit wurden dem toten Papste nachgesagt. „Man konnte sich nicht genug tun an Lästerungen, Verleumdungen und Lügen."

Es hat lange gedauert, bis sich ein gerechtes Urteil über den letzten deutschen, den letzten nichtitalienischen Papst Bahn brach. Dann waren es insbesondere Schriftsteller protestantischer Konfession, welche die Reinheit von Adrians Streben und Gesinnung betonten und ihn eine der edelsten Erscheinungen auf dem Stuhle Petri nannten. „Sein Wirken", schließt Pastor, „wird stets ein Ruhmestitel in der Geschichte des Papsttums sein."





Die wunderbaren Abenteuer des Freiherrn Karl Friedrich Hieronymus Münchhausen.

Von Dr. Alexander Pilcz.

Ein gewisses Gefühl von Befremdung und Mißtrauen, welches vielleicht manchen Leser beim Anblicke des obigen Titels beschlichen haben mag, wird sich ganz erheblich steigern, wenn ich offen die Absicht verrate, über ein psychiatrisches Thema zu sprechen. Der Irrenarzt wird ja bekanntlich von vielen als ein Mensch definiert, dessen Hauptvergnügen und Lebenszweck es ist, so viel Leute als möglich für den „Narrenturm" einzufangen, zum mindesten für geisteskrank zu erklären. Und nun soll unser liebenswürdiger, harmloser Schwadroneur, der Lieblingsschriftsteller unserer Kinderjahre, auch unter die Lupe des einseitigen und böswilligen Psychiaters genommen, sollen vielleicht gar seine lustigen Renommagen, die jedermann nur als solche betrachtet, als Wahnideen oder dergleichen dargestellt werden!

Nun, so schlimm steht die Sache nicht; allein es lassen sich für den Psychiater immerhin einige Bemerkungen über den würdigen Freiherrn machen, die auch den Laien interessieren dürften. Zunächst aber möchte ich an der Hand des Aktenmateriales kurz über einen Fall berichten, den ich heuer in meinen Vorlesungen zu demonstrieren Gelegenheit hatte.

Der 17jährige, mehrfach wegen Diebstahles vorbestrafte K. wurde am 25. Juli 1906 in der Umgebung von L. verhaftet, als er einem Winzer durch einen schnellen Griff in die Hosentasche die Börse entrissen hatte.

Beim ersten Verhöre gestand K. mehrere Diebstähle und Falschmeldungen. Am nächsten Tage aber äußerte er spontan, alles Bisherige sei nebensächlich. Auf seinen Kopf sei ein Preis von 1000 Kronen gesetzt. Endlich gestand er, Ende April in L. ein Mädchen mit Schokolade in einen Abort gelockt und dem Kinde mit einem Messer den Bauch aufgeschlitzt zu haben. Die gerichtlichen Erhebungen ergaben, daß tatsächlich in L. am 26. April 1906 ein etwa siebenjähriges Mädchen in einem dem Bahnhofe nahegelegenen Aborte in bestialischer Weise ermordet worden war. Ein tiefer Schnitt durchtrennte den Hals, ein zweiter verlief senkrecht durch den Bauch; die Milz lag herausgerissen neben der Leiche. Der Täter hatte bisher nicht eruiert werden können.

Im nächsten Verhöre gab K. an, er habe in C. einen Mann kennen gelernt, der ihn zu einem Verbrechen verleiten wollte, durch welches das

ganze Reich geschädigt würde. Es habe sich um ein Komplott gegen die Herrscher von Deutschland und England gehandelt. Dieser Mann habe ihn auch zu dem Morde an dem Mädchen verleitet.

Beim Verhöre am 3. August — es war K. mittlerweile über die oben angedeuteten Einzelheiten des Mordes inquiriert worden — erzählte der Inkulpat, daß die Tat schon acht Tage vorher mit jenem Manne verabredet gewesen sei. Er hätte diesem das Herz des Kindes bringen sollen, um seinen Mut zur Aufnahme in den Anarchistenbund zu beweisen. K. wurde im Verlaufe dieses Verhöres immer ausführlicher in der Ausmalung von Details. Er habe sein blutig gewordenes Hemd in dem Abort versteckt und sei am Abend nach der Tat mit dem Unbekannten im Wirtshause zusammengekommen.

Am 13. August 1905 war in S. ein ganz ähnlicher Mord verübt worden, dessen Täterschaft gleichfalls verborgen geblieben war. Darüber befragt, stellte K. in Abrede, davon etwas zu wissen. Doch am 23. August erstattete K. einen ausführlichen Bericht auch über dieses Faktum und gab an, daß jener Mann der Täter sei. Er dürfe ihn aber nicht verraten, denn er sei durch einen fürchterlichen Eid gebunden. Aus dem Gefängnisse schrieb K. an diese Persönlichkeit einen Brief mit geheimnisvollen Zeichen und Andeutungen über anarchistische Verbindungen; die Adresse erwies sich aber als fingiert. Seiner Mutter schrieb K. aus dem Gefängnisse mit seinem Blute einen Brief, in welchem er in pathetisch-theatralischer Weise sie beschuldigt, daß sie ihn verstoßen und dadurch auf die Verbrecherlaufbahn getrieben habe. Er droht ihr mit Erstechen; es würde ihn ergötzen, die rauchenden Ströme ihres schwarzen Blutes zu sehen. Wenn sie schon tot wäre, so grabe er sie aus und werfe die Knochen den Hunden und Geiern vor. Dieser Brief zeugt von einer Seelenrohheit, wie sie schließlich bei Verbrechernaturen nicht selten beobachtet wird; allein der Stil muß uns doch ein bißchen sonderbar und gleichzeitig bekannt anmuten. Er erinnert so sehr an das Pathos der berüchtigten Indianerbücheln, der Romane vom „geschundenen Raubritter" und dergleichen, wie sie für wenige Kreuzer den zweifelhaften Geschmack der Lehrlinge und Schulbuben noch mehr zu korrumpieren imstande sind.

Doch sehen wir weiter, was die Akten ergaben. Der Telegraph spielte nach allen Weltrichtungen, Erhebungen über Erhebungen wurden gepflogen. Da stellte sich nun heraus, daß jenes blutige Hemd nicht gefunden wurde; einen Stand in der Nähe des Abortes, wo K. die Schokolade gekauft haben wollte, gab es nicht; in dem Gasthause, wo er sich mit dem Manne besprochen habe, war er, wie die Konfrontation ergab, unbekannt und schließlich erfuhr der Untersuchungsrichter zu seiner Erleichterung, aber auch Verblüffung in durchaus zweifelloser Weise, daß K. am kritischen Tage 11 Stunden arbeitend gesehen worden und nur in der Mittagspause von 12—1 Uhr frei gewesen war. Der Weg von der Arbeitsstätte bis zur Mordstelle beträgt aber allein schon zumindest 50 Minuten; kurz, es war klar, daß K. die Tat nicht begangen haben konnte. Es wurde nun die Untersuchung des Geisteszustandes beantragt. Selbstanklagen Geisteskranker sind allbekannt, namentlich bei Melancholischen und bei Halluzinierenden spielen sie eine große Rolle. Eine psychiatrische Exploration ergab aber bald, daß eine eigentliche Geisteskrankheit

bei K. nicht bestand. Wohl aber kamen schon in der Vorgeschichte des Inkulpaten Dinge vor, die in völligem Einklange mit seinem sonderbaren Verhalten vor Gericht standen. Aus belasteter Familie stammend, zeigte er schon von Jugend auf einen Hang zum Lügen und zu romanhaften Erzählungen; er lief wiederholt von Hause fort und schrieb dann Briefe, in denen er mit Selbstmord drohte; er sandte „letzte Grüße“, — das Gift trage er schon mit sich, — er gehe mit einem Sklavenhändler nach Indien 2c. Diese triebartige Lügenhaftigkeit, mit der wir uns noch beschäftigen wollen, verleitete ihn auch zu seinen Aussagen vor Gericht. Er wollte kein einfacher Dieb sein, sondern ein romantischer Verbrecher. Die Lektüre der Zeitungsnotiz von jenem tatsächlichen Lustmorde läßt in ihm sofort die Idee aufblitzen, sich auf den Täter hinauszuspielen, bald umgibt er sich mit dem Nimbus einer entsetzlichen Verschwörung. Jedes Verhör entwickelt neue Einzelheiten, und Dinge, die er zuvor nicht wissen konnte, werden beim folgenden Examen schon romantisch verbrämt wiedergegeben. Auch in der Anstalt versuchte K. den Roman aufrecht zu erhalten, gestand aber schließlich zu, daß die ganze Fabel von Anfang bis zu Ende von ihm erfunden war.

Dieser Junge spielte also mit langjährigem Kerker, nicht unter dem Einflusse von Sinnestäuschungen oder aus wahnhaften Motiven wie ein Geisteskranker, sondern aus Lust am Fabulieren, weil sich seine überhitzte Phantasie in romanhaften Situationen gefiel, wie sie aus der Lektüre von Kolportageromanen und der Tagespresse sich ihm aufdrängten.

Die Fanfaronaden unseres Münchhausen sind weit harmloserer und ergötzlicherer Art. Allein es muß doch klar werden, daß das Wesentliche der Erscheinung in beiden Fällen das gleiche ist, und im folgenden soll nun auseinandergesetzt werden, welche Deutung bei sorgfältiger Analyse die fragliche Charaktereigentümlichkeit von dem Fachmann erfährt.

Es ist interessant zu verfolgen, wie oft die Literatur derartige Persönlichkeiten zum Gegenstande ihrer Beschreibungen und Darstellungen macht. Ich erinnere an den famosen „Tartarin de Tarascon“ von Daudet, an den Vater des Heinrich in „Frau Sorge“, an den Titelhelden des „Peer Gynt“, an Mark Twains Knaben Wicklow, der durch seine Erdichtungen ein ganzes Fort wochenlang in Atem hält; Mark Twain hat überhaupt mehrfach solche jugendliche und alte Münchhausens mit besonderer Vorliebe und dem nur ihm eigenen Humor gezeichnet. Der Psychiater nun kennt sehr gut diese Charaktere und der Fachausdruck lautet Pseudologia phantastica, — krankhafte Lügenhaftigkeit.

Es handelt sich dabei nun beileibe nicht um Wahnbildungen, sondern um eine abnorme Übererregbarkeit der Einbildungskraft und eine außerordentliche Beweglichkeit des Erinnerungsinhaltes. Die momentane Stimmungslage, Gelesenes, Gewünschtes und Ersehntes, zufällige äußere Ereignisse 2c. verändern sofort den Vorstellungsinhalt und die Erinnerungsbilder in der mannigfachsten Art und lassen sie ganz anders erscheinen; wirklich Erlebtes und Erfundenes, das, wovon das Individuum zunächst sehnsüchtig nur dachte: „Wie schön wär's doch, wenn ...“, verschmelzen alsbald zu einem unentwirrbaren Gemisch, so daß der krankhafte Blagueur bald selbst nicht mehr Reales und Irreales auseinanderhalten kann. Auch die gleichgültigsten Dinge werden

durch Zusätze und Variationen ausgeschmückt, Erinnerungen aus Schundromanen, Ritterdramen von einer Dorfschmiere oder sensationelle Zeitungsberichte spielen dabei die größte Rolle.

Eine maßlose Eitelkeit bildet die Haupttriebfeder, die Sucht nach Außergewöhnlichem, der Wunsch, mehr zu scheinen, als man ist, mehr erlebt zu haben, als es die nüchterne Alltagsprosa mit sich bringt. Die Befriedigung, die dieses Fabulieren verschafft, ist so groß, daß es sich nicht eindämmen läßt, auch wenn das Handgreifliche der Lüge auf der Stelle ins Auge springen muß; es ist derartigen Individuen einfach unmöglich, selbst die belanglosesten Einzelheiten ohne Verbrämung wiederzugeben, die kühnst ersonnenen Märchen werden von ihnen ob der mangelhaften Treue des Erinnerungsinhaltes und ob der mächtigen, jegliche Kritik überwuchernden Phantasie schließlich selbst geglaubt und stetig weiter ausgesponnen, je nach neuen äußeren Eindrücken, je nach der Fragestellung der staunenden Zuhörerschaft.

Fließend verliert sich der Gesundheitsbreite zu die zweifellose Pseudologia phantastica in jene Veranlagungen, bei denen „die Zuverlässigkeit der Erinnerung und namentlich auch der Wiedergabe gewohnheitsmäßig durch persönliche Zutaten, Auslassungen, Färbungen gefälligere Formen anzunehmen pflegt, als die rauhe Wirklichkeit“ (Kraepelin), ebenso in die gewöhnlichen Schwindlernaturen. Doch darüber später.

Für gewisse Altersstufen sind Züge, die sicher der Pseudologia phantastica zugehören, eine physiologische Erscheinung. Man erinnere sich nur der holden Jugendeseleien, da Gymnasiasten und Backfische mit Liebesabenteuern renommieren, sich selbst anonyme Briefe schreiben, untereinander unter glänzend pompösen Pseudonymen korrespondieren, von überstandenen fürchterlichen Gefahren erzählen oder von geheimnisvollen Verschwörungen wispern. Auch hier wieder möchte ich den unvergleichlichen Beobachter Mark Twain zitieren; man erinnere sich nur seiner meisterhaft gezeichneten Knabengestalten eines Tom Saylor und Huckberry Fine. Auch dem Kindesalter ist die fragliche Erscheinung eigen: man beobachte nur die Kleinen bei ihren Räuber- und Soldatenspielen, wie sie sich da so ganz hineinleben in ihre Rollen, wie da Wirklichkeit und Spiel, „Wahrheit und Dichtung“ für sie eins werden. Die Elemente sind dieselben wie bei dem Zustande, den wir bei einem Erwachsenen abnorm nennen müssen: Überwuchern einer ungemein regen Phantasie, Schwäche der Kritik, außerordentliche Beweglichkeit und mangelhafte Treue des Erinnerungsinhaltes, der nach Stimmung und Wünschen rasch beeinflußt und gefärbt wird, Eitelkeit und Freude am Romantischen, Außergewöhnlichen. Andeutungen aller dieser Erscheinungen dürfen sogar bei den Erwachsenen nicht abnorm genannt werden. Wie sehr die momentane Affektlage — Zorn, Scham, Furcht, Eifersucht, das, was besonders lebhaft gewünscht wird oder sonst irgendwie intensiv die psychische Persönlichkeit gerade beschäftigt, — die Treue der Erinnerungen zu beeinflussen imstande ist und in durchaus unbewußter Weise Aussagen von Leuten, welche der vollsten Wahrheitsliebe beflissen sind, zu modifizieren vermag, das ist allbekannt, vielleicht nur nicht allseits genügend gewürdigt. Das „dein Wunsch war Vater des Gedankens“ läßt sich in allen Variationen bei den widersprechenden Zeugenaussagen in langen aufregenden Prozessen wieder-

erkennen, in gewissen ungeheuerlichen, mit vollster Überzeugungstreue erstatteten Anklagen.

Bisher haben wir die Pseudologia phantastica als eine zwar unzweifelhaft pathologische Erscheinung, aber als eine ziemlich harmlose psychische Anomalie kennen gelernt. Die Sache hat aber auch eine andere, weniger unschuldige Seite. Wo das Symptom dieser Pseudologia phantastica bei moralisch Minderwertigen stark ausgeprägt ist, da prädestiniert es solche Individuen zu einer eigenartigen Spezialität des Gewohnheitsverbrechertums, zu den internationalen Hochstaplern. Wer einmal scherzweise versucht, einem anderen einen recht gewaltigen Bären aufzubinden, ihm einen phantastischen Schauerroman vorzuschwindeln, wird binnen kurzem zu seiner eigenen Verblüffung zweierlei wahrnehmen: erstens, daß ihm sehr bald der Faden ausgeht und daß ihm nichts Gescheites einfällt; zweitens, daß er sich durch die ersten paar Fragen fangen läßt, in die haarsträubendsten Widersprüche verwickelt und endlich mit dem katzenjämmerlichen Gefühle des Blamierten nicht aus und nicht ein weiß. Es ist nämlich gar nicht so einfach, mit Konsequenz und Eleganz zu lügen. Freilich, durch das Stubenmädchen melden lassen: „Die Herrschaft ist ausgegangen", wenn ein langweiliger Besuch im Vorzimmer steht, oder die Migräne bekommen, um einer bösartigen Soiree auszuweichen, das ist keine Kunst. Allein Lügner und Schwindler im großen Stile zu sein, jahrelang unter hunderterlei Namen hohe und niedrige Persönlichkeiten der Gesellschaft, Stiftsherren und Hoteliers, Aristokraten und alleinstehende Witwen zu dupieren, in allen Lagen sattelfest zu sein, durch keinerlei Fragen nach verfänglichen Einzelheiten aus der Familienchronik, der Genealogie, der Geographie 2c. aus dem Konzepte zu fallen: dazu gehören Eigenschaften, die beim besten (richtiger gesagt: schlechtesten) Willen sich nicht erlernen und erwerben lassen, die angeboren sein müssen und deren einige, wie wir gesehen haben, vom Standpunkte der Seelenkunde aus sogar als abnorm, als krankhaft bezeichnet werden müssen. Bei derartigen Fällen von pathologischen Schwindlern, bei denen also zweckbewußtes Lügen und krankhafte Faselei innig vermengt gleichzeitig bestehen, läßt sich nicht selten das Pathologische der Lügenhaftigkeit auch dem Laien unschwer demonstrieren, zum mindesten auf das vielfach gänzlich Motivlose, auf die Lüge als Selbstzweck hinweisen. In einem der Fälle z. B., die ich zu beobachten Gelegenheit fand, hatte ein berüchtigter Hochstapler nachweislich wiederholt ihm ganz wildfremde Leute, mit denen er zufällig bekannt geworden, in fürstlicher Weise bewirtet, sich auf den Kunstmäzen hinausgespielt, einer flüchtigen Reisebekanntschaft große Geldsummen geschenkt zur Ausbildung im Gesang und dergleichen mehr. Er renommierte in der Anstalt selbst tagtäglich mit seinen enormen Sprachkenntnissen, obwohl er schon bei der ersten Unterredung in der kläglichsten Weise seiner Unkenntnisse überführt worden war.

Ein anderer Fall: ein kinderloser Steueramtsdiurnist schrieb unter den verschiedensten stolzklingenden Namen an Klara Schumann, an Joachim u. a., um wegen Unterrichtes für seine Tochter zu verhandeln, erkundigte sich bei Instrumentenhändlern nach dem Preise wertvoller Geigen und dergleichen, war aber außerdem mit raffinierten Zwecklügen stets zur Hand und simulierte Irrsinn.

Zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit gibt es eben nur fließende Übergänge; so manche Erscheinung, welche uns keineswegs berechtigt, die betreffende Person als geisteskrank im eigentlichen Sinne zu betrachten, kann gleichwohl ebensowenig als durchaus der Norm, der völligen Gesundheit entsprechend aufgefaßt werden. Die richtige Erkenntnis derartiger psychischer Anomalien ist von großer Wichtigkeit für unsere Beurteilung. Es ist einer der wenigen Lichtpunkte in dem sonst so düsteren, freud- und befriedigungslosen Berufe des Irrenarztes, daß die Psychiatrie uns zugleich mit der Einsicht auch Nachsicht lehrt, daß sie oft, wenn wir an der Menschheit verzweifeln wollen und uns schaudernd fragen, wie denn zu solch scheußlicher Fratze das Ebenbild Gottes verzerrt werden konnte, uns tröstet, indem sie uns den Kranken zeigt, wo wir nur den Verbrecher vor uns zu haben glaubten. Dasselbe läßt sich auch von der krankhaften Lügenhaftigkeit sagen. Was als harmlose Schwäche unsere Spottlust herausfordert oder als verdammenswerter Charakterfehler uns entrüstet und betrübt, stellt sich bei eingehender psychologischer Analyse als Krankheit dar, und wieder heißt es: »Tout comprendre c'est tout pardonner«.



Ave.

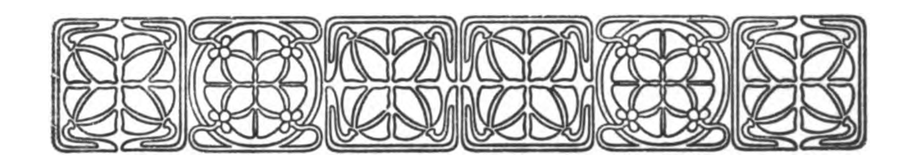
Von Tola Rußegger.

In allen Türmen zieht man an den Strängen.
Das Ave läutet hell hinaus ins Land;
Der Tag lauscht zaudernd noch den vollen Klängen,
Dann reicht er still und müd' der Nacht die Hand.

Nun atmet ringsumher ein Weihefrieden,
Denn feiernd liegt die Welt im Abendglanz.
In diesem Zauber schwindet das Hienieden,
Es wird zum Drüben und verklärt sich ganz.

Kein Windhauch stört die Ruhe in den Zweigen;
Vergessen ist, was heut der Tag verbrach.
Und wie Du sinnend träumst ins Abendschweigen,
Klingen in Dir die Aveglocken nach.





Die Grundlagen von Johann Nestroys literarischer Eigenart und Weltanschauung.*)

Von Prof. **Jakob Zeidler.**

Die landläufigen Urteile über Nestroy setzen sich in ihren Grundlagen aus zwei konstitutiven Faktoren zusammen: der Parallele mit Ferdinand Raimund und dem Anathema des Ästhetikers Fr. Th. Vischer. Beide sind in der Natur der Sache begründet und nicht unberechtigt, beide wurden aber schief und einseitig aufgefaßt und ergaben so für Nestroy ein ebenso ungünstiges als unrichtiges Resultat. Vischers Anathema wurde veranlaßt durch die Darstellung des Sansquartier in L. Angelys Vaudeville: „Zwölf Mädchen in Uniform", die ausgelassenste Rolle Nestroys. Es ist ganz erklärlich, daß sich Vischer hier bis „zum Ekel, bis zum Erbrechen" angewidert und in die schmutzigste Wachstubenatmosphäre versetzt fühlte. Unzweifelhaft legt diese Rolle wesentliche Elemente von Nestroys Natur und Begabung bloß. Seine Kunst als Schauspieler wuchs aus dem Extempore und der Karikatur hervor und die Eingebung des Momentes bildete auch eine Hauptkraft des Theaterdichters. Wenn ihn sein dämonischer Witz packte, so opferte er ihm, der Drastik des Ausdruckes in Wort, Miene und Kostüm nach echter Extemporantenart alle ethischen und künstlerischen Bedenken und übersprang nicht selten den Grenzrain, welcher das Menschliche vom Tierischen scheidet. In dieser Hinsicht steckt in seinem ganzen Schaffen etwas vom Sansquartier; dennoch war es einseitig, Vischers subjektiv berechtigtes Momenturteil impressionistisch auf die gesamte literarische Persönlichkeit Nestroys zu übertragen und über diesem einen Zug der übrigen Seiten des großen Satirikers zu vergessen, umsomehr als Vischer das Milieu, aus dem heraus Nestroy schuf, nur sehr ungenau und im allgemeinen bekannt war. Unstreitig urteilsfähige und bedeutende Männer, welche dieses Milieu aus jahrelanger Erfahrung genauer kannten, sind über die literarische Bedeutung Nestroys doch zu ganz anderen Urteilen gekommen. Recht bezeichnend ist hier der große norddeutsche Tragiker, der in Wien zur Vollblüte seines Schaffens heranreifte, Friedrich Hebbel. Auch er hat einmal im Unmut ein Bonmot über Nestroy ausgesprochen: „Wenn der an einer Rose riecht, stinkt sie," ein Momenturteil, wie das Vischers zunächst auf den

*) Diese Studie bietet die historischen Grundlagen, auf denen ich die Charakteristik Nestroys in Nagl u. Zeidlers Deutsch-österr. Literaturgeschichte (II. 551—564) aufbaute. — Vgl. die Ausgabe von Nestroys Werken von Chiavacci und Ganghofer mit biographischer Skizze von Necker (das. weitere Literatur); R. M. Werner, Allg. Deutsche Biographie; Wurzbach, Biographisches Lexikon.

Komödianten gemünzt. Den Dichter schätzte er aber doch ganz anders, ja er fühlte einen gewissen verwandten Zug in seinem Wesen. So bemerkt er: „Sicher wird ein Kunstverständiger für einen einzigen Nestroyschen Witz de première qualité eine Million gewöhnlicher Jamben hingeben," — und noch deutlicher: „Seine Stücke sind völlig geeignet, den Zuschauer drei Stunden lang vergessen zu lassen, daß jede aus 60 Minuten besteht. Das Publikum geizt nicht mit Beifall, ich klatsche selber wacker mit; denn jeder lebendigen Strebung in dem auch mir angewiesenen Kreise gönne ich von Herzen ihren Lohn, nur das entschieden Schrullenhafte, der verblüfften Masse Aufgedrungene ärgert mich mit seinen erschlichenen Erfolgen. Ich kann Nestroy nicht mit Fritz Schwarzenberg, dem Landsknecht, einen modernen Shakespeare nennen, aber ich verkenne durchaus nicht sein gesundes Naturell, sein tüchtiges Talent und schätze ihn höher als das meiste, was sich in Wien auf Jambenstelzen um ihn herum bewegt." Auch ein anderer, der aus Hamburg nach Wien versetzt worden war, noch dazu einer der wärmsten Verehrer F. Raimunds, der Burgschauspieler C. L. Costenoble*), schreibt: „Lumpacivagabundus gefiel seiner erzkomischen, wenn auch äquivoken Einfälle wegen nicht nur dem Publikum, sondern auch uns Mitgliedern des Burgtheaters. La Roche war der einzige, der die Nase rümpfte und meinte, so etwas gehöre in die Hanswurstbude. Diese weimarische schöngeistige Zimperlichkeit wird La Roche in Wien bald ablegen." Vielleicht hätte bei genauerer Kenntnis auch Vischer seine Auffassung geändert und sein subjektiv berechtigtes Momenturteil ähnlich wie Hebbel durch ein objektiveres Gesamturteil ergänzt.

Durch eine derartige Verbindung kommt man vielleicht dem wirklichen Wesen Nestroys am nächsten, in dem sich komödiantisches Extemporantentum mit „gesundem Naturell" verband, wie denn Bauernfeld im Prolog zum Nestroyzyklus von 1881 ihn pries als „des Spottes Meister", der wie „mit Seherblick" in „des Volkes niedere Schichten" drang und mit Geschick, wenn auch grell, doch wahrhaft malte und die Ecken, welche das reale Leben, so hoch auch das Gemüt zu preisen ist, nun einmal hat, nicht versteckte. Man denkt dabei unwillkürlich an Nestroys eigenen Ausspruch in „Unverhofft": „Nur ein geistloser Mann kann den Harm übersehen, der überall durch unsere fadenscheinige Gemütlichkeit leuchtet." Vor dem historisch geschulten Auge erhebt sich aber hier die mächtige Gestalt Abrahams a Sankta Clara und weiter zurück eine Reihe von österreichischen Schwankfiguren bis zu dem weltberühmten „Pfarrer vom Kahlenberg" und Neidhart von Reuenthal, der mit seiner „höfischen Dorfpoesie" den fadenscheinigen Idealen des Minnedienstes auf den Leib rückte, alles Vertreter jenes dem Österreicher eigenen parodistisch-satirischen Geistes, der, wenn er sich zuweilen auch recht absurd geberdet, doch auf Gesundung durch Ausscheidung unechter Kulturelemente, auf eine Katharsis, hinarbeitet. Um diese Bedeutung Nestroys durch die vormärzliche Zeitfärbung, in der er erscheint, durchleuchten zu sehen, darf man freilich nicht vergessen, daß zwischen Abraham a Sankta Clara und ihm das Aufklärungszeitalter liegt. Wie es Jugendeindrücke und Lernjahre mit sich brachten, hängt seine Satire literarisch mit der josefinischen Broschürenliteratur, sein Zynismus, seine

*) Glossy-Zeidler, Aus dem Burgtheater, II. B.



Neigung zu Zote und Karikatur, abgesehen von seinem Extemporantentum, mit der Dichtung Blumauers und dessen Schule zusammen, welche dem Wiener Volkstheater derartige Ingredienzien in reichem Maße zuführte.*) Mit der ererbten Tradition der josefinischen Epoche verbanden sich die Einflüsse des „jungen Deutschland“ und der Pariser Produktion der Balzac, Paul de Kock, Alex. Dumas, die nicht selten Quelle oder Anregung seiner Possen boten. Um all dies richtig für Nestroy zu bewerten, muß man auch des andern konstitutiven Faktors der landläufigen Nestroybeurteilung gedenken, der Parallele mit Raimund. Diese steht von Beginn an in dem Lichte der Pietät für Raimund. Sie verliert sich in dem üppigen Rankenwerk von Anekdoten und Legenden, mit denen die Verehrung Raimunds Leben umwob, besonders seit seinem tragischen Ende. Man braucht nur, etwa bei Costenoble,**) die Schilderung seines Leichenbegängnisses zu Gutenstein zu lesen, um zu erkennen, wie schon dieses den Zeitgenossen wie eine „Apotheose des großen Volksdichters“ erschien. Bald setzte eine Raimundrenaissance ein — und je mehr die Verehrung des Verstorbenen wuchs, um so mehr verschob sich die „Parallele“ zu Ungunsten Nestroys, der sich des Lichtes der Sonne und der Gunst des Theaterpublikums noch Jahrzehnte nach dem unglücklichen Ausgang Raimunds erfreuen durfte. Man gewöhnte sich, ihn nur als parodistische Folie dieses zu betrachten, und brachte in den Gegensatz, der in beider Wesen und Wirken tatsächlich vorhanden ist, eine Pragmatik, die in Nestroy eigentlich den „wütenden Hund“ erkennen wollte, der Raimund gebissen hätte. Dieser Tenor klingt schon durch die bekannte Anekdote, welche von dem Besuche einer „Lumpacivagabundus“-Vorstellung durch Raimund erzählt. Fried. Schlögl schließt sie: „Da zwang eine närrische Situation, dann ein pyramidaler Einfall, ein ätzender Witz, ein scharfes Wort auch ihn, zu lächeln und allmählich zu lachen. Als die Komödie zu Ende und alles sich erhob, erwachte er förmlich wie aus einem Traum, stand auf, fuhr sich mit zitternder Hand über die Stirne und sagte zu seiner Begleiterin: ‚Das kann i nit! Aber ich sieh', das g'fallt, i hab' selber lachen müssen — na so is's halt mit mir und meine Stück gar. Alles umsonst!‘ Nach einigen Monaten gab er sich den Tod.“ — Wie tief Nestroys Erfolge die nervös-ehrgeizige Künstlerseele Raimunds berührten, der wie Grillparzer etwas vom „historischen Tasso“ an sich hatte, ist natürlich schwer zu bestimmen. Costenoble verzeichnet mit der Genauigkeit des liebevollen Verehrers Jahre hindurch seine Beobachtungen über Raimunds Seelenzustände. So schreibt er schon am 20. Mai 1820: „Wenn er nur nicht stets so trübsinnig wäre! Er hat alle Ursache, sein Geschick zu preisen,“ — und auf diesen Ton sind alle späteren Beobachtungen des treuen Freundes gestimmt. So am 5. August 1822: „Aus allem ersah ich, daß der arme Raimund mit jedem Tage an Hypochondrie und Unzufriedenheit mehr gewinnt. Was nützt da aller Applaus?“ Am 12. Dez. 1824: „Raimund leidet ohnedies viel, da sein undankbares Publikum ihm oft, trotz seinem Eifer und Fleiße, mißgünstig ist. Das muß

---

*) Vgl. Jak. Zeidler, Die Parodie auf der Wiener Volksbühne. (Wiener Kommunal-Kalender 1890), S. 367 ff.

**) vgl. Glossy-Zeidler, l. c. II.

einen Menschen aufreiben, der von Natur zur Hypochondrie geneigt ist und alles Rosenfarbene schwarz sieht," — und am 28. Dez. 1824: „Wir fanden, daß er seit einiger Zeit sehr gealtert habe. Aber welch unzählige Leidenschaften zehren auch am Herzen dieses reizbaren Menschen!" Man kann in Costenobles Tagebüchern weiter verfolgen, wie der krankhafte Zustand von Jahr zu Jahr zunahm, so daß der Freund endlich ausruft: „Raimund ist ewig melancholisch!" und am 14. Juli 1832: „Raimund wird immer melancholischer und ungenügsamer . . . Der wird noch toll oder bringt sich um."

Diese Beobachtungen fallen zum größten Teil noch bevor Nestroy die Gunst des Wiener Publikums gewann, was erst seit 1831 geschah; jedenfalls hat dieser persönlich weder als Schauspieler noch als Dichter bewußt polemisch oder parodistisch gegen den Liebling der Wiener gewirkt. Er war schon in Graz in Raimundschen Stücken aufgetreten und seine ersten Possen wurden von der Kritik als „nach der neuesten Wiener Mode geformte Zauberspiele" bezeichnet. Bis zu seinem letzten Auftreten im Carltheater (31. Okt. 1860) hat Nestroy dieses Verhalten gegen Raimund bewahrt und nannte im „Letzten Wort"*) seinen Vorgänger den „Unvergeßlichen" und „Unersetzlichen", der die Muse als „Mädchen aus der Feenwelt" verehrte, während sie ihm — Nestroy — „mehr Mädl aus der Vorstadt" gewesen, und meint zusammenfassend:

„Sein Ideal sah schwebend er in Wolken prangen,
Meins ist bescheiden irdisch auf der Erd' gegangen."

Trotzdem wärmte Emil Kuh zwei Jahre später in dem Nekrolog-Artikel: „Aristophanes-Nestroy" (1862) das traditionelle Dogma wieder auf: „Nestroy vernichtete den duseligen Glauben an das allegorisch-lehrhafte Feenwerk durch die Travestie desselben und setzte augenblicklich die Travestie an die Stelle."

Der Satz ist tatsächlich unrichtig. Nestroy hat den Feenapparat als überkommenes Theaterrequisit in seinen ersten Stücken verwendet wie Gleich, Meisl, Bäuerle, und sein Reich des Stellaris im „Lumpazivagabundus" ist nicht um ein Haar karikistischer oder parodistischer gefaßt als etwa das Zauberreich des Longimanus bei Raimund. Nach dem Jahre 1834 hat er überhaupt auf die Verwendung des Feenapparates verzichtet. Parodie und Travestie als eigene Gattung hat er während seiner ganzen dramatischen Laufbahn von 1827—1862 gepflegt, aber niemals eine spezielle Parodie des Zauberwesens geschrieben. Er begann mit Opernparodien im Kasperlstil von Castellis „Roderich und Kunigunde", meist Szenenparodien voll blühenden Unsinns, wie „Zamperl, der Tagdieb" oder „Robert der Teuxel", die sich von den üblichen Parodien der Wiener Theater kaum durch eine etwas schärfer gehaltene satirische Tonart unterscheiden. Dann wählte er mit Vorliebe einzelne literarische Werke oder ganze Moderichtungen zur Zielscheibe seiner Parodie. So traf er in der Holteiparodie „Weder Lorbeerbaum noch Bettelstab" die falsche Rührseligkeit, rückte in seiner Meisterparodie „Judith und Holofernes" dem Großsprechertum von Hebbels Holofernes an den Leib, verfolgte die falsche Liebessentimentalität in Halms „Sohn der Wildnis"

*) Verfaßt von Anton Langer.



mit seinen Sarkasmen und persiflierte in der Tannhäuserparodie lustigtoll den Opernstil R. Wagners. Es läßt sich nirgends die Fähigkeit verkennen, auch in bedeutenden Werken mit scharfem Blick herauszuspüren, was überspannt und unnatürlich an ihnen war. Gerade die große Begabung für die Parodie hielt Nestroy ab, die ohnehin karikistisch-parodistisch gefärbte Zaubermaschinerie anders als gelegentlich zu travestieren, noch weniger ließ er sich verleiten, die Wunderwelt Raimunds zu parodieren, wie andere mit wenig Erfolg getan haben. Die tradionelle „Parallele" hat allerdings den „Lumpazi" als parodistisches Gegenstück zum „Verschwender" aufgefaßt und noch die „Allgemeine Deutsche Biographie" folgt dieser Auffassung: „Der Vergleich mit Raimund drängt sich uns geradezu auf; alles ist parodiert: das Reich Stellaris mit seinen lockeren, Schulden machenden Bürschlein, die bizarre Verspottung des Goetheschen Faustprologes, die Wette zwischen dem bösen Geist Lumpazi und der Fee Fortuna ist der direkteste Hohn auf Raimunds halb melancholisch poetische Cheristanefabel; aus den anmutenden, harmlosen Figuren der Valentingruppe im ‚Verschwender' ist das liederliche Kleeblatt Zwirn, Leim und Knieriem hervorgewachsen" . . . kurz, alles ist als Parodie hingestellt. Tatsächlich ist dies unmöglich: denn die Uraufführung des „Lumpazi" fand im Theater an der Wien am 10. April 1833 statt, — der „Verschwender" wurde im Herbst 1833 gedichtet und am 20. Februar 1834 zum erstenmal in der Josefstadt gegeben. Es könnte also eher Raimund bei der Abfassung des „Verschwender" vom „Lumpazi" beeinflußt worden sein.

Wie dem sei, psychologisch ist der Irrtum sehr lehrreich und die „Parallele", wenn auch tatsächlich falsch, entbehrt im Sinne höherer Kritik nicht einer gewissen Wahrheit. In der Gesamtauffassung der Wiener Theatergeschichte gehört, wenn auch später geschaffen, Valentin tatsächlich einer früheren Entwicklungsstufe an als Knieriem. Der historischen Betrachtung „drängt" sich der „Vergleich" unzweifelhaft auf; aber nicht im Sinne gewollter und beabsichtigter Parodie, sondern nach dem Gesetz des Gegensatzes, in dem sich das Bild der Außenwelt im Lichte grundverschiedener Weltanschauungen darstellte, bedingt durch die verschiedenen Gesellschaftsschichten, in deren Weltansicht und Bildungseinflüssen die beiden Volksdramatiker heranwuchsen, bedingt durch die verschiedenen Generationen, denen sie angehörten. So erscheinen sie als Antipoden, die aber beide aus der gleichen Theatertradition hervorgingen — und die der gemeinsame Begriff des Österreichertums in seiner spezifisch-wienerischen Gestaltung, dessen eigenartiges Doppelwesen in jedem der beiden zu typischer Sonderbildung gelangte, miteinander verbindet. Nestroy ist weder Epigone noch Parodist Raimunds, sondern er ist ein eigenständiges Gewächs, das seine Wurzeln aus anderen Kulturschichten des gemeinsamen Wiener Bodens genährt hat. Der Gegensatz, in dem beide Volksdramatiker stehen, zieht sich in den mannigfachsten Schattierungen durch das gesamte Geistesleben des Vormärzes und läßt sich auf die Formel zurückführen: Widerspruch zwischen Romantik und Rationalismus. Insofern aber die Romantik die Renaissance der in Österreich niemals völlig erloschenen Weltanschauung war, geht das Phänomen hier zurück bis auf die Bruchlinie, welche durch das Eindringen der mittel- und norddeutschen Aufklärung in den heiteren Optimismus der Barocke in der Volksseele erzeugt wurde.

Schon im Mittelalter zeigten die „Österleute", dem eigenartigen Gang ihrer historischen Geschicke entsprechend, viele besondere Züge den Stämmen des westlichen Deutschland gegenüber, mit denen sie auf dem Boden der gleichen Weltanschauung des Mittelalters standen. Mit Reformation und Gegenreformation begann aber eine Sonderentwicklung, indem sich die Kultur Deutschlands auf protestantischer Grundlage unter Einwirkung der französischen Renaissance, die Österreichs auf katholischer Grundlage unter Einwirkung der südromanischen Barocke aufbaute. So war der Rationalismus des 18. Jahrhunderts in Deutschland historisch vorbereitet, in Österreich kam er unvermittelt und ließ plötzlich im Scheidewasser einseitig-verstandesmäßiger Analyse einen Schatz von schönen und schlichten Gütern versinken, von denen das Gemüt nicht lassen wollte. So entstand in der Volksseele ein Bruch, der neben heiterster Lebenslust schmerzliche Wehmut, neben romantischer Weichheit Spott und Selbstironie, Satire und Sarkasmus auslöste. Aus Widerspruch und Bindung dieser entgegengesetzten Elemente ging der eigenartige Wiener Humor hervor, der sein vollendetstes Spiegelbild in der Wiener Komödie fand, die ebenfalls durch die Bindung ursprünglich verschiedenartiger Gattungen entstand. Ein kurzer Blick auf die Tradition der Wiener Komödie mag dies deutlicher zeigen. Die konstitutiven Faktoren dieser bilden einerseits das Bandenstück der deutschen Wanderbühne, die Haupt- und Staatsaktion, anderseits die italienische commedia dell' arte sowie die Oper des Hofes und das lateinische Ordensdrama, die in Wien im 17. Jahrhundert Hauptsitze ihrer Herrlichkeit hatten. Die letztgenannten Gattungen verbanden im Stil der Barocke klassische und romantische Elemente und gelangten unter der Einwirkung der Architektur, der führenden Kunst der Epoche, zu einem Fortschritt, indem sie die Wunder der Mechanik und Dekorationskunst in den Dienst des Theaters stellten und so dem Transitorischen der Dichtung die Wandelszene im geschlossenen Hause, welches die Renaissance an Stelle der wandernden Passionsbühne gesetzt hatte, anpaßten. Was die Shakespearebühne durch ihre Täfelchen, das Hüttentheater der Wanderprinzipale durch primitive Notbehelfe nur anzudeuten vermocht hatten, stellten Opern- und Ordenstheater in prächtigen Szenenbildern, mit reichen Verwandlungen, mit künstlichen Flug- und Zauberapparaten leibhaft vor das Auge des Publikums. Was aber auf dem Gebiete höfischer und gelehrter Kunst gewonnen worden, ging als dauerndes Erbe auf das Wiener Volkstheater über, seit sich dieses nach Überwindung der Wanderzeit als ständige Institution einlebte. Schon Stranitzkys „Haupt- und Staatsaktionen" waren lokale Bearbeitungen von Operntexten der Cupeda, Minato, Zeno einerseits, von Lateindramen der Jesuiten anderseits, die mit ihren Intermezzos, ihren komischen Figuren und Allegorien die Volksspiele beeinflußten.*)

*) Vgl. dazu Jak. Zeidler, Das Wiener Schauspiel im Mittelalter (III. B. der „Geschichte der Stadt Wien", herausgegeben vom Altertumsverein zu Wien) Wien, 1903 bes. S. 94 ff; — derselbe, Über Jesuiten und Ordensleute als Theaterdichter (Blätter d. Vereins f. Landeskde. von N.-Ö. 1893); — derselbe, Deutsch-österr. Literaturgesch. von Nagl und Zeidler a. v. St. — Vgl. auch Stranitzkys Drama vom „Heiligen Nepomuk" mit einem Nachdruck des Textes von Fritz Homeyer (Palaestra, LXII. Berlin, 1907, wo weitere Literatur angegeben).



Wie die „Haupt- und Staatsaktion“ diese Barockformen assimilierte, so richtete die Burleske das komische Gut der nachbarlichen commedia dell'arte auf Wiener Sitten ein, denen sich schon in Parodien wie „Amphitruo“ (1712) auch der barocke Olymp anpaßte. So waren die Elemente der Wiener Komödie für alle Zeiten gegeben, d. h. eines Volksschauspieles, das, abzweigend vom deutschen Bandenstück, durch die Bindung der barock-romantischen Elemente des höfischen und gelehrten Theaters mit dem im Volke lebendigen Naturalismus der Neidhartschwänke seine besondere Eigenart erhielt. Mitten in der barocken Kunst fand die altösterreichische Tradition ihre Verkörperung in der Figur des Hanswurst, der mit der Harlekinspritsche Tracht, Sitte und Mundart des Salzburger Bauern verband und Neidhart wieder aufleben ließ mit all seinem derben Spaß, seiner grotesken Komik, seinem Ansatz zu Parodie und Satire, nicht selten auch mit seiner Neigung zu Schmutz und Unflat, aber auch mit seinem gesunden Sinn, frischem Gemüt und seiner volkstümlichen Märchenfreude. Der Geist der Hanswurstperiode vererbte sich auf die gesamte Wiener Posse. Von Stranitzky ging die Hanswurstpritsche von 1725—1769 auf Gottfried Prehauser über, einen bedeutenden Schauspieler, in dessen Spiel und Repertoire die spezifisch-wienerische Stilisierung ihre Hauptausbildung erfuhr, während sich unter der Einwirkung Gottscheds und des Hanswurststreites der Übergang von der Stegreifkomödie zur Wiener Lokalposse vollzog, deren eigentlicher Begründer Philipp Hafner wurde. So assimilierte sich die Wiener Komödie zunächst die Form der sächsischen Komödie und nahm, ohne ihren Grundcharakter aufzugeben, mehr literarische Gestalt an. Auf die Produktion des letzten genialen Vertreters der Extemporekunst, Kurz-Bernardon, gewann schon das deutsche Singspiel Einfluß, welches die eigentliche Seele der neuen Form der „Kasperliade“ ausmachte, die von 1781 bis gegen 1806 die „Hanswurstiade“ ablöste. Wenzel Müller, Dittersdorf, Ferdinand Kauer und zahlreiche Wiener Komponisten haben durch ihre Melodien der Wiener Posse veredelnde Säfte aus der verschwisterten Tonkunst, die im 18. Jahrhundert mehr und mehr als führende Kunst an die Stelle der Architektur trat, zugeleitet, die Produkten wie Henslers „Donauweibchen“ oder Perinets „Neusonntagskind“ eine Gesamtwirkung verlieh, die sie weit über ihren poetischen Wert erhob. Mozart-Schikaneders „Zauberflöte“ (1791) begründete sodann eine neue Epoche der Wiener Komödie, in deren geradliniger Fortentwicklung die Wunderblüte von Raimunds Dichtung liegt. Sie hebt sich eigentlich völlig von lyrischer Grundlage ab. Wie der Falter von der Puppe rang sich Raimunds Genius allmählich von der vorhandenen Tradition los. Die Eindrücke, die sein liebeseliges Herz in Wald und Flur, besonders in seinem geliebten Gutenstein, empfing, formten sich in seiner Phantasie, in welcher der barocke Olymp des Volkstheaters, die Feen- und Zauberwelt der Gleich, Meisl und Bäuerle lebendig war, zu einer eigenartigen überirdischen Welt, nach der Methode, nach welcher das Volk Lebens- und Natureindrücke sagenhaft und mythologisch zu verdichten pflegt. Dabei blieb er doch innerhalb der Grenzen der vorhandenen Tradition, deren Stoff und Form er mit aller Naivität aufgriff, nur daß er seiner Individualität gemäß die Maschinerie des Zauberstückes zum Symbol erhob

und den Spaß der lustigen Person mit der seiner Seele eigenen Wehmut und Weichheit mischte. So bildet sein Drama die poetische Höhe der Entwickelung, die mit Hanswurst begonnen hatte, von der aus es in gerader Linie tatsächlich ein Vorwärts nicht gab, wenn man nicht einen Schritt nach rückwärts machte, um einen neuen Aufstieg zu beginnen, der von der Höhe von Raimunds Märchenwahrheit zu dem Gipfel von Anzengrubers Naturwahrheit leitete. Diesen Schritt hat Nestroy getan, indem er auf die naturalistische Seite der Extemporekomödie zurückgriff, mit der Romantik brach und das reale Dasein in einem scharfgeschliffenen satirisch-parodistischen Spiegel auffing, der seine Linien zwar verzerrt, aber umso greller hervortreten ließ. Erscheint so, in historische Perspektive gerückt, Raimund als Vollendung des barock-idealistischen Elementes der alten Wiener Komödie, so schließt Nestroy an das hanswurstisch-naturalistische Element an, wie er denn in Spiel und Kostüm seiner Lieblingsrolle „Sansquartier“ an die verwandte Erscheinung von Kurz-Bernardons Stadtsoldaten gemahnt. So erscheint das Weltbild von Nestroys Posse als Widerspiel der rosenfarbenen Wunderwelt Raimunds, das in den Augen der Nachwelt sich leicht parodistisch ausnimmt. Tatsächlich ist es der Gegensatz zweier Weltbilder, die von verschiedenen Standpunkten aus aufgenommen wurden. Die Wunderwelt Raimunds, in ihrer Wahrheit und Schlichtheit ein undankbares Objekt für die Parodie, enthält so wenig „Duseliges“ als die Zauberwelt der „Kinder- und Hausmärchen“ der Brüder Grimm. Freilich die Schar von Epigonen, die weder Raimunds Dichtergabe noch die Tiefe seines Gemütes besaßen, blieben am Äußerlichen haften, gelangten vom Symbolismus des Volksdichters zum Ausstattungs-Allegorismus und ließen seine goldklare Gemütlichkeit in einer Sirupsuppe falscher Sentimentalität untergehen. Schon für Told, den Verfasser des berühmten „Zauberschleiers“, gelten die Worte, die Theodor Fontane unter dem Eindruck einer Berliner „Verschwender“-Vorstellung am 21. April 1886 in der „Vossischen Zeitung“*) schrieb: „Daß sentimental-phantastische Liederspiele der Art nicht mehr geschrieben werden, ist ganz in der Ordnung, aber daß wir den einen Raimund haben, ist ein Glück. In toter Nachahmung sind diese Sachen geradezu schrecklich, als natürliche Hervorbringungen einer ganz eigenartigen Natur aber sind sie schlechtweg entzückend, auch mit ihren Fehlern, ja zum Theil durch diese Fehler. Die zum Vergnügen der Einwohner kalt und ungläubig hergeschleppte Fee bedeutet nicht mehr und nicht weniger als Albernheit und Langweile; findet sich aber wer, dem diese arme Welt wirklich noch mit Wundern gesättigt ist, der einfachen und demütigen Herzens an sich selbst empfindet, daß unsere Kraft und Klugheit nichts und der Wille höherer Mächte, welchen Namen wir ihnen auch geben mögen, alles bedeutet, der darf auch Schutzgeister in Tüll und Wolkenwagen erscheinen lassen und bei diesem sinnigen Spiele der Sympathien aller ähnlich Empfindenden sicher sein. So kindisch alle diese Dinge dem einen oder anderen erscheinen mögen, so handelt es sich dabei doch in Wahrheit um letzte große Fragen, und wer sich, ohne krankhaftem Mystizismus verfallen zu sein, jeden Augenblick seines Lebens in einer bestimmenden Hand eines Wesens fühlt, das dem, was wir unseren

*) Vergl. Paul Schlenther, Causerien über das Theater v. Theod. Fontane.

Willen nennen, billigend oder hindernd zusieht, der glaubt auch an Cheristane."

Der Unwahrheit der Epigonen gegenüber erscheint Nestroys Pessimismus so wahr und gesund wie Raimunds Optimismus, nur daß beide in anderen Voraussetzungen wurzeln. Nestroy (geb. 7. Dezember 1801) war der Sohn eines k. k. Hof- und Gerichtsadvokaten in der Jordangasse in der Inneren Stadt, Raimund (geb. 1. Juli 1790) der Sohn eines Kunstdrechslers in Mariahilf, der gewerbefleißigsten Vorstadt von Wien, in deren Leben und Treiben damals noch vielfach das Bauerntum hineinragte. Nestroys Jugendleben mit Studium des Gymnasiums und der Jurisprudenz verlief bis zu seinem Engagement als Hofopernsänger im Kärntnertortheater im Stil des Wiener Patrizierviertels, wie etwa das Grillparzers oder Bauernfelds; Raimund, der nach kurzer Schulzeit bei St. Anna zu einem Zuckerbäcker in die Lehre kam und dann durch das Elend kleiner Provinzbühnen sich den Weg nach Wien bahnte, blieb zeitlebens mit seinem Sinnen und Denken im Banne des kleinen Handwerks. Dieses hatte aber gerade in seiner Jugend einen Umschwung in seiner Gesinnung durchgemacht. Die Erhebung der Geister, welche ihren typischen Ausdruck in Theodor Körner gefunden, welche die Wehrmannslieder und Römertragödien Heinrichs v. Collin beseelt, welche durch den faltenreichen Jambenfluß von Grillparzers Fragment „Spartacus" (1810) rauscht, welche Hormayrs agitatorische Wirksamkeit belebte und in der Ära Stadions zu einer Neugestaltung Österreichs führen zu wollen schien, — kurz das vaterländische Pathos der Franzosenzeit zitterte durch alle Schichten der Wiener Gesellschaft und steigerte das Selbstbewußtsein der Bewohner der Stadt, vor deren Toren die Schlacht von Aspern geschlagen worden war, nach der ganz Deutschland hoffnungsvoll blickte, innerhalb deren Mauern seit dem Beginn des glänzenden Kongresses über die Schicksale der europäischen Staaten entschieden wurde. Alle die politischen Ereignisse fanden ihr theatralisches Abbild auf den Bühnen Wiens. Am 14. November 1805 war der erste Einmarsch der Franzosen in Wien erfolgt — und das uniformierte Wiener Bürgerkorps bezog die Wachposten an den Toren der Stadt. Es ist seit dieser Zeit bei mancher ernsten und festlichen Gelegenheit in Aktion getreten. In der Wiener Lokalposse hat nun dieses Moment seinen Niederschlag gefunden in der Entstehung einer neuen komischen Figur, die in ihrer Art das Erbe Hanswursts und Kasperls antrat, und wie eine Personifikation jener Weise erscheint, wie sich der Stimmungswechsel im Wiener Kleinbürgertum äußerte.

In diesem Moment liegt die tiefere Bedeutung von Adolf Bäuerles „Die Bürger in Wien" (1813) und ihrer Fortsetzung: „Staberls Hochzeit oder der Kurier" (1814).

Wie ein Rahmen umschließen die kriegerischen und politischen Ereignisse der Zeit im ersten Stück die Entführungs- und Rettungsgeschichte der Tochter des Wiener Bindermeisters Josef Redlich, im zweiten die drollige Heiratsgeschichte des bürgerlichen Parapluiemachers Chrysostomus Staberl und der Ursula Quintel, einer alternden Tandlerin vom Spittelberg, die jenem, obgleich sie dem Leopoldstädter als „Ausländerin" erscheint, als ihrem vierten Gemahl Herz und Haus schenkt. Im ersten Stück gruppiert

sich die Handlung um das Abschiedsfest, das Redlich seinem Sohn Ferdinand, der mit des Vaters Segen zu seinem Regiment abgeht, gibt; im zweiten, das „kurze Zeit nach der Befreiungsschlacht bei Leipzig“ spielt, um den Einzug Ferdinands, nunmehr Oberstwachtmeister, als Kurier in Wien.

Im Angesicht der Bilder der alliierten Monarchen, der Kaiser Franz und Alexander und König Friedrich Wilhelms, denen die Versammelten Vivatrufe zusenden, schildert er den Gang der Leipziger Schlacht und schließt: „Der Sieg ist unser! Deutschland ist gerettet und gerächt!“ Das war recht aus der Zeitstimmung heraus geredet und trug in der ersten Zeit gewiß auch neben der Komik Staberls zur Verbreitung der Posse in ganz Deutschland bei. Die Szenen auf der Wachtstube hatten, wie sie Ignaz Schuster, der Begründer der Staberlrolle, zwar drastisch-komisch, aber voll Gemütlichkeit gab, noch nichts Verletzendes, wie sie auch in Bäuerles Stück zwar das Komische des bürgerlichen Wachtdienstes erkennen, aber das Bürgertum in allen seinen Vertretern als brav, tüchtig und redlich erscheinen ließen. So erscheint der ganze Personenkreis, in den als Erbschaft der unmittelbar vorhergehenden Epoche des Lokalstückes der biedere Tiroler als Hausknecht Hans einbezogen wurde, als innerlich gesund, voll bürgerlichen Rechtsgefühles, das im Zwang und Drang kleinbürgerlicher Verhältnisse zwar schwanken konnte, endlich aber alle Gesinnungslumperei und Gemeinheit, wie sie der Negoziant Müller repräsentiert, abstoßt und den rechten Weg findet.

Interessant ist es, die Figur Staberls in ihrer Verwandtschaft und ihrer Eigenart mit ihren Vorläufern zu vergleichen. Wenn wir seine stehende Phrase: „Ach, wenn ich nur was davon hätte“, seine Schwäche für eine „Maß Wein“ und seine Vorliebe für gutes Essen betrachten, denken wir an den alten Hanswurst. Wenn er in pathetischen und sentimentalen Szenen mit seinen realistisch spassigen Aphorismen in der Posse das Lachen rettet, wo die Tränen kommen wollen, erinnert er an Kasperl oder Leporello. Redlich z. B. in den „Bürgern“, der früher die Werbung des Dichters Berg zurückgewiesen, redet diesen, der seine Tochter aus den Händen des Negozianten Müller und den Fluten der Donau gerettet hat, mit überschwenglichen Worten an und schließt: „Geben Sie mir Ihre Hand! Ich schätze Sie hoch!“ Staberl tritt als Bürgerwache hinzu und schüttelt ihm die Hand: „Sagen wir Du zueinander! Schreiben Sie sich in mein Stammbuch!“ Redlich fährt fort: „Lassen Sie mich handeln, ich bin Mensch und Vater!“ — Staberl fällt ein: „Ja, lassen Sie uns handeln, ich bin ein Mensch und er ist ein Vater!“

In Staberls „Wiedergenesung“ (1815) sagt Staberl mit aufrichtiger Rührung: „Ja, Weiberl, sagen wir ja — fangen wir den heutigen Morgen mit einem guten Werk an und segnen wir die Kinder, ehe die Sonne höher steigt, sonst wird es zum Segnen zu heiß.“ Derartiges wußte schon Raimund wirksamer als Schuster zu bringen: in diesem Staberl steckt schon etwas vom Valentin.

Wenn Staberl wieder mit unerschöpflicher Geschwätzigkeit seine Abenteuer schildert, wenn er mit angeblichen Liebesabenteuern renommiert, wenn er satirische und kaustische Bemerkungen hinwirft und in seiner Kostümierung vor allem grotesk-komisch erscheint, denken wir häufig an Kurz-Bernardon,

— nur daß Staberl, gleich den Figuren Prehausers, immer in den Grenzen des Anstandes bleibt. Das Zynische, das Laszive, die Zweideutigkeit bildet kein Ingrediens von Bäuerle-Schusters komischer Figur. Erinnert so der komische Patron mit seinen Parapluies unter dem Arm oder in seiner Bürgeruniform an die übrigen komischen Typen des Volkstheaters, so besitzt er dennoch seine scharfumrissene Eigenart und ist nicht nur eine komische Maske, sondern eine individuelle Persönlichkeit. Die Hanswurst und Kasperl, später die Tiroler-Wastel und Eipeldauer, welche der Wiener Gesellschaft einen parodistisch-satirischen Spiegel ihres Treibens vorhielten, waren Repräsentanten der Bauerngescheitheit; Staberl ist der Typus jener eigenartigen Wiener Gescheitheit, die sich aus der psychologischen Grundlage der österreichischen Natur als Produkt jahrhundertlanger städtischer, ja großstädtischer Entwicklung der Kaiserstadt herausgebildet hatte und dem Wiener ein Gefühl der Überlegenheit und in zahlreichen Fragen tatsächliche Überlegenheit dem heimatlichen und deutschen Kleinstädter gegenüber verlieh. Diese wirkliche und eingebildete Gescheitheit ist ein Grundzug von Staberls Wesen. Als ihm Redlich zuruft: „Narr!“, erwidert er: „O, nein, ich bin g'scheit, überall red't man von dem g'scheiten Staberl.“ Wenn Redlich sagt: „Der Herr ist verrückt!“ — meint Staberl: „Ja, um ein Jahrhundert bin ich vorausgerückt; ich kenn' alles, weiß alles, versteh' alles, begreif' alles, beurteil' alles — wenn ich nur was davon hätte!“ Er hat alle Ereignisse von Kulm bis Paris vorausgesagt. Mit dieser Gescheitheit, mit diesem weiteren Blick tritt nun alle Augenblick die Beschränkung, ja Beschränktheit des Kleinbürgers in Widerspruch und läßt ihn alle Erscheinungen unter den Gesichtspunkt seines „Metiers“ projizieren. Hier liegt der Born seiner eigenartigen Komik. Es ist kein Zufall, wenn dieses „Paraplui von einem Menschen“, wie ihn der Tiroler Hans, seine bäuerliche Folie in den „Bürgern“, nennt, unerschöpflich ist, Beziehungen zwischen den großen und kleinen Dingen der Welt und seinem Handwerk zu finden. Er ist überzeugt, der „Bratelbrater“ hätte recht, wenn er ihn geeignet erklärte, die „Menschheit durch seine Gedanken als Redner im englischen Parlament zu beschirmen“, wozu ihn die „Flüssigkeit seiner Sprache“ befähigte. Sogleich folgt die Beziehung auf sein Metier: sein Vater hätte ihn zur „Flüssigkeit des Himmels erzogen — und er beschirme die Menschheit durch seine Parapluies“. Er liebt den Frieden; denn „wenn ein Mensch keine Hand mehr hat, mit was soll er denn ein Paraplui halten“?

Mit Staberl war aber nicht nur ein neuer Typus gegeben, der in Hunderten von Metamorphosen wiederkehrte, sondern die gesamte Lokalposse erhielt neue Grundlagen. Wie Staberl und seine Deszendenz, die Sandelholz, Zwecker1, usw., alles auf ihr Metier bezogen, so wurde der Organismus der Wiener Lokalposse jetzt auf den Horizont des Wiener Kleinbürgertums eingestellt. Seine Weltanschauung gab den Wertmesser für Gut und Böse. Mehr als früher bot diese jetzt einen Spiegel des Wiener Lebens und wurde andererseits zum Spiegel, in dessen Rahmen sich die Sitten der ganzen Welt in Wiener Färbung darstellten. Die Zauberoper und Zauberposse nahmen sozusagen die Lokalposse in sich auf und entwickelten sich zur lokalen Märchenposse und zum lokalen Allegoriendrama, wie es

Raimunds Stücke darstellen, die ganz aus dem Sinnen und Denken des kleinen Handwerkers heraus geschrieben sind. Nestroy ging von der gleichen Tradition aus, nur daß er die Gattung nach dem Gesichtspunkte einer anderen Gesellschaftsschichte einrichtet. Raimunds Dichtung gestaltete die Weltanschauung des kleinen Handwerks als Vertreter des Optimismus der Volksgesamtheit, Nestroy verstadtlichte sie vollkommen und nahm eine eigenartige Transfusion des Gedanken- und Stimmungsgehaltes vor. Nestroy war kein Dichter. Weder die Liebe noch die Natur, die Hauptgrundlagen von Raimunds Poesie, riefen in dem kalten Verstandesmenschen tiefergreifende Wirkungen hervor. Wie die Liebessentimentalität verfolgte er die Naturschwärmerei mit seiner Satire. Er war ein eingefleischter Stadtmensch, der nur für die kultivierte Natur der Umgebung von Wien oder den Badeort Ischl Sinn hatte. In ein intimes Verhältnis wie Raimund zu seinem Gutenstein kam er mit keiner Landschaft. Der Poet, der im Laubwerk der Bäume saß und dichtete, hätte auf Nestroy wohl nur parodistisch gewirkt. Sein Glaubensbekenntnis war:

„Was Kunst und Natur alles Reizendes hat,
In ein Bündel zusamm' gebunden, das ist die Stadt".

Den Staberlwitz der Beziehung aufs Handwerk hat Nestroy, besonders in seinen Eingangsmonologen und Couplets, fast zu einer eigenen Kunstform — allerdings nicht selten manieriert — ausgebildet.

In ihrer Weltauffassung steht aber Nestroys Posse nicht auf dem Boden des kleinen Handwerkertums, sondern er vereinigte die Anschauungen des gebildeten Wiener Mittelstandes, die alte josefinische und die neue jungdeutsche rationalistische Weltansicht in sie.

Indem er so in seiner Gesamtauffassung eine Schichte über die Staberlgescheitheit emporstieg, wählte er aber sein Milieu mit Vorliebe aus einer Gesellschaftssphäre, die eine Schichte unter dem Niveau des Kleinbürgertums lag. Die Weltverachtung Knieriems entlehnt ihre Ausdrucksformen gewiß der Bierkneipe und Schnapsbude, ihr Ursprung ist aber der Pessimismus des gebildeten Mittelstandes der hauptstädtischen Bevölkerung. In diesen Kreisen hatte man Einblick in das Arbeiten der bureaukratischen Maschine, deren Seele Polizei und Zensur bildeten, und ließ sich durch den Patriarchalismus des „Systems" nicht imponieren. Man sah hier ein nüchternes Utilitätsprinzip wirksam, das nur für gute Untertanen und willige Beamte Raum hatte, eine Welt, in der jedes höhere Streben, selbst wenn man es duldete, unangenehm und unbequem erschien. Der Wächter Hartknopf in Nestroys „Der alte Mann mit der jungen Frau" sagt: „Wer die Obrigkeit aus'm Schlaf weckt, der läßt sie nicht zu Kräften kommen, greift somit störend in die Staatsmaschine, ist folglich ein Landesverräter . . . ." und in der Burleske „Die schlimmen Buben" singt Wilibald:

„Und wenn mán dann alles kann,
Stell'n sie á'm erst nirgends an:
Ja, das muß á'm antreib'n,
Ein Esel zu bleib'n."

Das nächste Resultat dieser Erkenntnis war jener für den Vormärz so bezeichnende Zustand steter latenter Unzufriedenheit mit der Heimat, an der man trotzdem mit allen Fasern des Herzens hing. Dieser Zustand äußerte sich in der verschiedensten Art und gab der erwähnten Bruchlinie ihre spezifisch-vormärzliche Zeitfärbung. Bei der jüngeren Generation löste diese Weltansicht, da sie auf Schritt und Tritt mit der von Natur aus fröhlichen und zuversichtlichen Gemütsanlage des Österreichers in Widerspruch kam, von vornherein parodistische und satirische Züge aus. Man war nicht gesonnen, sich durch den Zustand der Nichtbefriedigung, den der Verstand postulierte, im einzelnen die der Geistesform des Wieners eigene Freude am Dasein und dessen Gaben, was man Phäakentum genannt hat, verderben zu lassen, und so gab man dann selbst hinter dem Glase voll perlenden Weines seiner gefestigten Überzeugung Ausdruck, daß es nimmer schlechter gehen könne. Nestroy war in Leben und Dichten eine Inkarnation dieser lachenden Skepsis, dieser verdrossenen Heimatsliebe. Unter ihrem Gesichtswinkel betrachtete er die Dinge und so mußten sie ihm naturgemäß ganz anders erscheinen als Raimund. Hier liegt der Urquell seiner eigenartigen Komik, die es versteht, priamelartig Blödsinn und Tiefsinn ineinander zu verweben, so daß aus dem blühendsten Unsinn die schlagendsten Wahrheiten emporwachsen. Er hat Aphorismen und Epigramme in den groteskesten Wendungen und burleskesten Ausdrücken hingestreut, welche unter Lachen nicht nur die Sitten züchtigen, sondern recht ernste Gedanken anregen. Die letzte Grundlage dieser Art Komik besteht aber in Verschmelzung und Widerspruch von Wiener Pessimismus und Phäakentum, von sarkastischer Negation und keckstem, zuweilen ungezogenstem Lebenswillen, von scharfem Verstand und gutem Herzen.

Unter dem Gesichtswinkel vornehmerer Lebensformen betrachtet, fielen dem Advokatensohn aus der Inneren Stadt die äußerlichen Umhüllungen der Welt der kleinen Leute vor allem ins Auge und erschienen ihm, wie dies anderen Autoren umgekehrt mit höheren Bildungsschichten geschieht, leicht im Lichte der Satire und Parodie. Indem er in diese Welt von oben hineinblickte, traten ihm am grellsten die von der Art seiner Zivilisation am meisten abstechenden Typen, die Gestalten der Bierkneipen, des Hinterhauses, kurz, was der Wiener „Bagage" nennt, in ihren verschiedenen Erscheinungsformen entgegen, soweit er selber beobachtete. Das übrige ist, wie erwähnt, bei ihm ursprünglich theatralische Tradition. Der moderne Naturalismus, der auch durch seine impressionistische Art vielfach an Nestroy gemahnt, hat sich mit Vorliebe in demselben Milieu niedergelassen, nur daß er alles mit öder Nacktheit und einseitiger Tendenz hinstellt, was der Possendichter mit ebenso scharfem Blick aufgefaßt, aber wahrer dargestellt hat, indem er der Folie nicht vergaß und alles in seiner Art milderte, wie schon der „Lumpazivagabundus" zeigt, indem er zwar wahrhaft, aber immer mit groteskkomischer Übertreibung malte, so daß Sittengemälde entstanden, aufgetragen auf parodistisch-karikistischer Grundlage. Es heißt den Stil Nestroys völlig verkennen, wenn man ihm wie Friedrich Kaiser das Prädikat eines echten Volksschriftstellers aberkennen will, weil er das Volk, statt seine Partei zu ergreifen, lächerlich gemacht habe.

Wie bei Raimund in Symbol und Allegorie, so kleidet sich bei ihm die Wahrheit in Karikatur und Parodie. Wie aber Raimund den Zauberapparat äußerlich mehr und mehr einschränkte, sein Walten in die Seele der Menschen verlegte und so im Gesamtorganismus seiner Stücke aufgehen ließ, so zeigt die Entwicklung Nestroys, wie Parodie und Karikatur mehr und mehr die gemeinsame Grundfarbe seiner Possen werden, von der sich die Wahrheit abhebt, allerdings immer so, wie sie der Satiriker sieht. Es läßt sich im Hinblick auf diese Entwickelung eine naturgemäße Gruppierung der zahlreichen Stücke Nestroys vornehmen.

Abgesondert stehen die Parodie als selbständige Form und die politische Komödie der Jahre 1847—1849. Der ersten wurde schon gedacht; in der zweiten hat er ein satirisches Spiegelbild der Bewegung von 1830—1848 gegeben und mit schneidendstem Sarkasmus das „System" und seine Vertreter gegeißelt, aber auch die unechten Blüten des „Fortschrittes", von dem er bei genauerer Prüfung fand: „'s is net gar so viel dran!", nicht geschont. Man hat ihn den „Wiener Aristophanes" genannt; unzweifelhaft hat sich Satire und Parodie — der Quell, aus dem sein Genius, wie der Raimunds aus Gemüt und Phantasie, seine Nahrung sog, — in seinen Stücken aus den Jahren 1847—1849, wie „Die schlimmen Buben", „Die Freiheit in Krähwinkel", „Lady und Schneider", „Der alte Mann mit der jungen Frau", dessen Aufführung verboten wurde, zur Form der politischen Komödie verdichtet, der besten, die wir in Deutschland haben, sofern es sich um bühnenfähige Stücke handelt. In den „schlimmen Buben" stellt er in burlesker Art die erwähnte Stimmung dar, aus welcher die Bewegung hervorging, die „Freiheit in Krähwinkel" führt uns mitten in ihren tollen Wirbel. Er selbst trat hier als Ultra in der Maske Metternichs auf. Prophetisch läßt er aber den Ratsdiener Klaus sagen: „Is der Raptus vorbei, dann werden s' dasig und wir fangen s' mit der Hand; da wollen wir's hernach recht zwicken, das Volk!" In „Lady und Schneider" tadelt er die Demagogen, die den Moment zu benützen verstehen, „wo auch aus einem Schneider was werden kann", stichelt auf die Leut', „die von gestern auf heut' hab'n umg'sattelt so g'scheit," und vergleicht endlich das Volk mit einem „Riesen in der Wiegen, der erwacht, aufsteht, herumtorkelt und am Ende wo hinfällt, wo er noch viel schlechter liegt als in der Wiegen". Als Schneider Heugeign erzielte er hier nicht geringere Erfolge wie als Willibald und Ultra, vor allem durch seine politischen Couplets. Wie ein ernster Epilog zu diesen Komödien nimmt sich „Der alte Mann mit der jungen Frau" aus, der in die Worte „Amnestie! Amnestie!" ausklingt. Der Ziegeleibesitzer Kern, der sich der Rettung eines politischen Flüchtlings annimmt, der idealisierte Bourgeois, der freien Sinn und Maßhalten vereinen möchte und gerecht nach beiden Seiten ist, war wohl ein Abbild der inneren Gesinnung Nestroys, der wie Grillparzer oder Hebbel ein Gegner des „Systems" war, ohne im Liberalismus den Anfang des goldenen Zeitalters zu erblicken. Der Grundsatz der „Gleichheit der Staatsbürger vor'm Gesetz", wo „in der Sonne des Rechts der Stammbaum kein' Schatten wirft", erscheint ihm als „a Pracht"; die Gleichheit aber, die will, „daß soll rein zwischen an' Schust'r und an' Herzog kein Unterschied sein", „hörte für ihn auf, ein Vergnügen

zu sein". Auch die Parodie „Judith und Holofernes" mit ihrem Spott über die jüdische Bürgermiliz gehört ins Gebiet der politischen Komödie.

Sehen wir von diesen besonderen Gruppen ab, so gliedern sich die übrigen Stücke Nestroys leicht im Sinne der gegebenen Entwicklung. Blieb es ihm auch zeitlebens versagt, sich mit der Liebe Raimunds in die Welt des Volkes einzuleben und sie von innen heraus nachzuschaffen, so wußte er doch selbst für die Lumpengesellschaft des „Lumpazivagabundus" eine freundlichere Untermalung zu finden. Endet doch die unverwüstliche Briefszene mit den Worten Leims: „Ihr seid's Lumpen, aber treue Seelen, wahre Goldkerls." Die Figur des Leim selbst ist übrigens mit recht liebenswürdigen Zügen ausgestattet; daß sie zum Teil durch philiströse Kleingeistigkeit parodistisch wirken, gehört zur Naturwahrheit der Figur. Der „Lumpazi" bildete das vollendetste der Stücke der ersten Gruppe, in denen Nestroy den üblichen Zauberapparat verwendete.

Seit dem Jahre 1835 schrieb Nestroy seine Stücke ohne Zauberapparat. Der erste Treffer dieser Gruppe war „Eulenspiegel oder Schabernack über Schabernack" (22. April 1835), das in die Tradition der Pfaffen Amis und vom Kahlenberg gehört, kurz, ein lustiger Schwank in der leichten Art der commedia dell' arte.

Solcher Schwänke und Faschingspossen hat Nestroy zahlreiche geschrieben, wie die „Verhängnisvolle Faschingsnacht" (1839) und andere, und erreichte hier wohl seine Vollendung in der unverwüstlichen Posse „Einen Jux will er sich machen" (1842).

Von dieser Gruppe nicht immer deutlich geschieden, zweigt eine dritte Gruppe von Stücken ab, die man als Wiener Sittengemälde bezeichnen könnte.

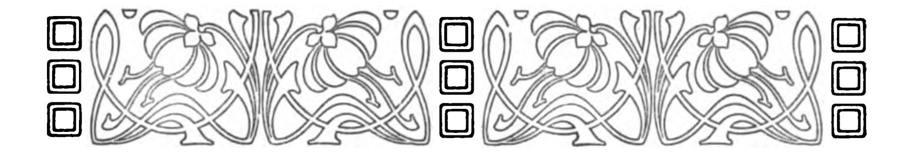
Diese Gattung setzt schon ein mit „Zu ebener Erde und im ersten Stock" (1835), tritt, um nur die wichtigsten Entwickelungsstadien anzudeuten, klarer in der etwas märchenhaften Doppelgängergeschichte „Der Färber und sein Zwillingsbruder" (1840), noch mehr im „Talisman" (1840) hervor und leitet über zu Nestroys Meisterwerken „Der Zerrissene" (1844), „Der Unbedeutende" (1846) und endlich „Kampl" (1852).

Je mehr sich Nestroy mit den Problemen der ihm ursprünglich nur oberflächlich bekannten Welt der kleinen Leute beschäftigte, je mehr die politischen Bewegungen der Zeit seinen Horizont erweiterten, je mehr sein scharfer Verstand das wechselnde Fluten und Ebben von Fort- und Rückschritt richtig einschätzen lernte: umsomehr fand er auf dem Wege des Verstandes auch den Schlüssel zum Herzen des Volkes. Wer eine so rührende und doch naturwahre Gestalt wie die rothaarige Gänsehüterin im „Talisman", die mit unentwegter Treue an ihrem rothaarigen Schicksalsgenossen Titus Feuerfuchs hängt und zum Schluß nach Aschenbrödelart Erhöhung findet, schaffen konnte, der hat doch auch einen Trunk getan aus dem Quell, aus dem das Volksmärchen fließt. Köstlich läßt sich im „Zerrissenen" verfolgen, wie die Parodie mehr und mehr in den Gesamtorganismus der Posse aufgeht. Lips sieht den Schlosser Gluthammer, den er vermeintlich umgebracht hat, immer vor sich: — „Allweil der schneeweiße Schlossergeist!" — „Du machst Dir keine Vorstellung, wie schauerlich ein weißer Schlosser ist!" — und „Wenn die Leute wüßten, was das heißt, einen Schlosser ertränken, sie ließen es

gewiß bleiben." Wie im „Eulenspiegel" die Motive der commedia dell arte, ist am Schlusse des „Zerrissenen" der ganze Apparat der Wiener Gespensterkomödie zu komischer Wirkung verarbeitet. Wie Nestroys Technik fortschreitet, so vollzieht sich auch eine Läuterung seines Wesens. Wo früher auf das Brennglas seines skeptischen Verstandes nur die extremen Typen wirkten, da versteht er mehr und mehr auch die kleinen Leute mit ihren guten und schönen Zügen zu erfassen, und scheut sich nicht, im „Unbedeutenden" diese Welt mit ihren Leiden und Freuden, ihrer Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit hinzustellen als Folie der Blasiertheit, Leichtfertigkeit und Korruption einer Schichte von Hochgeborenen und Emporgekommenen, die ihm auch sonst wohlgetroffene Taugenichtsfiguren bot, die zu den Ahnen der Schalanters in Anzengrubers Wiener Komödien gehören. Prachtfiguren wie Peter Span und sein Gegenbild, der Lump Thomas Pflöckl, setzen doch auch dichterische Kraft in ihrem Schöpfer voraus.

Durch alle Stücke geht aber eine Figur, welche das eigentliche Sprachrohr des Dichters ist, der Wiener Skeptiker mit dem guten Herzen. In der Entwickelung dieser Figur läßt sich die Läuterung des Dichters am besten verfolgen. Schon den ehrlichen Winkelagenten Schnoferl im „Mädl aus der Vorstadt" (1841) hat ein Rezensent einen „gemütlichen Mephisto" genannt. Die Verklärung dieser Gestalt ist „Kampl" in dem gleichnamigen Stück (29. März 1852), wohl dem reifsten Werk Nestroys. In diesem wackeren Medikus, der grobianisch im Ausdrucke, skeptisch im Denken, in der Theorie negativ, im Handeln positiv, immer hilfsbereit und guten Willens, immer klug und gut zugleich ist, — hat sich der Widerspruch von Pessimismus und Optimismus, von scharfem Verstand und gutem Herzen, wenn auch nicht gelöst, so doch zu einer Art ironischer Resignation verklärt, die zwar skeptisch über der Gesamtheit der Dinge schwebt, aber im einzelnen Falle der Stimme des guten Herzens folgt. Hier hat doch einmal der Dichter den Komödianten bezwungen und wir erkennen deutlich, wie Nestroy einen wichtigen Fortschritt bedeutet auf dem Wege von Raimunds Märchenwahrheit zur Naturwahrheit Anzengrubers, dem die Lösung des Widerspruches in seinen besten Werken gelang und der mit Herz und Verstand zurückfand zum Optimismus der österreichischen Volksseele.





Lieder zu Maria-Hilf in Horn.

Mitgeteilt von **E. K. Blümml.**

Niederösterreich, reich an weltberühmten und uralten Wallfahrtsorten, zählt außer diesen auch viele kleinere Orte, wo Maria verehrt, wo ihrer im stillen nur von einer kleinen Schar gedacht wird und wo nur wenige Fremde ihr Herz zu ihr erheben. Zu diesen wenig gekannten Stätten gehört auch Maria-Hilf in Horn.

Die Horner Stadt- oder Platzkirche, die dem hl. Ritter St. Georg geweiht ist, enthielt schon seit ihrer 1675 erfolgten Neukonsekrierung durch den Passauer Suffraganbischof Jodok Höpfner eine Marienstatue, die der Pfarrer Johann Baptist Fechtner v. Wilhelmsdorf, Dr. der Theologie und beider Rechte sowie apostolischer Protonotar und Poenitentiar, vom 28. April 1667 bis zum 20. Juli 1681 Pfarrer zu Horn, neben dem Hochaltar aufgefunden hatte. Pfarrer Fechtner hatte die Statue (Maria mit dem Jesukinde auf dem Arme) in einem Winkel neben dem Hochaltare gefunden und sie dann neben dem den Heiligen Cosmas und Damianus geweihten Altar aufstellen lassen. Bald fanden sich auch Wohltäter, welche zu Ehren der Muttergottes Spenden hinterlegten. Unter ihnen ragt die Dienstmagd Susanna Halsteiner, auch „Bader-Sandl“ benannt, besonders hervor, die anläßlich einer schweren Krankheit das Gelöbnis tat, alle ihre Sparpfennige der Muttergottes zu widmen, wenn sie wieder gesunde. Sie genas und erfüllte ihr Gelübde.

Bei der Konsekrierung der Kirche wurde auch eine Jesus-, Maria- und Josefbruderschaft gegründet, die schon am 19. August 1675 die erste Seelenmesse für ihre Verstorbenen lesen ließ und 606 Mitglieder zählte. Später verfiel sie dem Geschicke vieler dieser Bruderschaften. Sie wurde unter Kaiser Josef II. aufgelöst.*) Jedenfalls spielte die Verehrung der hl. Jungfrau in dieser Bruderschaft eine große Rolle und war die Marienstatue ein Gegenstand eifrigster Verehrung.

Um 1815 widmete der k. k. Tabakrevisor Anton Solner ein Bild „Maria-Hilf“ der Kirche, wo es oberhalb des Tabernakels am Hochaltare angebracht wurde. Es scheint eine Nachbildung der alten Statue zu sein und erfreute sich rasch großer Verehrung. Bald konnte man für Maria und das Jesukind aus den zahlreich geopferten, dem Bilde umgehängten Silbermünzen zwei Silberkronen verfertigen. Zur selben Zeit spendete Frau

---

*) Man vgl. über die Bruderschaft und Marienstatue A. Starzer in der Topographie von Niederösterreich. IV [1896], 417



Anna Kritsch ein vergoldetes Kettchen samt Kreuz, das als Halsgeschmeide Verwendung fand.*)

Zu Ehren dieser Muttergottes entstanden frühzeitig Lieder oder wurden von anderen Wallfahrtsorten übertragen. Vor mir liegt ein fliegender Blattdruck: „Zwey geistliche Lieder zu der Mutter Gottes Maria Hilf, welche in der Kirche bey dem heiligen Ritter Georg zu Horn auf dem Hochaltar alle Sonn- und Feyertage besonders andächtig verehret wird. (Bild: Maria-Hilf in Horn). Gedruckt im Jahre 1814.“ Daraus geht hervor, daß sich das Bild bereits im Jahre 1814 in der Kirche befand und schon damals verehrt wurde. Da von den Liedern bisher nur das zweite und auch dieses teilweise abweichend bekannt war,**) so mögen beide hier ihren Platz finden.

I.

Ave Maria, Mutter voll Gnaden,
Hör' unsre Bitte mütterlich an!
Wenn uns die Hölle suchet zu schaden,
Schütz' uns're Schritte auf guter Bahn!
Du hast die Schlang' besiegt,
Wenn sie uns lockt und trügt,
Hilf uns Maria! Maria hilf!

Salve Regina, Schönste von allen,
Mutter des Heilands, lauter und rein,
Wir sind durch Adam alle gefallen,
Doch ohne Sünden warst Du allein.
Schenk' Deine Reinigkeit
Uns in dem Todesstreit,
Hilf uns Maria! Maria hilf!

O wie viel müssen dankbar Dich ehren,
Daß sie der strenge Richter verschont
Und, Deine Bitte Dir zu gewähren,
Aus unermess'ner Gnade belohnt.
Hilf uns durch Deinen Sohn
Einst zu der Himmelskron',
Hilf uns Maria! Maria hilf!

Was uns verboten, war unser Streben,
Was uns geboten, hielten wir schlecht,
Jetzt kommt die Reue, Schrecken und Beben,
Denn es ist keiner vor Gott gerecht.
Wir beichten öffentlich
Und seufzen inniglich:
Hilf uns Maria! Maria hilf!

Bitte, so wird uns Jesus gewähren,
Weil die geliebte Mutter Du bist,
Wir wollen ernstlich mit bittern Zähren
Alles abwaschen, was sündhaft ist.
Damit wir nimmermehr
Sündigen wie vorher.
Hilf uns Maria! Maria hilf!

Tausende haben Hilfe gefunden
Durch Dich Maria von oben her
Bei Leibsgebrechen und Seelenwunden,
Dein Schatz der Gnaden wird niemals leer.
D'rum ruf, wer rufen kann,
Marien also an:
Hilf uns Maria! Maria hilf!

---

*) Man vgl. darüber Friedrich Endl, Studien über Ruinen, Burgen, Kirchen, Klöster und andere Denkmale der Kunst, Geschichte und Literatur ꝛc. des Horner Bodens. I. 3 [1896], S. 137 f.; Josef Maurer, Theologisch-praktische Quartalschrift. XLVIII [1895], S. 609; J. Maurer und G. Kolb, Marianisches Niederösterreich. (Wien, 1899) S. 368.

**) In einer zwölfstrophigen Fassung bringt es aus der St. Pöltner Diözese Josef Gabler, Geistliche Volkslieder, 2. Aufl. (Regensburg, 1890), S. 502, Nr. 649, wo die Strophen 1—3 mit unseren Strophen 1—3 übereinstimmen, während das Übrige abweicht.

Niemand hat jemals Dir sich vertrauet,
Den Du, o Jungfrau, nicht hast erhört,
Dies macht dem Hoffnung, der auf Dich bauet,
Weil Deine Gnade alles gewährt.
Drum ruf, wer rufen kann,
Marien also an:
Hilf uns Maria! Maria hilf!

Höre, o Mutter, unser Vertrauen,
Sieh Deine Kinder gnädiglich an,
Sieh unsre Herzen, die auf Dich bauen,
Zeige uns Sündern Wege und Bahn.
Zeig' uns Dein Aug' voll Huld,
Trag' uns mit Geduld,
Hilf uns Maria! Maria hilf!

Wenn gleich die Feinde von allen Seiten
Wollen uns stürzen, bieten uns Trutz,
Denn Deine Vorbitt wird uns begleiten
Und uns erlangen göttlichen Schutz.
Durch Deine Gnadenhand
Schütz unser Vaterland,
Hilf uns Maria! Maria hilf!

Ave Maria, lass' uns Dich grüßen,
Ave Maria zu tausendmal,
Sieh Deine Kinder fallen zu Füßen,
Hör' uns're Bitte, tröste uns all!
Stärk' uns im Todesstreit,
Hilf uns zur Seligkeit,
Hilf uns Maria! Maria hilf!

Sprich in den letzten, bittersten Stunden
Durch Deine Vorbitt' Labsal uns zu,
Berge die Seelen in Jesu Wunden,
So wird nach Leiden ewige Ruh
Uns're Erquickung sein
Und wir in Gott uns freu'n,
Hilf uns Maria! Maria hilf!

Wenn meine Augen einst nicht mehr sehen,
Wenn meine Ohren hören nicht mehr,
Wenn meine Sinnen kraftlos vergehen
Und wenn das Atmen mir wird so schwer,
Ruf' ich, solang ich kann,
Noch Deinen Namen an:
Hilf uns Maria! Maria hilf!

II.

Im Ton: Maria, wir fallen Dir alle zu Füßen.

O Maria voller Gnaden,
Mutter der Barmherzigkeit,
Siehe, wie ich bin beladen
Mit der Furcht und Traurigkeit.
Ach, über mich erbarme Dich!
O Mutter Jesu, bitt' für mich!

Ach, ich elend armer Sünder,
Ach, wo bin ich kommen hin?
Nimm mich unter Deine Kinder,
Wann ich schon nicht würdig bin.
Ach rc.

Dann es reuet mich von Herzen,
Daß ich Gott beleidigt hab',
Und bekenn' mein Sünd' mit Schmerzen,
Will vom Bösen stehen ab.
Ach rc.

Wann die Stund' kommt an zum Sterben
Und die Welt verlassen muß,
Lasse Deine Huld erwerben
Mir dem Satan zum Verdruß.
Ach rc.

Wann ich werd' in Zügen liegen
Und kein Wort mehr sprechen kann,
Lass' die Feinde nicht obsiegen,
Treib's, Maria, weit davon.
Ach rc.

Wann der Totenschweiß wird stehen
An mein' ganz erblich'nen Leib,
Lass' die Seel' zugrund nicht gehen,
Führ' sie in die Himmelsfreud'.
Ach rc.

Wann die Seel ist ausgefahren
Und wird kommen vor's Gericht,
Tu sie vor dem Fluch bewahren,
O Maria, verlass' uns nicht!
Ach rc.



Die freiwillige Betätigung zur See.

(Der »Österreichische Flottenverein«.)

Von **Wladimir Kuk.**

Es bedarf wohl keiner näheren Erörterung, daß der Welthandel unser ganzes soziales und politisches Dasein, unsere Bildung und unseren Wohlstand beeinflußt. Stockungen, die sich in der Produktion eines Welthandelsartikels ergeben, wirken, wie wir dies an der durch den Kampf der Nord- gegen die Südstaaten von Nordamerika erfolgten Vernichtung der Baumwollernte erlebt haben, schwer zurück bis in das kleinste Gebirgsdorf. Eine große Krisis, die über den Handel hereinbricht, offenbart uns, wie sehr die Völker heute miteinander verkettet sind und daß zwischen ihnen eine Solidarität der Interessen besteht wie niemals vorher.

Von Jahr zu Jahr sehen wir die Handelsflotten anwachsen, dadurch die Verbindungsmittel mit den transozeanischen Ländern vermehrend; unter dem Schutze der Kriegsflotte durchfurchen sie ungefährdet die Meere, vermitteln unausgesetzt den Verkehr der heimatlichen Produktion, fördern den Wohlstand, das Ansehen und die Sicherheit der Staatsangehörigen in fremden Landen.

Wenn wir nun den Anteil überblicken, welcher unserer Monarchie am Welthandel zukommt, so gibt uns das Jahrbuch des Lloyd in London hiezu die zuverlässigsten Daten an die Hand. An der Spitze aller seefahrenden Staaten steht England. Alle Länder der Erde besaßen nach dem Lloydregister im Jahre 1905 zusammen 30.094 Schiffe mit rund 37·5 Millionen Tonnen Raumgehalt. Von diesen fahren 11.411 Handelsschiffe mit 17·6 Millionen Tonnen unter englischer Flagge. Der Anzahl der Schiffe nach folgen: Nordamerika mit 3000, Norwegen mit 2190, Deutschland mit 2027, Schweden mit 1558, Frankreich mit 1508, Rußland mit 1355, Italien mit 1185, Dänemark mit 835, Japan mit 782, Spanien mit 579, Holland mit 522 und Österreich-Ungarn mit 358 Schiffen.

Dem Größenverhältnisse nach gruppieren sich die Staaten nach einer anderen Reihenfolge. Hier folgt auf England das Deutsche Reich mit 3,375.000 Tonnen; dann Frankreich mit 1,253.700, Norwegen mit 1,145.000, Japan mit 996.500, Italien mit 775.000, Rußland mit 694.000, Spanien mit 684.000, Holland mit 683.000, Schweden mit 650.000, Österreich-Ungarn mit 618.000 Tonnen.

Wir sehen es also nur zu deutlich, daß unser Anteil am Welthandel leider nicht zu jener Bedeutung angewachsen ist, die wir im Interesse unser selbst, im Interesse unseres Vaterlandes im allgemeinen wünschen müssen.



„Jeder Tag zeigt uns von neuem, wie eine gedeihliche Entwicklung des Vaterlandes ohne nachhaltige Stärkung seiner Macht zur See nicht denkbar ist“, telegraphierte der Deutsche Kaiser am 11. Dezember 1902 und die Bedeutung dieser Worte machte sich bald in allen seefahrenden Ländern bemerkbar. Allerorts sehen wir die Handelsflotten sich ausgestalten, neue Schiffahrtsverbindungen erstehen und den Verkehr auf dem Wasser sich zu neuer Blüte entfalten.

In gegenseitigen Verträgen, Konkurrenzpreisen und Ringen suchen die einzelnen Seestaaten die Vorteile des überseeischen Verkehres an sich zu reißen und damit den anderen Staaten die Ausfuhr der eigenen Erzeugnisse zu erschweren, den Lebensnerv zu unterbinden.

Eine achtunggebietende Kriegsflotte schützt die eigenen Staatsangehörigen in fremden Landen und verleiht ihren Interessen den erforderlichen Nachdruck, denn wo immer Wohlfahrt und Ansehen der Angehörigen eines Staates beeinträchtigt werden, ist das rasche Aufgebot eines Machtmittels das wirksamste Palliativ und der sicherste Schutz gegen die Wiederkehr solcher Angriffe.

Nur bei uns in Österreich blieb es still und stumm. Nicht als ob wir keine Interessen jenseits des Meeres zu wahren hätten, sondern weil wir nicht die Mittel haben, die Konkurrenz mit anderen Seestaaten aufzunehmen, weil wir nicht die Macht haben, diese Interessen zu vertreten und zu schützen.

Außer dem Verkehre nach der Levante besitzen wir nur vier monatlich einmal verkehrende Linien nach Indo-China, eine monatlich einmal verkehrende Linie nach Ostafrika, eine 16mal im Jahre verkehrende Linie nach Brasilien und in jüngster Zeit erst eine Auswanderer-Linie nach Nordamerika. Auf allen anderen Seewegen sind wir rückhaltslos den mit uns im wirtschaftlichen Wettbewerbe stehenden Staaten preisgegeben. Als unsere Schiffe die Levante und die Häfen des Mittelmeeres ausschließlich beherrschten, konnte unsere Handelsflotte immerhin als ein für diese Verhältnisse achtunggebietender Faktor angesehen werden; heute aber sind wir auf diesen Märkten von Deutschland verdrängt und unsere Industrie muß nach neuen Absatzgebieten im fernen Osten und in den Häfen der neuen Welt suchen.

Die wenigen Linien des „Österreichischen Lloyd“ und der »Austro-Americana« sind heute die einzigen Repräsentanten unseres Handels über den Ozean, daher ist nun eine Vermehrung unserer Handelsflotte, die Eröffnung neuer Dampferlinien, die Erschließung neuer Handelsplätze und Absatzgebiete für unsere heimische Industrie, die Schaffung und Erhaltung neuer Existenzmöglichkeiten für unsere Auswanderer und die Entwicklung eines lebhaften Wechselverkehres über die die einzelnen Länder nicht mehr trennenden, sondern verbindenden Meere für uns zum Lebensbedürfnis geworden und bildet daher eine der Hauptaufgaben des „Österreichischen Flottenvereines“.

Damit in unmittelbarem Zusammenhange, ja als ein Gebot unabweislicher Notwendigkeit ergibt sich das Bedürfnis nach Stärkung unserer Kriegsflotte, welche unseren maritimen Handelsverbindungen erst das nötige Rückgrat verleiht, denn es läßt sich die Tatsache leider nicht wegleugnen,

daß unsere Kriegsmarine die für eine wirksame Vertretung der Staatsangehörigen in überseeischen Ländern geeigneten Schiffe nicht entbehren kann. Hiermit im Zusammenhange steht der Rückgang unserer kommerziellen Verbindungen im Auslande, die Furcht unserer Staatsangehörigen vor der Isoliertheit in fremden Ländern, wo sie allen Wechselfällen schutzlos preisgegeben sind, die Verminderung der Exportfähigkeit unserer heimischen Erzeugnisse und das allmähliche Zugrundegehen ganzer, früher kräftig prosperierender Wirtschaftszweige.

Das Ansehen unserer Monarchie in den überseeischen Ländern ist auf einen Punkt herabgesunken, wie er tiefer kaum mehr gedacht werden kann, nur weil wir keine Schiffe haben, die unsere Flagge über die Meere tragen, weil wir kein Mittel zur Verfügung haben, unser Ansehen zu wahren. Unsere Marineoffiziere und Matrosen genießen überall, wo sie erscheinen, das größte Ansehen, unser Menschenmaterial ist gut und tüchtig, aber unsere materiellen Mittel reichen bei weitem nicht auf die Höhe der Notwendigkeit, geschweige denn auf die Höhe der Nützlichkeit.

Soll unsere Monarchie ihren heute schon verschwindend kleinen Einfluß nicht in kürzester Zeit vollkommen einbüßen, so ist eine Vermehrung unserer Kriegsflotte eine dringende Notwendigkeit, und wenn unsere Volksvertreter sich dieser Einsicht verschließen sollten, so ist es die Aufgabe der Intelligenz unseres Volkes, ihren Einfluß nach dieser Richtung hin geltend zu machen.

In vielen Staaten hat sich nicht allein die Regierung und die Volksvertretung, sondern auch die Allgemeinheit für die Stärkung der Flotte eingesetzt, da sich in der Bevölkerung immer mehr und mehr die Einsicht Bahn brach, daß auf diesem Wege eine Kräftigung des staatlichen Ansehens und eine Förderuug der staatlichen und handelspolitischen Interessen am leichtesten und zweckentsprechendsten bewirkt werden kann. So hat es das stolze Nordamerika, unter dessen Sternenbanner Tausende von Schiffen die Meere der ganzen Welt durchfurchen, nicht verschmäht, ein Kriegsschiff aus freiwilligen Spenden seiner Bürger anzunehmen; so ist weiters in England, welches seine dominierende Machtstellung entschieden nur seiner Flotte zu verdanken hat, der Beschluß der vielbesprochenen »Naval-defence-acte« im Jahre 1889 hauptsächlich nur der Tätigkeit der »Naval-League«, der nebst den Spitzen der Gesellschaft die ganze Intelligenz des Landes angehört, zuzuschreiben; sie hat es zustande gebracht, der englischen Flotte einen Spezialkredit von 516 Millionen Kronen zuzuwenden. — In Rußland hat sich schon in den Vierzigerjahren des vorigen Jahrhunderts eine Gesellschaft gebildet, die sich die Gründung einer Freiwilligenflotte zur Aufgabe gemacht hat und zu Beginn des abgelaufenen Krieges über 18 für Kriegszwecke vollkommen geeignete, schnellfahrende Dampfschiffe mit einem Deplacement von 160.000 Tonnen verfügte, welche in Friedenszeiten Handelszwecken dienen, während eines Krieges jedoch zur Unterstützung der Kriegsflotte herangezogen werden. — Die Frauen Norwegens folgten dem Beispiele der Frauen von Peru und ermöglichten durch öffentliche Sammlungen den Ankauf eines Kriegsschiffes. — In Italien hat sich ein Flottenverein gebildet, welcher den Sinn der Bevölkerung für die Marine zu wecken und zu fördern bestrebt ist und im publizistischen Sinne dahin wirkt, die maritime Angelegenheit in der Kammer zu unter-



stützen. Denselben Zweck verfolgen die in den letzten Jahren gegründeten Schiffahrtsvereine in Nordamerika, in Frankreich, in Portugal und in Spanien.

Der „Deutsche Flottenverein" — begünstigt durch das Interesse, welches Kaiser Wilhelm an der maritimen Entwicklung des Reiches nimmt, — zählte mit Schluß des Jahres 1902 700.000 Mitglieder, verteilt auf 3588 Ortsstellen, und ist bis Ende des Jahres 1906 auf einen Stand von 1,200.000 Mitgliedern angewachsen. Hiebei darf auch nicht der Umstand unerwähnt bleiben, daß der „Deutsche Flottenverein" auch in Österreich zahlreiche Ortsgruppen besitzt und die Ortsgruppe Wien allein eine jährliche Subvention von 10.000 Mark an die Zentrale in Berlin abführt. Von seinen vielen und großen Leistungen, unter denen die hervorragendste die Agitation für das am 14. Juni 1900 zur Annahme gelangte Flottengesetz war, seien besonders hervorgehoben die aus Anlaß der chinesischen Wirren erfolgte Gründung eines Chinafonds, welcher mit 160.000 Mark dotiert wurde, die erheblichen Gaben an die verschiedenen Seemannsheime und Marinebüchereien und die Schaffung eines Reservefonds, welcher sich jetzt schon auf 38.000 Mark beläuft.

Der vor zwei Jahren gegründete „Österreichische Flottenverein" vermochte anfangs keinen festen Fuß zu fassen und hat erst nach durchgeführter Reorganisation einen rapiden Aufschwung genommen. Seine Mitgliederzahl ist innerhalb des letzten Halbjahres von 300 auf 1000 gestiegen, was zu der Hoffnung berechtigt, daß der Verein, nunmehr an die Öffentlichkeit getreten, bald ebenso erstarken wird wie die Flottenvereine in anderen Staaten.

Von seinen eigentlichen Endzwecken abgesehen, hat sich der Flottenverein als Vorarbeiten für spätere größere Aktionen u. a. nachfolgende Aufgaben gestellt: einzutreten für die allgemeinen Interessen der Schiffahrtskreise und unserer seemännischen Küstenbevölkerung; anzustreben, daß sich unsere kommerziellen und industriellen Kreise in umfangreicherem Maße an den maritim-volkswirtschaftlichen Fragen beteiligen; durch Freiplätze, Stipendien ꝛc. unserer Jugend das Betreten der maritimen Laufbahn zu erleichtern und den gut qualifizierten kaufmännisch ausgebildeten Abiturienten Posten in überseeischen Stationen zu sichern; schließlich zu Gunsten der in ihrem schweren Berufe erwerbsunfähig gewordenen Seeleute, deren sich bisher weder Staat noch Gesellschaft angenommen, nach Maßgabe der Mittel eine Reihe humanitärer Institutionen ins Leben zu rufen.

Es wird niemand behaupten können, die freiwillige Nachhilfe zur Ausgestaltung unseres Seeverkehres und seiner Mittel hierzu seien überflüssig; möge daher jeder in seinem Kreise dafür wirken, daß die breiten Schichten der Bevölkerung für die Ausgestaltung unserer Handelsflotte und Kriegsmarine interessiert und herangezogen werden!

Wer für die österreichische Seeflagge arbeitet, arbeitet für Kaiser und Reich, arbeitet für das Wohl seiner eigenen Kinder.





Ernst Koch.

Der Dichter und Konvertit.

Von **Fr. Becker.**

I.

Eine ausführliche Lebensbeschreibung dieses hochbegabten Mannes existiert bis heute nicht. In der Einleitung zu seiner Ausgabe des „Prinz Rosa Stramin"*) gibt Brümmer das Hauptsächlichste; ein Weiteres wird geboten in der Einleitung zu den Gedichten**) sowie in Rosenthals Konvertitenbildern.

Ernst Koch wurde geboren am 3. Juni 1808 zu Singlis in Kurhessen. Sein Vater bekleidete mehrere Jahre hindurch das Amt eines Friedensrichters in Oberaula und anderen kleineren Ortschaften Kurhessens und wurde später fürstlich Rottenburgischer Oberschultheiß zu Witzenhausen. Hier, in dem lieblichen Werratal, verlebte der Knabe eine glückliche Jugend. Unter einer sorgfältigen Erziehung machte er seine ersten Fortschritte in der Welt der Studien. Es mögen sich ihm hier bereits die Keime zu jener tiefen, beschaulichen Naturfreude und dem gemütvollen Humor in der Auffassung der Umgebung eingeprägt haben, wie denn auch anzunehmen ist, daß der Verkehr der kleinstädtischen Beamtenwelt im Hause seines Vaters ihm später bei der Darstellung manche der frischen, lebenswahren Gestalten und Züge eingegeben hat.

Als 1821 sein Vater als Kreisrat nach Kassel kam, trat der 15jährige Ernst in das dortige Lyzeum ein und beendete 1825 seine Vorstudien. Er studierte sodann zu Marburg und Göttingen Rechtsgelehrsamkeit und promovierte 1824 zu Marburg. In der Absicht, die akademische Laufbahn einzuschlagen, habilitierte sich Koch im folgenden Jahre in Berlin und ließ sich dort als Privatdozent der Rechte nieder.

Aber seine akademische Tätigkeit war nicht von langer Dauer. Die Julirevolution im benachbarten Frankreich hatte in Deutschland die Geister aller Richtungen und Gebiete entfesselt. Es war die Zeit, in der Börne und Heine ihre politisch-satirischen Feuilletons über Deutschland schleuderten, die führenden Geister in Kampf und Hetze sich stark fühlten und der ehrsamste Bürger sich den Anstrich eines Revolutionärs zu geben suchte. In einer solchen Zeit hielt es der junge Doktor Ernst Koch, damals zweiund-

*) Reclams Universal-Bibliothek 2664.

**) Ernst Kochs Gedichte, gesammelt und herausgegeben von einem Freunde des Verstorbenen. Luxembourg, 1854.

zwanzigjährig, von jeher äußerst lebhaften Naturells, nicht lange in Berlin aus. Schon nach wenigen Monaten kehrte er nach Kassel zurück und beteiligte sich ausgiebig an der allgemeinen Bewegung. Im Kasseler „Verfassungsfreund“ erschienen von ihm unter dem Trugnamen Leonard Emil Hubert verschiedene Aufsätze, „Vigilien“ betitelt, welche durch ihre frische, mehr humoristische als satirische Färbung und durch den flotten, ursprünglichen Ton allgemeines Aufsehen erregten. „Alle Welt in Kassel“, erzählt Brümmer, „sprach von dem Dichter Hubert, und als Dr. Bernhardi, der freundliche Pfleger alles Strebens und jeglichen Talentes, den Verfasser der Vigilien in einer Mansardenstube entdeckt hatte und seinen Namen verriet, ward dem jungen Dichter die Gunst des freudig erstaunten Publikums in vollem Maße zuteil.“

Aber die Schriftstellerei schien den jungen Juristen auf die Dauer nicht zu befriedigen. Gleichviel, welche Einflüsse geltend gewesen sind, bald darauf, im Jahre 1831, trat Koch als Obergerichtsreferendar in hessischen Staatsdienst, wurde schon nach kurzem Sekretär des Landtagskommissars und 1832 wegen seiner hervorragenden Begabung zum außerordentlichen Referenten im Ministerium Hassenpflug ernannt.

In dieser Zeit vollzog sich nun auch nach und nach der Umschwung in der politischen Anschauung des jungen Mannes. Er, der in Kassel allgemein als Revolutionär galt und gefeiert wurde, hatte nach den Beschlüssen des deutschen Bundes (Juni 1832) sich vom Sturm und Drang der Liberalen abgewandt und die seinem Amte entsprechende Zurückhaltung in der Politik angenommen. Zu dieser ruhigen Anschauung hatte ihn nicht sowohl seine eigene Veranlagung geführt als vielmehr der heilsame Einfluß des ihm befreundeten Professors Jordan sowie die Rücksicht gegen den Vater, der über den allzu weichen, jeder Stimmung folgenden Sohn eine strenge Aufsicht führte. Durch diesen scheinbaren Abfall von der Sache des Volkes sank Ernst Koch mit einem Male in der Gunst des Publikums und wurde sogar in der gehässigsten Weise angefeindet.

Koch litt darunter sehr. Wie es scheint, verdarb ihm seine unfreie Stellung zwischen dem Vater, dem er die größten Opfer brachte, und seinen eigenen Wünschen gründlich die Lust an seinem Amte. Es kam zu diesen bitteren Vorfällen noch die Enttäuschung eines unglücklichen Liebesverhältnisses, das von den Eltern der Braut gelöst worden war. Zu dieser Zeit (1834) schrieb er sein bedeutendstes Werk: „Prinz Rosa Stramin“, in dem er seine Ideen und Leiden so reizend und wehmütig gestaltete. Dann aber zerfiel er immer mehr mit sich selbst. Anstatt sich auf die letzte Staatsprüfung vorzubereiten, stürzte er sich in Schulden und ein widriges Leben und kam schließlich so weit, daß er beschloß, sein Vaterland heimlich zu verlassen.

Im Dezember 1834 führte er diesen Entschluß aus und ließ sich zunächst in Straßburg, dann in Paris nieder. Da aber alle seine Versuche, sich eine Existenz zu gründen, scheiterten, sah er sich schon nach kurzer Zeit genötigt, in der algierischen Fremdenlegion Aufnahme zu suchen. Zu Oran fing dann das strapazenreiche Leben in dieser berüchtigten Truppe an. Koch avancierte sehr rasch zum Korporal und wurde 1835, also wenige Monate

nach seinem Eintritte, mit einem Teile der Fremdenlegion nach Spanien geschickt, um der bedrängten Königin Christine gegen die Karlisten beizustehen. Nach unsäglichen Drangsalen und nachdem von 7000 Mann nur mehr gegen 400 übriggeblieben waren, erkrankte Koch schwer und fand Aufnahme im Hospital zu Pamplona.

Hier fand der Verlorene und vom Schicksal Gebeugte endlich Frieden und Ruhe der Seele. Bewegt durch die opferwillige Pflege der hijas de la caridad (Barmherzige Schwestern) und des bischöflichen Kaplans Doktor Raphael Salvador, setzte Koch hier einen langgehegten Wunsch durch. Er trat zur katholischen Kirche über.

Dieser entscheidende Schritt wird uns nicht befremden, wenn wir bedenken, daß Koch von Jugend auf unter dem Einflusse starker religiöser Stimmungen stand. Seine Schriften und Dichtungen sind durchsetzt von Stellen, die darauf hinweisen. Mit den andern zahlreichen Konvertiten seiner Zeit teilte er das edle und energische Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit, welches durch seine harten Lebensschicksale nicht vernichtet werden konnte. Koch blieb nach seiner Konversion bis zu seinem Tode ein tiefgläubiger, frommer Katholik und sein Leben beweist am besten, daß er nicht, wie leider manche andre, aus dem dumpfen Gefühl romantischer Schönheitsschwärmerei, sondern aus tiefster, innerster Überzeugung heraus zum katholischen Bekenntnis zurückgekehrt ist. Mit Recht hat ihn daher Rosenthal der Zahl jener Männer eingereiht, welche durch ihren Übertritt und ihr freimütiges Bekennertum vieles dazu beitrugen, den gewaltigen Aufschwung der katholischen Kirche im Fundament vorzubereiten. Koch hat auch die Feuerprobe gehässiger Anfeindungen und Auslegungen zur Genüge durchmachen müssen, so daß er sich schließlich genötigt sah, in einer Entgegnung seinen Schritt zu rechtfertigen und zu begründen.*)

Nach seiner Entlassung (1837) aus dem Hospital von Pamplona traf es sich, daß die Fremdenlegion aufgelöst und Koch mit ehrenvollem Abschied entlassen wurde. Als ein neuer Mensch kehrte der Weltverirrte nach Deutschland und in seine Heimat zurück. Mit seinen Eltern völlig ausgesöhnt, versuchte er, eine Anstellung in hessischen Staatsdiensten zu erhalten, was ihm aber nicht gelang. Erst 1840 verschaffte ihm der ehemalige hessische Minister Hassenpflug, welcher seit kurzem an die Spitze der luxemburgischen Verwaltung getreten war, eine Stellung als Regierungssekretär in Luxemburg. In Diensten dieses Landes blieb Koch dann bis zu seinem Tode und hatte so das Glück, seinem alten Vater, der im Jahre 1847 starb, für den mannigfachen Kummer genugzutun, wie auch sich selbst ein bescheidenes Heim zu gründen. Im Jahre 1847 erschien dann eine Reihe seiner Erzählungen, und zwar zum erstenmal unter seinem rechten Namen.

Von 1850 an bekleidete er auch noch das Amt eines Professors der deutschen Sprache am Athenäum zu Luxemburg. Es gebührt ihm neben Bischof Laurent E. Michelis und Fey das Verdienst, dort in rühmlichster Weise Nationalbewußtsein und Glaubenseifer gepflegt und verbreitet zu haben.

*) Mainzer katholische Sonntagsblätter. 1856. 28.

Als Lehrer war Koch bei Kollegen und Schülern in hohem Grade beliebt und geehrt.

Allzufrüh stellten sich die Folgen der unmenschlichen Strapazen ein, welche er auf den heißen Sandwüsten Orans und in noch höherem Maße in den Hochgebirgen und Schluchten der Pyrenäen erduldet hatte. An einer Lungenkrankheit starb er nach langem Leiden zu Luxemburg am 24. November 1858, im Alter von 50 Jahren.

II.

Unsere Kritik der Schriften Ernst Kochs*) wird sich nur mit seinem Hauptwerk, dem „Prinzen", zu befassen haben, da die übrigen Schriften, wenn man auch versuchte, sie in Betracht zu ziehen, dennoch kaum zu ihrem Recht und Zweck gelangen würden.

„Prinz Rosa Stramin" nannte der Dichter das Büchlein, das er im April 1834, in dem unseligsten Jahre seines Lebens, unter dem Namen Eduard Helmer erscheinen ließ. Es ist aber nicht etwa, wie der Titel wohl ahnen läßt, die liebesselige Geschichte eines Prinzen, sondern ein buntes, lustiges Potpourri von poetischen Schilderungen und humoristischen Stücken, welche wie aus den „Fliegenden Blättern" ausgelesen scheinen. In der Anlage und Stimmung an Heines Buch Le Grand im zweiten Band der Reisebilder erinnernd, ist es doch weit entfernt von der nackten Frechheit und zügellosen Sinnlichkeit des getauften Juden. Wechselnd von Schilderung zu Gedicht, von der stimmungsvollsten Wehmut zum reizendsten Humor, mutet das Ganze uns an wie ein Spiegel des jungen, launischen, jedem Eindruck folgenden Dichters. Eine Lösung darf man nicht erwarten; war ja bei Beschluß des Büchleins der Konflikt im Leben des Dichters selbst noch ungelöst. Schön wird dies am Ende ausgedrückt: „In einen purpurnen, läutenden Sommerabend sollte dieses Buch ausklingen. Aber regnet's nicht seit acht Tagen an jedem Abend? So indessen der Leser will, schreib' ich noch einen Band, in welchem ich vernünftiger zu sein und alles wieder gut zu machen hoffe."

Dies ist der verschleierte Ausdruck für die Stimmung jener Tage, für die Hoffnungen und bitteren Erfahrungen und Enttäuschungen des Dichters.

Von großer Schönheit und Vollendung sind einige der eingestreuten Gedichte, z. B. das von den Sternen:

Wir ziehen über Berg und Tal
Und übers weite Meer;
Wir ziehen über Menschenqual
Und Menschenglück daher.

Wir kennen, was in stiller Brust
Sich vor der Welt verhüllt
Und was mit namenloser Lust
Ein einsam Auge füllt.

u. s. w. mit dem gleichen, sanften Rhythmus Goethescher Stimmungslyrik. Von Heine, und das ist in jener Zeit äußerst seltsam, ist Koch gar nicht beeinflußt.

Während bis zum elften Kapitel die Schilderung und lyrische Poesie vorherrscht, gelangt hier der Humor zur vollen Blüte. Die Ausführungen des Adjunktus des Mädchenschullehrers aus Schinkenburg über die „dasigen" Verhältnisse und Personen und besonders über die Schinkenburger Stadt=

*) Ernst Kochs gesammelte Schriften, herausgegeben von K. Altmüller, Göttingen, 1873.

miliz sind von überwältigender Komik. Erst mit dem Eintritt des Studenten Gabelstich gewinnt die wehmütige Schilderung von dessen unglücklicher Liebe breiteren Raum.

Es muß festgestellt werden, daß Koch als Dichter bis jetzt zu wenig gewürdigt wurde. Schilderungen lyrischer und humoristischer Art, wie er sie im vorliegend besprochenen Werke und in den Vigilien gab, sind wert, immer wieder gelesen und gelobt zu werden. Mit Recht sagt Dingelstedt von ihm: „Kassel hat nur einen Dichter geboren, das ist Ernst Koch, der Verfasser des ‚Prinzen Rosa Stramin'!“ Leider mangelten ihm nicht die häufigen, eigenartigen Beigaben des Lyrikers, ein weiches, leichtverletzliches Gemüt und die Eigenschaft, aus geringeren oder größeren Anlässen Schwermut und Weltschmerz heimzutragen und, wie Goethe drastisch sagt, „wiederzukäuen“. Darum ging sein Talent zum größten Teil ungenützt zugrunde. „Die Schule des Lebens“, sagt von ihm sein Herausgeber Karl Altmüller, „ist ihm schwer geworden. Er hatte Gaben genug, um auf die höheren Bänke herauf zu rücken, aber der kecke Mut — — war ihm früh geknickt und für die Schläge, die dann in der Schule nicht nur vom Meister derselben ausgeteilt wurden, sondern auch von allerlei schlimmen Kameraden und bösen Buben, hatte er von Anbeginn keine dicke Haut!“ *)

Noch 1860 konnte geschrieben werden, **) daß er zu denjenigen Poeten der Neuzeit gehöre, deren Gedichte bekannter seien als ihre Verfasser und deren Schriften sich auf allen Leihbibliotheken befänden. Heute sind sowohl seine Dichtungen als auch die meisten seiner Schriften verschollen und es werden gewiß nur wenige sein, welche das köstliche Büchlein des Prinzen nicht auch vergessen haben. Zwar wurde es verschiedene Male neu aufgelegt und ausgegeben, einmal sogar in englischer Übersetzung, ***) ohne aber dadurch größeren Erfolg davonzutragen. Von seinen Gedichten fanden manche eine zeitweilige weitere Verbreitung in der heute gleichfalls verschollenen Anthologie Kneschkes. †) Das Verdienst, wenigstens das Hauptwerk des bedeutenden Mannes der deutschen Literatur erhalten zu haben, gebührt Franz Brümmer durch seine bereits mehrfach erwähnte Ausgabe des „Prinzen“.

*) Nachruf, gedruckt in Brümmers Ausgabe.

**) Wiener kathol. Litteraturzeitung, 1860, Nr. 15.

***) Prinz Rosa Stramin by Ed. Helmer (Ernest Koch). Translated from the latest german edition by A. von Beresford. Göttingen, 1860.

†) Emil Kneschke, Anthologie deutscher Lyriker seit 1850. Leipzig, 1865.





Nächte in Florenz.

Von Lorenz Krapp.

I.

Stimmung.

Am Strome drunten schaukelte ein Boot,
Drauf Fischer nächtlich ihre Netze warfen.
Der Mond stand auf den Dächern dunkelrot,
Aus fernen Gärten klang's wie Sang von Harfen.

*

O, welch ein Duften, süß und schwül und heiß!
Die fernen Höhen schimmerten wie golden
Im Sternenlicht von Rosen, rot und weiß,
Gleichwie in Wolken junger Blütendolden.

*

Hoch an das Fenster stand ich stumm gelehnt, —
O Südlandspracht, o Rausch von Frühlingsnächten!
Daß du so schön seist, hätt' ich nie gewähnt!
Und mein Gesicht barg still ich in der Rechten.

*

Und ein Gedanke zog mir durch den Sinn:
„Hier möcht' ich ruhen aus von Wunsch und Werben
Und es vergessen, daß ich war und bin,
Und in die Blüten werfen mich und sterben . . . .“

II.

Begegnung mit Dante.

Als wir von San Miniato*) heute her
Durch rauschende Kastanien niedergingen,
Hing blaß der Mond, von stummer Wehmut schwer,
Hoch über Pinien, Lorbeer und Syringen.

*

Da stieg ein Antlitz, königlich und bleich,
Vor mir empor, das jäh zu mir sich wandte,
Und staunend rief ich: „Du, vom Todesreich
Emporgestieg'ner, rede, bist Du Dante?“

*

Da sprach er: „Ja — ich bin's. Mich ließ die Ruh'
Des Todes schlafen nicht mehr bei Zypressen;
Denn tausend Stimmen trugen dumpf mir zu,
Die heil'ge Kunst von einstens sei vergessen.

*

*) Kirche auf dem Nordhügel der Stadt.

Weh', wenn die Kunst des Feuerbrands vergaß,
Der lodernd flammt auf göttlichen Altären!
Weh', wenn sie von dem Baum des Todes aß,
Der Lust in Schmerz und Glut in Trost muß kehren!

*

Weh', wenn die Kunst den heil'gen Fels verließ,
Aus dessen Fuß des Lebens Ströme brechen!
Weh', wenn die Kunst das ew'ge Licht verstieß
Und lachend wandelt an der Unzucht Bächen!"

*

. . . Und schweigend ging er fort, das Haupt gewandt.
Sein Mantel flatterte im Sternenscheine.
Sein Atem flog, ihm ballte sich die Hand,
Und durch die Dämm'rung klang's, als ob er weine . . .



Fern.

Von F. X. Schrönghamer.

Es war so schön. Ein süßer Traum,
Verfloß mir Tag um Tag.
So träumte ich und kannte kaum
Das Glück, das in mir lag.

Dann kam die Stunde, die mich schied;
Grau düsterte der Tann', —
Der Sturm sang mir das Scheidelied
Und Lieb' und Leid begann.

Die Uhr in stiller Kammer geht
Mit steter Melodie,
Du merkst es nicht. Erst wenn sie steht,
Wie fragend, — hörst Du sie.





In japanischer Gefangenschaft.

Skizzen aus dem Leben russischer Gefangener in der Stadt Matsuyama auf der Insel Sikok.

Von F. P. Kuptschinskij.*)

I.

Man nimmt im allgemeinen an, die Gefangennahme sei das Zurückbehalten des überlebenden Kriegers, der, verwundet und entwaffnet, nicht mehr imstande ist, weiterzukämpfen. Die Idee dieses Zurückbehaltens ist das Bewußtsein des Siegers, daß jede Einheit der Kriegsbeute den errungenen Triumph bestätigen und die Siegesfreude erhöhen muß, daß die Beteiligung am Kampfe einer großen Anzahl feindlicher Soldaten unmöglich gemacht wird, daß, im Falle dem Feind eine gleiche Beute zufällt, die Siegeschancen beider Parteien die gleichen bleiben.

Diese drei Gründe erklären zur Genüge den Wunsch der Kriegführenden, möglichst viele Gefangene zu machen, sie sagen aber nichts davon, daß die Freude des Gegners erhöht wird, wenn sein gefangener Feind unter dem Druck eines schier unerträglichen Daseins seufzt. Was kümmert es den Stolz des Erfolges und das Glück des Sieges, ob der Gefangene seine Tage in Fröhlichkeit oder in Trauer verbringt?

Selbstverständlich kann er nicht fröhlich sein; so bequem sein Leben auch verlaufen möge, — von dem Moment an, wo er ein der Freiheit Beraubter, ein Teil der feindlichen Kriegsbeute ist, wo er aufhört, eine Persönlichkeit zu sein und zu einem Partikelchen der Siegesfreude seines Gegners wird, von dem Moment an muß er sich erniedrigt und in seiner Menschenwürde beleidigt fühlen.

Und genügt das etwa nicht? Warum muß das Dasein der Kriegsgefangenen so gestaltet werden, daß es kaum zu ertragen ist, daß es zu einer ununterbrochenen, grausamen, unsinnigen Tragödie eines langsamen Sterbens unter quälenden Umständen wird? Eine solcher Marter hat keinen Sinn, sie bringt niemandem Nutzen, sie ist grausam und ungerecht.

---

*) Der vor Port Arthur gefangen genommene Kriegskorrespondent Kuptschinskij hat während seines Aufenthaltes in Matsuyama sowie nach seiner Befreiung in russischen Blättern Berichte über das Leben der Gefangenen veröffentlicht, die nunmehr zu einem Buche vereinigt im Verlage Artemjew in Petersburg in russischer Sprache erschienen sind und aus denen wir hier einige Proben in Übersetzung vorlegen.



Mag das, was in der Gefangenschaft unvermeidlich ist, fortbestehen: die Unmöglichkeit, sich aus der zum Aufenthaltsort bestimmten Stadt zu entfernen und die Verhinderung am Weiterführen des Werkes, von dem einen sonst nur der Tod losgerissen hätte; mag auch die heimliche polizeiliche Aufsicht fortbestehen und im Falle irgend welchen Verdachtes die Verhaftung erfolgen, — wozu aber die niemandem nützenden Qualen der Untätigkeit, der Absperrung, der Erniedrigungen aller Art, der Ungewißheit, des Mangels an jeder Nachricht aus der Welt da draußen? Der besiegte Feind ist ja nun unschädlich gemacht, ist nichts weiter als ein Beutestück und leidet bitter unter diesem Bewußtsein, — sollte das dem Sieger nicht genügen?

So sollte die Gefangenschaft der Theorie nach beschaffen sein, — in der Praxis sieht sie anders aus. Die japanische Gefangenschaft ist kein Zurückhalten rechtschaffener Soldaten von der weiteren Beteiligung am Kampfe, — sie ist eine Strafe für das fürchterliche Verbrechen des Krieges, an dem weder die Heere noch die Länder und Völker, sondern nur unsere Politiker schuld sind. Eine Unzahl von Menschen wird für dies Verbrechen mit einem qualvollen und grausamen Tode bestraft, eine Unzahl anderer muß als Krüppel ihr Dasein weiterschleppen; jedermann begreift, daß des Schicksals Hand ungerecht war, als sie gerade diese Unglücklichen zu Opfern des Krieges erwählte; sie waren schuldlos, aber — wären sie nicht gefallen, so wären es eben andere gewesen; irgend jemand muß zu Grunde gehen, das ist die grausame Notwendigkeit des Krieges. Die Überlebenden können die Gefallenen beweinen, — sie dem Tode entreißen, das kann niemand. Diese Unschuldigen mußten die schwerste Strafe, die Todesstrafe, erleiden. Nun sind da aber noch andere Opfer, die, wie's auf den ersten Blick scheinen will, für dasselbe Verbrechen milder gestraft werden; der Zufall hat es gefügt, daß das Beil des Henkers Krieg ihren Nacken nicht getroffen hat, daß er sie in der Schar der anderen nicht bemerkt oder vergessen hat; sie sind der Todesstrafe entgangen.

Wenn der triumphierende Feind nach der Schlacht die verstümmelten Körper der Hingerichteten sammelt, legt er diejenigen, die noch atmen oder sich regen, beiseite, — das sind seine Siegestrophäen. Unter der Menge Toter und Verwundeter finden sich auch Unverletzte; je mehr ihrer sind, desto größer ist die Freude des Feindes, nicht etwa, weil ihm die Hingerichteten leid tun, — er würde auch die Überlebenden sofort töten, wenn ihre Erbeutung ihm nicht Ruhm einbrächte und wenn nicht von allen Seiten die aufmersamen Blicke der neutralen Nachbarn auf ihn gerichtet wären. So fällt also ein kleiner, verhältnismäßig unbedeutender Teil der schuldlosen Opfer des Krieges dem siegreichen Feinde in die Hände. Es ist für den Sieger von Wichtigkeit, daß diese „Verbrecher" bis zum Friedensschluß am Leben bleiben, aber welcher Art dann ihr seelischer und im Zusammenhang damit ihr körperlicher Zustand sein wird, das interessiert ihn wenig. „Konnten sie nicht auch getötet werden?" — „Natürlich konnten sie das!" — „Also, was gibt's denn da über Gefangenschaft zu klagen? Können sie sich nicht glücklich schätzen, daß sie überhaupt am Leben geblieben sind? Das ist doch besser für sie, als wenn sie getötet worden wären, und auch uns paßt es besser so!" So sprechen die Japaner, — zwar nicht mit Worten, aber durch ihr

ganzes Benehmen gegen die in ihrer Gewalt Befindlichen; so rechtfertigen sie sich, wenn ihnen zeitweilig die Teilnahmslosigkeit zum Bewußtsein kommt, mit der sie die Opfer des Krieges behandeln.

Diese Betrachtungen, die ich während der sechsmonatlichen täglichen und stündlichen Erkenntnis, daß ich nichts weiter als ein Bestandteil der japanischen Siegesbeute sei, anstellte, diese Betrachtungen allein genügen, um die heute übliche Art der Gefangenschaft als größten Übelstand des Krieges erscheinen zu lassen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Im September gelang es mir, den russischen Zeitungen einige genaue Schilderungen des Gefangenenlebens zuzuschicken; sie gelangten glücklicherweise nicht in die Hände der Japaner, wurden gedruckt und klärten die Russen einigermaßen über die Lage ihrer gefangenen Landsleute auf. Etwa anderthalb Monate vor Weihnachten sandte ich dann einer Petersburger Zeitung einen Brief, in dem ich gern wahrheitsgemäß über die Verhältnisse in der japanischen Gefangenschaft berichtet hätte, doch da ich die japanische Zensur nicht umgehen konnte, war ich gezwungen, „die Umstände zu mildern"; mein Brief wurde, wie mir die japanischen Behörden mitteilten, von der Zensur in Tokio durchgelassen. Jetzt, wo ich keine Kontrolle mehr zu fürchten brauche, füge ich jenem Schreiben einige Korrekturen hinzu.

Ich schrieb in dem Brief: „Die durch den Krieg verrohten Feinde behandeln die Gefangenen nicht immer gut; sie mußten viel Schweres erdulden . . ." Ich muß hinzufügen: auf Schritt und Tritt wurden die verwundeten wie die gesunden Gefangenen von den japanischen Soldaten bis aufs Letzte ausgeraubt, wenn keine Offiziere in der Nähe waren. Gerechterweise muß übrigens zugegeben werden, daß ähnliche Plünderungen auch auf russischer Seite üblich waren. Vielleicht liegt im Kriege selbst eine gewisse Entschuldigung für diese Räubereien; was haben in solchen Tagen einzelne Gewaltakte und Grausamkeiten zu bedeuten? Ist doch der ganze Krieg darauf aufgebaut! Nicht selten kam es vor, daß die Japaner verwundete Gefangene töteten, was sehr viele russische Soldaten bezeugten. Neben Fällen von Grausamkeit, die sich einigermaßen durch äußerste Erbitterung während des Kampfes erklären lassen, gab es andere, für die jede Erklärung fehlt und die die höchste Empörung hervorrufen müssen. Soldaten des Nowotscherkaßkischen Regimentes, die in Gefangenschaft geraten waren, erzählten, daß sich vor ihren Augen Folgendes abgespielt habe: Nach der Schlacht sammelten die Japaner die eigenen und die russischen Toten und Verwundeten, verbrannten die Leichen der Ihrigen und legten die der Russen auf einen Haufen, um sie später eilig in einer ziemlich flachen Grube zu begraben. Die am schwersten verwundeten Russen, etwa 40 bis 50 Mann, wurden in die nächste chinesische Fansa gebracht, in der eine halbe Stunde später auf unerklärliche Weise ein heftiges Feuer ausbrach. Im Nu brannte die Hütte vor den Augen der Russen und Japaner nieder, ohne daß einer der in ihr untergebrachten Verwundeten sich hätte retten können. Das schreckliche Jammern der bei lebendigem Leibe Verbrennenden ließ die in der Nähe liegenden leichter Verwundeten in heftiges Schluchzen ausbrechen, die Japaner aber machten nicht die geringsten

Löschversuche und die Soldaten, die über diesen Vorfall berichteten, sprachen die Überzeugung aus, daß das Feuer von den Japanern gelegt worden sei.

Man muß den japanischen Offizieren die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie ihrerseits — im Gegensatz zu ihren Untergebenen — fast immer korrekt und bescheiden mit den gefangenen Russen umgingen. Nur von einem unter ihnen, einem gewissen Leutnant Sato, wurden schlimme Sachen berichtet. Fast alle Gefangenen, die über Liaojang transportiert wurden, hatten mit ihm zu tun, da er infolge seiner Kenntnis der russischen Sprache mit ihrer Weiterbeförderung betraut war. Er war grob und unverschämt, verlangte die übertriebensten Ehrenbezeugungen, z. B. daß man bei seinem Eintritt aufstehe, während des Gesprächs mit ihm die Hand an der Mütze halte u. dgl. m. Sogar den gefangenen Offizieren gegenüber benahm er sich anmaßend und die russischen Soldaten wurden nicht selten von ihm geprügelt „als Strafe für Unehrerbietigkeit".

Diese kurzen Schilderungen mögen als Illustration zu dem Ausspruch dienen, daß der gefangene Russe gar manches erdulden mußte, bevor er in das friedliche Japan, in die Umgebung des nicht im Kampfe stehenden Militärs gelangte.

Ich sagte ferner in dem Briefe: „Die Japaner bemühen sich, zu tun, was in ihren Kräften steht, doch vieles bleibt ihnen an den Russen unverständlich und daher fällt es ihnen schwer, das Dasein der Menschenmenge, die der Krieg ihnen in die Arme geworfen, erträglich zu gestalten."

Ich muß dies dahin richtigstellen, daß die Japaner — offen und unparteiisch gesagt — sich alle Mühe gaben, um das Leben der Gefangenen äußerlich ruhig, friedlich und glatt sich abwickeln zu lassen, damit die Obrigkeit nur ja keine Scherereien habe und damit die Presse die Sieger nicht der Unfreundlichkeit gegen ihre Gefangenen beschuldige. Aber irgendwelche Bemühungen zu wirklicher Erleichterung der Gefangenschaft waren nicht zu entdecken. Die Japaner äußerten oft, daß die russischen Offiziere größere Freiheiten genießen würden, wenn sie ruhiger, friedliebender, höflicher wären; aber je mehr Mißhelligkeiten es gebe, umso fühlbarer müsse die Unterdrückung werden.

Die Gewohnheiten und Sitten der Japaner sind zu verschieden von denen der Russen, darin liegen die Hauptgründe vieler drückender Verordnungen, und die Japaner sagen: „Wir verstehen nicht, warum die Russen in unserem Lande unzufrieden sind? Sie leben doch unter besseren Bedingungen als ihre Kameraden im Felde, haben keine Pflichten, keine Arbeiten, sind keinen Gefahren ausgesetzt, können sich in Ruhe erholen und all das Schwere vergessen, was sie im Kriege durchgemacht haben. Es ist uns unbegreiflich, warum sie murren!"

Daß sie dennoch die Unzulänglichkeit der Lebensbedingungen, die sie den Gefangenen schufen, einsahen, erhellt aus vielen ihrer Handlungen und Verordnungen, von denen weiter unten gesprochen werden soll.

Ich beginne mit den Vorschriften, die die Korrespondenz der Gefangenen, das Absenden und Empfangen von Briefen, betrafen. Es war nicht nur verboten, in den Briefen rein zeitgemäße, den Krieg betreffende Fragen zu berühren, sondern auch die Japaner in irgendeiner Hinsicht zu kritisieren oder

über die Behandlung der Gefangenen zu sprechen. Eine Verordnung besagte u. a., man dürfe nichts nach Hause schreiben, was den Adressaten betrüben oder aufregen könnte. Diese Verordnung gab den Japanern das Recht, jeden Brief zurückzuhalten, der ihnen aus irgendeinem Grunde „betrübend oder aufregend“ für die Angehörigen des Schreibers erschien. Natürlich konnten die Soldaten nun ihre Briefe nur mit Schilderungen ihres Gesundheitszustandes und Grüßen an Verwandte und Freunde füllen und selbst von diesen harmlosen Schriftstücken wurden viele nicht befördert, da das Mißtrauen der Japaner keine Grenzen kannte und die Zensur unerbittlich war. Ich will zur Illustration dieser Zustände einige wirklich komische Beispiele anführen: Die Dolmetsche, die in der Regel das Russische nur unvollkommen beherrschten, hatten abwechselnd in den Räumen der Kriegsgefangenen Dienst zu tun und alle unsere Briefe für die Zensur zu übersetzen. Sie wandten sich oft genug an die Russen mit der Frage, wie der oder jener Satz zu verstehen sei. — „Was heißt: mit Komfort reisen? Wer oder was ist Komfort?“ — „Bequemlichkeit“, lautet die Antwort. — „Was für eine Bequemlichkeit und für wen?“ Und das Gespräch zieht sich in die Länge; trotz aller Bemühungen, das Wort zu erklären, bleibt es dem Dolmetsch unverständlich und verdächtig und kann die Ursache zur Nichtabsendung des betreffenden Briefes werden. Oder: einer der Gefangenen nennt die, an welche er schreibt, „liebes Täubchen“, ein Ausdruck der Liebkosung, der doch jedem Wickelkind klar sein dürfte. Hier aber entstehen daraus zahllose Verhandlungen: „Was ist das, ein Täubchen?“ (Vermutlich eine verabredete Bezeichnung!) „Eure Frauen tragen doch keine Vogel- oder Blumennamen und dennoch hat der Schreiber schon wiederholt die Adressatin, die immer dieselbe bleibt, Vergißmeinnicht, Veilchen, ja sogar Rosenblättchen genannt!“ Und das alles wird in so ernstem und besorgtem Ton vorgebracht, daß man sich unmöglich des Lächelns erwehren kann. Die Briefe, die eintreffenden wie die abgehenden, wurden lange zurückgehalten, langsam gelesen, langsam übersetzt, blieben in Tokio und in Matsuyama liegen und erreichten den Adressaten erst nach zwei bis drei Monaten.

In meinem Briefe erwähnte ich zum Schluß die Notwendigkeit, den Gefangenen Bücher, Zeitschriften, neue und alte Zeitungen, kurz, irgend etwas Gedrucktes, das beleben und aufheitern kann, zu verschaffen. Es ist mir bekannt, daß das Bureau für Kriegsgefangene wiederholt aus Rußland große Sendungen Zeitschriften und Bücher erhielt, sie wurden nie verteilt, sondern in der Gefangenenverwaltung aufbewahrt, ungeachtet all unserer Bitten und sogar der Vermittlung des französischen Konsuls. Man kann sagen, daß im allgemeinen nur das bis zu den Gefangenen gelangte, was direkt an diesen, Herrn de Lucy Fossarieu, gesandt worden war; er übermittelte den Russen öfter die an sie adressierten Gelder und Geschenke. Zu Neujahr ging durch seine Hände eine Geldspende der Kaiserin-Mutter für die Unterchargen (1 Yen pro Mann); auch die Königin von Griechenland und viele Privatpersonen übergaben ihm wiederholt Geschenke für die Gefangenen. Überhaupt war der Beistand des Konsuls von großem Wert für die Russen; in allen schwierigen Fällen trat er offiziell für unsere Interessen ein und erleichterte nach Möglichkeit unser Schicksal.

Die Gefangenschaft wirkt auf jeden einzelnen Häftling verschieden: der eine ergibt sich dem Trunke, trinkt tagein, tagaus, vom Morgen bis zum Abend, trinkt, was er bekommen kann, mit Wasser verdünnten Spiritus oder verfälschten russisch-japanischen Schnaps; das Resultat eines solchen Lebens läßt sich vorstellen. Der andere verfällt in Schlafsucht, schläft Tag und Nacht, wälzt sich träge auf seinem Lager, kommt von Kräften, bleibt schließlich mit schmerzendem Kopf immer liegen, da er schwindlig wird, sobald er aufsteht; seine Augen werden allmählich farblos, müde, ohne Glanz und Leben, das Gesicht erscheint geschwollen und der bisher gesunde und normale Mensch macht bald den Eindruck eines sich bewegenden Leichnams. Der dritte wird zum Kartenspieler und wieder andere versinken in Gedanken und Erinnerungen. Und es gibt buchstäblich nichts in dem täglichen Einerlei, das zerstreuen und beleben, das eine wenn auch nur vorübergehende Erholung und ein minutenlanges Vergessen der traurigen Gegenwart gewähren könnte!

Die Genfer Konvention und die Haager Konferenz haben gar vieles vergessen: die Gefangenschaftsfrage ist völlig ungeklärt geblieben und die diesbezüglichen Bedingungen hängen nur von der Intelligenz und dem Edelmut des Gegners ab; wenn aber diese nur äußerlich existieren oder überhaupt nicht vorhanden sind, wird das Leben der Gefangenen — mangels auf internationalem Einverständnis beruhender Vorschriften — zur Folter selbst für derbveranlagte Naturen, und je zarter die Körper- und Geisteskonstitution des Gefangenen, umso schlimmer für ihn! Die Japaner gaben Ukase, Regeln und Verordnungen heraus und all diese Ukase, Regeln und Verordnungen waren voller Teilnahmslosigkeit für die gewaltsam Bevormundeten und voller Ungerechtigkeit, wie vom juristischen, so vom allgemein menschlichen Standpunkt aus.

Es muß freilich zugegeben werden: die Russen führten sich in der Gefangenschaft nicht immer so auf, daß man sie von aller Schuld an den verschiedentlichen Verwicklungen und strengen Maßregeln freisprechen könnte. Im großen und ganzen spitzten sich die Beziehungen zwischen Siegern und Besiegten mit jedem Monat, mit jeder Woche schärfer zu, sei es, weil die Zahl der Kriegsgefangenen nicht aufhörte zu wachsen, sei es, daß die Japaner, ihrer Siege und Erfolge stolz, überdrüssig wurden, sich mit einer großen Menge unruhiger Einheiten ihrer Kriegsbeute abzugeben; jedenfalls mehrten sich die Streitigkeiten mit jeder Woche, die wir in Japan zubringen mußten.

II.

Vor mehr als zweihundert Jahren war Matsuyama nichts weiter als eine kleine Ansiedlung von Feldarbeitern. Über den armseligen, häßlichen Hütten, die unordentlich am Fuße des hohen, grünen Berges zerstreut lagen, erhob sich auf dessen Gipfel stolz das altertümliche Schloß des Grafen Matsuyama, dem diese Insel mit ihren endlosen Reisfeldern, Bächen, Tälern und Hügeln gehörte.

Aus vornehmem Geschlechte stammend, hatten die Grafen Schloß und Land von Nachkommen zu Nachkommen vererbt. Doch allmählich änderten sich die Verhältnisse im Reiche und der Einfluß des einst mächtigen Grafen-

geschlechtes erlosch. Die Stadt aber wuchs und breitete sich aus, füllte sich mit den hübschen Bauten der reich gewordenen Landleute und schmückte sich mit den niedlichen Häuschen wohlhabender Händler. Das große Schloß mit seinen himmelhohen Türmen, Schießscharten, zahllosen Toren, Höfen, Kasematten, Sälen, Kammern, Galerien, dunklen Kellern mit schweren eisernen Türen, das große Schloß hatte Zweck und Sinn verloren; seine einst so zahlreiche Dienerschaft verminderte sich, da die meisten der Männer die unnötig gewordenen verrosteten Säbel und Dolche beiseite warfen und sich aus blutdürstigen Kriegern in friedliche Ackersleute verwandelten. Türen und Mauern des Schlosses bedeckten sich mit Gras und Gestrüpp, — die Stadt aber wuchs und wuchs. Die letzten Nachkommen des alten Grafengeschlechtes verließen endlich das Schloß, es der Obhut einiger weniger Familien anvertrauend. Japanische Kinder spielen nun sorglos in den kleinen, grünen Höfen zwischen den finsteren Mauern und hohen Türmen; das Schloß selbst ist erfüllt von Erinnerungen an längst vergangene Macht und Herrlichkeit, doch es ist tot. Dafür herrscht ringsumher Leben, das heiße, fieberhafte, bewegte Leben des Orients; die Straßen sind voller Unruhe und wimmeln von Fußgängern, Reitern, Trägern, Straßenhändlern, ganzen Prozessionen; Tag, und Nacht pulsiert das Leben, sprudelt wie eine Quelle und es scheint keine Kraft zu existieren, die es zum Stocken bringen könnte; zuweilen treten Ereignisse ein, welche die Fieberhitze seines Pulsschlages nur noch erhöhen.

Von jeder Straße der Stadt aus sieht man ein wundervolles Gebirgspanorama, das in der Höhe hier und da von blendendem Schnee umsäumt ist; die seltsamen Umrisse der grünen Hügel, Anhöhen und Felsen bieten dem Auge eine im Glanz der Sonnenstrahlen ewig wechselnde Pracht. Die Natur ist hier herrlich und wäre allein schon imstande, die armen Gefangenen zu trösten und ihre sehnsuchtsvollen Freiheitsgedanken einzuschläfern, — aber sie durften sich ja an all der Schönheit rundumher nicht ergötzen. Selten nur wurde ihnen ein Spaziergang vor die Stadt erlaubt, und das Geleite von Polizisten, Gendarmen, Schildwachen, Dolmetschern und Offizieren, das ihnen auf Schritt und Tritt folgte, ließ sie ihre Lage nie vergessen.

Nicht weit vor der Stadt schäumt ein malerischer Wasserfall; zwischen steilen, nackten und schwarzen Felsen, zwischen toten Steinen rauscht das Wasser dahin, spielend, lachend und schluchzend, wirbelnd und jubelnd wie die Jugend, wie das Leben. Selten nur durften die Gefangenen diesen schönen Erdenfleck besuchen, selten nur beim Anblick der lebensfrischen Natur ihre trübsinnigen Gedanken und das graue Einerlei der Tage vergessen. Die wunderbar schöne Umgebung Matsuyamas, die märchenhafte Vegetation, die hübschen Gruppen der Landhäuser am Bergesabhang, das Smaragdgrün der Felder, — all diese Pracht ringsumher sprach zu den Gefangenen eine stumme und doch so beredte Sprache von dem Glück eines freien Daseins im Schoße der ewigschönen Natur. . .

Es ist noch frühester Morgen, aber die Stadt lebt und lärmt bereits. Vom Sonnenglanz umflossen, von durchsichtigem Nebel umhüllt, erwachen die Berge — die fernen schneebedeckten sowie die nahen grünen — aus dem Schlafe der Nacht. Auf den einförmigen, uferlosen Reisfeldern in den

Tälern erscheinen Tausende von Arbeitern; gleich nach Sonnenaufgang machen sie sich ans Werk, den verschwindend kleinen Acker, der sie und ihre zahlreiche Familie ernähren muß, zu bebauen. Es arbeiten Männer, Frauen und Kinder; die Sonne brennt und alle, Männer wie Frauen, bedecken den Kopf mit einem Tuche oder einem riesengroßen Strohhute. In der Stadt herrscht Lärm, Gedränge und Staub; die mannigfaltigsten Gerüche, die verschiedenartigsten Schreie erfüllen die Luft. Auf den Feldern ist es still, friedlich und schön, hier regiert die Natur, wenngleich sie sich bereitwillig in den Dienst des Menschen stellt. Lang und schnurgerade ziehen sich die kleinen, bis zum Rande mit fließendem Wasser angefüllten Kanäle zwischen den Feldern hin; wie ein erstaunlich gleichförmiges Netz bedecken sie den Boden, den Reispflanzungen die ihnen so nötige Feuchtigkeit zuführend. Mühlen klappern hier und da; allüberall tauchen Hütten und Landhäuser auf, teils in Gruppen, teils einzeln im üppigen Grün daliegend; ohne Damm, ohne Abgrenzung durchschneidet, von weitem kaum bemerkbar, die Linie der schmalspurigen Eisenbahn die Landschaft; Hütten und Äcker reichen so nah an sie heran, daß zwischen Schienen und Reisstengeln ein Abstand von kaum einer Arschin*) bleibt, und wenn der winzige, spielzeugähnliche Zug vorüberbraust, scheint er direkt über das Reisfeld zu rollen. Lange, ebene, glattgetretene Wege durchziehen die Felder; sie sind bedeckt mit beladenen Pferden, Karren, Rikschas, Fußgängern mit und ohne Bürde, in leichten Gewändern und klappernden Holzpantoffeln, Frauen mit Kindern, geputzten jungen Japanerinnen, Soldaten und Reitern; hier und dort taucht ein europäischer Anzug auf, ein heller Hut beschattet ein volles, blondbärtiges Gesicht, es erscheint ein gelber Rock, ein Spazierstöckchen, — und dem Träger desselben folgt unbedingt ein Soldat, Offizier oder Gendarm. Dort kommen einige kriegsgefangene Russen, der eine eilt schnell vorwärts, der andere schlendert langsam dahin, — aber jedem von ihnen folgt, keine Bewegung, keine Wendung unbemerkt lassend, mehr als ein wachsames Augenpaar. . .

Jene besonders belebte Straße, auf der auch die Russen dahinschreiten, führt zum Kurort Dogo, dessen heiße Schwefelquellen in hohem Grade heilkräftig sind; die Ärzte verordnen sie hauptsächlich gegen Hautkrankheiten.

Dogo ist kaum anderthalb Werst**) von Matsuyama entfernt und kann als dessen ziemlich stark bevölkerte Vorstadt angesehen werden; hier wie dort gibt es belebte Straßen, Läden — wenn auch einfache —, Fuhrwerke aller Art, Bewegung und Lärm. Das große, elegante Badehaus ist ganz in japanischem Stil erbaut, mit Drachen auf dem leichten, gewölbten Dach, Türmchen und vielfarbigen Figürchen von phantastischem Aussehen. Innen ist es hübsch und rein: kunstvolle Matten, zierliche Gegenstände, Bilder; es existieren außer gemeinschaftlichen Bassins für die wenig zahlenden Gäste teuerere, separierte Badeabteilungen: kleine Granitbecken mit fließendem und folglich fast immer frischem Wasser. Die Benützung eines solchen Beckens kostet pro Stunde 1 Yen 50 Zents, doch da die Dauer eines Bades sehr kurz ist, so können in einer Stunde fünf Personen nacheinander das Bassin benützen

*) Russisches Längenmaß; 3 Arschin = 4 Ellen.

**) 1 Werst = 1066 m.



und je 30 Zents bezahlen. Man entkleidet sich in einem engen Gemach, in dem unentgeltlich Tee und feines Gebäck serviert wird; für geringe Bezahlung kann man sich verschiedene Leckereien bringen lassen: Nüsse, Mandarinen und sonstige Früchte, Bisquits, Kuchen, Bier, süßen roten Wein und alles, wonach man sonst noch Appetit hat. Täglich sah man hier russische Offiziere; man hatte sich im Badehause an die Russen gewöhnt und verständigte sich mit ihnen mittelst des sonderbaren japanisch-russischen Idioms, das in den Hospitälern und in vielen Magazinen der Stadt, in denen die Russen öfters einkauften, entstanden war. Die Russen kamen gruppenweise hin, meist des Morgens, und installierten sich in den Ankleideräumen mit dem sie begleitenden japanischen Offizier, Unteroffizier oder Dolmetsch, — ein Polizist wachte außerdem unten vor dem Hause! — Der Besuch der Bäder bot den Kriegsgefangenen die einzige Zerstreuung, deren aber die seit längerer Zeit in Matsuyama Weilenden schon herzlich überdrüssig waren.

Zuweilen durfte eine Gesellschaft der gefangenen Offiziere mit der Eisenbahn in die benachbarten Ortschaften Midsa und Takahama fahren, die im Sommer herrliche Seebäder gewähren. Der großartige Anblick der Berge und des Meeres, das malerische dichtbevölkerte Ufer mit Tausenden von Dschonken und Fischerbooten bieten dem Auge stets neuen Genuß.

Die Zivilbevölkerung sowohl der Stadt als der Umgegend behandelte die gefangenen Feinde des Vaterlandes erstaunlich höflich, ja sie bezeugte ihnen in manchen Fällen herzliche Sympathie; es mag sein, daß diese aus Mitleid erwachsen war, bemerkenswert bleibt sie trotzdem. Die Vertreter der Stadt bewirteten die Gefangenen wiederholt in den Restaurants; die Eisenbahngesellschaft stellte ihnen einmal unentgeltlich einen Zug zu einem Ausfluge zur Verfügung; die Einwohner Matsuyamas schenkten ihnen öfters Früchte und Zigaretten, letztere besonders den im Krankenhause befindlichen Offizieren und Soldaten, die auch oft Besuch erhielten. Diese Besuche mögen ja zum Teile bloße Neugier zum Beweggrund gehabt haben, doch die Gäste drückten den Kranken durch den Dolmetsch oft ihre herzlichste Teilnahme aus und das tat den Einsamen wohl. Hinter dem Zaune, der den Spitalhof umgab, sah man fast immer Gruppen von Neugierigen, die den im Hofe umherspazierenden oder „Babchen“ *) spielenden Rekonvaleszenten zuschauten. Nicht selten entspannen sich über den Zaum hinüber Gespräche, die hauptsächlich mit Händen und Gebärden geführt wurden; sobald aber eine der zahllosen japanischen Schildwachen darauf aufmerksam wurde, näherte sie sich gravitätisch und die neugierigen Passanten zerstreuten sich.

III.

Auf der rechten Hälfte der zweiten Baracke litten schon seit Monaten zwei Schwerkranke. Der eine von ihnen war der Jäger Feodor Tscherneletzkij, dem eine Kugel das Rückgrat zertrümmert hatte und der infolgedessen die Füße und den halben Rumpf nicht bewegen konnte. Mehr als zehn Monate

*) Das bei dem russischen Volk sehr beliebte Babchen-Spiel besteht im kunstvollen Werfen und Treffen gewisser kleiner Knochen (Fußknöchel des Kalbes) nach bestimmten Regeln.



bereiteten ihm die Wunden, die durchgelegenen Stellen, die Unmöglichkeit, sich zu bewegen, unsagbare Qualen, — jetzt hat er ausgelitten.

Feodor gegenüber lag mit verbundenem Kopfe Stephan: eine Kugel hatte ihn in die Stirn getroffen und war im Nacken wieder hervorgedrungen. Er hatte starke Kopfschmerzen, aß fast gar nichts und war so abgemagert, daß die Kameraden, die ihn zufällig nackt sahen, entsetzt zurückprallten, aufgeregt miteinander flüsterten und sich unter Seufzern bekreuzigten, — und doch hatten die gefangenen Soldaten schon genug des Schrecklichen erlebt und gesehen. Welch verstümmelte Leichname und welch schaudererregende Wunden waren ihnen schon vor Augen gekommen, sowohl draußen im Felde, während sie unter dem feindlichen Feuer auf den steilen Hügeln umherkletterten, als auch nach der Gefangennahme in den japanischen Spitälern! — Stephans Lage war entsetzlich: zum Skelett abgemagert, die unnatürlich großen, schwarzen Augen weit geöffnet, mit einem herzzerreißenden Ausdruck — weniger der Qual oder des Schmerzes als der wortlosen Angst . . . Wenn der Tod jemals Menschengestalt annehmen wollte, so hätte Stephan sich ihm als bequemste und passendste Verkörperung dargeboten. Es war so wenig Fleisch und Blut an ihm, daß man bei jeder Berührung der langen, leblosen Gliedmaßen durch die barmherzigen Schwestern, die seine schmerzenden wund-gelegenen Stellen verbanden, das Klappern der Knochen zu hören meinte.

Nagana-San, eine der gütigsten, sorgsamsten und geduldigsten Schwestern, pflegte diesen Unglücklichen wie eine Mutter den heißgeliebten einzigen Sohn, den sie dem drohenden Tode entreißen wollte, pflegen würde. Stephan sprach fast kein Wort und äußerte selten irgend einen Wunsch; geduldig erwartete er den Tod, der sich bereits in seinen großen, dunklen Augen spiegelte und dennoch mit dem Erscheinen zögerte. Die Ärzte mühten sich, den Kranken zu retten, und vollzogen an ihm eine kunstvolle Operation, nach welcher er noch schwächer und apathischer wurde; das eine Auge schloß sich nun gar nicht mehr und fuhr selbst in den Stunden der Ruhe zu glänzen fort. Sein junges, einst auffallend hübsches Gesicht wurde linksseitig gelähmt, der Mund öffnete sich nur mit Mühe und die Worte, die dann und wann den vertrockneten, farblosen Lippen entflohen, waren kaum zu verstehen und hatten stets den gleichen Ton, der das Herz erstarren machte in Mitleid und Angst . . . „Bedeck' mich!" — „Wende mich um!" — „Es schmerzt!" — „Mir ist kalt!" — „Gib mir zu trinken!" — Und die ihn umringenden gesunden Kameraden bedeckten ihn, legten ihn zurecht, blickten mit Tränen in den Augen auf sein abgezehrtes Gesicht, das noch so jung, so knabenhaft war, — er zählte ja erst 23 Jahre! Die besorgte Schwester eilte herbei, kniete neben seiner auf dem Boden liegenden Matratze nieder, richtete ihm die Kissen, das Haupt, reichte ihm Arznei oder einen erfrischenden Trunk . . . Er litt lange und entsetzlich; jede physische Möglichkeit einer weiteren Abmagerung schien ausgeschlossen und dennoch wurde Stephan täglich magerer und schwächer; seltener und seltener brachte er ein Wort hervor, meist lag er scheinbar schlafend, das eine Auge geschlossen, das andere offen; die sich ihm nähernden Kameraden und die barmherzige Schwester wußten nie genau, ob er wachte oder schlief. — Eines Abends erschien es einem vorübergehenden Soldaten, der einen Blick auf das Antlitz des Dulders

warf, als sei Stephan tot, doch ein dazukommender Kamerad zerstreute seine Befürchtung mit den Worten, daß der Kranke ja immer so aussehe; er trat an das Lager heran und wollte den vom Kissen herabgeglittenen Kopf zurechtlegen, — da aber erbleichte er und fuhr zurück . . .

Schon seit einigen Minuten umstand eine schweigsame, traurige Menge die Leiche; viele bekreuzigten sich ehrfurchtsvoll vor der Majestät des Todes; Stephan lag noch in derselben Stellung wie immer, doch er litt nicht mehr; vergebens bemühte sich der Arzt, am schneeweißen, mageren und kalten Handgelenk den Pulsschlag zu entdecken, vergebens hob die Schwester behutsam das Lid des geschlossenen Auges auf und berührte die Pupille mit dem Finger, — sobald sie ihre Hand zurückzog, sank das Lid wieder herab und die Pupille blieb hart und leblos. Stephan war ebenso still, unbemerkt und ohne Klage verschieden, wie er monatelang geduldet hatte. — Die barmherzigen Schwestern wuschen den Leichnam, legten die Hände und Füße zurecht, bedeckten das Antlitz mit einem Tuche und ließen ihn über Nacht auf seinem Lager, nachdem sie den daneben liegenden Kranken weiter fort gebettet hatten. — Am dritten Tage fand die Beerdigung statt.

Bei der Totenkammer dort hinter den Baracken, dicht am Zaun, der den Spitalhof von den Reisfeldern trennte, versammelten sich die gefangenen Soldaten in ihren langen Krankenkitteln; sich bekreuzigend umdrängten sie den mit einem Brokattuche verhüllten Sarg; auch ein Geistlicher war anwesend und sagte in gebrochenem Russisch und in eintöniger Weise die vorgeschriebenen Gebete her. Es roch nach Weihrauch und der bekannte, ein wenig betäubende Duft hatte etwas das Herz Rührendes und traurig Stimmendes an sich . . . Ein geübter, harmonischer Chor sang die schwermütigen russischen Sterbelieder, die alles Menschenleid beschließen und in deren Melodie keine einzige Note hoffenden Lebens anklingt; stumm, in Gedanken versunken hörten die Umstehenden zu . . . Jenseits des Zaunes stellten sich am Rande des Reisfeldes neugierige Japaner nnd Japanerinnen auf, deren Interesse durch die Menschenansammlung, den Gesang und die Zeremonien erweckt worden war . . . Und über all diesem erstrahlte leuchtend, wärmend und unbekümmert die Sonne.

Die Menschenmenge vergrößerte sich: auch aus den Quartieren der Gesunden (wir hatten damals fünf Niederlassungen für Soldaten und zwei für Offiziere) durfte jeder, der wollte, der Totenfeier beiwohnen; im Hintergrunde standen einige japanische Soldaten mit Flinte und Ranzen auf dem Rücken und ein paar Polizisten in weißen Handschuhen und mit unruhig umherspähenden Augen hielten die Ordnung unter dem Volke hinter dem Zaune aufrecht. —Wehmutsvoll, herzbeklemmend zittern die Stimmen der Sänger durch die stille, von der Herbstsonne durchwärmte Luft. Eine unbeschreibliche Traurigkeit schleicht sich leise und unwiderstehlich in die Herzen aller und erfüllt diese in der Fremde verlassenen Männer mit düstern, nicht abzuschüttelnden Gedanken.

Nun ist der Trauergottesdienst zu Ende. Jasimoto, der kleine, lebhafte, schwarzäugige Dolmetsch, der vor dem Kriege in einer Manufakturwarenhandlung in Wladiwostok als Kommis gedient hat und es jetzt bis zu dem hohen Posten eines „Umsprechers" — wie die Soldaten sagen —, von dem das Geschick der Kriegsgefangenen in vielem abhängt, gebracht hat, Jasimoto

teilt dem Hauptmanne U. mit, daß alle, die es wünschen, dem Sarge zum Friedhof folgen dürfen; der Hauptmann ruft mit weitschallender Stimme: „Brüder, wer den Sarg begleiten will, trete zur Seite!“ Fast alle folgen dieser Aufforderung. Plötzlich erscheint ein japanischer Unteroffizier von der Spitalwache und redet lange auf Jasimoto ein, während vier Japaner mit roten Kreuzen anf dem Rücken den Sarg zum Tragen bereit machen; man hört Hammerschläge und japanisches Geschwätz. Schließlich erklärt Jasimoto etwas verlegen dem Hauptmann, daß die Vorgesetzten nur den Sängern den Gang zum Friedhof erlauben wollen; der Hauptmann regt sich auf und schimpft über die japanischen Verordnungen, endlich wendet er sich an die Soldaten: „Meine Herren, gehen Sie in die Baracken zurück, es wird nicht erlaubt, dem Toten das letzte Geleit zu geben.“ Man macht dem sanften, schuldlosen Geistlichen Vorwürfe, daß er bei seinen Landsleuten keine Rücksichtnahme auf die christlichen Zeremonien durchsetzen könne; er wird verlegen und unterhandelt mit einem anderen japanischen Geistlichen, der aus Tokio zum Besuche der Gefangenen gekommen ist und der Trauerfeier aus eigenem Antrieb beigewohnt hat; doch die Unterhandlungen führen aus begreiflichen Gründen zu nichts: niemand der Anwesenden hat das Recht, den soeben „von oben“ erfolgten Befehl abzuändern. Dennoch folgen mehr als zweihundert Menschen dem Sarge; ohne Kopfbedeckung, mit blassen, ernsten Gesichtern ziehen sie wie ein schmales Band auf dem Fußpfade zwischen den Reisfeldern und rieselnden Bächlein dahin; an der Spitze des Zuges schreiten wichtig und bedeutungsvoll zwei japanische Schildwachen einher, gleich hinter ihnen gehen zwei russische Soldaten, die ein Holzkreuz mit einem Inschriftstäfelchen (Vor- und Zuname des Verstorbenen) tragen; dann folgt der Sängerchor; hinter ihm schwankt auf den Schultern vierer unserer Soldaten der einfache Holzsarg und dann taucht eine lange, lange Reihe von Köpfen auf; es ist, als wälze sich eine riesenhafte Schlange zwischen den Feldern dahin, auf denen die Eingeborenen emsig arbeiten, die Frauen in großen Strohhüten mit halb in Tüchern verhüllten Köpfen, die Männer mit glatt rasierten, gleichartigen Gesichtern, auf denen sich Neugier und höchstes Staunen malen. Die feierliche Prozession und der Gesang locken sie alle herbei; Knaben und Mädchen laufen fröhlich schwatzend neben dem Zuge einher, die Entgegenkommenden bleiben stehen und die Landarbeiter blicken rastend auf.

Der Weg zum Friedhof ist nicht weit; dort auf dem Hügel schimmern bereits die weißen Kreuze aus dem Grün der Umgebung, das ist die letzte Zufluchtsstätte der in der Gefangenschaft gestorbenen Russen; gegen zwanzig Kreuze heben sich dort schon von dem grünen Hintergrunde des Berges ab. Langsam zieht die Prozession den steilen Hügel hinan, biegt um die Ecke des buddhistischen Tempels und steigt dann zwischen dem dichten Laubwerk der ringsum wachsenden Bäume und den sonderbar geformten Farrenkräutern noch höher auf; der Gesang klingt gedämpft und abgerissen aus dem grünen Dickicht hervor und strebt, von Schluchzen unterbrochenen Akkorden gleich, mühsam gen Himmel; alles, was die Herzen der Überlebenden, die jetzt dem Sarge folgen, verwundet hat, alles, was sie in diesen langen, bangen Tagen der Gefangenschaft gemartert hat, scheint sich in diesen schwermutsvollen Klängen loszuringen und ans Licht zu drängen... Einige der Holzkreuze auf

den hellen Sandhügeln haben sich bereits zur Seite geneigt oder sind gar umgefallen; in einer nicht allzu tiefen Gruft am Abhange des Berges mühen sich ein paar halbnackte Japaner ächzend und stöhnend damit ab, die letzten feuchten, weichen Erdschollen aus dem Grabe zu schaufeln. — In dichter Schar umstehen die Gefangenen die Gruft und den völlig schmucklosen Sarg. Neuerliche Gebete, neuerlicher Gesang, der mit seinen gramerfüllten Tönen das Herz der Hörer zerwühlt, neuerliche Trauer. . . Ringsum aber ein wunderbar reizvolles Landschaftsbild: die Stadt mit ihren Vororten, die vielfarbigen Felderquadrate, die glitzernden Bächlein, die Hütten der weitverstreuten Dörfer, dort links die weißen Baracken der Russen und hier im Vordergrunde der hohe Berg mit den sonderbaren Umrissen eines steinernen Schlosses auf dem grünen Hintergrunde des Gipfels.

Der Sarg ist an Stricken hinabgesenkt und mit Erde bedeckt worden; hoch und gleichmäßig wölbt sie sich nun über dem Sargdeckel und verbirgt den Überlebenden für immer Stephans glänzende, dunkle Augen. Vielleicht hat er in den Fieberphantasien seines durchschossenen Gehirns diesen stillen Erdhügel gesehen und vielleicht lag deshalb eine so entsetzliche Angst in seinem Blick? — „O nein, das hätte ihn nicht geängstigt!“ antworten euch alle die bleichen Burschen, die das Grab umstehen, „nein, nein, das ist ja nichts Entsetzliches! Er ist ja jetzt frei und sicherlich glücklicher als wir alle!“

Ein anderer Schwerverwundeter nahm Stephans Lager ein und der hoffnungslos darniederliegende Feodor Tscherneletzkij blickte mit unsagbarem Gram in den Augen auf den neuen Dulder, der gerade ihm gegenüber gebettet wurde. An sein eigenes Leiden schien er längst gewöhnt zu sein; das monatelange Liegen in größter Hilflosigkeit, mit amputierten Beinen und halbgelähmtem Rumpf, die wundgelegenen Stellen, die Schmerzen hatten ihn abgestumpft. Schwer vermißte er seit mehreren Wochen seine treue Pflegerin, die gute, zärtliche Schwester Kawagutsi, die nicht mehr wie früher Tag und Nacht an seinem Lager saß, ihm jeden Wunsch von den Augen ablesend. Sie hatte sich erkältet und war an einer heftigen Lungenentzündung erkrankt; die Ärzte und die anderen Krankenwärterinnen erklärten ihren Zustand für sehr gefährlich. Wär's denn möglich, daß Feodor, dessen Tod seit zehn Monaten von Tag zu Tag erwartet wurde, sie überleben sollte? Nein, er überlebte nicht einmal ihre Krankheit: als Kawagutsi nach ihrer Genesung ins Spital zurückkehrte, war Tscherneletzkij nicht mehr da. . .

IV.

In einer der Sommerbaracken*) für die gefangenen Offiziere, im sogenannten „Itschi-Baracko“,**) lag mehrere Monate hindurch der wahnsinnige Hauptmann Sjerikow. Er hatte früher in dem Gefangenenquartier

*) Die Winterbaracken hatten Glasfenster und gutschließende Türen, während die Sommerbaracken nur mit Papierfenstern versehen waren und der Zugluft freien Spielraum gewährten. Sommer- wie Winterbaracken waren von Verwundeten bewohnt.

**) Itschi = eins; „Itschi-Baracko“ = erste Baracke.



„Kokaido“ gewohnt und war dort in eine anfänglich leichte Melancholie verfallen; allmählich hatten sich dann untrügliche Spuren von Geistesgestörtheit gezeigt. Einmal hatte er sich aus einem Fenster des zweiten Stockes hinabgestürzt und dabei den Fuß verrenkt; als die herbeigelaufenen Kameraden ihn umringten, erkannten sie an seinen unzusammenhängenden Reden, daß er den Verstand verloren hatte. Nun erinnerten sich alle, daß er schon seit längerer Zeit mit niemandem gesprochen hatte und stundenlang auf den engen Wegen des kleinen Gartens umhergewandert war, die Vorübergehenden mit wilden Blicken messend und auf ihre Fragen nicht antwortend. Sjerikow wurde ins Krankenhaus gebracht und in einer der Offiziersabteilungen gebettet. Anfangs schien sein Zustand sich zu bessern; die Kameraden besuchten ihn, er selbst ging in den Baracken umher, sprach mit diesem und jenem und verriet, obgleich er sich in sonderbarer Stimmung befand, keine auffallenden Anzeichen von Irrsinn. Doch diese Besserung war nicht von Dauer und bald zeigte es sich, daß der Mann geistig gebrochen war und daß noch einige Wochen des bisherigen sinn- und zwecklosen Lebens ihn ganz und gar zu Grunde richten mußten. Jeder, der auch nur fünf Minuten mit ihm sprach, gewann die Überzeugung, daß die schreckliche Krankheit ihn bald ganz besiegen werde, — und sie tat das noch schneller, als man geglaubt hatte. Der unglückliche Hauptmann hörte wieder auf, mit den Kameraden zu reden, blickte denen, die ihn besuchten, mißtrauisch und böse ins Gesicht oder warf nach ihnen mit allem, was ihm in die Hände fiel; so kam es, daß die Besuche bald ganz aufhörten, zumal den anderen Offizieren der Anblick des Kranken Schmerz bereitete.

Das Leiden nahm einen immer eigentümlicheren Charakter an; Sjerikow verließ sein Bett nicht mehr, sprach nicht und aß so viel wie nichts; Tag und Nacht lag er da, entweder in seinen Mantel gehüllt oder auf das Kissen gestützt, die grauen, hervorgetretenen Augen starr auf einen Punkt gerichtet; sein Gesicht war abgemagert zum Erschrecken. Alle Bitten und Zureden seines Burschen, doch die Leibwäsche, die an seinem Körper zu faulen begann, zu wechseln, beantwortete er mit entschiedenem Kopfschütteln, und als man ohne seine Einwilligung den Versuch machte, ihn zu entkleiden, wehrte er sich in wilder Verzweiflung.

Als die gefangenen Offiziere aus den Sommer- in die Winterbaracken überführt wurden, blieb ich mit Sjerikow allein zurück. Alltäglich versuchte ich's von neuem, mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen; er antwortete nur selten und blickte mich bald seltsam traurig, mit Tränen in den Augen, bald grausam und boshaft an. Zwei Burschen des Kosakenregimentes hielten Tag und Nacht Wache in seiner Nähe. Diese Einrichtung war getroffen worden, nachdem er sich eines Nachts leise aus seinem Schlafraum geschlichen und den Versuch gemacht hatte, sich in einem im Vorzimmer stehenden Wasserbehälter zu ertränken. Von da an beobachtete man ihn sorgsam und kam dahinter, daß er in jeder Nacht irgend welche Exkursionen unternahm. Man ließ ihn nicht mehr aus der Baracke hinaus; sobald das vorsichtige Aufstoßen seiner Krücke durch den leeren Raum schallte (seit dem Sturz aus dem Fenster konnte er sich nur mit einer Krücke vorwärts bewegen), erwachte der schlummernde Bursche und folgte heimlich seinem Herrn; es kam vor, daß er ihm nie

Küchenmesser oder sonst einen gefährlichen Gegenstand, mit dem er sich ein Leid antun wollte, gewaltsam aus der Hand winden mußte.

Die Zeit verging. Auch der geistig unnormale, später vollständig verrückte Stabskapitän T. wurde in unserer Baracke untergebracht und von zwei Burschen Tag und Nacht bewacht. Es war nicht leicht, mit ihm fertig zu werden.

Unheimliche Stille herrschte nachts im Spital, nur der Wind pfiff unterm Dach und klapperte an den Bretterwänden des Schilderhäuschens. Alles schlief, aber nicht den Schlaf des Friedens und der Ruhe, sondern des kurzen, fieberhaften Vergessens. Fast allnächtlich gingen wilde Szenen vor sich, bei deren Erinnerung sich noch heute eine felsenschwere Last auf meine Seele wälzt. Zum Überfluß schrie in der Nachbarbaracke ein wahnsinniger Soldat die ganze Nacht mit lauter Stimme wilde, unzusammenhängende Worte, die die kranken Kameraden in Angst und Schrecken versetzten; weithin hallte seine heisere, entstellte Stimme durch die Stille der Nacht. Die Kameraden reden ihm zu, flehen ihn an aufzuhören, doch er beruhigt sich nicht, stößt Drohungen, Verwünschungen, Bitten aus, sagt Gedichte oder Gebete her, bittet jemand um Verzeihung, fleht bald um Gnade, bald um seinen Tod. Erst gegen Morgen schläft er ermattet ein und die barmherzigen Schwestern huschen auf den Zehenspitzen an seinem zerwühlten Lager vorbei, bemüht, seinen unruhigen Schlummer durch kein Geräusch zu stören. Da wird der Stabskapitän T. plötzlich wach und schleicht an seinem schlummernden Aufseher vorüber aus unserer Baracke hinaus; wenige Minuten später erklingt in der Soldatenbaracke seine mächtig dröhnende Stimme: „Freunde, erwachet! Christ ist erstanden! Warum schlaft Ihr? Erwachet! Soldaten, erhebt Euch!“ oder: „Schnell, schnell, steht alle auf, alle!“ Die aufgeschreckten Kranken richten sich auf ihren Lagern auf, viele wollen vor Angst davonlaufen. Da eilen T.s Burschen herbei und bitten ihn, sich wieder niederzulegen; er gehorcht nicht, schlägt auf sie ein . . . Oft mußte man ihn mit äußerster Gewalt aus der Baracke schleppen, während er verzweifelten Widerstand leistete und durch sein Geschrei alle Schlafenden weit nnd breit aufweckte. Zuweilen gelang es ihm zu entwischen; dann sammelte er Steine zusammen, stellte sich hinter eine Ecke des Gebäudes und warf nach jedem, der in seine Nähe kam. Der kaum eingeschlafene wahnsinnige Soldat erwachte und begann wieder zu schreien; Sjerikow bewegte sich unruhig in seinem Schlafraum; die Schwestern liefen mit Laternen hin und her, die Schildwachen eilten verschlafen herbei, die diensthabenden Feldschere und Dolmetsche kamen halbangekleidet zum Vorschein . . . Das waren die Nächte in der Baracke der Wahnsinnigen.

Eines Tages übergab ich Sjerikow einen Brief seiner Angehörigen. Er ließ ihn lange uneröffnet; am Abend kam sein Bursche zu mir und erzählte: „Wohlgeboren haben den Brief gelesen, haben viel und lange geweint, immer wieder das Papier angeschaut — — ach, schlecht, sehr schlecht geht's Wohlgeboren und man weiß nicht, wie man helfen könnte!“

Am selben Tage kam noch ein geistesgestörter Soldat aus der Abteilung für die Polen und Juden*) in eine unserer Baracken. Hübsch, zart, jung,

*) Die Japaner hatten gleich in der ersten Zeit die Polen und Juden von den anderen Gefangenen getrennt untergebracht.



fast noch ein Knabe, gewann er mit einem Schlage die Sympathie aller; je fünf der Soldaten wachten freiwillig Tag und Nacht bei ihm. Anfangs ging es ihm sehr schlecht; auf seiner Matratze liegend blickte er mit weit aufgerissenen Augen, in denen der Wahnsinn glühte, vor sich hin; zuweilen stürzte er sich in Wut auf einen der ihn umstehenden Kameraden. Späterhin besserte sich sein Zustand ein wenig, das blasse, magere Gesicht belebte sich, er beantwortete an ihn gerichtete Fragen und sah den Sprecher mit großen, hellen Augen neugierig und wie im Zweifel an. Am Tage des Eintrittes dieses neuen Geisteskranken kam ich erst gegen Morgen dazu, meinen Schlafraum aufzusuchen. T. schien zu schlafen, die Burschen wachten, bei Sjerikow rührte sich nichts. Todmüde warf ich mich auf mein Bett und schlief sofort ein.

Ich hatte es im Kriege gelernt, bei dem kleinsten Geräusch zu erwachen; so schreckte mich auch diesmal das bekannte Aufschlagen einer Krücke bald nach dem Entschlummern wieder auf. Ich öffne die Augen: den Leinwandvorhang hochhebend steht Sjerikow mit verwildertem Bart im bleichen, abgemagerten Gesicht, in schmutzigem Krankenkittel, mit der Krücke in der Hand vor mir; die trockenen, farblosen Lippen beben und flüstern mir etwas zu; er neigt sich über mich und starrt mich böse und gekränkt an.

„Warum tun Sie so etwas, Philipp Petrowitsch? warum quälen Sie uns alle so?“ höre ich's durch die Stille und diese Worte, die ganze Erscheinung des Wahnsinnigen bedrücken meine Seele in schmerzlicher und unerklärlicher Weise. „Beruhigen Sie sich,“ sage ich, „setzen sie sich hier auf den Stuhl und erzählen Sie mir, warum Sie so unzufrieden mit mir sind?“

Doch Sjerikow bleibt in derselben Stellung über mich geneigt, den großen, mit wirrem Haar bedeckten Kopf gesenkt; es ist, als gehöre dieser Riesenkopf gar nicht zu dem ausgedörrten kleinen Körper, als sei er künstlich darauf angebracht; der Arme zittert am ganzen Leibe. Ich bemühe mich wieder, ihn zu besänftigen, ich spreche zu ihm so ruhig als möglich und fühle dabei, wie gegen meinen Willen das schwere, drückende Gefühl in meiner Brust wächst. Der Wahnsinnige nähert sich meinem Bett noch um einige Schritte, laut mit der Krücke aufstoßend, blickt sich vorsichtig um und zieht aus seinem schmutzigen Kittel den Brief hervor, den ich ihm übergeben habe. Und wieder ertönt sein durchdringendes, Ohren und Nerven schmerzhaft treffendes Geflüster. „Warum verstellen Sie sich? Ich hab's ja doch erkannt! Dieser Brief ist vergiftet, — Sie haben ihn vergiftet! Ein neues Mittel — hahaha! — bekannte Zeilen, von bekannter Hand geschrieben, aber vergiftet! mit echtem Gift angefüllt! Sie haben diese Zeilen, dies Papier, dieses Kuvert vergiftet, sogar die Worte und Buchstaben, — alles vergiftet. Warum haben Sie das getan? Ist Ihnen denn nichts heilig, gar nichts?“ Er flüsterte nicht mehr, er schrie aus Leibeskräften mit nervöser, heiserer, zuweilen versagender Stimme, wobei er drohend die Krücke gegen mich schwang; plötzlich verließ ihn die Kraft und er sank schwer am Fußende meines Lagers nieder, die Krücke hilflos fallen lassend.

Welch entsetzlicher Gedanke und durch welche Windungen seines kranken Hirns war er ihm in den Kopf gedrungen? Sein Wahnsinn war zuweilen



wirklich erfinderisch und konnte durch den logischen Gang der im Grunde unsinnigen Gedanken in Erstaunen setzen.

Er sah jetzt schrecklich und zugleich mitleiderregend aus; seit er schwieg, bot er einen noch traurigeren Anblick dar als zuvor. Rundum schlief und schwieg alles; T., durch den Wahnsinn zerquält und ermattet, regte sich nicht, der geisteskranke Soldat in der Nachbarbaracke hatte sich in Schlaf geschrien, die Aufseher, müde vom bisherigen Wachen, hörten nichts von dem, was sich bei mir abspielte. In dieser Stille wurde mir das Wahnsinnsgeschrei und -geflüster Sjerikows unerträglich; ich begann langsam aufzustehen und bemühte mich wieder, durch ruhiges Zureden auf ihn einzuwirken; es schien zu gelingen: mühsam und schweigend stand der Unglückliche auf und humpelte schwankend, mir noch einige Drohungen zuflüsternd, aus meinem Schlafraum hinaus. Ich weckte seinen Burschen und befahl ihm, seinen Herrn bis zum Tagesanbruche nicht aus den Augen zu lassen. Schlaflos wälzte sich Sjerikow bis zum Morgen auf seinem Lager. Als ich endlich wieder zur Ruhe kam und eben einschlafen wollte, tagte es bereits und die lauten Rufe des erwachenden T. ertönten nebenan . . .

In der Folge kam Sjerikow noch öfter in stiller Nacht zu mir, wenn er sich von seinen übermüdeten Wärtern nicht beobachtet wußte. Einmal hatte er sich behutsam in einen Abteil geschlichen und ein auf dem Tisch liegendes Küchenmesser ergriffen, das er in seinem Kittel versteckte und tagelang bei sich trug; als er das nächste Mal wieder bei mir erschien, entwanden wir es ihm mit Gewalt. Immer wieder versuchte er, seinem unglücklichen Dasein ein Ende zu machen.

Einmal kam ein in Japan berühmter Irrenarzt, Professor der Universität Tokio, nach Matsuyama. Er besuchte Sjerikow in meiner Gegenwart, erkundigte sich nach seiner Lebensweise, beobachtete ihn lange und aufmerksam. Der Kranke weigerte sich energisch, sich genau untersuchen zu lassen. Nachher saß der Professor lange bei mir und beteuerte, Wahnsinn trete nie als Folgeerscheinung einer bestimmten Lebensweise auf, sondern hänge nur von Ursachen ab, die im Organismus der betreffenden Person verborgen lägen; die Beobachtung der Geisteskranken unter den russischen Gefangenen hätte ihn in dieser Überzeugung noch bestärkt.

Viele der Soldaten und Offiziere, die sich schon seit Monaten mit dem absurden, trübseligen Dasein, das man Gefangenschaft nennt, quälten, erweckten bei genauerer Betrachtung in mir den gräßlichen Gedanken: „Auch Euch erwartet ein solches Schicksal!“ Nervosität, Gereiztheit, unnatürlich erhöhte Sensibilität, — alles verriet eine schwere Erschütterung des Organismus und des Seelenlebens, — die Tage aber zogen sich in die Länge; langsam, unmerklich wurden sie zu Wochen, zu Monaten . . . „Herr, wann wird das enden?“ fragten mich zuweilen die Soldaten, und dumpfes Leid, dem keine Hoffnung schimmerte, klang aus jedem ihrer Worte. „Lieber als Verbannter in Sibirien leben, — lieber wiederum auf den Bergen der Mandschurei Kälte, Hitze, Hunger und Durst leiden, als dies verdammte Dasein ertragen!“ Und ich sah Tränen auf den gebräunten, abgezehrten Gesichtern, auf den eingefallenen Wangen, in den trüben Augen.

„Ich habe daheim ein Weib“, erzählte mir oft einer der Soldaten, „so ein stilles, sanftes Ding! Wie hat sie sich an mich geklammert, die Arme, als sie uns in Petersburg in den Zug pfropften! Ich lass' Dich nicht, sagte sie, ich lass' Dich nicht! Was soll ich ohne Dich anfangen? Wo soll ich ohne Dich bleiben? Sie weinte nicht, sie stöhnte . . . ach, so schrecklich, daß ich bis auf den heutigen Tag dieses Stöhnen höre, als wär's da neben mir! Die Polizisten schleppten sie fort . . . Ich antwortete nicht einmal, — was hätte ich denn antworten können? Ich weiß es ja, es war ihr Verderben, daß ich sie verließ!“

Es war ein noch junger Reservist, der im Kriege ein Bein verloren hatte. Wenn ich den Blick von seinem Gesicht und den breiten Schultern dem unnützen Stummel zuwandte, der statt des Beines unter dem Krankenkittel hervorstarrte, packte mich mit immer neuem Schmerz der Gedanke: ein Krüppel, bis ans Ende seiner Tage ein unglücklicher, auf die Hilfe anderer angewiesener Krüppel! Und ich sah im Geist seine junge, sanfte Frau, die sich auf dem Bahnhofe in Petersburg an ihn geklammert hatte und ihn nicht fortlassen wollte . . .

Ein anderer Soldat, — fast noch ein Knabe mit so lieben, klaren Augen, — dem ein Arm untauglich geworden war, sprach immer wieder vom heimatlichen Dorf: „Ach, das war ein stilles, schönes Leben! Ich hab' jüngere Geschwister, — wir sind eine große Familie und ich war der einzige Arbeiter, denn der Vater liegt immer auf dem Ofen. Jetzt wird wohl die Mutter die ganze Arbeit leisten müssen — und sie hatte doch schon damals die Schwindsucht! Sie wird's nicht aushalten, sie werden den Hof verpachten müssen, — die paar Groschen werden kaum für die Steuer ausreichen! Ich habe solche Angst, daß sie alle betteln gehen werden. Aber was soll ich machen? sagen Sie doch, was soll ich machen? — Ich habe hingeschrieben, aber keine Antwort erhalten . . . Ich kann nachts nicht schlafen, muß immer denken . . . Und doch, was hilft das Denken? Die Gedanken machen nur, daß man weinen muß.“ Und in hoffnungsloser, herzzerreißender Trauer blickte er auf seinen verstümmelten Arm hinunter.

Dann hatten wir da einen Soldaten im Spital, der mager und entstellt nach Matsuyama gebracht worden war; er sprach nichts und blickte nur alle der Reihe nach mit fragenden, großen braunen Augen an. Auch er war noch sehr jung und nach seinem Gesichte zu urteilen hätte man ihn für 17—18jährig gehalten. Eine Kugel hatte seinen Schädel durchbohrt; die Wunde war zwar geheilt, aber es war, als sauge irgendeine grausame Gewalt langsam alles heiße Leben aus dem jugendlichen Körper, der nur noch aus Sehnen, Knochen und Haut zu bestehen schien. Das Leben hatte sich in die Augen geflüchtet, in diese glänzenden, brennenden Augen, die sich mit so sehnsüchtigem Fragen auf jeden einzelnen richteten. — Einen ganzen langen Monat dauerte dies Sterben; selten, selten drang ein abgerissenes Wort aus dem schiefgezogenen Munde. Die Augen wurden größer und größer und zuweilen entrollten ihnen langsame, große Tränen . . . Dies stumme Weinen, dies ganze schweigsame Dulden sammelte eine Schar Teilnehmender um sein Schmerzenslager. Niemand erfuhr, wer er war, woher er stammte. — Er starb. — Man trug ihn hinaus auf den Friedhof am Bergeshang

und das weiße Holzkreuz auf seinem Grabeshügel wird noch lange inmitten der anderen schimmern, inmitten all der Kreuze, die auf den Gräbern der in Gefangenschaft gestorbenen Söhne Rußlands errichtet wurden. Lange konnten die Soldaten seiner nicht vergessen. „Wie still er war! Wie seine dunklen Augen glänzten! Wenn er einen ansah, war's, als sähe er ihn mit ganzer Seele, mit allen Gedanken an. Und es schien immer, als frage er nach etwas. Und niemand antwortete ihm, denn niemand verstand seine Frage. Mag ihm das Himmelreich zuteil werden! — Sanft war er, friedliebend, nicht für den Krieg geschaffen" . . . Sie alle waren friedliebend und mußten doch alle die Qual des blutigen Krieges durchmachen und konnten nun in der Fremde, in der Verbannung nicht recht zu sich kommen, nicht recht begreifen, was mit ihnen geschehen war und warum das alles so kommen mußte.

V.

Das langweilige, an den Nerven reißende Leben ging weiter, Tag um Tag. Die Pflege der unglücklichen Geisteskranken, die Klatschereien, Launen, Absonderlichkeiten der Gesunden mit ihrer nervösen Stimmung füllten die Zeit aus; das unnormale Leben machte auch die Menschen unnormal. In den Gesprächen der Soldaten, auf ihren Gesichtern, in ihren Augen, — überall hörte, sah, fühlte, verstand ich das sehnsüchtige Träumen von der Freiheit. Nach Freiheit verlangten sie wie die im Finstern Lebenden nach dem Sonnenlicht; nach Freiheit sehnten sie sich wie die von Hunger Gequälten nach Brot.

Mehr als ein Monat war seit der Einnahme Port Arthurs durch die Japaner vergangen und noch immer hörte ich keine Silbe von meiner Freilassung, obgleich mir bei der Gefangennahme offiziell zugesichert worden war, daß ich nach dem Falle der Festung befreit werden sollte. Allmählich erschien mir mein naives, wenn auch schwaches Vertrauen in die japanischen Versprechungen lächerlich. Oberst Koono zuckte die Achseln auf meine Frage: „Wann wird die japanische Regierung das mir gegebene Versprechen einlösen? Man hat mir doch seinerzeit erklärt, ich müßte gefangen bleiben, solange Port Arthur sich halte, — jetzt ist Port Arthur genommen und ich ersuche um Aufklärung, mit welchem Rechte oder unter welcher Begründung man mich hier zurückhält?" — „Ich weiß von nichts!" beteuerte der schlaue Japaner, „ich habe keine Befehle aus Tokio erhalten; sobald welche eintreffen, werde ich's Ihnen natürlich mitteilen." Und ich verließ ihn überzeugter als je, daß man mich weder freilassen wolle noch werde. Die Flucht, auf die ich mich schon seit Wochen vorbereitete, erschien mir als einzigmögliche Rettung. Die Leute, mit denen gemeinsam ich fliehen wollte, waren ehrlich und entschlossen; ich hatte sie aus all denen, die ich in der Gefangenschaft kennen gelernt hatte, ausgewählt. Alles war zur Flucht vorbereitet; mit großer Mühe hatten wir uns heimlich mit dem Notwendigsten versorgt: Messer, Kompasse, Konserven u. dgl. waren angeschafft. Es erübrigte nur noch, den Zeitpunkt zu bestimmen.

Ich entschloß mich, den japanischen Machthabern ein Schreiben ungefähr folgenden Inhaltes zu senden: „Da mir die japanische Regierung seinerzeit durch den Oberaufseher der Kriegsgefangenen, Oberst Koono, mitgeteilt hat,

daß ich nur bis zum Falle der Festung Port Arthur in Gefangenschaft gehalten werden sollte, fordere ich jetzt meine Freilassung. — Seit der Einnahme Port Arthurs ist schon mehr als ein Monat vergangen und es wundert mich, daß die japanische Obrigkeit ihr offiziell gegebenes Versprechen noch immer nicht erfüllt. — Ich ersuche um Antwort: wann wird dies Versprechen erfüllt werden und wann werde ich imstande sein, mich frei zu fühlen? Falls ich im Laufe der nächsten zehn Tage nicht die Antwort erhalte, daß ich zu einer bestimmten Frist freigelassen werde, so werde ich aufhören, mich den Verordnungen, die für die Kriegsgefangenen gelten, zu unterwerfen und mich für berechtigt halten, die Gesetze einer Regierung, die mich länger als ein halbes Jahr betrogen hat, nicht mehr anzuerkennen. Ebenso werde ich verfahren, falls mir gar keine Antwort zuteil werden sollte."

Ich bat die Teilnehmer an der geplanten Flucht, noch so lange zu warten, bis die der japanischen Regierung gestellte zehntägige Frist verstrichen sein werde. Doch ich merkte, daß sie mich nicht mehr als ihren Leidensgenossen betrachteten: sie begriffen, daß — da die Möglichkeit meiner Befreiung immerhin existierte — meine Flucht eine Unvorsichtigkeit, ja eine Dummheit gewesen wäre. Und in einer dunklen Nacht, als die Straßen Matsuyamas mit lärmenden, glänzenden Siegesprozessionen angefüllt waren, flohen sie ohne mich. Mein Bursche, der mich auf der Flucht begleiten sollte, weckte mich frühmorgens, bleich vor Aufregung, und flüsterte traurig nur die wenigen Worte: „Sie sind fort!"

Dann brachte man mir die Vorräte, die sie für mich und den Burschen zurückgelassen hatten. Eine unbeschreibliche Wehmut, ein seltsamer Schmerz überfluteten mich heiß. Wird es ihnen gelingen? Sie sind jetzt bereits frei, wir andern aber müssen vielleicht noch lange vergeblich der Befreiung harren!

Am dritten Tage wurden die Flüchtlinge eingefangen. — Alle erfuhren von dem Geschehnis durch die Erzählungen der Japaner. Nun ging das Ausfragen an und die Gefangenen wurden strenger als je beaufsichtigt.

Einige Tage darauf erhielt ich vom Kriegsministerium die offizielle Mitteilung, daß meine Freilassung in den nächsten Tagen erfolgen sollte und daß man meine oben erwähnte Eingabe gar nicht gelesen habe.

Das hell erstrahlende Gefühl der Freude, das sich meiner bemächtigen wollte, hatte einen harten Kampf mit dem Mitleid zu bestehen, welches ich für die Zurückbleibenden, vor allem für die wieder eingefangenen Flüchtlinge hegte. Nur zwei Tage hatten sie sich frei fühlen dürfen, jetzt saßen sie im Gefängnis und litten schwerer als vorher. — Die gefangenen Offiziere beurteilten den mißglückten Fluchtversuch verschieden: die einen zürnten den Flüchtlingen, weil sie das den Japanern gegebene Wort gebrochen und dadurch die übrigen Gefangenen unter noch strengere Aufsicht gebracht hatten, die anderen bedauerten das Mißlingen der Flucht und bewunderten den Mut der Kameraden.

Der nach einigen Wochen in Matsuyama eintreffende französische Konsul brachte mir die Freudenbotschaft, daß meine Freilassung vor der Tür stehe.

Was war das für ein schwerer, trauriger Gang, der letzte durch die Baracken der verwundeten Soldaten, die ich während eines halben Jahres täglich gesehen hatte, die vor meinen Augen gelitten hatten und genesen waren, um dann unsagbare Sehnsuchtsqualen zu erdulden! Neidvoll blickten

sie mir ins Antlitz, als ich mich von ihnen verabschiedete; unwillkürlich unterdrückte ich jede freudige Regung in meinem Herzen, mir war, als müßte ich mich ihrer schämen, hier in Gegenwart der Unglücklichen, die noch viele Monate in diesen Baracken vertrauern mußten.

„Denken Sie an uns, — tun Sie etwas für uns!“ kam es von den bebenden Lippen der Soldaten, während Tränen ihre Augen verdunkelten. Ein ganzer Haufen von Briefen in die Heimat wurde mir eingehändigt.

Am Tage der Abreise wurde ich ins „Verwaltungsbureau für Kriegsgefangene“ gebeten. Nach kurzem Gespräch ersuchte mich Oberst Koono, in Gegenwart des französischen Konsuls und des Platzkommandanten General Okaba feierlichst, das an Eides statt gegebene Verspechen zu unterschreiben, daß ich während der Dauer des Krieges nichts unternehmen wollte, was den Japanern schaden könnte. Der rangälteste der gefangenen russischen Offiziere, Flügeladjutant Oberst Semionow, wurde aufgefordert, bei der Unterschrift dieses Dokumentes als Zeuge anwesend zu sein. Der Text des eidlichen Versprechens wurde zuerst in japanischer, dann durch den Dolmetsch in russischer Sprache laut verlesen; ich unterschrieb und nach mir taten es die Zeugen. Von dem Moment an war ich frei!

Die japanischen Autoritäten drückten mir in feierlicher Weise ihre Glückwünsche aus, dann wurden meine Effekten einer halbstündigen Visitation unterworfen. Ich wurde ganz ausgezogen und jedes Kleidungsstück wurde aufs genaueste daraufhin untersucht, ob nicht irgendwas in das Futter eingenäht sei; ganz besondere Aufmerksamkeit wurde meinen Manuskripten zugewandt, wegen derer ich schon vor der Freilassung lange Unterhandlungen gepflogen hatte. Die Japaner hatten darauf bestanden, daß meine Schriften übersetzt und der Zensur unterbreitet werden müßten, sodaß ich einige Aufsätze und Notizen auf ganz aparte Weise verbergen mußte: ich bezog das Papier mit Stearin, steckte es in eine steinerne Flasche und goß Likör darüber. Die Flasche erweckte zwar einigen Verdacht, wurde aber nicht genauer untersucht. Der französische Konsul setzte es schließlich durch, daß die mir anvertrauten Briefe und meine eigenen Papiere der Zensur nicht vorgelegt werden mußten. — Nach der Durchsicht meiner Sachen wurde ich ersucht, die „Verordnungen für die russischen Kriegsgefangenen“ zurückzugeben, die ich als interessantes Dokument zur Erinnerung mit nach Hause nehmen wollte; man habe nur wenige Exemplare, ich hätte die Broschüre ja nicht nötig, dort aber sei sie unentbehrlich usw. Es war nichts zu machen, ich mußte mich fügen. Dann ließ Oberst Koono mich wieder zu sich bitten, gratulierte mir nochmals und übergab mir ein japanisches Schriftstück, das meine Freilassung bestätigte. Auf Grund dieses Dokumentes hatte ich das Recht, alle Städte, Häfen, Eisenbahnstationen und Hotels Japans frei zu passieren. Es lautet in der Übersetzung: „Am (Datum) wird der russische Untertan (Name) aus der Gefangenschaft entlassen und dem französischen Konsul zur Weiterbeförderung in seine Heimat übergeben, weshalb ihm der vorliegende Passierschein, der ihn zur unbehinderten Durchreise durch die japanischen Städte berechtigt, erteilt wird. — Matsuyama, Oberst Koono.“

Nachdem wir Matsuyama verlassen hatten, erzählte mir der französische Konsul von Rußland, von den Unruhen in meinem Vaterlande. Erst damals

konnte ich mich völlig davon überzeugen, wie mangelhaft und unklar die Nachrichten waren, die bis zu den Gefangenen drangen. In Kobe teilte mir der Konsul mit, daß ich glücklich einer drohenden Gefängnisstrafe entronnen sei. — „Wieso? wofür?“ — „Wenige Stunden nach Ihrer Freilassung erhielt Oberst Koono vom Kriegsminister in Tokio ein Telegramm mit dem Befehl, Sie zu arretieren und bis zum Ende des Krieges in Haft zu behalten, da Sie Briefe und Zeitungsartikel heimlich, in ausgehöhlten Bambusstöcken, nach Rußland geschickt...“ — „Wie ist das entdeckt worden? Die Artikel erschienen doch unter einem Pseudonym!“ — „Englische und japanische Zeitungen haben Ihre Arbeiten abgedruckt und hinzugefügt, wie und von wem sie aus Japan gesandt seien. Bedanken Sie sich bei dem unbekannten Verfasser der Notiz! Das Telegramm aus Tokio kam zum Glück zu spät, dennoch mußte ich in endlosem Hin- und Herbepeschieren all meine Redefertigkeit vom Stapel lassen, bevor die Antwort zurückkam, daß Ihr Vergehen verziehen worden sei.“

Heiß drückte ich ihm die Hand. — Ich war frei, frei!



Morgen.

Von Josef Weingartner.

Der Regen brauste die ganze Nacht.
Frostig und feucht ist der Tag erwacht;
Am Himmel lagert ein grausiges Heer,
Bleigrau und schwer.

Und hoch vom Gebirg', im wilden Gestein,
Vom Nebel umgeben, stumm und allein,
Schau' ich voll drückender, zweifelnder Qual
Tief ins Tal.

Dort taucht aus den Nebeln Schaft an Schaft:
Ringendes Leben und wurzelnde Kraft.
Und tausend Wipfel brausen ein Lied,
Das klingt nicht müd' —

Das klingt nicht verdrossen und ohne Mark;
Nein, daseinsfreudig, mutig und stark.
Das klingt wie ein Hohn, der tollt und lacht
Ob Nebel und Nacht.

Und ein Jauchzen send' ich den Wipfeln zum Gruß.
Erhoben das Haupt und sicher der Fuß, —
So schreit' ich durchs bleiche Nebelgezücht
Ins kommende Licht!





Der Königsſohn und ſeine Krone.

Eine Märchen-Aventüre von **Pallor.**

Es war einmal ein Königsſohn, der verlor ſeine Krone.

Niemand wußte, wohin ſie gekommen war, und vom Morgen bis zum Abend hörte man kein anderes Wort im Palaſte als: „Die Krone! Wo mag des Prinzen Krone ſtecken?"

Da ſchämte ſich der Königsſohn, denn ohne Krone durfte er ſich nicht auf den Thron des Königreiches ſetzen und den koſtbaren Hermelin nicht um die Schultern nehmen.

Zwar wollten ihn die Höflinge tröſten. „Was liegt an der Krone? Trägſt du ſie nicht ungeſehen? Sie wurde dir in die Wiege gelegt und ſtrahlt aus deiner Jugend Glanz und dem Adel deines Seins —".

Aber es war alles vergebens. „Wenn ich die Krone nicht wiederbekomme, laſſe ich Thron und Land."

Die alte Aja hörte es. „Söhnchen, ſei doch vernünftig. Die Krone wird ſich wiederfinden. Morgen beim Tagesanbruch ſuchen wir alles ab. Ich meine faſt, der neue Küchenjunge, der Schelm, hätte ſie unter mein Nähzeug verſteckt. Den ganzen Tag ſinnt er auf ſchlimme Streiche."

Aber der Prinz floh über die ſchmalen weißen Gartenwege und durch die Blumenbeete hin, die licht und klar im blauen Mondſchein ſtanden.

Still war's im Gebüſch, ſilbern glänzte der Spiegel des Teiches. Er riß eine Handvoll Schilf aus, tauchte es in die unbewegten Waſſer und netzte ſich damit die heiße Stirn. „Prinz ohne Krone," rief er, „Prinz ohne Land! Geh hin und ſuche deine Krone! Erwirb dir aus eigener Kraft, was du verloren, verzichte, wenn du dazu nicht imſtande biſt!"

Da platſchte und klatſchte etwas neben ihm und ſiehe! ein Krötlein ſaß auf breitem Huflattichblatt, das zwinkerte mit den runden Äuglein und ſang:

„Seht den Prinzen Unverſtand!
Laß die Krone, bleib im Land!
Wohlig hegt das Vaterdach,
Draußen droht dir Ungemach.
Hör' den Ratſchlag, klug und fein —
Prinzlein, laß das Reiſen ſein!"

Aber da klang von einem Erlbuſch der Amſel Flöten:

„Stolzem Sinn und junger Kraft ziemt nicht kluges Wägen.
Mit der Lanze Eiſenſchaft ſpricht ein junger Degen.
Wen das Schickſal narren will, macht es ſtumpf und zage,
Nicht im Winkel, faul und ſtill, lebſt du ſtarke Tage."

Der Prinz hatte hoch aufgehorcht; jetzt lächelte er munter.

„Leb' wohl, Burg meiner Ahnen, lebt wohl, ihr Stimmen in Garten und Feld, ich kenn' euch wohl, ihr meint mir's gut. Doch schlimm, wenn einer andere Berater braucht als das eigene Herz."

Als der Morgen anbrach, war er meilenweit aus dem Bereiche des Schlosses. Duftiges Blau lag auf den Höhen der Ferne, auf den Feldern der Ebene klirrten schon die Sicheln der Schnitter. Sie standen in langer Reihe, das Hemd über der gebräunten Brust halboffen, die Hemdärmel über den sehnigen Armen bis zum Ellbogen aufgestreift, und schafften emsig und warfen nur selten ein karges Wort dazwischen.

Gern wäre der Prinz zu ihnen getreten, hätte an ihrer Arbeit und ihrem ländlichen Mahle teilgenommen, da sah er im Spiegel des Quells sein grünes Samtwams und den wogenden Reiher seines Jagdmützchens und fürchtete ihren Spott. Die Sonne stieg aber höher und er ward müde.

Ein köstliches Buchenwäldchen winkte fernab vom Staub der Landstraße.

Er richtete seine Schritte dorthin, sammelte Walderdbeeren, rot und frisch wie Kinderlippen, und streckte sich dann im Schatten nieder zu ruhen.

Mücken tanzten über ihm hin und her, Käferchen krabbelten mit schlanken Beinchen an ihm hinauf, hinunter, die Sonne schickte ihm einen wärmeren Strahl um den andern, er regte sich nicht. Endlich war ihm im Traume, als höre er dumpfen, schweren Glockenton, der auf den Schwingen der Luft bald ferne klang, bald näher kam. Es war aber nur eine muntere braune Hummel, die auf- und absurrend, ganz nahe seinem Ohr, wie ein basso profundo gelärmt hatte. Als er lachend die Täuschung erkannte, streckte er die Glieder und erhob sich. Es mußte nahe an Mittag sein, so hoch stand schon die Sonne.

Weiß und blendend lag im Sonnenglühen der Weg zum Dorfe.

Das hatte eine einzige Straße, schlecht und ungleich gepflastert; hie und da flog ein Huhn, von einem blondzöpfigen Dirnchen gejagt, gackernd auf, aus der Schmiede tönte gleichförmiges Dling, Dling, aus der geöffneten Wirtsstube drang polterndes Gelächter und ein Durcheinander von Stimmen.

Der Prinz fühlte eine große Öde in sich aufkeimen, er stand da unter den Menschen hundertmal einsamer, als er es eben noch im stillen Walde gewesen, und konnte es nicht über sich bringen, in die rauchige Stube, unter die gaffenden Bauern zu treten. Ein junges Weib sah ihn so im flimmernden Sonnenlicht und hatte Mitleid. Leise legte sie ihm die Hand auf die Schulter und zog ihn in das niedrige Wohnzimmer.

„Ihr seid wohl weit her und habt Hunger!" sagte sie und schnitt ihm Brot in die Suppe und schob ihm einen Teller Rauchfleisch zu. „Eßt und laßt Euch's schmecken." Der Prinz ließ sich's nicht zweimal sagen. Durch die kleinen Fenster der Bauernstube sah er in den blühenden Grasgarten; da tummelte sich eine schneeweiße Ziege und hinter ihr her lief mit einer langen Weidengerte ein kecker Junge von vier Jahren und fuchtelte ihr unter der schwarzen Nase herum und lärmte und schlug Purzelbäume im weichen Grase, und die Ziege tat so verständig und gesetzt, daß man nicht wußte, ob der kleine Mann ihr oder sie ihm als Hüter bestellt war.

„Euer Söhnchen?" fragte der Prinz, als die Bäuerin ihm den Mostkrug vorsetzte. Die Mutter bejahte strahlenden Auges. — „Und habt Ihr auch schon für den Heckepfennig gesorgt, der ihm Gut und Besitz mehren und hegen soll?"

Die Bäuerin schaute verwundert drein. „Hab' niemalen noch davon gehört. Was ist das für ein Ding?"

Der Prinz griff in die Tasche und zog ein golden Füchslein hervor.

„Hier, gute Frau," sagte er neckend, „so sieht ein Heckepfennig aus. Legt Ihr das schön zu Euern ersparten Talern, so mehrt es Euern und des Kindes Besitz."

Die Bäuerin hatte noch nie ein Goldstück gesehen. „Vielen Dank, Jungherr," sagte sie unbefangen, „ich werd's meinem Mann zum Hüten geben, wenn er aus der Arbeit kommt; er ist beim Holzschlagen."

In weitem Bogen führte die Landstraße aus dem Dorf hinaus.

Hoch standen die üppigen Saatfelder, hügelauf, hügelab ging der Weg, bald rechts, bald links tauchten mit roten Dächern und schlanken Kirchtürmen neue Ortschaften auf.

Jetzt lief der Weg neben Kulturen her, vornehme Pappeln standen da und dort in Gruppen beisammen, dichtes Gebüsch schnitt auf der einen Seite den offenen Zugang ab, dahinter tauchten schöne, ernste Schmucktannen auf, Ziersträucher und samtgrüne Rasenplätze, köstliche Wäldchen und Blumenrabatten, endlich ging der herrliche, gepflegte Park in eine scheinbar kunstlose Waldparzelle über, deren Ende ein kleines Laubpförtchen anzeigte. Weit ins Innere hinein erstreckte sich ein Laubengang, der Prinz betrat ihn ohne Scheu.

Herrliche Kühle labte seine heiße Stirn, grünliche Lichter spielten auf dem Boden, in rundem Bogen floß blaues Licht vom Ende der Allee ein. Bei einer Biegung ging es tiefer ins Boskett. Hier standen groß und kühl die Riesen des Waldes, moosiger Boden fing den Schall des Schrittes auf, Vöglein schlüpften, traumhaft zwitschernd, zwischen den Büschen, rundum war alles so still, daß man das Picken des Spechtes hörte, der auf rissiger Rinde auf- und abkletterte.

Inmitten dieser Stille stand ein luftiges Sommerhaus.

Eigentlich nur Holzgitterwerk aus jungen Birkenstämmchen, dem ein leichtes Rindendach aufgesetzt war, zum dürftigen Schutz vor plötzlicher Gewitterlaune; aber wilde Rosen umrankten es in so reicher Fülle, daß es wie ein Blütentraum in den Ernst der grünen Wildnis lächelte.

Auf einem Ruhebette aus leichtem Rohrgeflecht lag ein Mädchen im Schlafe. Schwarze Locken fielen auf die Stirn und die sanftatmende Brust, die Wangen waren heiß gerötet, in schlaffer Müde hing ihre Rechte am Körper nieder. Auf dem glänzenden Haar und der lichten Stirn aber prangte ein Kranz von weißen Seerosen, dichtgereiht wie Sterne einer Himmelskrone.

Und plötzlich schlug die Schläferin die Augen auf. Ihr erster Blick, als er den Eindringling traf, war fremdes, bestürztes Staunen. Doch als sie die ritterliche Haltung des Jünglings sah, erhob sie sich rasch und lächelte verschämt.

„Seid Ihr schon lange da? Wie kommt Ihr her?" fragte sie mit gesenkten Augen.

„Die Kühle dieses Gartens lockte mich!" sagte der Prinz. „Verzeiht, wenn ich mir unerlaubte Freiheit nahm."

Die Schöne sah ihn huldvoll an. Noch nie hatte sie so edle Jünglingsgestalt geschaut. „Die Parktür steht immer offen," antwortete sie, „kaum, daß in Jahr und Tag einmal ein Gast die einsame Schwelle betritt. Doch ruhet aus!"

Eine Rundbank lief um das Tischchen in der Mitte der Laube, lachend rückten die beiden zusammen. Das Mädchen hatte von einem Eckbrett eine

Schale mit Früchten genommen, auch Honig und Wein, nun stellte sie die Labung auf. „Recht wie ein Märchenprinz seid Ihr da in meine grüne Langeweile gekommen!“ sagte sie und blickte verstohlen an der schlanken Jünglingsgestalt empor, sah den edlen Stein auf dem Reiher funkeln und hatte so ihre Gedanken. „Ich könnte die Leute aus dem Schlosse rufen, daß Ihr besser bedient wäret,“ fügte sie wie in Bedauern hinzu, „aber wäre Euch nicht leid um unser Idyll?“

Sie hob das Glas mit dem funkelnden Wein und reichte es ihm, füllte es dann von neuem und leerte es auf einen Zug. Eine Blutwelle kam und ging in ihren Wangen. Sie wurde ganz stumm. Er sah die glänzend weiße Stirn unter der Seerosenkrone, die Fluten des dunklen Haares und ein stilles Erschrecken in ihren Mienen und beugte sich ritterlich zu ihr hin.

„Was bedrückt meine Freundin?“

Da schlug sie die Hände vors Gesicht und neigte das schöne Haupt ein wenig zur Seite, so daß es an sein Barett streifte. Der Seerosenkranz schwankte in ihrem Haar, er drückte ihn ihr sanft auf die Stirn.

„Laßt!“ wehrte sie mit süßem Lächeln, „seht Ihr nicht, daß mein Kränzlein auf Eurem Haupte ruhen will?“

„Wie könnte ich Euch Eurer holden Zier berauben?“

„Nicht Raub ist, was das Herze selber teilt.“

Da sah er ihr lange schweigend in das schöne Gesicht und auf die Rose, die gerade mitten über ihrer Stirne stand.

„Gott hüte, Fräulein, daß ich an Euer Kränzlein rühre!“ sagte er mit edler Wärme, „ein Mädchenkranz ist heilig wie eine Gloriole.“

Sie sah vor sich nieder mit tiefgesenkten Wimpern und regte sich nicht.

Eine schwere Stille trat zwischen sie und ihn, man hörte die Föhrennadeln fallen, wenn ein leiser Windstoß durch morsches Geäst fuhr.

Er sah von ihr in die langen Streifen, die die Schatten der Bäume auf der Erde gewoben hatten; weiche Kühle strich durch das Gittergeflecht in das Häuschen, dunkler starrten die Zypressen des Parks in den verglimmenden Tag.

„Die Sonne sinkt,“ sagte er leiser, „ich muß scheiden. Lebt wohl, Fräulein, habt Dank für diese Stunde!“

Er war verschwunden, das Mädchen hörte seinen leichten Schritt in der nächsten Allee verhallen, da legte sie die Stirn in die verschlungenen Hände und weinte.

Bald sah sich der Prinz wieder auf der Fahrstraße. Draußen auf der freien Heide lag noch weich und schwer die Tagesglut. Ein Bauer, der mit seinem müden Rößlein heimwärts fuhr, belebte mit „Hüst“ und „Hott“ die Stille der Straße, sonst war weit und breit keine Menschenseele zu sehen.

Die vereinzelten Gehöfte, die bis jetzt noch da und dort in geringen Entfernungen aufgetaucht waren, verschwanden mit einemmal ebenso wie die Fahrstraße. Das Tal bildete jetzt eine Mulde, von der einen Seite weit den Blick ins Tal offen lassend, mit auffsteigenden Bergen im Hintergrund, während von der andern die starren Linien dunkler Tannenwälder es begrenzten.

Unweit von einem Steinbruch stand eine verlassene Hütte mit weit vorspringendem Dach, die dem Prinzen erwünschtes Obdach verhieß; ein Haselstrauch, der sich an ihre Südwand lehnte, bot seine in heißer Sonnenglut gebräunten

Früchte zum Imbiß. Am Himmel gingen langsam, erst wie blasses Silber strahlend, dann in funkelndem Goldglanz die Sterne auf. Alle Stimmen des Lebens schwiegen, der leise Atem der Erde wehte durch die Sommernacht wie eines friedlich Schlummernden. Lange sah der Prinz in dieses große Schauspiel, folgte er mit gehobenem Auge dem stillen Wandelgang der Gestirne, endlich übermannte ihn die Müdigkeit.

Erquickt, heitere Lust im Herzen, wanderte er mit Tagesanbruch weiter. Leichter Rauch in der Ferne kündete ein Gehöft, mit frischem Wandersinn schritt er drauf los. Die Milch der Ziege, das schwere Brot des Landmanns dünkte dem Königssohn herrliche Kost und nach kurzer Rast am gastlichen Herde zog er seine Straße weiter. Näher und näher rückten die Berge.

Der schmale Fußpfad neben den Ackergründen verlor sich bald in grüne, ansteigende Rebgelände, aber wenig unterhalb der breiten Fahrstraße, die jetzt wieder einsetzte, rauschte kühlend aus der Tiefe ein starker Gebirgsbach.

Er kam an einem verlassenen Hammerwerk vorbei, das seine Wasser einst in Bewegung gesetzt hatten und dessen rauchgeschwärzte Mauern und leere Fensterhöhlen die Spuren des Feuers zeigten, das hier einmal gewütet: nun wucherte allerlei üppigrankendes, fleischiges Unkraut in dem verfallenen Geviert und zwischen dem halbverkohlten Balkenwerk nisteten Waldvögel.

Jetzt flossen die Wasser brausend über ein Wehr, aber in ihrem Rauschen vermeinte der Prinz ein Donnern zu vernehmen wie von fernem Wasserfall; näher und näher kam das Brausen und jetzt erkannte er deutlich, daß der vermeintliche Wasserfall das Rollen von Rädern war, die hart über den felsigen Straßengrund hinschlugen und mit rasender Schnelligkeit näherkamen. Es war eine elegante Kalesche, die in sausendem Galopp heranraste; ein Kutscher in vornehmer Livree saß am Bock, bleich und zitternd, starre Angst im Blick; die Zügel, die seiner Hand entglitten waren, schleiften im Straßenstaub.

Der Prinz hatte kaum das Gefährte heranbrausen sehen, als er sich ihm, jede Muskel gespannt, entgegenwarf; mit sicherem Griff erraffte er die Zügel und riß die Pferde an, daß sie bäumten und ihn einige Schritte weit mitschleiften; aber schon war das Handpferd zu Fall gekommen, da stand sein Kamerad zitternd und schäumend still und der Wagen hielt.

Der Prinz übergab die Pferde dem Kutscher und öffnete den Schlag, um nach den Insassen zu sehen. Zwei vornehme Frauen saßen im Wagengrund; beide waren jung und schön, und an der Art, wie sie sich umfaßt hielten, erkannte der Jüngling, daß sie wohl schon auf das Schlimmste vorbereitet waren. Gleichwohl löste sich, als der Schlag sich öffnete, die ältere der zwei Reisenden mit ehrerbietiger Bewegung aus den Armen ihrer jugendlichen Gefährtin und diese bot dem Retter ein holdes Lächeln: „Gottes Engel hat Euch auf unseren Weg gestellt! Sagt schnell, wie ich Euch danken kann. Ihr habt des Landes Königin aus Todesnot gerettet und königlich soll Euer Lohn sein.“

Aber der Prinz sah ihr kühn und stolz in das minnige Gesicht, neigte sich und sprach: „Wollt Ihr mir königlichen Lohn gewähren, liebreizende Herrin, so reicht mir Eure schöne Hand zum Kusse. Denn nicht geziemt es dem, der sein Leben für Euch in die Schanze schlug, anderen als höchsten Preis zu fordern.“

Da wurden ihre Wangen rosige Glut und die Hand, die sie ihm anmutsvoll reichte, zitterte leise; er bog ein Knie und küßte sie.

Ein heißes Sehnen kam über sie, dem ritterlichen Jüngling ein gar liebes, trautes Wort zu sagen, doch gedachte sie der Königskrone, die lastend ihre Mädchenstirne drückte, und seufzte ein wenig und fragte bloß: „Soll ich den Namen unseres Retters nicht erfahren, daß mein Gebet ihn täglich vor dem Herrn der Welten nennen kann, da Ihr andern Dank verschmäht?"

„Ich bin der Ritter Namenlos," sagte der Prinz lächelnd, „und zog zufrieden meine Straße. Da plötzlich gesellte sich das Glück zu mir. So überreich hat diese Stunde mich gemacht, daß ich mich geizig schelten müßte, wollt' ich ihm meinen Zoll nicht bringen."

Er löste das Juwel von seinem Samtbarett und warf es sorglos dem Kutscher, der die Pferde am Zaume haltend wartete, in den Hut.

„Hier, Freund, für den bestandenen Schreck. Und nehmt nun Euren Platz auf dem Bocke wieder ein, die Tiere sind unruhig."

Noch einmal neigte er sich ritterlich den Damen; in dem Blick der jungen Fürstin lag es wie stumme, gedankenvolle Frage, der aber keine Antwort ward, denn die Rosse zogen an und der Wagen fuhr davon.

Der Prinz aber wanderte weiter und weiter, viele Tage lang. Er sah Menschen anderer Art, als er in der Heimat gekannt, gute und falsche, einfältige und verschlagene, heitere und sorgenvolle, und das Herz ging ihm auf und er wollte ihnen allen, wie sie da waren, Freund und Bruder und Helfer sein. Er lächelte den Kindern zu, die barfuß und mit zerrissenen Röckchen in das Sonnengold des Tages hineinjubelten, und warf dem Karrner, der im glühenden Tagesbrand auf der Straße schaffte, seine Spende zu, reicher als ein Monatslohn; er führte den Blinden, der sich mühsam vorwärts tastete, bis zum schützenden Dach seiner Herberge und grüßte mit fröhlichem Zuruf den Landmann, der, die Sense auf der Schulter und den Wetzstein am Gurt, schweren Schrittes von der Arbeit heimwärts ging.

Und während er so das Land durchstreifte, talauf, talab, wurde ihm die Welt täglich schöner und er fühlte sich frei und reich und jetzt erst wußte er zu deuten, was die Menschen königlichen Sinn nennen. Denn während sein Börslein immer schmäler wurde und die Goldfüchse rarer, wuchs ihm die Seele wie Adlerschwingen und eine geheime Stimme sagte ihm, daß nur der frei ist, der verzichten kann, und nur der groß, der, sich selbst vergessend, das Geschick meistert.

Je weiter er zog, desto flacher wurde das Land und unermeßlich der Horizont. Und eines Tages sah er vor sich das weite Meer und Schiffe im Hafen und ein Gewirr von Wimpeln und Masten und Takelwerk.

Die frische Brise hob ihm die Brust, ein neues, fremdes Sehnen überkam ihn plötzlich; die grauen Segel, die ferne im blauen Licht in blendender Weiße schimmerten, die Boote, die still und anscheinend ohne Bewegung auf den weichen Wogen dahinglitten, der geheimnisvolle Zauber der Unendlichkeit füllte sein Herz mit dürstendem Verlangen.

Und plötzlich schien es ihm, als finde er hier die Lösung des rätselhaften Dranges, der ihn vom Vaterhaus in die Fremde getrieben, als berge das Meer in seinen Tiefen die Erfüllung seines Geschicks.

Ein Schiff lichtete die Anker, schrill tönte das Abfahrtssignal. Vereinzelte Passagiere drängten noch in das Fährboot, laut schollen vom Deck die Kommando=

worte des Kapitäns. Da sprang der Prinz rasch entschlossen in das Boot. Jetzt erst erfuhr er, daß das Schiff weit hinausfahre in fremde Zonen und daß sein Fuß lange Monate das Festland nicht berühren werde. Spöttisch sah der älteste Lotse auf den Jüngling, der im grünen Samtwams, ohne Gepäck und Reiseziel aufs Schiff gekommen war, und der wortkarge Kapitän runzelte die Stirn. Als nun der seltsame Fahrgast aus einem schmalen Seidenbeutelchen die letzten Goldstücke zog, fand sich, daß sie die Kosten der Fahrt nicht deckten. Der Jüngling aber hob den Blick ohne Verwirrung: „Ihr sollt des ungebetenen Gastes nicht unfroh werden, Kapitän. Mein Gold ist zur Neige gegangen, doch meine Arme sind stark. Nehmt mich unter Eure Mannschaft auf und seid gewiß, ich diene treu.“ Der Kapitän war's zufrieden; denn kaum hatte er für die weite Fahrt und den strengen Dienst die allernötigste Bemannung aufbringen können. Der Prinz aber legte sein grünes Samtwams ab und zog Matrosenkleider an und lernte die Segel hissen und niederholen und war zuhause in den Rahen und dem Takelwerk und wurde bald ein Seemann, so tüchtig wie sein Kapitän mit dem scharfen Blick der Möve und dem weiten, starken Herzen des Mutigen, der sein Leben stündlich den Elementen abtrotzt.

Und nachdem er drei Jahre in fremden Gewässern gesegelt und längst heimgekehrt war, fand er sich eines Tages wieder auf dem Meere, das dem knabenhaften Jüngling mit dem ersten geheimnisvollen Hauch seiner Größe die ungestillte Sehnsucht nach seinen Rätseln eingegeben hatte.

Aber nicht in glatter Bläue wie damals lag es vor ihm; schwärzliche Wogenberge hoben sich aus seinen Tiefen, eisiger Sturm peitschte über die weißen Wellenkämme hin, eine erwartungsvolle Menge stand angstvoll an seinen Ufern und aller Augen waren auf das Hilfsboot und seine Insassen gerichtet, das einem gescheiterten Schiff zusteuerte.

In der Nacht schon hatte die grausige Kunde Eingang in die friedliche Hafenstadt gefunden: fast unter den Toren der Stadt, angesichts des Dammes, dessen Leuchtturm den Heimkehrenden wie eine Verheißung von Glück und Ruhe winkte, war es an einer Sandbank aufgefahren. Vom Landungsplatz aus konnten die Zuschauer die Unglücklichen sehen, die sich am Vorderteil, das noch über Wasser stand, zusammengedrängt hatten und flehend die Hände rangen.

Furchtbar wütete der Sturm mit dem unseligen Wrack. Zeitweise hüllte es eine gewaltige Welle so ein, daß es sich zur Seite legte, und wehe jenen, die die Kraft verließ, sich festzuklammern: sie wurden über Bord geschwemmt und der Vernichter Ozean verschlang sie vor den Augen der Überlebenden.

Auch der Königssohn, der seine Krone verloren hatte, sah das alles, und wie er jetzt mit sechs seiner einstigen Schiffsgenossen hinausfuhr zur Rettung, waren seine schönen, jugendlichen Züge unverwandt mit starrem Entschluß auf das untergehende Wrack gerichtet.

Wie der Doge von Venedig, der sich dem Meer antraute, fuhr er dahin, doch nicht ein toter Goldreif war sein Einsatz, er warf sein eigenes blühendes Leben ins Meer — um der Liebe willen.

Und nun auf einmal verstand er die heimlichen Stimmen, die ihn mit großen Ahnungen an des Meeres heiliger Mutterbrust genährt drei Jahre lang, die Ahnungen, die er als Verheißung irgend eines großen, himmelstürmenden

Glücks gedeutet und die sich nun erfüllen sollten, anders als er in brennendem Jugendverlangen gemeint.

Die Stunde war gekommen, da sich groß und still die Wunderblume seines Herzens entfalten sollte, und er sah ihr entgegen wie einer, der überwunden. In dieser Todesfahrt ging der Königssohn, der seine Krone verloren, in Wahrheit aus, sie zu holen.

Sie waren bei dem ringenden Wrack angekommen, sie versuchten anzulegen, aber das tobende Meer trieb sie immer wieder zurück. Entmutigt sahen die Gefährten auf ihren jugendlichen Führer, doch der hatte seinen Plan gefaßt.

„Wir müssen beim Molo anlegen, Kameraden,“ sagte er, „das Pfahlwerk des Dammes bricht die Gewalt der Wellen; einige mögen dann in den Leuchtturm hinaufsteigen und das Gangspill flott machen; mit seinen Tauen holen wir das Wrack an; die Rettungsleine wird das übrige besorgen.“

„Wer sollte bei solchem Wellengang das Wrack erklettern wollen?“ fragte einer aus der Mannschaft mit der Miene des Zweifels.

„Ich!“ antwortete ihr junger Führer.

Da sahen sie furchtsam auf ihn und flüsterten untereinander, ob sie das tolle Vorhaben nicht hindern sollten.

Doch die ausgestreckte Hand des königlichen Jünglings wies auf die Unglücklichen auf dem Wrack, die mit wehenden Tüchern und bittend gehobenen Händen das Manöver der Männer begleiteten und in deren Mienen Furcht und Schrecken mit Hoffnung und Zweifel kämpften.

„Wer von Euch will diesen Elenden die letzte Hoffnung rauben?“ fragte er ernst. Da schwiegen sie, nur der älteste Lotse sprach: „Wir setzen Dich nicht aus, bevor Du nicht selbst durch die Rettungsleine ans große Boot gesichert bist. Haben wir vom Leuchtturm aus das Wrack mit den Tauen verbunden, so magst Du tun, was Du nicht lassen kannst.“

Da lächelte er den Kameraden zu und gab sich drein und sie setzten sich ins kleine Boot und fuhren an den Leuchtturm heran. Dann setzten sie die Winde in Bewegung und warfen die schweren Taue aus und stellten die Verbindung mit dem Wrack her.

Jetzt warfen sie die Rettungsleine um die schlanken Hüften des Kameraden und schürzten die Knoten mit sorgsamer Acht und folgten ihm mit starrenden Blicken, als er nun furchtlos auf den Molo sprang, das Wrack erkletterte und die Rettungsleine an dem Förbergestell des Fahrstuhls befestigte.

Am Landungsplatz, wo man das Tun der Retter mit fieberhafter Angst verfolgt hatte, entstand jetzt eine Bewegung.

Ein junges Weib von königlichem Liebreiz war unter die Menge getreten, die sie ehrfürchtig begrüßte. Sie hatte die Blicke angestrengt auf das Wrack gerichtet und wandte sich an eine vornehme Frau ihrer Begleitung, die bescheiden zur Seite getreten war.

„Wer ist der Kühne, der eben das Unglücksschiff erklettert?“

„Wenn meine Königin sich einen Augenblick gedulden will, werde ich es zu erfahren suchen.“

„Nein, laß, Luise!“ sagte die junge Fürstin. „Schenkt ihm der Himmel gnädige Rückkehr, so wollen wir ihn selbst befragen.“

In diesem Augenblick wurden von allen Seiten Ausrufe der Freude und des Jubels laut: „Da ist er! Seht, seht den Mann, an eine Trosse gebunden, den man jetzt langsam hinabläßt. Gerettet, gerettet!“

Brausender Jubel brach sekundenlang den Bann der Angst, dann folgte die Menge wieder mit schweigender, gespannter Aufmerksamkeit den Vorgängen auf der Unglücksstätte.

Der Retter und sein Schützling bestiegen das kleine Fahrzeug, das sie bis zum Hilfsboot brachte, dann kehrte der todesmutige Jüngling allein zurück und erkletterte wieder das Wrack.

Und nach bangen, schweren Minuten der Erwartung sahen sie einen andern Geretteten das ächzende Wrack verlassen und noch einen und wieder andere.

Jetzt wurde das Tau zum letztenmal herabgelassen, kein Lebender befand sich mehr auf dem Wrack. Als das Hilfsboot den Weg zum Hafen einschlug, erdröhnte der Landungsplatz von Jubel.

Doch die Freude wurde stumm und wich dem tiefsten Mitleid, als nun die Opfer des Schiffbruchs dem Rettungsboot entstiegen.

Waren das Gerettete? Diese armen, totblassen, frostzitternden Wesen, wußten sie denn auch, wie ihnen geschah? Dreißig Stunden der Todesnot hatten die Unglücklichen gegen jede Empfindung abgestumpft. Wie im Traum sahen sie auf die Menge, die sie teilnehmend umgab, kaum schienen sie die liebevollen Worte der Ermunterung zu hören, die ihnen von allen Seiten zuflogen.

Die junge Fürstin war tief erschüttert. Sie hatte einige bequeme Kaleschen vorfahren lassen, die die Geretteten sogleich nach der Landung aufnehmen sollten. „Man bringe diese meine lieben Gäste aufs Schloß!“ sagte sie zu den Dienern, die ihrer Befehle harrten. „So wahr ich lebe, keiner von ihnen soll aus unserer Hut entlassen werden, ehe nicht unsere Liebe und treue Pflege die Erinnerung an die grausamen Stunden verdrängt hat, die sie erlitten. Eilt, eilt, versäumt nichts, kommt ihren kleinsten Wünschen zuvor! Und — wo ist der Retter?“

Da teilte sich die Menge und zeigte der Königin den Jüngling, der den Lotsen half, das Boot zu bergen, und nun schritt die hohe Frau selbst auf ihn zu.

Er stand gebückt, die Taue versorgend, da schlug ihm über die Schulter eine gar süße Stimme ans Ohr: „Liebt Ihr das Leben so wenig, o Braver, daß Euch Eurer Jugend nicht jammerte in diesem furchtbaren Glücksspiel?“

Da wandte er sich und sah der Fürstin schweigend in die Augen.

Die holdselige Frau erschauerte unter diesem Blick im Entzücken des Erkennens. „Wie?“ rief sie aus und wußte kaum den Jubel ihrer Stimme zu dämpfen, „Ihr seid es, — Ihr! Und dies die Wackeren, die Euch zur Seite standen? Erschöpft, erstarrt und noch ungelabt?“ Sie winkte einen Diener herbei. „Führt die Retter zu den Geretteten aufs Schloß!“ befahl sie, „das ist nicht mehr als billig. Mein ganzes Land soll bedenken, wie es Euch Ehre erweisen kann, nur Eure Belohnung behalte ich mir selber vor.“

Nun stand sie Aug' in Auge mit dem kühnen Jüngling und verstummte eine Weile vor Glück und Seligkeit.

In seinem Herzen aber ging eine schauernde Ahnung auf, daß die Stimmen des Meeres nicht gelogen, daß die Wunderblüte jener plötzlichen rauschenden Liebe, die er wie Unkraut aus seinem Erinnern zu reißen vermeint zu strahlender Schönheit erwachsen, daß er liebe und wiedergeliebt sei. „Freund!“ sagte nach langem Schweigen die bebende Stimme neben ihm, „noch habe ich Euch nicht nach Stand und Herkunft gefragt. Doch wer Ihr auch sein möget, Ihr könntet nicht adliger sein und hättet Ihr zwanzig Ahnen. So reicht mir den Arm und führt Eure Königin nach Hause!“

Ein stolzes Leuchten ging über seine schönen, sonnengebräunten Züge, und er hatte kein Wort des Widerspruchs.

Er nahm ihren Arm und geleitete sie zum Wagen und stieg an ihrer Seite die weißen Marmorstufen des Königspalastes hinauf und Retter und Gerettete sahen ihn mit gleicher Freude kommen und jedes Auge lächelte ihm.

Doch die Tage verstrichen, und die das Meer elend gemacht hatte, fingen an zu genesen. Höher als je blühten in dem alten Königsschlosse Freude und Lust und die hohen Säle widerhallten von Fröhlichkeit. Nichts hatte die hohe Frau versäumt, ihre Gäste zu erfreuen, und als sie endlich um Urlaub baten und der Tag ihrer Abreise festgesetzt war, wollte sie sie noch einmal im großen Festsaale versammeln, erfragen, welchen Schaden an Hab und Gut sie durch den Schiffbruch erlitten, und billigen Ersatz schaffen.

Am wenigsten aber durfte der Helfer fehlen, dem sie das unersetzliche Gut, das Leben, dankten; er mußte dem Thronsessel der Fürstin zunächst stehen und ihm galt auch der Geretteten letztes Lebewohl.

Als sie alle gesprochen, kam zuletzt mit sorgenvoller Miene ein vornehmer Greis.

„Ihr habt gewiß gar schweren Verlust erlitten, mein Vater“, sagte die schöne, junge Königin, „vertraut mir, wie ich Euern Kummer lindern kann.“ Der Alte schüttelte das Haupt. „Nicht immer ist der Unglücklichste, der verlor, was er besaß; leicht könnte einer, der nicht findet, was er sucht, noch schlimmer dran sein.“

„Ihr sprecht in Rätseln, guter Vater,“ entgegnete die Königin verwundert, „erklärt Euch besser, daß ich sehe, ob ich Euch Hilfe weiß.“

„Das will ich, Herrin. Ein Königspalast hat ein gar lautes Echo und meine Geschichte soll weit in die Lande dringen. So hört! Ich trug ein kostbar Ding bei mir, als ich die Reise antrat, — eine Krone. Ein schmaler Reifen nur, doch reich mit kostbaren Steinen besetzt. An starken Bändern trug ich sie fest um den Leib gegürtet und nur mit meinem Leben hätte man sie mir entreißen können. So habe ich auch in Sturm und Schiffbruch die Krone bewahrt, — doch ihren Träger fand ich nicht, das ist mein Kummer, Herrin. Nun sagt, ob Ihr mir helfen könnt.“

Die Königin sah den Alten verwundert an, ob er ihrer spotte, und im Kreise lächelten ihre Damen.

Da fragte der Jüngling neben ihrem Stuhl mit heller Stimme: „Ist auch der prächtige Karfunkel in der Mitte unversehrt?“

Der Alte riß die Augen nach dem Sprecher auf. „Herr, nur durch Zauber konntet Ihr erfahren — kein Mensch sah je die Krone außer ihrem Besitzer und seinem Oheim!“

„Und du, mein guter Dagobert!“ fiel der Jüngling fröhlich ein. „Ei, hast du denn des schlimmen Jungen schon vergessen, der dir so oft aus der Lehrstunde fortlief?“

Da stieß der Alte einen Schrei aus, daß die Lakaien im Vorzimmer auf den Zehenspitzen heranschlichen und durch die Schlüssellöcher schauten, und fiel dem Jüngling zu Füßen und lachte und weinte in einem Atem: „Mein Prinz, mein Herr und mein König!“

Der Königssohn hob ihn in seine Arme: „Hier ist dein Platz, du treuer Eckart. Doch sag', wie fand sich die Krone?“

„Ein großer Vogel hatte sie bemerkt, als Ihr in kindlichem Gefallen die glänzenden Steine an der Sonne blitzen ließet, und trug sie fort, als Ihr sie achtlos niederlegtet. Drauf wolltet Ihr von Thron und Land nichts weiter wissen und ginget in die Ferne. Hätt' nie gedacht, daß Euch an solchem äußern Tande die Seele hinge!“

Da lächelte der Königssohn und sagte fein: „Das war's auch nicht, mein guter Freund. Das war der Grund für jene, die mit Händen greifen müssen, was ihr Gedanke nicht erfaßt. In Wahrheit kam ich mir zu jung und kindisch vor für das ernste Regentengeschäft und spürte wenig noch in mir von Herrscherweisheit. War auch ein wenig abenteuerlustig, daß ich's nur gestehe, und wollte das Schicksal vorerst sprechen lassen.“ Er wandte sich zum Thronsessel der jungen Herrscherin, die heimlich nicht den Blick von ihm gelassen und nun, wie Dornröschen aus dem Traum erwachend, plötzlich den königlichen Jüngling vor sich sah.

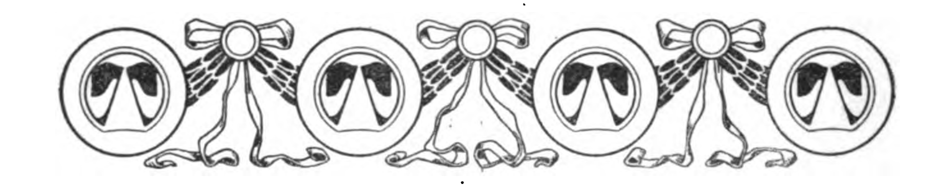
Der beugte das Knie und sah ihr hold in die Augen und sagte voll feurigen Muts: „Ich fragte das Schicksal und es zeigte mir ein süßes Bild. Das war das Glück. Doch welcher Sterbliche darf sich erdreisten, vor das Glück zu treten und es besitzen zu wollen?“

Da erröteten die Hofdamen und die einen sahen in die entfernteste Ecke des Saales, die andern schlugen verschämt die Augen nieder, denn die junge Königin hatte dem Prinzen ohne Scheu die weißen Arme um den Hals geschlungen und ihn gar minnig auf den Mund geküßt.

Aber der alte Kavalier stand dabei mit einem so fröhlichen Gesicht, als hätte er nie die Gicht gekannt, und als die Fürstin ihn anlächelte und ihn wie ein frommes Töchterchen auf die Stirn küßte, da meinte er die Englein im Himmel singen und flötenblasen zu hören.

Und er schwur einen teueren Eid, daß er keine echtere Krone, kein holdseligeres Weib und kein süßeres Glück kenne als das Herz, das Weib und das Glück seines königlichen Herrn.





Umschau.

Ist der herkömmliche Christustypus echt? — Die vorjährige Weihnachtsnummer des „Türmer“ (Stuttgart, Greiner & Pfeifer) brachte unter andern Kunstbeilagen die Nachbildung eines Gemäldes von L. Fahrenkrog: „Jesus predigend“. Im Mittelpunkt des Bildes steht ein mit weißem Talar bekleideter Jüngling, den linken Arm um ein kleines Mädchen gelegt, das bei ihm Schutz zu suchen scheint, den rechten abwehrend oder strafend ausgestreckt. Der ausdrucksvolle Kopf weist den bartlosen, kurzhaarigen Typus auf, den man bei den Christusbildern der ersten Jahrhunderte findet. Der herbe, entsagungsvolle Mund ist geschlossen, die dunkelglühenden Augen aber unter den seltsam geschwungenen Brauen reden eine stumme Sprache voller Zorn, Kraft und fanatischer Begeisterung. Um diese Gestalt drängen sich in buntem Durcheinander Männer-, Frauen- und Kinderköpfe; die spöttischen Gesichter sorgloser Weltkinder finden einen wirkungsvollen Kontrast in den frommen Mienen einiger Weiber und Greise, die in schwärmerischer Verehrung zu dem jungen Mann im Talar aufschauen. Alles in allem ein Kunstwerk, an dem man nicht gleichgültig vorübergehen kann. Aber — „Das soll *Jesus* sein?“ fragt der Beschauer erstaunt und vertieft sich dann noch einmal in das Bild, um in diesen strengen Zügen nach dem Heilandsideal zu suchen, das er im Herzen trägt.

Dasselbe Türmerheft enthält einen Aufsatz von Fahrenkrog, in dem der Künstler seine Auffassung des Christustypus begründet. Er führt aus, daß „dieser Mann, der unter dem Sternendome Gethsemanes seine Nächte zubrachte, der einsam an wüsten Orten oft und viel den Vater suchte, des Wahrheitsliebe, glühender Gottesliebe voll, dem Kinde, dem reuigen Zöllner, der büßenden öffentlichen Dirne voll wahrhaft großer Liebe den Weg zum Himmelreich wies, dessen Worte Gewalt waren und dessen Geistesmacht Jahrhunderte bewegte, dessen Leben und Leiden dem Inhalt seiner Lehre gleich war,“ nicht durch den traditionellen „oft wunderlich süßen“ Christustyp mit langen Locken und wohlgepflegtem Spitzbart verkörpert werden könne. Wohl sei Jesus der Vertreter der Liebe gewesen, aber jener Liebe, die den Brüdern zum Wohl auch hart sein kann. „Folgen wir, von anerzogenen Nebengedanken befreit, den Berichten der Evangelisten, so steigt uns das Bild eines gewaltigen Menschen empor, voll von wunderbarer Kraft, erfüllt vom heiligen Wollen, dessen Rede gewaltig war und dessen Wirksamkeit nur *einer* göttlichen Mission galt. (Ev. Luk. 4, V. 1 und 14, V. 32 und 36; Kap. 6, V. 19. Ev. Matth. 5—7; Kap. 7, V. 28 und 29.)“ Zum Beweise, daß Jesus auch hart und streng sein konnte, führt Fahrenkrog u. a. die Bibelstellen Ev. Matth. 12, 48—50, 17, 20 und 21, 12, Ev. Joh. 2, 17 und 18, 6 an. Nachdem er so Jesu Wesen zu analysieren versucht hat, geht er zu der äußeren Erscheinung des Heilandes über und stellt die Behauptung auf: „Jesus trug keinen Bart und das Haar kurzge-



schnitten." Das sei durch die Darstellungen Jesu aus den ersten Jahrhunderten bewiesen wie auch dadurch, daß Paulus, der den Herrn über alles liebte und verehrte, im I. Korintherbrief 11, 14 der Gemeinde schreibe: „Es ist dem Manne eine Unehre, so er lange Haare zeuget, für das Weib hingegen eine Ehre." Das hätte Paulus nicht gesagt, wenn der Heiland selbst lange Haare getragen hätte. Zum Schluß weist Fahrenkrog auf eine Reihe bedeutender Männer hin, die trotz ihrer Bartlosigkeit „ihre Mannbarkeit auf allen Gebieten bewiesen": Alexander der Große, Julius Cäsar, Napoleon, Moltke, Goethe, Schiller, Beethoven, Mozart, Edison u. a.

Da die durch Fahrenkrogs Gemälde und Ausführungen aufgeworfene Frage in weiten Kreisen Interesse erregte, brachte das diesjährige Aprilheft des „Türmer" drei weitere Christusbilder des Künstlers, alle denselben Typus darstellend. Zugleich stellte die Redaktion in einer Umfrage die folgenden Punkte zur Diskussion: „1. Kannst du dir den historischen Christus körperlich so vorstellen? und 2. Ist das ein Christus, an den du glauben kannst?" Die nächsten drei Hefte brachten dann die eingelaufenen Antworten, unter denen die meisten die religiöse, historische, archäologische und künstlerische Seite der aufgestellten Fragen eingehend beleuchten. — So schreibt Monsignore Dr. P. M. Baumgarten aus Rom:

„Ihre erste Frage in dem mir übersandten Aufsatz kann sich meines Erachtens nur an archäologisch Gebildete richten; nur sie vermögen zu beurteilen, ob die geringen geschichtlichen Andeutungen über das körperliche Aussehen des Herrn vom Künstler so in Einklang mit den ältesten Idealdarstellungen gebracht worden sind, daß die zusammensetzende Phantasie dieser Gelehrten sich für befriedigt erklären kann. — Meine Ansicht über das braune Blatt ‚Jesus predigend' kann ich dahin zusammenfassen, daß nichts den Künstler berechtigen kann, dem Heiland durch den sinnlichen Mund und den harten Ausdruck der Augen alles das in der Darstellung zu rauben, was der gläubige Christ von einem Erlöserbilde zu erwarten berechtigt ist. Dabei sehe ich ganz davon ab, daß jegliche Andeutung des Predigens in der Darstellung des Gesichtes vermißt wird. Wenn Sie mich fragen sollten, welchen Titel ich diesem Blatt geben würde, so könnte ich ihnen nur folgende Unterschrift angeben: Junger zielbewußter Arbeiter im Kampf um seine Rechte. — Das ist der Eindruck des künstlerisch bedeutenden Bildes auf mich.

Die zweite Frage lautet: Ist das ein Christus, an den du glauben kannst? Ich gestehe, daß mir diese Fassung des Problems bei meiner Anschauung über den Glauben an Christus nicht verständlich ist. Ich kann mir auf diese Fragestellung keine Antwort denken, die eine Herabsetzung des Glaubensbegriffes ausschlösse. (Irre ich mich darin, so bin ich dokumentarischer Belehrung gerne zugänglich.) Ich lehne die Beantwortung der Frage also mit aller Entschiedenheit ab.

Im allgemeinen bemerke ich, daß ich es für völlig ausgeschlossen halte, daß in absehbarer Zeit ein Christustypus dieser Art im katholischen Volk heimisch werden könnte. Die Macht der Überlieferung ist — und das mit Recht — eine so große, daß unser katholisches Volk auch ohne jede Beeinflussung alle derartigen Versuche mit der dem gesunden Volksempfinden angeborenen Steifnackigkeit illusorisch machen wird. — Das sind alles Fragen antiquarisch-künstlerischer Art, die nur in hochgebildeten Kreisen auf wohlwollende Aufmerksamkeit und nur in gelehrten Kreisen auf wirkliches Interesse stoßen können."

Weniger ablehnend äußert sich Richard von Kralik, ohne auf eine direkte Beantwortung der beiden Fragen einzugehen. Nachdem er darauf hingewiesen, daß

die Überlieferung der meisten historischen Typen schwankend ist und daß wir uns z. B. auch bei jedem neuen Goethe- oder Beethovenbild fragen: „Kann das Goethe oder Beethoven sein? Überzeugt es uns? Glauben wir's?" fährt er fort: „Ähnlich fragen wir bei einem neuen Christusbild, mag es nun den bartlosen oder Barttypus zeigen. An sich ist gegen den ersteren gewiß nichts einzuwenden. Er ist archäologisch ursprünglicher bezeugt, und selbst wenn es nur ein Idealtypus wäre, so hat auch der Barttypus keine realere Grundlage." Wenn man in dem einen Typus den des Hermes oder Apollo oder Orpheus erkennt, so könne man in dem andern den des Zeus, des Asklepios suchen. Auch vom zeitgeschichtlichen Standpunkt aus sei der bartlose Typus annehmbar, da Judäa zur Zeit Christi ganz unter dem Einfluß der hellenistischen Kultur gestanden habe. „Warum sollte also Kleidung und Haartracht in Judäa von der allgemeinen Sitte der Zeit abweichen? Wenn man es für unwürdig hält, sich Christus rasiert und gestutzt zu denken, so ist es nicht weniger unwürdig, ihn mit mühsam gepflegten Locken zu denken .... Freilich wir brauchen weder ihn noch seine Zeitgenossen, mit Ausnahme der Stutzer, allzeit glatt rasiert uns vorzustellen, am wenigsten bei den langen Wanderungen, beim vierzigtägigen Verweilen in der Wüste." Die Hauptsache sei bei einem wie beim andern Typus, daß die Darstellung nicht an den Barbier oder Friseur gemahne. „Es ist ein ähnliches Problem wie jenes andere der Bekleidung und Nacktheit. Auch da kommt es vor allem darauf an, daß man nicht den Eindruck hat: Den hat man angezogen! oder: Den hat man ausgezogen! Sondern man soll immer den Eindruck haben: Sehet, ein Mensch! Sehet, der Mensch!" Kralik schließt sein Schreiben mit der folgenden Ausführung: „Der Künstler hat ebenso einen wirklichen, vollen und ganzen Menschen zu schaffen, wie die Kirche und das Dogma in Christus einen wirklichen, vollen und ganzen Menschen sieht. Das Gegenteil ist nicht nur unhistorisch, nicht nur unästhetisch, sondern auch undogmatisch und unkirchlich. Wenn aber die moderne Kunst meint, sie könne nicht zugleich den G o t t darstellen, so scheint sie ihre eigenen Mittel zu unterschätzen. Denn schon nach der alten genialen Entdeckung des Sokrates vermag die Kunst mit den Mitteln des Sichtbaren das Unsichtbarste auszudrücken und darzustellen, alles Seelische, Geistige, also auch das Göttliche. Was den alten Griechen gelungen ist, das sollten doch wir nicht als unmöglich erklären. Wenn ferner die heutigen Christusbewunderer vor allem den sich zur Heiligkeit emporringenden und mühsam emporarbeitenden Menschen betonen, so scheinen sie mir wieder das tatsächliche Phänomen der Genialität zu übersehen. Es gibt erfahrungsgemäß auf den Gebieten der Mathematik, Philologie, Poesie, Musik u. s. w. Genies, die allerdings (ähnlich wie Christus) an Alter, Weisheit und Gnade allmählich zunehmen müssen, die auch den Widerstand der Außenwelt zu verspüren haben, deren innere Arbeit aber nur in einer fortschreitenden, sieghaften Besitzergreifung des ihnen auf unerklärliche Weise von oben her angewiesenen geistigen Gebiets besteht, nicht in irrenden Versuchen, aus denen sich freilich minderbegabte Talente erst durchkämpfen müssen. Wenn ich also auch nicht von jedem Künstler den kindlichen Kirchenglauben und nicht den mystischen Adlerflug über Raum und Zeit verlangen kann, so darf ich doch wenigstens erwarten, daß er in kongenialer Anschauung den Genius erkennt und darstellt, den Genius, der an sieghafter Genialität, an zweifelloser Klarheit doch eingestandenermaßen jene mathematischen und musikalischen Genien unendlich übertrifft. Dies Göttliche darzustellen, das sowohl die göttlichen Ideen der antiken Mythologie wie die der ganzen übrigen Welt- und Kulturgeschichte überragt,

das ist von der Kunst mit Recht angestrebt und vielleicht auch hier und da erreicht worden. Es ist nur eine Steigerung und Vereinigung der beiden künstlerischen Hauptaufgaben: Darstellung der ideenerfüllten Persönlichkeit, Darstellung der personifizierten Idee."

Der Grazer Universitätsprofessor und Kunsthistoriker Strzygowski liefert eine interessante archäologische Abhandlung, in der er nachweist, daß der bärtige und bartlose Christustypus wiederholt nebeneinander vorkommen und zeitlich wie örtlich wohl nahen Ursprungs seien. Was seine persönliche Überzeugung betreffe, so sei sie die, daß alle derartigen Untersuchungen nur historischen Wert haben. „Wir wollen und sollen wissen, auf welchen Grundlagen sich unsere Kultur aufbaut. Solche Wahrheiten geben Einsicht und Gerechtigkeit, sie können bis zu einem gewissen Grade auch Richtschnur sein. Nur Ziel und Zweck unseres Handelns dürfen sie nicht länger bleiben. Wir fangen endlich an, das Mittelalter auf allen Gebieten energisch hinter uns zu werfen und dürfen vor Christus nicht Halt machen, am wenigsten die bildende Kunst. Und Persönlichkeiten wie Christus haben es gewiß nicht nötig, geschont zu werden. Wenn irgend eine überlieferte Gestalt sich in der Glut des modernen Lebens bewährt, so ist es der Mann, nach dessen Gebürt wir die Zeit rechnen. Es mag lästig sein, ihm unter allen Umständen treu zu bleiben, das Leben mag uns oft weit von ihm entfernen. Schließlich kehren wir doch immer wieder, Frieden suchend, zu ihm zurück." Jeder Künstler habe das Recht, Christus ganz aus dem eigenen Gemüt herauszubilden, dem Gläubigen und der Kirche aber müsse das Recht bleiben, Christus nach der herkömmlichen Art zu fordern und Werke abzulehnen, „die ohne vorherige Abmachung rücksichtslos allen stillschweigenden Voraussetzungen der Bestellung zuwiderlaufen".

Nur wenige Beantworter der Umfrage erklären sich mit Fahrenkrogs Christustypus ganz einverstanden; selbst diejenigen, die zugeben, in den bisherigen traditionellen Christusbildern ihr Ideal nicht zu finden, suchen in Fahrenkrogs Heilandsgestalten vergebens nach dem Ausdruck der Liebe und des Mitleids. „Ich vermisse einen Zug, ohne den mir der kraftvollste Christus starr bleibt," schreibt Pfarrer Dr. Luther (Charlottenburg), nachdem er es für verständlich erklärt, daß jede Zeit die Sehnsucht habe, Christus nach ihrer eigenen Auffassung darzustellen; dieser Zug sei „die reine Güte, die der feine, leise Unterton jedes Wortes und alles Tuns ist. Diese unendlich reine Güte müßte die Christusgestalt durchleuchten, vor der ich in anbetender Ehrfurcht stehen möchte." Und Christ. Rogge (Stettin) bemerkt mit Recht: „Zu diesem Jesus könnte ich kein schrankenloses Vertrauen haben. Ich könnte mir denken, daß er mich in den Bannkreis seiner Persönlichkeit hineinzwingt, aber eine befreiende Hingabe des Herzens ihm gegenüber scheint mir ausgeschlossen." Im übrigen begrüßt Rogge es freudig, daß ein Maler wieder einmal den Versuch unternimmt, ein unbärtiges Heilandsbild zu schaffen, da das bartlose Gesicht dem Künstler in weit höherem Grade die Möglichkeit gewähre, ein fein nuanciertes Seelenleben wiederzugeben. — Pfarrer Karl Röhrig (Potsdam) nennt Fahrenkrogs Christustypus „eine der interessantesten Schöpfungen auf dem Gebiet der religiösen, ja der Gedankenmalerei überhaupt," meint jedoch: „Der düstere Ernst, die finstere Schwermut, das ‚Ergrimmen im Geist', die Tragik des Geschickes muß einer sonnigeren Auffassung des ‚Schönsten unter den Menschenkindern' weichen. Nicht Gewitterschwüle, sondern Sonnenschein, nicht Disharmonien, sondern Harmonie, nicht Kampf, sondern Friede soll das Christusbild ausstrahlen und schenken." Nur Pfarrer Lic. theol. Kurt Holtz

(Pola) ist der Ansicht, daß der Fahrenkrogsche Christus auch der Güte und Nächstenliebe fähig sei; er plaidiert dafür, daß man das Bild „in Kirchen und Unterrichtszimmer und Wohnstuben einziehen" lasse, „und zwar bald. Dann würden selbst ‚Freigeister' vor Christus Achtung gewinnen." Auch Wilhelm Schwaner (Schlachtensee) möchte Fahrenkrogs predigenden Jesus in jedem Schulhaus und in jedem Kinderzimmer sehen; „ich liebe ihn," erklärt er, „weil ich Pädagoge und Vater bin. Und weil ich selber so ein schutzsuchendes Kind war wie die Kleine da." Walther Nithack-Stahn (Berlin) will dem Bilde ansehen, daß dieser „Mann mit den derben Zügen, der Handarbeiter, in dem jetzt nur noch die Seele arbeitet," den Mund öffnen werde, nicht um zu strafen (wie man nach dem zürnenden Ausdruck der Augen annehmen muß), sondern nur um zu rufen: „Her zu mir!" mit der rauhen Stimme des Retters, der den Gleitenden vom Abgrund zurückreißt. Mit dieser Annahme dürfte Nithack unter allen Beschauern der Fahrenkrogschen Gemälde wohl ziemlich allein dastehen; die meisten werden bei Betrachtung dieses strengen Mundes und der zornflammenden Augen an Schelte und Strafe denken müssen, ein Beweis, wie verschieden ein und dasselbe Kunstwerk wirken kann und wie sehr es auf die individuelle Auffassung des Beschauers ankommt. Ähnliches spricht Nithack selbst aus, indem er den Künstlern unserer Zeit zuruft: „Schafft uns ein jeder seinen Christus! Malt, meißelt, dichtet, setzt ihn in Tönen in die Welt! Keine von diesen Gestalten wird auch nur einen von uns voll befriedigen — aber jede wird jedem etwas zu sagen haben. Und von tausend Kristallflächen strahlt das Sonnenbild dessen zurück, der uns vorschwebt als des Menschentumes Vollendung, der Gottheit reines Gefäß; als das, was wir alle sein sollten, wonach wir uns sehnend strecken! Ein jeder braucht seinen Christus, der seines Bruchteilwesens Supplement ist!" und: „Laßt, ihr Bildner, doch überhaupt den geschichtlichen Jesus nicht über euch herrschen! Den Christus sollt ihr uns zeigen, der ihm entstieg, da er verklärt ward vor den Augen der Seinen!"

Das Interesse, das die Umfrage des „Türmer" erregt hat, sowie der Inhalt der meisten der eingegangenen Antworten lassen darauf schließen, daß unsere Zeit nach einer neuartigen Darstellung der Erlösergestalt verlangt. Fraglich aber bleibt es, ob es einem Künstler der Gegenwart gelingen wird, einen Christustypus zu schaffen, der den traditionellen ganz zu verdrängen imstande ist. Nach einigen Schlußworten der Türmerredaktion zu urteilen, hat Fahrenkrog vor, noch andere Christusbilder zu schaffen und uns den Heiland in einer Lebenslage vorzuführen, „in der die Liebe zum beherrschenden Ausdruck werden kann", — vielleicht wird sich dann leichter entscheiden lassen, ob er mit seinem Typus das Richtige getroffen hat.

* * *

Karl Czerny. — Als am 15. Juli 1857 Wien die Kunde durcheilte, Karl Czerny sei gestorben, da bemächtigte sich des Kreises seiner zahlreichen Freunde und Schüler ein Gefühl bitteren Wehes. Man war niedergeschmettert von dem Bewußtsein, einen edlen Menschen, einen treuen Freund und Berater verloren zu haben. Sechsundsechzig Jahre war er alt geworden und hatte von seinem fünfzehnten Jahre an bis zu seinem Tode Musikunterricht erteilt. Obgleich streng in der Auswahl der Schüler, da er nur solche annahm, die ein ausgesprochenes Talent besaßen, verdanken ihm doch unzählige junge Leute ihre Ausbildung. Viele berühmte Künstler hatten ihren Weg von Czernys Unterrichtssaal direkt in das bewegteste Kunstleben der Welt gefunden. Man braucht nur Namen zu nennen wie Franz Liszt, Theodor Kullak,

Sigismund Thalberg, Ninnette von Belleville-Oury, Theodor Döhler, Alfred Jaell, Leopold von Meyer.

Am Ende des 18. Jahrhunderts lebte in der böhmischen Stadt Nymburk ein erfolgreicher und angesehener Musiklehrer namens Wenzel Czerny (zu deutsch Schwarz). Er übersiedelte zuerst nach Prag und dann nach Wien, wo ihm am 21. Februur 1791 sein einziger Sohn Karl geboren wurde. Das früh erwachende musikalische Talent des Knaben wurde von dem Vater mit großem Verständnis und noch größerer Liebe gehegt und gepflegt. Bereits im zehnten Jahre konnte er die schwersten Kompositionen auswendig spielen. Beethoven, der durch den Geiger Krumpholz in die Familie Czerny eingeführt worden war, war so entzückt von dem Talent des Knaben, daß er ihm längere Zeit Unterricht gab. Karl Czerny hat außer seinem Vater und Beethoven keinen Lehrer gehabt. In dem Fürsten Lichnowsky, Beethovens Gönner, fand er einen helfenden Freund, in Clementi und Cramer zwei Männer, deren Methoden und Klavierspiel ihm neue Bahnen eröffneten.

Schon in der Jugend machte sich bei ihm jenes zurückgezogene Wesen geltend, das ihm zeitlebens anhaftete. Er war froh, daß wegen der unruhigen, politischen Zeiten eine geplante Konzertreise, zu der ihm Beethoven eine schmeichelhafte Empfehlung geschrieben hatte, aufgegeben werden mußte. Dafür warf er sich mit großer Begeisterung auf den Klavierunterricht und erzielte solche Erfolge, daß er bald einer der gesuchtesten Lehrer Wiens wurde. Gegen die Schüler war er streng, aber liebenswürdig. Manchem armen Künstler hat er auf die Beine geholfen. Es ist erzählt worden, daß er die Honorare für den Unterricht in einem Beutel sammelte, der bei seinem Tode 30.000 Dukaten (1 Dukaten=10 Mark) enthalten haben soll. Die Wahrheit dieser Anekdote ist nicht verbürgt. Czerny war indessen ein wohlhabender Mann, der sich einen solchen Scherz erlauben konnte.

In den Jahren 1816—1823 fanden jeden Sonntag Nachmittag in Czernys Wohnung Schüleraufführungen statt, die von Beethoven und andern berühmten Musikern der österreichischen Hauptstadt besucht wurden. Hier war sein Paradies. Da fand er jene Genugtuung und Erholung, die die meisten Männer in rauschenden Vergnügungen suchen. Ein Fremder hätte ihn eher für einen katholischen Priester als für einen Musiker gehalten. Er trug stets schwarze Kleidung, ein Sammetkäppchen und eine goldene Brille.

Im Umgang war er ungemein zartfühlend und höflich und erlaubte weder sich noch anderen, schlechte Witze zu machen oder gar Zoten zu erzählen. Seine Lebensweise war einfach, seine Ansprüche bescheiden. Man fand ihn öfters in den großen Musikalienhandlungen Wiens, wo er mit anderen Künstlern zusammentraf. Sonst besuchte er regelmäßig die Konzerte der „Gesellschaft der Musikfreunde“ und versäumte weder eine Oper von Mozart noch Beethovens „Fidelio“.

Mozart, Beethoven und Johann Sebastian Bach waren seine Götter, in deren Welten er auch seine Schüler einführte. Daneben verwendete er beim Unterricht vielfach seine eigenen Etüden, die allein von all seinen vielen Werken seinen Namen als Komponisten der Nachwelt überliefert haben.

Liebhaber von Buchstaben- und Namenspielereien legen gern Bedeutung in die zufällige Ähnlichkeit oder Gleichheit von Anfangsbuchstaben der Namen geistig verwandter Komponisten. Im 17. Jahrhundert lebten beispielsweise die Musiker Scheidt, Schütz und Sweelinck, die man als die drei großen „S“ des 17. Jahrhunderts bezeichnet. In neuerer Zeit hat man gern die Namen Bach—Beethoven—Brahms mit

einander verkuppelt. In ähnlicher Weise spricht man von den „drei großen C des Klavierspiels": Clementi—Cramer—Czerny. Diese drei Komponisten haben das heutige Klavierspiel begründen und entwickeln helfen. Bezüglich des inneren Gehaltes steht Cramer obenan. Er nahm infolge seines empfänglichen Gemütes viele künstlerische Anregungen in sich auf und verarbeitete dieselben. Clementi war insofern von epochemachender Bedeutung, als sich seine Werke nicht allein bezüglich der Form, sondern auch der Feinheit der Melodik auszeichnen.

Was Unterrichswerke anbelangt, so steht Czerny unter den drei C unstreitig in erster Linie. Das Charakteristische seines Schaffens beruht darin, daß er das rein Technische von dem ausdrucksvollen Vortrag trennte und die Ausbildung der beiden Hände zum leitenden Gedanken machte. In manchen Lagern wird er als veraltet hingestellt. Man kann sich keiner falscheren Ansicht anschließen, denn bei den jungen Klavierspielern ist ein wirklich erfolgreicher Unterricht ohne Czerny kaum denkbar. Berühmte Künstler haben das in enthusiastischer Weise anerkannt.

Liszt riet seinen Schülern: „Spielt fleißig Czerny!" Er selbst verdankte seine eminente Technik der Methode und den Etüden seines Lehrers. Rubinstein und Karl Tausig haben besondere Ausgaben der Werke Czernys veranstaltet und hiermit dazu beigetragen, dessen Namen zu erhalten.

Karl Czerny war 66 Jahre alt, als ihn der Tod ereilte. Schon im Jahre 1850 mußte er seinem Riesenfleiß, der ihn nach zehn- bis zwölfstündiger Tagesarbeit noch die Abend- und Nachtstunden zu seiner weiteren Ausbildung ausnützen ließ, Zügel anlegen. Selten hat die Welt einen fleißigeren Musiker gesehen. Er unterrichtete und komponierte bis zu seinem Tode und als dieser am 15. Juli 1857 eintrat, hatten die Musiker einen glänzenden Vertreter ihrer Kunst, die Stadt Wien einen ihrer größten und edelsten Söhne verloren. Das letztere bewies Czerny dadurch, daß er, der ganz allein in der Welt stand und weder Geschwister noch andere Verwandte besaß, sein großes Vermögen testamentarisch den verschiedenen Wohltätigkeitsanstalten Wiens hinterließ.

Fritz Erdmann.

* * *

Ein Vorschlag zur Lösung der Judenfrage in den österreichischen Karpatenländern aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts. — Die erschreckenden Ereignisse, welche sich im laufenden Jahre in Rumänien zugetragen, haben die Aufmerksamkeit der Welt neuerlich auf das Judenproblem im Südosten Europas gelenkt. Dichter als in irgend einem andern Landstrich unseres Kontinents wohnen die Angehörigen des jüdischen Stammes in den Gegenden des subgermanischen Europa, d. i. in jenen weitgestreckten Landschaften, die zwischen den Wohnsitzen des deutschen und großrussischen Volkes von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere reichen. Neben den Gebieten, welche einst das Königreich Polen bildeten, und neben Ungarn gehört daher auch Rumänien zu den Ländern, in welchen der jüdische Volksstamm schon infolge seiner großen Verbreitung ein bedeutsamer, nicht zu unterschätzender Faktor des öffentlichen Lebens ist; die tiefgehende Umgestaltung aller politischen Verhältnisse in den rumänischen Ländern, ihre Befreiung von türkischer Oberherrschaft, ihre Zusammenfassung zu einem Staatswesen auf nationaler Grundlage haben die Bedeutung dieses Bevölkerungselements abzuschwächen nicht vermocht. Aber ebenso ist es, wie die jüngste Bewegung in Rumänien wieder in grauenerregender Weise gezeigt hat, trotz aller politischen Umgestaltungen nicht gelungen, das jüdische Element dem Volksleben Rumäniens organisch einzufügen; man hat einerseits die Emanzipation des Juden-

tums nicht vollzogen und andererseits den jüdischen Fremdkörper zu einem unschädlichen zu machen nicht verstanden. Gerade an jenem Punkte, wo die Nicht-Emanzipation des Judentums den Schutz der rumänischen Bevölkerungsmasse bilden sollte, in der Agrarverfassung, haben die Beschränkungen des Judentums ihre Wirkung versagt; der Grunderwerb ist dem jüdischen Element verschlossen geblieben; dies war aber für dasselbe kein Hindernis, um, von seinem Handelsgeiste geleitet, in der Stellung des Pächters zwischen den grundbesitzenden und grundbebauenden Bevölkerungsklassen eine verhängnisvolle Mittlerrolle zu spielen. Rumänien steht in der Judenfrage vor einem ungelösten Problem.

Angesichts dieser Verhältnisse Rumäniens rücken alle jene Versuche, die einst in verwandten Ländern, als die Judenemanzipation dort noch nicht entschieden war, der Lösung der Judenfrage gewidmet wurden, wieder in den Vordergrund des Interesses. Und besonders bedeutsam muß zur Beleuchtung der rumänischen Verhältnisse alles das erscheinen, was in dieser Beziehung das erst im 18. Jahrhundert von Rumänien abgetrennte Grenzland Österreichs, die Bukowina, berührt. Wir glauben daher, einem allgemeineren Interesse zu begegnen, wenn wir im folgenden an eine fast verschollene Erscheinung der österreichischen Literatur aus dem 19. Jahrhundert erinnern, nämlich an Josef Rohrers „Versuch über die jüdischen Bewohner der österreichischen Monarchie" (Wien, 1804), welcher einen originellen Vorschlag zur Lösung der Judenfrage in den Karpatenländern Österreichs enthält und bei welchem die Bukowina als der Schauplatz der Lösung in Betracht kommt.

Wir müssen hiebei unsere Leser zunächst mit dem Verfasser dieser Schrift bekannt machen.

Als Österreich zu Ende des 18. Jahrhunderts in den Besitz Galiziens und der Bukowina gelangt war, da erfolgte begreiflicherweise die Einwanderung einer Reihe von Beamten aus den österreichischen Stammländern in die neu erworbenen Gebiete, und diese Männer haben sich, was nationale Gegnerschaft dagegen auch behaupten mag, um das ihrer Obsorge anvertraute Land vielfach wohl verdient gemacht. Zu dieser Gruppe ist in hervorragender Weise auch der Statistiker Josef Rohrer zu zählen. Rohrer hatte zuerst die Stelle eines Polizeikommissärs in Lemberg bekleidet; im Jahre 1806 aber gelang ihm infolge seiner reichen schriftstellerischen Tätigkeit der Übergang zur Professur der Politik und Statistik an der Lemberger Universität, an der er bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1827 wirkte. Rohrers Bedeutung für die Literatur von Österreichs Volks- und Landeskunde ist in der „Allgemeinen deutschen Biographie" (B. XXIX, S. 64–68) eingehend gewürdigt worden. Es kann zwar nicht bestritten werden, daß Rohrers Schriften an wissenschaftlicher Vertiefung manches zu wünschen übrig lassen; durch die Gabe des Verfassers, aus unmittelbarer Lebensbeobachtung zu schöpfen, und durch die Frische der Darstellung behaupten sie aber doch vielfach bleibenden Wert.

Wenn wir uns nun Rohrers obgenannter Schrift über das Judentum zuwenden, so müssen wir für alle jene, welche Rohrers literarische Persönlichkeit nicht kennen, noch vorausschicken, daß er in allen seinen Schriften von nationaler und konfessioneller Einseitigkeit ganz frei erscheint. Er ist, seinen Jugendeindrücken folgend, zumal in kirchlichen Dingen ein warmer Verehrer des Josefinismus. Wenn die Grundsätze der Toleranz also in der Schrift über die Juden verleugnet werden, so sind hiefür nicht vorgefaßte Meinungen, sondern die in Galizien gewonnenen Eindrücke bestimmend gewesen. Rohrer selbst erklärt in der Vorrede,

er habe beabsichtigt, „ein getreues Gemälde des Judenvolkes zu liefern", und da sei es „seine Schuld nicht, wenn der lichten Partien weniger seien als der dunklern".

Aus diesem im ganzen ungünstigen Urteil ergibt sich für ihn das Verlangen, die Regierung solle eine Aktion im großen Stile zur Lösung der Judenfrage entwickeln, aber ganz im Gegensatz zu der aus den josefinischen Ideen gewöhnlich gefolgerten Art der Emanzipation der Juden.

Nach Josefs II. Tode seien, so sagt Rohrer, folgende Wahrheiten immer heller geworden. Die plötzliche und unbeschränkte Aufnahme der Juden in das Staatsbürgerrecht könne keine guten Folgen haben. Daß der Staat den Juden bloß die Rechte der Fremden einräume, sei so lange nicht unbillig, als die Juden selbst behaupten, daß sie bei Ankunft des Messias in das gelobte Land zurückkehren würden. So wie eine Religionslehre ihre Anhänger davon abhalte, sämtliche bürgerlichen Pflichten auszuüben, werden sich dieselben bescheiden müssen, einen schwächeren Anteil an den bürgerlichen Rechten zu haben.

Hiebei bleibt aber Rohrer nicht stehen, er verlangt zur Hebung des Judentums einschneidende positive Maßregeln.

Als jenes Grundübel des Judentums, welches sich von Staats wegen fassen läßt, muß nach Rohrer die einseitige Pflege e i n e s Erwerbszweiges durch den ganzen Volksstamm betrachtet werden. Die traditionelle Übung des Handels durch alle Volksgenossen entwickle den korrumpierenden Schachergeist mit all seinen widrigen Blüten und diese Richtung des Volksgeistes werde unterstützt durch die Ansiedlung der Juden als Minorität innerhalb einer christlichen Bevölkerung. Die ziffernmäßige Unbedeutendheit der Minorität schließe die ökonomische Übermacht der jüdischen Händler über die christlichen Ortsbewohner nicht aus; überall in der Monarchie, wo die Juden eingezogen seien, seien die Christen um den Handel und um den Wohlstand gekommen. Trotzdem hofft Rohrer auf die Hebung des Judentums, und zwar ohne das Mittel konfessioneller Propaganda. Er hält aber hiezu nur zwei Mittel für ersprießlich, nämlich: die Juden seßhaft und zu Landbewohnern zu machen, und diese Mittel sollen daher in der energischesten Weise zur Anwendung gebracht werden, da die von Josef II. in gleicher Richtung rücksichtsvoller getroffenen Maßnahmen erfolglos geblieben. *) Nicht eine räumliche Zerstreuung der Juden unter der christlichen

*) Zur Beleuchtung von Rohrers Vorschlägen dürfte es am Platze sein, den Gang der Juden-Gesetzgebung in Österreich, bezw. in Galizien und der Bukowina seit Kaiser Josefs Judenordnung kurz zu verfolgen.

Durch die galizische Judenordnung vom 7. Mai 1789 (Handbuch der k. k. josephinischen Verordnungen und Gesetze, XVIII. Bd., S. 361 ff.) war grundsätzlich die Gleichstellung der Juden mit den übrigen Untertanen ausgesprochen worden. Die hier noch immer beibehaltenen Beschränkungen verfolgten schließlich nur den staatspädagogischen Zweck, die Juden aus ihrer gesellschaftlichen Eigenart herauszureißen und den christlichen Volkselementen zu nähern. So greifen die Bestimmungen über die Religion, den Unterricht und die Gemeindeverfassung ein, um die Einwirkung der Regierung auch in diesen Punkten zu sichern und namentlich die hebräische Sprache durch die deutsche zu verdrängen.

Die Familiengründung und Übersiedlung der heimischen Juden ist frei, doch ist der Aufenthalt in den Dorfschaften nur denjenigen Juden gestattet, welche sich durch Feldwirtschaft oder ein Handwerk nähren. Alle Nahrungswege sind den Juden erschlossen bis auf bestimmte Pachtungen (Schenken, Mahl-Mühlen, einzelne Gründe untertäniger Kontribuenten, Zehnt- und ähnliche Rechte). Jede Judengemeinde hat auf ihre Kosten eine von dem Kreisamte bestimmte Zahl von Judenfamilien auf Ackergründen anzusiedeln. Schon nach vier Jahren erfolgte ein Rückschlag. Mit Hofdekret vom 9. März 1793 (Polit. Ges.-Samml. Franz II., 2. B., Nr. 85) wurde auf Grund kaiserlicher Entschließung den Juden in Galizien Ankauf und Erbpacht landschaftlicher Realitäten und Gülten verboten. Diese Beschränkung erfuhr durch das Patent vom 8. März 1805 (Pol. Ges.-Samml. Franz II., 24 B., Nr. 26) die Ausdehnung auf jegliche Grund- und

Bevölkerungsmasse sei anzustreben, um auf diese Weise etwa die Aufsaugung des Judentums oder wenigstens die Abschwächung ihrer Sonderart zu bewirken, sondern im Gegenteile die Isolierung der Judenschaft, und ihre lokale Zusammendrängung sei sogar mit Gewalt durchzuführen.

In erster Linie verlangt Rohrer also die Anlegung von besonderen Judendörfern und im weiteren Ausbau seines Vorschlags die geschlossene örtliche Vereinigung dieser Judenkolonien in bestimmten Landstrichen. Die Bukowina einerseits, die Debrecziner und Ketskemeter Heide andererseits sollen dazu bestimmt werden, wenigstens einen Teil der in Galizien und in Ungarn schachernd herumziehenden Juden aufzunehmen, und in diesen Kolonien soll die Festhaltung der Juden mit allen Mitteln des staatlichen Zwanges (Militärkordon usw.) erfolgen. Ist diese räumliche Isolierung erreicht, dann soll es aber innerhalb der den jüdischen Ansiedlungen gezogenen engen Grenzen keine Beschränkung der Besitz- und Erwerbsfähigkeit der Juden geben; der Wettbewerb der jüdischen Stammesgenossen untereinander kann frei sein, denn der jüdische Schachergeist findet dabei kein Ausbeutungsobjekt wie an der christlichen Bevölkerung. Von einer solchen räumlichen Konzentration erwartet Rohrer die Regeneration des Judentums und er malt diese Entwicklung in geradezu enthusiastischer Weise aus.

Rohrers Vorschlag ist bekanntlich in keiner Art durchgeführt worden, trotzdem bleibt die Frage interessant, ob sein Plan überhaupt ausführbar war und welche Folgen die Ausführung gezeitigt hätte. Wir wollen diese Frage hier nur für das von ihm bezeichnete österreichische Land, die Bukowina, zu beantworten versuchen.

Güterpachtung außer solchen obrigkeitlichen Gründen, auf welchen sich die Juden als Ackersleute häuslich niederlassen, um sie selbst zu beurbaren. Für die Bukowina insbesondere wurde dies Patent noch dahin verschärft, daß die Judenschaft auf die Begünstigung der Judenordnung von 1789 keinen Anspruch zu machen habe, sondern auf die bei der Klassifizierung im Jahre 1783 angewiesenen Nahrungszweige zurückzusetzen sei. Das Hofdekret vom 28. März 1805 endlich (Pol. Ges.-Samml. Franz II., 24. Band, Nr. 40) schloß die Juden auch von dem Ankaufe und der emphytentischen Pachtung der Häuser und Häuserplätze in den Landstädten Galiziens aus. Hiebei blieb es bis zum Jahre 1848. Infolge der Ereignisse dieses Jahres fielen die Beschränkungen der Juden und auch die Reichs-Verfassung vom 4. März 1849 gab solchen nicht Raum. Nach der Aufhebung der Märzverfassung trat mit der kaiserl. Verordnung vom 2. Oktober 1853 (R. G. Bl. Nr. 190), welche die vor 1848 bestandenen Beschränkungen der Besitzfähigkeit der Israeliten bis zur bevorstehenden Regelung der staatsbürgerlichen Verhältnisse derselben provisorisch wieder in Wirksamkeit setzte, wohl eine rückläufige Bewegung ein; dieser Rückschlag war aber nicht von Dauer. Im Jahre 1859 schon (Vdg. vom 29. November, R. G. Bl. Nr. 217) erfolgte die Beseitigung des Erfordernisses kreisämtlicher Bewilligung bei Judenehen und von 1860 an vollzog sich die gesetzliche Emanzipation der Juden Schritt für Schritt. An die Aufhebung der Beschränkungen der Zeugenfähigkeit und des Ausschlusses von gewissen Gewerben sowie des Aufenthalts-Verbotes in gewissen Gegenden (flaches Land in Galizien und der Bukowina, Bergorte in Böhmen) schloß sich die Zulassung zu dem Besitze unbeweglicher Güter wenigstens für den größeren Komplex der österreichischen Länder (Vdg. vom 6. Januar, 13. Januar, 14. Januar, 18. Februar 1860, R. G. Bl. Nr. 9, 15, 17, 45); für Galizien und die Bukowina allerdings, welche uns hier in erster Linie interessieren, vollzog sich dieser Prozeß in etwas verlangsamter Weise: die Zulassung zum Realbesitz erfolgte hier, die Pachtung landtäflicher Realitäten ausgenommen, nur auf Grund persönlicher Qualifikation durch Mittelschul-Studien oder den Offizierscharakter (Vdg. vom 18. Februar 1860, R. G. Bl. Nr. 44). Aber auch hier erfolgte schon durch das Gesetz vom 28. Februar 1864 (R. G. Bl. Nr. 26), welches die israelitischen Gemeindemitglieder der Stadt Czernowitz zum Realbesitze daselbst ohne die eben erwähnten Beschränkungen zuließ, ein weiterer Schritt. Das für alle Länder giltige Gesetz vom 18. November 1863 (R. G. Bl. Nr. 93), welches den Juden das Notariat eröffnete, griff noch umfassender ein. Die Verfassungsrevision von 1867 endlich brachte das Werk der Emanzipation durch den grundrechtlichen Satz der Unabhängigkeit der bürgerlichen und politischen Rechte von dem Religionsbekenntnisse (Art. 14 des Staatsgrundgesetzes vom 21. Dezember 1867, R. G. Bl. Nr. 142) formell zum Abschlusse; nur an das Verbot des Konnubiums von Christen und Juden rührte sie nicht

Als Rohrer seinen Vorschlag entwarf, war die Bukowina kaum drei Jahrzehnte mit Österreich vereinigt und die Stellung des Landes innerhalb Österreichs selbst eine noch vielfach unbestimmte. Nachdem das Land ursprünglich unter Militärverwaltung gestanden war, hatte man es bald schlechtweg als einen Kreis Galiziens behandelt, bald ihm eine größere Selbständigkeit zugedacht. Daneben war der Vorschlag ernstlich in Erwägung gezogen worden, das Land im Anschluß an die siebenbürgische Militärgrenze zu einem Teil der Grenzinstitution zu machen und die Besiedlung des Landes im Wege dieser Militarisierung zu erstreben. Ein Land mit so schwankenden staatsrechtlichen Grundlagen und in jeder Beziehung unfertigen Verhältnissen war, wenn irgend eines, zu Experimenten geeignet. Namentlich aber waren durch die dünne Schichtung der Bevölkerung sowie durch das verschwommene ethnographische Gefüge die Bedingungen zu populationistischen Versuchen gegeben. Wenn man sich die Tatsache vergegenwärtigt, daß die Bukowina zu Rohrers Zeit kaum 200.000 Einwohner besaß*) und jetzt nach 100 Jahren auch ohne systematische Kolonisation weit über 700.000 Einwohner zählt, so kann man wohl nicht zweifeln, daß hier noch Raum für Kolonisationen vorhanden war.

Die österreichische Regierung hat sich zu großen Ansiedlungsversuchen irgend welcher Art nicht aufgerafft, sie hat nur durch die Gewährung einer fünfzigjährigen Rekrutierungsfreiheit beigetragen, die Bukowina zum begehrenswerten Einwanderungsziele zu machen. Dadurch ward aber der Bevölkerung des Landes gerade eine mosaikartige Zusammensetzung gegeben, welche selbst in dem an Polyglottismus reichen Österreich sonst in diesem Maße nicht wiederkehrt. Die rumänische Grundbevölkerung des Landes ward dem Ruthenentume gegenüber zur Minorität und wurde überdies, abgesehen von polnischen, deutschen und magyarischen Einschüben von Juden in großer Zahl durchsetzt.

Die Vermehrung der Juden in der Bukowina war auch in dieser Weise ohne direktes Eingreifen der Regierung eine so starke, daß man behauptet hat, die Juden hätten hier ihr zweites Kanaan gefunden.**) Wie groß die Macht aber auch sein mag, zu welcher die Juden in der Bukowina gelangt sind, es ist immer die Stellung einer auf ein fremdes Volkstum sich aufbauenden, der nationalen Geschlossenheit und Allseitigkeit entbehrenden Minorität.***)

Ganz anders wäre die Stellung der Juden in der Bukowina nach Rohrers Vorschlägen geworden. Die Ausführung dieses Projektes hätte jedenfalls zur Folge gehabt, daß dem Lande Bukowina ein, wenn nicht ausschließlich, so doch so vorwiegend jüdischer Bevölkerungscharakter verliehen worden wäre, wie er auch nicht entfernt in einem zweiten Lande Europas zu finden ist. Und dieses Hervortreten des Judentums auf begrenztem Territorium wäre um so merkwürdiger gewesen, als die Juden damit zugleich einen politischen Körper, nämlich ein mit gewisser politischer Selbständigkeit ausgestattetes Land in Besitz genommen hätten. Es hätte

*) Vergl. die Abhandlung Adolf Fickers „Hundert Jahre“ zur Säkularfeier der Vereinigung der Bukowina mit Österreich im I. Jahrgang der „Statistischen Monatsschrift“ (Wien, 1875), S. 403—429. Nach dieser hier gewiß maßgebenden Quelle war die Bukowina zur Zeit ihrer Erwerbung durch Österreich, d. i. dreißig Jahre vor Rohrers Schrift, fast menschenleer; sie zählte nämlich höchstens 75.000 Einwohner.

**) Vergl. H. J. Bidermann, „Die Bukowina unter österreichischer Verwaltung, 1775—1875“ (Wien, 1875), S. 68.

***) Über die wechselvollen Schicksale der Juden in der Bukowina belehrt am eingehendsten die gründliche Arbeit von Dr. Polek: „Statistik des Judentums in der Bukowina“ im Maihefte des Jahrganges 1889 der „Statistischen Monatsschrift“.

sich hienach nicht nur die soziale und wirtschaftliche Lage des Judentums von Grund aus umgestaltet, sondern dem Judentum wäre auf diese Weise auch eine politische Aufgabe zu teil geworden, wie sie ihm seit achtzehn Jahrhunderten niemals beschieden gewesen war. Es wäre auf gewaltsamem Wege gegen den Willen der Juden selbst dem jüdischen Volkstum der Boden zu einem geschlossenen nationalen Leben geschaffen worden.

Das Programm Rohrers berührt sich sonach in eigentümlicher Weise mit der in den letzten Jahrzehnten aus der Mitte des Judentums selbst hervorgegangenen zionistischen Bewegung, welche gegenwärtig allenthalben im raschen Flusse begriffen ist. Die Motive der zionistischen Bewegung sind gewiß zum großen Teile religiöser Natur; daß diese Bewegung aber nicht von religiösen Momenten allein getrieben wird, zeigt der Umstand, daß das letzte Ziel ihres Programms, die Besiedlung Palästinas, nicht allgemein als ein unverrückbares gilt, sondern neben sich als Eventualziel die Besiedlung eines anderen Landes (Ostafrikas) duldet. In jeder Variante hingegen offenbart sich in der zionistischen Bewegung ein mächtiges Streben nach nationalem Eigendasein, nach staatlicher Existenz, und als unerläßliches Mittel hiezu erscheint die räumliche Konzentration, wie sie bereits von Rohrer, also von nichtjüdischer Seite, empfohlen wurde. Und wenn man in dieser Weise sieht, daß zu den verschiedensten Zeiten und von den entgegengesetztesten Ausgangspunkten Vorschläge zur Lösung der Judenfrage auftauchen, welche sich auf diesen Wegen begegnen, dann regt dies wohl zum Nachdenken an. Wenn es heute noch Länder mit einer ungelösten Judenfrage gibt, — und wer könnte dies unter dem Eindrucke der eingangs erwähnten Ereignisse der unmittelbaren Gegenwart bezweifeln? — dann dürfte doch seitens der Regierungen an der zionistischen Bewegung nicht achtlos vorüberzugehen sein. Eine volle Lösung der Judenfrage ist gewiß nicht möglich, solange der konfessionelle Gegensatz den Stammesunterschied den christlichen Völkern gegenüber verstärkt; die Assimilierung an die europäischen Stammvölker wird nur dann erfolgreich sein, wenn und so weit das Christentum das Judentum innerlich überwunden hat. Wenn es aber an dieser Voraussetzung fehlt und wenn zudem auch die äußerliche Assimilierung örtlich schon infolge der Stärke der jüdischen Minorität nicht möglich ist, so wäre die von dem nationalen Judentum selbst gewollte Sonderung wohl mit allen Kräften zu unterstützen. H. C. H.

* * *

Fraktur oder Antiqua? — Nachdem bekanntlich schon öfters das Verlangen laut geworden ist, für die deutsche Sprache in Schrift und Druck die lateinischen Lettern — als die angeblich deutlicheren und besonders für Ausländer leichter lesbaren — einzuführen, tritt neuerdings der Verlag Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen in einer beachtenswerten Flugschrift energisch für die Beibehaltung, ja Verallgemeinerung des Frakturdruckes ein, vor allem des schönen „Offenbacher Schwabacher", der alles, was den an Antiquadruck gewöhnten Leser stören könnte, abgestreift habe, ohne die Vorzüge der Fraktur einzubüßen. Gerade dem Ausländer, dem zuliebe man die Antiqua durchsetzen möchte, gibt sie zu Mißverständnissen Anlaß. Man denke nur an ihre Unfähigkeit, den Unterschied zwischen ſ und s klarzumachen und ß zu ersetzen. An einzelnen Beispielen wird dieser Umstand deutlich als Mangel fühlbar: so kann „Zentrumsturm" für den Fremden sowohl „Zentrumſturm" als „Zentrumsturm", „Versendung" sowohl „Versendung" als „Verſendung", „Masse des Kreischens" sowohl „Maße des Kreischens" als „Masse

des Kreischens" heißen; und welche Schwierigkeit müssen dem ungeübten Auge beim rein mechanischen Lesen Worte wie Grossstadt, Waldesseen oder Volkscharakter bereiten, während es mit Großstadt, Waldesseen oder Volkscharakter gewiß ganz leicht fertig wird. Eine weitere Erschwerung des Lesens der Antiqua entsteht durch das Fehlen der meisten Unterlängen (vergl. z. B. s, h, f, x und z gegen ſ, h, f, x und z) und vieler Oberlängen, an denen das Auge am leichtesten haftet und die ihm somit zu schneller Orientierung dienen. „Findet nun in der Antiqua das Auge soviel weniger Stützpunkte über und unter der Zeile", führt G. Ruprecht aus, „und muß es obendrein bei der Mehrzahl der wenigen erhalten gebliebenen Oberlängen erst in den Körper der Zeile hinabgleiten, um die Unterscheidungsmerkmale der betreffenden Buchstaben zu finden, so kann nicht zweifelhaft sein, daß hierin ein wesentlicher Nachteil der Antiqua liegt. Die große Zahl und vorzügliche Charakteristik der Ober- und Unterlängen der Fraktur dagegen erleichtert nicht nur das Lesen überhaupt, sondern ist für ein leichtes Lesen deutscher Texte wegen ihrer langen Worte unerläßlich, zumal wenn es auf leichtes Überfliegen ankommt."

Die Freunde der Antiqua führen gewöhnlich zu ihrer Verteidigung die leichtere Erkennbarkeit der Einzelbuchstaben an, diese hat jedoch mit der Lesbarkeit im Wortzusammenhang nichts zu tun, denn „das Auge erfaßt die Wortbilder nach den experimentellen Feststellungen von Erdmann und Dodge (Halle, 1898) desto schneller, je kürzer sie sind". Da nun die deutsche Sprache an und für sich an langen Worten und Wortzusammensetzungen sehr reich ist, liest sie sich naturgemäß in der zusammendrängenden Fraktur leichter als in der breitlaufenden Antiqua. Im Englischen fallen deren Mängel nicht so störend auf, weil die Worte der englischen Sprache sich bekanntlich durch große Kürze auszeichnen, für das Französische aber kommt im allgemeinen nicht der breite, sondern der schmale Schnitt der Antiqua zur Anwendung.

Um die Richtigkeit seiner Behauptungen zu erproben, hat Ruprecht folgenden Versuch gemacht: er hat einige in Offenbacher Schwabacher-Fraktur gedruckte englische Sätze durch ihm befreundete amerikanische Gelehrte des Deutschen völlig unkundigen Amerikanern verschiedener Bildungsschichten vorlegen lassen und alle — Studenten, Institutsdiener, Schulkinder u. a. — haben diese Proben ohne die geringste Schwierigkeit lesen können. Kinder von 12—14 Jahren schienen nicht einmal zu bemerken, daß es nicht die ihnen gewohnte Druckschrift sei. Somit erscheint die Behauptung widerlegt, die Deutschen müßten, damit ihre Bücher von Ausländern bequem gelesen werden könnten, auf die Frakturschrift verzichten. Vielleicht gehört auch die folgende Bemerkung hierher: in der lettischen Sprache, die die Eigentümlichkeit hat, daß sie mit lateinischen Buchstaben geschrieben, aber in Fraktur gedruckt wird, ist schon wiederholt der Versuch gemacht worden, der Einheitlichkeit wegen auch für den Druck die Antiqua einzuführen, doch bisher ist es nicht gelungen, damit durchzudringen, und die in lateinischen Lettern gesetzten Lesestücke machen den Volksschülern nach wie vor größere Schwierigkeiten als die in Fraktur gedruckten. — Was nun den äußern Eindruck, das Aussehen der Fraktur im Gegensatz zu dem der Antiqua betrifft, so erklärt Ruprecht „die abgeschliffenen und gefeilten Formen der Antiqua, auch in ihren schönen Schnitten aus der Zeit der Renaissance, im Gegensatz zur lebensvollen Fraktur im ganzen für kalt und in gewisser Beziehung unter Umständen störend langweilig", und man wird nach einigen Vergleichen nicht umhin können, ihm hierin recht zu geben. Schon die

Gleichartigkeit der meisten Majuskeln mit ihren Minuskeln (z. B. c C, o O, s S, v V, w W, x X, z Z ꝛc.) wirkt unschön und ermüdet die Aufmerksamkeit. Aber auch hier wie überall gilt das „Jedem das Seine"; es wird Werke geben, für die der Geschmack unbedingt die kalte Schönheit der Antiqua wünscht, und so wie man sich die kraftvolle Sprache Goethes oder Bismarcks nicht anders als in „knorriger, lebensvoller Fraktur" denken möchte, „kann z. B. der klassisch ausgefeilte Stil eines Philosophen aus ästhetischen Gründen die Antiqua fordern".

* * *

Wie in dem in der Kultur, 1906, S. 385 ff., erschienenen Artikel „Zur Geschichte des Katholizismus in Rußland" von H. Brentano erwähnt wurde, macht sich dortselbst seit der Verkündigung des kaiserlichen Ukases über die Gewissensfreiheit unter den vormals Unierten ein starkes Streben nach Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche bemerkbar. Um nun diesem Streben Einhalt zu tun, gebraucht ein Teil der griechischen Geistlichkeit — wie den „Katholischen Missionen" (35. Jahrg. 1906/7, Nr. 11) aus Rußland geschrieben wird — recht sonderbare Mittel: das in religiösen Dingen ziemlich unwissende Volk wird durch Einführung einiger der Union eigentümlicher Äußerlichkeiten, z. B. Läuten der Glocken nach katholischer Weise, Prozessionen mit einer Monstranz, in der aber statt des Allerheiligsten ein Bild des hl. Nikolaus eingeschlossen ist u. a., über den wahren Stand der Dinge getäuscht. Wo diese Kniffe nicht helfen, da schämt man sich nicht, „dem der Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche geneigten Volke zu erklären, das kaiserliche Manifest gebe keineswegs ohne weiteres die Freiheit zum Übertritte es habe vielmehr nur den Zweck, zu prüfen und festzustellen, ob die vormals Unierten wirklich ernstlich und aufrichtig der russischen Staatskirche zugetan seien. Bald würden die Kosaken erscheinen und alle mit Knuten durchprügeln, die der Staatskirche nicht treu ergeben seien". Bei den in Rußland herrschenden Zuständen kann eine solche Drohung nicht ohne Wirkung bleiben; viele der zum Übertritte Entschlossenen wagen es nun nicht mehr, ihre Absicht auszuführen, ja einige von ihnen sind so eingeschüchtert, daß sie sich scheuen, mit ihren bereits katholisch gewordenen Verwandten zu verkehren, um ja nicht in den Verdacht der Katholikenfreundlichkeit zu geraten.

In derselben Zuschrift wird darüber geklagt, daß der Staat nichts tue, um dem Bedürfnisse nach Schaffung neuer oder Wiederherstellung der einst gewaltsam aufgehobenen katholischen Sprengel entgegenzukommen, obgleich dies bei folgerichtiger Anwendung des kaiserlichen Religionsediktes geschehen müßte. „Im ganzen ungeheuren Gebiet des eigentlichen Rußland, einschließlich Sibiriens, Turkestans und Kaukasiens, bestehen tatsächlich bloß zwei katholische Bistümer: der Erzsprengel Mohilew mit dem erzbischöflichen Sitz in Petersburg, und Tiraspol mit dem bischöflichen Sitz in Saratow. Die im Augenblick wenigstens 2½ Millionen Gläubige zählende Diözese Minsk ist seit Jahren gewaltsam unterdrückt und zur Verwaltung dem Erzbischof von Mohilew zugewiesen, als ob derselbe mit seinen auf unermeßliche Strecken zerstreuten 900.000 Gläubigen nicht schon übermäßig genug Arbeit hätte." Wenn diesem Übelstande abgeholfen würde, wenn die katholische Kirche die nötige Bewegungsfreiheit und mehr Kräfte besäße, dann — so meint der Gewährsmann der „Katholischen Missionen" — würden sich ihr viele Russen zuwenden, die über das direkt gegen die Religion gerichtete Treiben der jüdisch-sozialistischen Partei und über die Ohnmacht der russischen Staatskirche empört seien. Laute Klagen höre man namentlich über die in den Ferien weilenden russischen Seminaristen, die künftigen

Geistlichen, die sich gewöhnlich durch die krassesten anarchistischen oder kommunistischen Grundsätze auszeichnen. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß in den katholischen Kirchen des eigentlichen Rußland recht bald auch russisch gepredigt würde, damit die russisch-katholischen Konvertiten, deren Zahl in manchen Städten erheblich zunehme, auch Predigt und Unterricht in ihrer Muttersprache erhalten könnten. „Das Schreiben des Kardinalstaatssekretärs Merry del Val an die Bischöfe des Zarenreiches kommt hier wirklich einem schreienden Bedürfnis entgegen. Es erklärt klar und deutlich, daß der Heilige Stuhl niemals grundsätzlich sich gegen das Predigen in russischer Sprache ablehnend verhalten, dasselbe vielmehr nur dort als weniger entsprechend bezeichnet habe, wo die Gläubigen sich einer andern Sprache bedienten. Ausdrücklich werden russische Predigten für das eigentliche Rußland jetzt zugestanden."

Die sprachliche Verschiedenheit ist überhaupt derjenige Faktor, der die Pastoration der Katholiken im Zarenreiche so sehr erschwert. Das wird neuerdings in einer a. a. O. wiedergegebenen Ausführung des „Klemens" von Tiraspol (X., Nr. 30) geschildert. Der katholische Klerus Rußlands besteht zum überwiegenden Teile aus Polen, von denen nur selten einer der deutschen Sprache mächtig genug ist, um den zahlreichen deutschen Gemeindegliedern zu predigen oder die Beichte abzunehmen. Nur in St. Petersburg, wo deutsche Dominikaner wirken, macht sich dieser Übelstand nicht fühlbar, während die deutschen Katholiken Moskaus oft monatelang ohne Seelsorger bleiben müssen. In Wilna, wo zirka 800 deutsche Katholiken leben, befindet sich nach oben erwähnter Schilderung die alte, noch aus der Zeit der Deutschmeister stammende St. Annenkirche seit Jahren in Restauration, wodurch der Gottesdienst unmöglich ist. In Polen treibe der Mangel an Pastoration in deutscher Sprache manchen Katholiken in die protestantischen Kirchen, wo sie wenigstens eine Predigt in ihrer Muttersprache zu hören bekommen.

Man sieht, die Lage der katholischen Kirche in Rußland ist auch nach dem Religionsedikt noch nichts weniger als befriedigend. Aber: „Lassen wir bei allen Schwierigkeiten den Mut nicht sinken," so schließt jene Ausführung, „und hoffen wir auf eine bessere Zukunft. Wir sind keine Hakatisten, wir wollen niemand etwas nehmen, aber auch selbst nichts verlieren, weder Glauben noch Nationalität. Den Glauben schätzen wir über alles, unsere deutsch-katholische Nationalität unterschätzen wir nicht."



Inhalt des achten Jahrganges.

Belletristisches.

Seite

Gedichte.

Umschau.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leogesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.

